Der deutsche Roman

des

achtzehnten Jahrhunderts.

Eichendorff
Romane

Der deutsche Roman

des

achtzehnten Jahrhunderts

in

seinem Verhältniß zum Christenthum.

Von

Joseph Freiherrn von Eichendorff.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1851.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Einleitung.

Die Poesie ist die Blüte der Gesammtbildung einer Nation, diese Bildung aber der Ausdruck des sittlichen und religiösen Zustandes derselben, dessen Veränderungen, gleichwie die wechselnden Jahreszeiten die Landschaft, unwillkürlich und nach unabänderlichen Naturgesetzen Klima und Physiognomie der Literatur bestimmen. Es wird daher immerdar die Poesie einer besondern Zeit vorzüglich die Sitte und religiöse Anschauungsweise dieser Zeit, auch wo sie gegen dieselbe opponirt, bildlich abspiegeln. Denn selbst ihre sogenannten Ideale, soweit sie auch über die Gegenwart hinauszuschreiten scheinen, was sind sie im Grunde Anderes als der Inbegriff aller Sehnsucht, Wünsche und Hoffnungen, der endliche Maßstab einer bestimmten Zeit an das Unendliche, Unermeßliche gelegt? Man durchlaufe nur einmal in Gedanken die ganze Scala dieser Ideale von Sigurd dem Schlangentödter bis zum Sigwart — welche Wechsel der Culturgeschichte rollt die bloße Musterung dieser imaginairen Weltbeherrscher vor unsern Blicken auf!

Nicht alle Dichtungsarten jedoch geben eine gleich scharfe Signatur. Das Lehrgedicht ist seiner Natur nach zu ausschließlich auf einen besondern, oft ganz unpopulairen Zweck gerichtet, die Lyrik zu schwunghaft, subjectiv, ja persönlich, um daraus die Physiognomie einer ganzen Generation mit Sicherheit zu erkennen. Ohne Zweifel wird diese Physiognomie durch das Drama, dessen Hauptaufgabe eben die Charakteristik des Lebens ist, überall am genauesten bezeichnet, wo sich dasselbe irgend naturgemäß entwickelt hat. Calderon versenkt uns in alle Tiefen jener wunderbaren Ritterlichkeit, die sich in Spanien am längsten gegen die moderne Bildung behauptete; Shakspeare ist durch den germanischen Geist Altenglands, der durch seine Schauspiele weht, fast unser Landsmann geworden; und selbst die classischen Franzosen haben, ganz charakteristisch, ihren Theaterhelden die Allongenperücke aufgesetzt und sie am Hofe ihres theatralischen Ludwig's XIV. courfähig gemacht.

Allein in Deutschland besitzen wir bis heut noch kein nationales Schauspiel. Unsere Tragödien sind die Schleppträger fremden Pathos, und unser Lustspiel, seitdem wir den Hanswurst vornehm begraben, quält sich mühselig mit ausländischen Plattheiten ab, als hätten wir deren nicht schon zu Hause genug. In Deutschland ist daher nur der Roman der einzig zuverlässige poetische Ausdruck der geistigen Zustände. Die selbst in ihren Irrthümern und Thorheiten gründliche, grübelnde und mehr beschauliche als handelnde Natur der Deutschen ist recht geeignet für eine Dichtungsart, bei deren breiter Form oder vielmehr Unform der Dichter wie auf einem Spaziergange alles nur Erdenkliche, Natur und Menschen,

Wolken und Kraut, Palaſt und Hühnerhof gemüthlich in ſeinem Gedächtniß einfangen kann. Und eben dieſes bequeme Sichgehenlaſſen macht den Roman, der überdies neben der Lyrik bei uns am eifrigſten ausgebildet worden, zu einer wahren Muſterkarte aller Geſinnungen und Narrheiten, Abgründe und Untiefen ſeiner Zeit. Unſere Aufgabe wird demnach hier der Verſuch ſein, die Geſchichte der ſittlichen und religiöſen Verwandlungen Deutſchlands im vorigen Jahrhundert, wie ſie in unſerm Romane hieroglyphiſch angedeutet ſind, in kurzen Umriſſen nachzuweiſen.

Unſere ganze neuere Geſchichte iſt durchaus revolutionär, ein Kampf des Alten und Neuen. In dieſem idealen Kampfe um die Zukunft ficht die Literatur im Vordertreffen: Gedanken, gleichviel ob geſunde oder verkehrte, ſind ihre Schwerter, ihre Macht die ewig ſchwankenden, leichtbeſtimmbaren Maſſen. „Nun wird aber Der am wenigſten über den Gang eines Krieges ſich orientiren können, den man mitten in das Getümmel und den Pulverdampf hineinſtellen wollte. Es wird mithin auch hier weder auf ängſtliche Jahreszahlen, noch auf die äſthetiſche Bravour Einzelner, ſondern vielmehr darauf ankommen, mit möglichſter Beſeitigung des bloßen Pulverfutters, die durch hochmüthige Schulweisheit, moderne Vorurtheile und willkürliche Syſteme aufgewirbelten Staubwolken zu theilen, welche die Hauptrichtungen und Evolutionen verſchleiern.

Die Welt war culturmüde und blasirt, sie hatte sich noch einmal mit ihren abgestandenen Tugenden und Künsten wie eine alte Kokette ausgeschmückt, und konnte weder leben mehr, noch sterben. Da trat ein Kind mitten unter die Altklugen und sagte: „Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, so könnt ihr nicht in das Himmelreich eingehen!“ Aber den classischen Philistern kam das eben kindisch vor, sie hatten kein Herz fur den Himmel wie fur die Erde; in Konstantinopel, dieser Caricatur des alten Roms, wurde die neue Lehre lau und politisch als Hofsache genommen, und eine ungeheuere Langweiligkeit lagerte über dem ganzen gebildeten Europa, wie faules feuchtes Wetter alle Fugen des alten Baues zersetzend. Da kamen die germanischen Völker wie eine Naturgewalt von ihren Waldbergen herab, zertrümmerten die morschgewordene lügenhafte Pracht, und hoben das verlassene Kind begeistert auf ihre Schilde. Und aus diesem Bündniß des altnordischen Geistes mit dem christlichen [illegible]

Man hat ſich in unſerer Zeit oft darüber verwundert, wie ein ſo lebenskräftiges Geſchlecht eine Religion der Entſagung ſo herzhaft ergreifen konnte. Als ob es etwa heldenmüthiger wäre, in thieriſcher Genüge und Genußſucht dem Erdgeiſt zu frohnen, als ihn zu bezwingen und das Leben kühn an ein Höheres zu ſetzen! Das Chriſtenthum hatte das Irdiſche, indem es daſſelbe mit dem Himmel in lebendigen Zuſammenhang brachte, plötzlich unabſehbar erweitert; es hatte das ganze Leben zu einem Drama gemacht, deſſen letzte Acte in das Unendliche hinüberſpielen, und mithin einen unausgeſetzten Kampf zwiſchen dem endlichen äußern Daſein und der in der menſchlichen Natur begründeten, unendlichen innern Anlage eröffnet. Und dieſen tragiſchen Kampf ſehen wir jenes Heldengeſchlecht nun jugendlich aufnehmen, ein großartiges Ringen mit den Drachen und Lindwürmern ungeheuerer Leidenſchaften. Der furchtbare Egoismus der rohen Kraft wird zur Hinopferung um Gotteswillen, die unbewachte Willkür zum weltlichen Gewiſſen der Ehre, die Liebe zu einer religiöſen Macht, wie ſie ihnen in der heiligen Jungfrau in überirdiſcher Schönheit erſchienen, deren Abglanz, auf die irdiſchen Frauen wieder zurückſtrahlend, den idealen Minnedienſt begründete. Seine eigenthümliche Heroenzeit aber hat dieſes Ritterthum in den Kreuzzügen durchgefochten, und noch bis in die ſpätern Jahrhunderte hinauf gegen die Araber in Spanien.

Es konnte nicht fehlen, ſoviel Poeſie des Lebens mußte auch in der Dichtung ſich abſpiegeln. Es war die germaniſche Waldnatur mit ihren Abenteuern, mit ihren Elfen, Berggeiſtern, Nixen, Rieſen und Zwergen,

wunderbar durchfunkelt von dem frischen Morgenroth, das in die ahnungsvolle Götterdämmerung der altnordischen Mythologie hereingebrochen. Es war dieselbe jugendliche Eroberungslust, die, wie dort Italien und Palästina, hier die fremden geistigen Elemente, das Altclassische und das Orientalische, anstatt von ihnen überwältigt zu werden, sich unterwarf und christlich machte. Diese Dichtung des Ritterthums aber bildete, dem wachsenden Zuge des leztern folgend, drei Hauptströme: den Kampf der gothischen, burgundischen und fränkischen Helden zur Zeit der Völkerwanderung im Nibelungenlied und Heldenbuche; die Geschichten von Karl dem Großen und seinen Gefährten; und endlich die Sage von Artus und dem heiligen Graal. Die Kreuzzüge selbst waren, weil sie der damaligen Poesie noch zu nahe standen, selten unmittelbarer Gegenstand derselben; aber ihr phantastischer, frommer Geist ist überall, und schon darin sichtbar, daß alle früherliegenden Heldenfahrten mehr oder minder in Kreuzzüge verwandelt wurden.

Die Nibelungen ragen noch wie ein zackiges Gebirge aus der altnordischen Titanenwelt herein, da ringen noch jene Lindwürmer trotzig auf Tod und Leben mit der neuen mildern Weltansicht, der schöne Sigfried bezwingt den Drachen und erhebt den verborgenen Hort, er selbst aber ist früh dem Tode verfallen, und das Ganze endigt, wie eine herbe Tragödie, mit dem Zusammensturz der heidnischen Heldenwelt, die es fast zornig und widerstrebend abschließt. Entschiedener schon tritt die christliche Apotheose des Ritterthums in der Karlssage hervor. Der Hauptgedanke ist die göttliche Sendung des großen Kaisers und seiner Paladine zur Ausrottung des Heiden-

thums. Karl erscheint als Heiliger, seine zwölf Heldengenossen als geharnischte Apostel, der falsche Ganelon als der Verräther Judas; und Karl's tapferer Neffe Roland wird, obgleich in der unglücklichen Schlacht bei Ronceval von den Ungläubigen erschlagen, dennoch in höherm Sinne als Sieger gefeiert, weil er durch seinen Tod sich die Märtyrerpalme errungen. In den wesentlich allegorischen Dichtungen von Artus und dem heiligen Graal endlich ist die volle religiöse Bedeutung des Ritterthums poetisch niedergelegt, wie sie fast gleichzeitig auch in den geistlichen Ritterorden ins wirkliche Leben trat. Der Ritter soll durch Selbstbezwingung, hohe Thaten und Tugenden sich für seinen höchsten Beruf befähigen als Bewahrer und Verbreiter des Christenthums, dessen Geheimnisse durch die heilige Abendmahlsschüssel, worin Joseph von Arimathia das Blut des Heilands aufgefangen hat, symbolisch bezeichnet werden. Die funfzig Heldenritter aber, die um des Königs Artus Tafelrunde sitzen, sind die Hüter dieses heiligen Graal's. Diese geistliche Weihe des weltlichen Ritterthums bildet z. B. den eigentlichen Inhalt des Parzival von Wolfram von Eschenbach. In Waldeseinsamkeit fromm und sehnsüchtig aufgewachsen, wird Parzival durch den Glanz eines vorüberziehenden Ritterhäufleins in die Welt verlockt, und kommt nach mancherlei Abenteuern an des Artus Hof. Doch unbefriedigt von den äußern Erfolgen, vielfach bitter getäuscht und gedemüthigt, verzweifelt er an Gott und stürzt sich trotzig in neue Abenteuer. Aber mitten in dieser Verwilderung treibt ihn der geheime Zug seiner edlern Natur zur Fahrt nach dem heiligen Graal. So kommt er zu dem Einsiedler Trevri-

zent, von dem er endlich das Irdiſche heldenhaft dem Göttlichen unterzuordnen lernt. Sein Bruder und ſeine frühern Gefährten ringen nun weltlich um daſſelbe Ziel und ſind ihm an Glück, Ruhmesglanz und ritterlichen Künſten überlegen, aber nur Parzival wird König im Graal.

Die bilderreiche Farbenglut des Orientaliſchen, womit das Abendland durch die Kreuzzüge in Berührung kam, blieb eigentlich immer nur eine phantaſtiſche Arabeske der chriſtlichen Poeſie, und hat dieſe nur mit der luſtigen Wunderwelt der Feen dauernd bereichert. Eingreifender war der Einfluß des Altclaſſiſchen, das ſie zugleich mit dem Chriſtenthume von den Römern überkommen. Allein die Poeſie der Alten war, wie ſchon oft genug geſagt worden, aus dem Gefühl einer harmoniſchen Geſundheit des endlichen Daſeins hervorgegangen, die ſich ſelbſt genügende Verherrlichung, ja Vergötterung der Sinnlichkeit. Im Chriſtenthum dagegen erhielt das Irdiſche nur durch ſeine höhere Beziehung, nicht durch Das, was es iſt, ſondern durch Das, was es bedeutet, ſeine volle Geltung und Schönheit. Jene war eine Poeſie der Gegenwart, der Freude, dieſe eine Poeſie der Zukunft, der Wehmuth, der Ahnung und der Sehnſucht; beide konnten nicht ineinander aufgehen. Die ſogenannten Barbaren nahmen daher was bei den Alten groß, reinmenſchlich oder ſonſt noch lebensfähig war, mit kindlichem Gemüthe auf, um es in ihrer Art in das neue Licht zu ſtellen und die eigentliche Heroen- und Götterwelt allegoriſch dem Chriſtenthume zu vermitteln. Dieſer Proceß läßt ſich vielleicht an dem Alexandergedicht des „Pfaffen Lamprecht“ am deutlichſten erkennen, das

übrigens, wie natürlich, in Plan und Motiven viel Verwandtschaft mit dem Parzival hat. Hier ist die Geschichte Alexander's des Großen, wie lateinische Traditionen sie fortgepflanzt hatten, schlicht und einfach ins Altnordische übersetzt. Alexander kämpft „wie ein zorniger Bär, den die Hunde bestahn, der seine Wuth kühlt an Allem, was seine Klauen ergreifen." Auch das nordische Naturgefühl und die Lust am Wunderbaren üben, oft überaus lieblich, ihr eingeborenes Recht, z. B. in dem Walde voll prächtiger Blumen, deren Knospen, wenn sie sich erschlossen, wunderschöne Mädchen singend entsteigen, roth und schneeweiß gekleidet wie die Blumen. Der Held leuchtet noch in seiner vollen alten Größe, ist aber durch wenige eingeflochtene Züge fast unmerklich schon ein christlicher Ritter geworden, der in der gefangenen Gemahlin des Darius die Frauen ehrt, der am äußersten Ende der Welt ein echtdeutsches Heimweh fühlt, und den in jenem Walde mit den Mädchenblumen eine tiefe Wehmuth über die Vergänglichkeit alles Irdischen überkommt, „da die Zeit vollging, die Blumen gar verdarben, und hinstarben die schönen Frauen, die Bäume ihr Laub ließen und die Brunnen ihr Fließen und die Vögel ihr Singen." Und als er endlich den ganzen Erdkreis erobert, faßt ihn der menschliche Schwindel, und er will auch das Paradies stürmen und Zins haben von den Engelchören. Da tritt ihm am Himmelsthor ein Alter entgegen und mahnt ihn, sein Gemüth an Güte zu kehren, daß wenn ihn der Tod greife, Gott ihn aufnehme in sein Reich; und der Gewaltige beugt sich in Demuth vor dem unsichtbaren Höhern über ihm. „Da ward ihm vergeben." Aber

von aller Herrlichkeit, da er ſtarb, behielt er nichts als ſieben Fuß Erde, wie der ärmſte Mann.

Man ſieht, dieſe ganze Zeit und ihre Poeſie war alſo weſentlich nach dem Unendlichen gewendet. Da aber das Unendliche an ſich undarſtellbar iſt, ſo mußte nun, um es zur poetiſchen Erſcheinung zu bringen, ſeine Vermittelung mit dem Irdiſchen durch Symbolik verſucht werden. Dies geſchah auf zweierlei, einander ſcheinbar entgegengeſetzten Wegen. Die Einen faßten alles Geheimnißvolle, das der Natur und dem Menſchenleben einwohnt, in eine allgemeine Weltſymbolik zuſammen, und ſuchten dann von oben herab das Bild dafür in der irdiſchen Erſcheinung, als einer bloßen Allegorie jener Symbolik. Dieſe Richtung erreichte in Dante ihren wunderbaren Gipfelpunkt. Andere dagegen, mehr organiſch von der Mannichfaltigkeit und dem Einzelnen der bunten Weltanſchauung ausgehend, ſuchten gerade umgekehrt für das gegebene Bild die höhere Bedeutung, und ſtrebten, die halbvernehmbaren Naturlaute und was in der Menſchenbruſt gleichſam wie in Träumen zu uns ſpricht, jeden verhüllten Keim des Ewigen, von unten hinauf zu der ſymboliſchen Schönheit emporzuranken, nach der ſich Alle ſehnen. Dieſe in der Gegenwart, in der Geſchichte und nationalen Erinnerung wurzelnde Richtung iſt ihrer Natur nach objectiv, plaſtiſch, epiſch. Aber in beiden Fällen war jene Symbolik eine durchaus chriſtliche, und wir haben bereits oben geſehen, wie das Chriſtenthum die Poeſie immer mehr von der äußern Welt nach der innern Welt, vom Realen zu Gemüthszuſtänden, von Handlungen zu Charakteren, mit einem Wort vom plaſtiſchen Epos zur idealen Seelenſchilderung über-

führte, welche aber eben das Eigenthümliche des modernen Romans bildet, der mithin wesentlich christlichen Ursprungs ist.

Dieser Uebergang vom Epos zum Roman ist an sich keine Verirrung oder Entartung der Poesie, er hat seine innere Wahrheit in dem ganzen Entwickelungsgange der Nation, es ist dieselbe urkräftige Poesie, nur mit veränderter Weltansicht. Und diese neue Weltansicht war der Poesie wenigstens ebenso günstig als die alte sinnliche, denn es ist gar nicht abzusehen, warum im Reiche der Erfindung die historische Wahrheit, wie sie im Epos vorwaltet, mehr werth sein sollte, als die ideale des Romans. Eine falsche Idealität freilich, in der alles Sinnliche und Objective krankhaft zerfließt, ist überall, weil sie eines der unabweisbaren Elemente aller Kunst vernichtet, der Untergang der Poesie. Allein jene Weltansicht war eben die christliche, der damalige Roman hatte festen Grund und Boden in einer positiven Religion, die beständig auf ihre Bethätigung im äußern Leben, auf den Heroismus echten Ritterthums, mithin auf eine wenngleich erhöhte Wirklichkeit hinwies, und ihn daher vor der subjectiven Verflüchtigung ins bodenlose Leere bewahrte.

Die willkürlichen Classificationen der Aesthetik haben in der Literatur, wo, wie im Leben, die Grenzen ineinanderlaufen, jederzeit viel Verwirrung angerichtet, und so sind in jener Uebergangszeit auch die Gebiete des Epos und des Romans, zumal bevor der letztere formell in Prosa übergleitet, selten mit vollkommener Sicherheit einzuhegen. Indeß läßt sich dennoch der alte Roman durch einige ihm eigenthümliche Hauptzüge scharf genug be-

zeichnen: Vorherrschen des Gefühls vor der Handlung, der innern Motivirung vor dem Factischen, geistiges Uebersiedeln der sagenhaften Vergangenheit in die lebendige Gegenwart, durchgehende Verklärung dieser Gegenwart durch den Glauben an eine göttliche Leitung in irdischen Dingen, und endlich der Wiederschein der himmlischen Liebe in einer idealisirten irdischen Liebe, die nun als ritterlicher Frauendienst überall in den Vordergrund tritt.

Diese in den Romanen abgespiegelte Weltansicht wird vorzüglich durch zwei große Dichter in zwei verschiedenen Richtungen repräsentirt: durch Wolfram von Eschenbach in ihrer ganzen strengen sittlichen Tiefe; durch Gottfried von Strasburg von der mehr heitern, weltlichen, ästhetischen Seite. Wir haben schon oben im Parzival gesehen, wie ernst sich dort Alles um den heiligen Graal gruppirt. In dem gleichfalls der Graalsage angehörigen Titurel (nur in den ersten 170 Versen von Wolfram, das Uebrige wahrscheinlich von Albrecht von Scharfenberg) erreicht jene ernstere Richtung ihren extremen Gipfelpunkt. Der christliche Glaubensheld vermag nichts durch sich selbst, aber Wunder durch den Beistand von Oben. Fortuna, die muntere Göttin der Aventiure, muß ganz der leitenden Vorsehung weichen, denn „Gelücke und soelden lûne lit an Gott alleine." Das „Brackenseil" ritterlicher Tugenden wird gewunden aus Zucht, Keusche, Milde, Treue, Mäßigkeit, Gottesfurcht, Scham, Bescheidenheit, Stetigkeit, Demuth, Geduld und Liebe, also im geraden Gegensatz zu dem Narrenseil unserer neuesten Romane. Das Ritterthum geht fast im Geistlichen auf, die Priester sind

gottberufene Könige, die beſten Ritter Prieſterkönige im Graal. Weniger myſtiſch und allegoriſch dagegen entfaltet, obgleich unvollendet, Wolfram's Willehalm (Wilhelm von Oranſe) in ſehr objectiv und ſcharf ausgeführten Charakteren faſt alle oben erwähnten Züge des Romans, Alles ſtreng dem leitenden Gedanken unterordnend, daß den höchſten Preis erwerbe, wer „um Gott ſich in Noth läßt finden, denn ihm ſind die himmliſchen Sänger hold, deren Ton ſo hell erklingt". Um des Chriſtenthums willen verläßt die ſchöne Arabelle, Gattin des heidniſchen Königs Tybalt, mit ihrem Entführer Wilhelm Hof und Glanz, den Chriſten zürnend, „weil ſie wähnten, ſie habe das um menſchlicher Liebe willen gethan, ſie hätte auch dort Liebe gelaſſen und holde Kinder bei einem Gatten, an dem ſie keine Unthat gefunden; um Gottes Huld trüge ſie jede Schuld, und einen Theil auch um den Marquis (Wilhelm)." Und als nun die Noth hereinbricht, und Wilhelm von Arabelle's Gatten und Vater in furchtbarem Kampfe bedrängt wird, mahnt ſie noch vor der Schlacht mit rührender Milde zur Schonung gegen die Heiden, denn auch Gott habe ſeinen Mördern verziehen und für die Sünder ſein Leben gelaſſen. Der Kampf ſelbſt aber wird ganz wie ein Kreuzzug aufgefaßt, die Ritter ſtreiten für das Himmelreich, dem verblutenden Viviand erſcheint ein Engel in der Todesſtunde, Wilhelm reicht wie ein Prieſter den Sterbenden das geweihte Brot. Endlich ſiegen die Chriſten, aber ihr Hauptkämpfer Rennewart fehlt, und mit Wilhelm's Klage über ihn ſchließt das ſchöne Gedicht.

Vor Allem aber iſt es eben der ſcharfe Accent, der auf die Liebe gelegt wird, was den alten Roman eigen-

thümlich bezeichnet. Wir haben soeben gesehen, wie die Liebe im Willehalm durch Anknüpfung an das Höchste im Leben ihren Ritterschlag erhält; auch in einer Episode des Titurel erscheint sie in fast überirdischer Schönheit; in Flos und Blankflos von Konrad von Flecke aber bildet ihre Unschuld, ihr Schmerz und endlicher Sieg schon den ganzen Inhalt des Romans. Hier, in das duftige Reich der Kinderwelt versenkt, ist es gleichsam der seelische Leib, die träumerische Ahnung von der Schönheit der Liebe, die wie ein Frühlingshauch Blumen und Laub des Gartens bewegt, wo Flos, ein Sohn des Königs von Spanien und die geraubte Blankflos miteinander aufwachsen und Liebe spielen. Und dieselbe Reinheit durchdringt das ganze Gedicht, wie Flos nachher seine Geliebte, die von seinem Vater insgeheim an morgenländische Kaufleute verkauft worden, mit unverwüstlicher Treue überall aufsucht, sie endlich bei dem zauberischen Sultan von Babylon wiederfindet, und vom Pförtner in einem Korb mit Rosen zu ihr gebracht wird; wie dann der Sultan, der die List entdeckt, sie verbrennen lassen will, und Beide dennoch es verschmähen, von heidnischen Zaubermitteln zu ihrer Rettung Gebrauch zu machen, bis der Sultan zuletzt, von solcher Treue gerührt, den Liebenden verzeiht und sie nach Spanien heimfahren läßt, wo inzwischen auch der König Feinix gestorben ist.

Hierzu bildet Tristan und Isolde von Gottfried von Strasburg, wo außerdem schon Alles fast nur auf Seelenschilderung ausgeht, ein entschiedenes Gegenstück. Tristan's Oheim, König Mark in Cornwall, will die schöne Isolde von Irland heirathen. Der höfische lebensgewandte Tristan übernimmt die Werbung

für ihn, und führt die junge Braut zu Schiff dem Oheim zu. Iſolde's Mutter aber hat ihr heimlich einen Liebestrank für Mark mitgegeben, den Iſolde und Triſtan unbewußt trinken und in unreiner Liebe zueinander entbrennen; alſo freilich ſcheinbar durch eine äußere unwiderſtehliche Nöthigung, aber mit ſo meiſterhafter Motivirung ihrer innern Empfänglichkeit für den böſen Trank, daß dieſer eigentlich nur als Allegorie ihres eigenſten Gemüthszuſtandes erſcheint. Nun wird der ehrliche Mark unausgeſetzt auf die empörendſte Weiſe getäuſcht, die falſche Iſolde hat ihn wie eine ſchöne bunte Schlange zierlich umringelt. Trotz dieſer Buhlerkünſte werden doch Beide endlich von Mark verbannt, und leben nun zuſammen in der „Höhle der Liebenden", über deren Waldeinſamkeit der Dichter allen Zauber der Poeſie verbreitet hat. Indeß auch hier verſtört ſie Mark und nimmt, ſchwachmüthig ſich ſelber täuſchend, Iſolde wieder bei ſich auf. Triſtan aber muß entfliehen und verliebt ſich, nicht ohne innere Vorwürfe und mit ſophiſtiſcher Entſchuldigung ſeiner Untreue, in eine andere Iſolde.

Immerhin mag Gervinus Recht haben, wenn er annimmt, Gottfried habe in dieſem genialen Gedichte ſeinen Helden eben nur als das Spielzeug von Glück und Leidenſchaft und überhaupt nur einen ironiſchen Reflex des Zeitgeiſtes geben wollen. Jedenfalls aber zeugt die Thatſache, daß jene Zeit die Minne ſo auffaſſen und die Poeſie dieſe leichtfertige Auffaſſung ſo verſchwenderiſch verſchönen konnte, ſchon von dem religiöſen Abfall der Liebe. Hier hat ſie nichts mehr von ihrer überirdiſchen Beziehung, ſie entſagt dem Himmel und will für ſich allein gelten. Ehebruch, Lüge, Be-

trug, listige Verhöhnung des Eides und des Gottesgerichts, alles soll im Tristan durch die Macht der Liebe, sowie durch die höfische Virtuosität des Helden in allen weltlichen Künsten gerechtfertigt und geadelt, und diese Rechtfertigung durch die Schönheit der dichterischen Form vermittelt und verkleidet werden. Der Dichter sagt selbst, Liebe sei ein so seliges Ding, daß Niemand ohne ihre Lehen weder Tugend noch Ehre habe, sie lasse sich nicht erzwingen und nicht verbieten, und das Weib, das dabei gerne Lob und Ehre bewahre, sei aus der Art geschlagen, sei ein Mann an Gesinnung und nur mit Namen ein Weib; und nach diesem System der Minne wird dann Isolde als ein Ideal der Weiblichkeit hingestellt. — Man sieht, schon in so früher Zeit wurzelt das Ausschmücken der Liebe mit Glorien, die ihr nicht im mindesten zustehen, der falsche Heiligenschein und die Emancipation der Leidenschaft, jener Monstreliebe oder Liebemonstrums, das späterhin im Garten der Poesie alle Blumen aufgefressen und insbesondere den Roman jämmerlich zu Grunde gerichtet hat. Schon damals also, dem durch alle Geschichte gehenden Dualismus der menschlichen Natur folgend, theilte sich der Roman in jene zwei auseinanderlaufende Richtungen, in die ideale des Wolfram von Eschenbach und die reale Gottfried's von Strasburg. Doch war das religiöse Element in der Nation noch zu gewaltig, und Wolfram's Tiefsinn beherrschte, gleichsam als ein poetisches Gewissen, noch lange hin dieses ganze Gebiet, sodaß manche Romane, z. B. der „Lohengrin" eines unbekannten Verfassers, wegen innerer Verwandtschaft gläubig dem Eschenbach zugeschrieben wurden, viele andere, um höher zu gelten,

ſich abſichtlich mit ſeinem Namen ſchmückten. Auch war jener Zwieſpalt keineswegs etwa nur auf Deutſchland beſchränkt, ſondern ging durch das ganze Abendland. Sehr natürlich; denn das Chriſtenthum, die Religion der ſittlichen Gleichheit, hatte dieſe Völker zu einer großen Familie gemacht und die Begeiſterung der Kreuzzüge auch äußerlich verbrüdert; es war, wie im Leben, ſo auch in der Poeſie überall daſſelbe, nur nach den nationalen Eigenthümlichkeiten verſchieden variirte Grundthema. So langen die Sagenwurzeln des Nibelungenliedes noch in die nordiſche Heldenmythe, die des Heldenbuchs in die gothiſche oder lombardiſche Zeit hinab. So boten die Engländer den Artus und ſeine Tafelrunde, die Franzoſen und Italiener den Kreis von Karl dem Großen und ſeinen Genoſſen; und das Alles war im Titurel, Parzival, Lancelot, Wigolais, im Rolandsliede, im Reinold und Malagis und Ogier von Dänemark nicht blos in unſerm heutigen Sinne überſetzt, ſondern wahrhaft deutſch gemacht und alſo nationales Eigenthum geworden. Dieſe Univerſalität der Poeſie, in den erſten Stadien ihrer Entwickelung durch die lateiniſche Weltſprache vermittelt und repräſentirt, erfoderte jedoch Sprachkenntniß und einen gewiſſen Grad hiſtoriſcher Gelehrſamkeit, und hatte daher zur natürlichen Folge, daß im Anfange die Poeſie faſt ausſchließlich in die Hände der Geiſtlichen, namentlich der Mönche kam, ein Umſtand, der nur günſtig wirken konnte; denn die Dichtkunſt iſt eben eine Kunſt, die nirgend im bloßen Volksliede erſchöpft und am wenigſten durch die Breite eines vagen Dilettantismus gefördert wird, ſondern, um zu gedeihen, jederzeit der ernſten Pflege der

wenigen vorzüglich Befähigten bedarf. Wer aber konnte hierzu berufener sein, als eben die Geistlichen jener Zeit? Häufig als ehemalige Krieger oder Lenker der Staatsangelegenheiten mit den bedeutenderen Beziehungen des Lebens vertraut, fanden sie dann im Kloster jene Unabhängigkeit und beschauliche Muße, die allein im Stande ist, große Erlebnisse dichterisch zu bewältigen, während sie andererseits mit dem Volke, aus dessen Mitte sie hervorgegangen, durch die Seelsorge beständig in lebendigem innern Verkehr blieben und also am geeignetsten waren, Kunst und höhere Einsicht auch wieder volksthümlich zu machen.

Diese letztere Aufgabe hatten sie auch in der That gelöst. Die frischen Quellen, die halbverschüttet durch den alten Sagenberg trieben, waren zu Tage gefördert, ein Jeder konnte nun mit geringer Mühe je nach seinem Maße davon schöpfen. Zur selben Zeit aber ging eine ungeheuere Erschütterung durch alle Gemüther, die Kreuzzüge hatten eine neue Welt eröffnet und zu den alten Heldensagen neue Wunder und eine neue Heldenzeit gefügt. Ein großer Frühling rauschte belebend über das ganze Abendland, in der allgemeinen Poesie des Lebens entglitt auch die Dichtkunst immer mehr den Händen der Mönche, aus der Poesie vom Ritterthum war eine Poesie der Ritter geworden. Fürsten und Helden dichteten, Ministrels, Troubadours und Minnesänger zogen von Burg zu Burg, in geistigen Turnieren nach dem Preise ringend, den schöne Frauen vertheilten. Und eben dieser ritterliche Frauendienst war das Charakteristische und der eigentliche Inhalt jener Gesänge, die Verklärung nämlich der irdischen Schönheit im Weibe, und die Wehmuth

und der Schmerz über die Vergänglichkeit dieſer Schönheit. Dieſer Schmerz tönt, z. B. bei Walter von der Vogelweide, beſtändig wie Nachtigallenklage durch die duftigen Frühlingsnächte; jene Verklärung aber läßt ſich kaum deutlicher bezeichnen, als durch ein Lied von Novalis, wo er die heilige Jungfrau anredet:

Ich ſehe dich in tauſend Bildern,
Maria, lieblich ausgedrückt;
Doch keins von allen kann dich ſchildern,
Wie meine Seele dich erblickt.
Ich weiß nur, daß der Welt Getümmel
Seitdem mir wie ein Traum verweht,
Und ein unnennbar ſüßer Himmel
Mir ewig im Gemüthe ſteht.

Es war die himmliſche Erſcheinung „unſerer lieben Frau", mannichfach niederglänzend in der hohen ſittlichen, alle ſinnlichen Begierden ſtreng zurückweiſenden Würde des Weibes; die tiefe, innige Sehnſucht nach einer ſymboliſchen überirdiſchen Schönheit, deren Gegenſtand mancher Sänger hienieden niemals oder nur im Traum geſehen; eine ernſte, ideale Liebe, „die alle Enge und Weite umſpannt, die auf Erden und im Himmel thront, die überall, nur in der Hölle nicht, gegenwärtig iſt."

Nachdem jedoch die Poeſie auf ſolche Weiſe aus ihrer ſtillen Werkſtatt ins weite Meer des Lebens hinausgefahren, wurde ſie auch gar bald von den Stürmen dieſes ewig wandelbaren Elements und von jener ſchon vorhin angedeuteten Doppelſtrömung erfaßt, deren eine zur urſprünglichen Heimat ſtrebt, die andere unaufhaltſam ins Neue, Ungewiſſe fortreißt. Der durch alle Menſchengeſchichte gehende, bald verborgen, bald offen fortarbeitende Kampf des Rationalismus gegen die alte re-

ligiöse Gesinnung war mit aller furchtbaren Größe der führenden Charaktere jener Zeit in den gewaltsam miteinander ringenden Parteien der Ghibellinen und der Welfen durchgebrochen; und der größte Ghibelline, der geniale und hochgebildete Kaiser Friedrich II., hatte diesen Kampf durch Einführung des verstümmelten und misverstandenen Aristoteles, sowie durch seine eigene Theilnahme an den dichterischen Bestrebungen der Zeit, unmittelbar an Kunst und Wissenschaft geknüpft. Der mildernde, vermittelnde und versöhnende kirchliche Goldgrund, dem früher sich alle poetische Gestaltung enthob, war von der scharfen skeptischen Luft allmälig zerfressen, und die von dieser positiven Grundlage religiöser Gesinnung gelöste Phantasie nun im Leben wie in der Dichtung eine selbständige und also verheerende Macht geworden.

Die zarteste Blume der Poesie, der Minnegesang, wurde zuerst von dem herbstlichen Hauche betroffen. Ihre duftige Seele, diese schlanke, nach überirdischer Schönheit verlangende Liebe, verwirrte sich nun immer mehr in ein metaphysisch-allegorisches Gedankenspiel, bis sie endlich in sinnliche Begierde umschlägt, und der ganze ideale Frauendienst, nachdem er seine höhere Bedeutung vergessen, zur bloßen Galanterie und conventionellen Modesache wird. Wenn man z. B. die beiden berühmten Minnesänger, Walter von der Vogelweide und Ulrich von Lichtenstein miteinander vergleicht, so macht es fast den Eindruck, wie die fromme Innigkeit der ersten Jugendliebe gegen die Weiberjägerei eines frivolen Roués. Ulrich von Lichtenstein, der seinen eigenen Lebenslauf in einem Minneliedercyklus beschrieben, hat daheim eine

wackere, von ihm in seiner Weise geliebte und geehrte Ehefrau, und setzt gleichzeitig Ruh und Leben an den sinnlichen Genuß einer andern, ebenfalls verheiratheten Frau, die ihn nicht mag, aber dennoch seine närrischen Huldigungen duldet, ja gewissermaßen begünstigt, blos weil dies einmal zum guten Ton einer Weltdame gehört. Und es ist nicht nur lächerlich, sondern geradezu ekelhaft, wie der Sänger sich unablässig quält, die gute Dame zu verführen, wie er, ihr zu Liebe, sich seine Doppellefze und einen krummgewordenen Finger abschneidet, dann als Venus verkleidet tiostirend durchs Land fährt und endlich in gemachter Verzweiflung sich selbst ersäufen will.

Man sieht indeß schon aus diesen wenigen Zügen, nicht nur die Liebe, das ganze Ritterthum war durch den neuen Umschwung der Gesinnung alterirt. Und das konnte nicht anders sein. Das Ritterthum beruhte wesentlich auf der Idee der Vertheidigung des Glaubens, oder, was davon unzertrennlich war, der Kirche, und hatte diese Idee praktisch in den Kreuzzügen und den geistlichen Ritterorden, poetisch in der Graalsage dargestellt. Sobald aber dasselbe sich mit der Kirche in Opposition setzte, wie dies in dem Ghibellinenkampfe allerdings geschehen, nachdem also das allgemeine Band gelöst und diese Richtung vorherrschend geworden, mußte auch das Ritterthum in seine natürlichen Bestandtheile und Elemente, deren Verklärung und Verbindung zu einem höhern Zwecke eben sein Charakter war, unaufhaltsam wieder zerfallen. Dem großen göttlichen Vasallenthum aller christlichen Ritter traten jetzt zersplitterte Sonderinteressen in tausend souverainen Ländchen, Städten und Burgen keck gegen-

über; die stets revolutionären Leidenschaften, ihres mildernden und versöhnenden, höhern Berufs entlassen, gingen, ihrem natürlichen Hange nach, gewaltsam auf das Extreme, Absolutistische bei beiden Parteien; die alte Liebe zum Wunderbaren, das eben nur durch die gläubige Beziehung auf das Göttliche zum Wunder ward, wich immer mehr der Lust am Wunderlichen und Phantastisch-seltsamen; der Glaube an einen unmittelbaren Beistand von oben dem Aberglauben an magische Naturkräfte; der von männlicher Demuth und aufopfernder Unterordnung unter ein Höheres freigesprochene Heldenmuth dem ritterlichen Uebermuth und jenem furchtbaren Egoismus, der endlich in der gänzlichen Verwilderung der Raubritterschaft seinen schmählichen Ausgang genommen.

Mit dem Ritterthume aber, weil es der Inhalt des Romans war, mußte auch dieser dem allgemeinen Zuge folgen; und wenn gleichwol derselbe gerade zur Zeit der Hohenstaufen seine höchste Blüte erreichte, so ist dies leicht erklärlich; denn einmal folgen sich in den Wechselbeziehungen von Leben und Poesie Ursache und Wirkung nicht unmittelbar, die chaotische Zerfahrenheit solcher Uebergangsperioden muß immer erst zu einem faßlichen Bilde sich wieder zusammenfügen, um poetisch abgespiegelt zu werden, und der einmal stark angeschlagene Grundton hallt durch den Lärm der Gegenwart noch lange nach. Sodann wird durch einen ins ganze Leben getretenen Widerspruch, seine Bekämpfung, Vertheidigung und Verhüllung, jederzeit die Kritik und mit ihr auch in der Poesie die Kunst der Formen gefördert, die wir schon bei Gottfried von Strasburg bemerkten. Und endlich ist überhaupt jeder innerlich motivirte Krieg, da er durch

große Charaktere und Begebenheiten die prosaische Gleichgültigkeit der Gemüther gewaltsam erschüttert und durchbricht, in allen Zeiten der Poesie günstig gewesen, was sich während der Kreuzzüge, die überdies bis in die Zeit Kaiser Friedrich's II. hinausreichten, und selbst späterhin noch im Dreißigjährigen Kriege vielfach bewährt hat. Nicht jener Ghibellinenkampf an sich also zwischen Staat und Kirche um die Herrschaft der Welt, sondern die diesem Kampfe zum Grunde liegende zwiespältige Weltansicht hatte, wie das Leben, so auch die Romanliteratur in zwei mehr oder minder feindliche Heereslager getheilt.

Von den Altgläubigen versuchten Mehrere eine Reaction gegen den Ungestüm der weltlichen Richtung durch Wiederbelebung der Legende, die schon früher durch die Rittergedichte in den Hintergrund gedrängt war. Es waren häufig die Dichter jener ritterlichen Aventiuren selbst, die gleichsam zur Sühne ihrer frühern profanen Dichtungen, sich zum Geistlichen gewandt, wie Konrad von Würzburg in den Legenden vom heiligen Sylvester und Alexius, oder Rudolf von Ems in seinem Barlaam und Josaphat, den er selbst „der welte widerstreit" nennt. Allein es war die ungebrochene Glaubenskraft nicht mehr, die noch im 12. Jahrhundert die Legende getragen, sie hatten in ihrem „Widerstreit" mit der Ungunst der Zeit den ursprünglichen Flügelstaub unbefangener Unschuld eingebüßt; man spürt überall das Tendenziöse heraus, ja einige derselben accommodiren sich schon dem widerstrebenden Zeitgeiste, wie z. B. das Gedicht von der Wiederfindung des heiligen Kreuzes durch den Kaiser Eraclius, wo eine sehr frivole Liebesgeschichte hindurchläuft und durch ihren poetischen Glanz den wohl-

gemeinten Ernſt des Gedichtes faſt ganz verdunkelt. Andere wieder ſtrebten, der wachſenden Freidenkerei gegenüber, den Roman ſelbſt in ſeinem alten ſtrengen Stil zu regeneriren, indem ſie ihn noch einmal an Wolfram von Eſchenbach knüpften. In dieſem Sinne wurde Wolfram's Titurel durch Meiſter Albrecht fortgeſetzt, ſein Willehalm von Ulrich von Turlin umgearbeitet und ſeine ganze Art und Weiſe vielfach nachgeahmt. Ebenſo vergeblich. Das offenſive Neue iſt jederzeit im Vortheil, denn es hat den Reiz, die Hoffnungen und die kecke Zuverſicht der Jugend, und daher die Gunſt der Menge. Und wie es ſtets bei ungleichem Kampfe zu geſchehen pflegt, daß der Bedrängte immer hartnäckiger und verbiſſener über ſein Ziel hinausſchießt, ſo erging es auch den Dichtern dieſer Richtung. Je mehr das echte Ritterthum in der Wirklichkeit Grund und Boden verlor, um ſo eifriger ſuchten ſie es mit prieſterlicher Heiligkeit und ungeheuerlichen Tugenden aufzuſteifen, zu überſchmücken und ein unmögliches Ritterthum herzuſtellen. Und je allgemein verbreiteter und daher zum Theil auch roher die Poeſie im andern Heereslager ward, deſto excluſiver, vornehmer und gelehrter wurde dieſer forcirt-altväteriſche Roman, bis er endlich, in Proſa übergleitend, ſich ganz an die Höfe und vorzugsweiſe in die Boudoirs fürſtlicher Frauen zurückzog. Wir erinnern hier nur an Margrete von Lothringen, die ſelbſt den Roman Lother und Maller aus dem Lateiniſchen, und an Eleonore von Oeſtreich, welche den Roman von Pontus und Sidonia aus dem Wälſchen überſetzt hat.

Anders verhielt es ſich mit dem Roman des Fortſchritts, wie wir es heutzutage nennen würden. Wie jener

aristokratisch-conservativ, so war dieser wesentlich destructiv, und schmiegte sich, gleich dem Faltenwurf eines Gewandes, demagogisch allen wechselnden Bewegungen der Zeit an. Da aber diese Zeit vorherrschend auf das Weltliche gerichtet war, so ging auch der Roman nun immer praktischer von dem träumerischen Gedankenleben auf die Wirklichkeit, vom Dogma auf moralische Belehrung, von gläubiger Anschauung auf das verständig Allegorische; das Menschliche wird über das Religiöse gesetzt und weil jenem hiernach der höhere Zusammenhalt und größere Maßstab fehlt, Alles in einen geistreichen Mikrokosmus aufgelöst, bis endlich die Ritter die alte Rüstung von Treue und Glauben, Ehre und Pflicht, die ihnen zu schwer und unbequem geworden, ganz von sich werfen und sich als Landsknechte, fahrende Schüler, Glücksritter und Schwartenhälse in alle Welt verlaufen. Dieser närrische Ausgang des Ritterthums wird sehr ergötzlich in den sogenannten Schelmenromanen beschrieben, auf die wir später noch besonders zurückkommen, deren Charakteristisches aber darin besteht, daß anstatt der himmlischen Vorsehung der koboldartige Zufall, anstatt der alten Minne die Göttin Fortuna die Regierung der Bande übernimmt, und in der tumultuarischen Freite um ihre launenhafte Gunst oft mit großem Scharfsinn die Kehrseite der menschlichen Natur gezeigt wird. Die Brücken aber aus dem alten romantischen Lande zu den Schelmenromanen waren schon viel früher geschlagen, indem der alte Heldenroman, dem die neue Zeit nicht mehr gewachsen war, allmälig in seine Episoden, und diese wieder in einzelne Erzählungen, Novellen und Schwänke zerbröckelt wurden. Diese Genrebilder mußten denn natürlich auch alle Züge

und Farbentöne des verwandelten Kleinlebens aufweiſen, und ſo ſehen wir in der That nun die Rittergeſchichten immer zahmer und bürgerlicher werden und in einem liberalen Anfluge ſogar ſchon die Rangverhältniſſe der Stände untereinander vermiſchen und verwiſchen. Im Romane Pontus gibt der König von England ſeine Tochter einem namenloſen Abenteurer zur Frau, da wir ja doch alle von Adam und Eva herſtammen, und die Hiſtorie von der „Griſeldis" vermählt eine tugendhafte Bäuerin, freilich nicht ohne harte Prüfungen, an einen Markgrafen. Wo dagegen Stoff oder Neigung noch zu dem alten und jetzt unverſtändlich gewordenen Heroismus zurückführte, wurde dieſer durch eine brutale Leibeskraft vertreten, die, ohne nach Gott und Menſchen zu fragen, wie ein toller Stier alle Ruhmeskränze auf die eingelegten Hörner nimmt; wie z. B. im „Hug Schapler", wo ein ungeſchlachter Fleiſcherſohn mitten durch Blut und Gräuel, mit einem Gefolge von zehn natürlichen Söhnen, den Thron von Frankreich beſteigt. Es iſt hiernach wol begreiflich, indem die Poeſie ſich ganz zur Wirklichkeit wandte, dieſe aber immer unpoetiſcher wurde, daß nun die ſinkende Productionskraft unter den vornehmbauſchigen Mantel der Allegorie flüchtete, der auch über zwei Jahrhunderte lang vorgehalten. Denn ſchon im 13. Jahrhundert iſt es ein Lieblingsthema, die Liebesgeſchicke als eine Jagd, das Herz als den Hund, und die „Merker" als die Wölfe darzuſtellen, die den Hund zerreißen; während faſt gleichzeitig in „Spiegels Abenteuer" die klagende Treue von ihrer Kaiſerin, der Frau Abenteuer, ausgeſchickt wird, um Liebestreue aufzuſuchen, und der Dichter, den ſie angetroffen, mit ſeiner ehelichen Treue

ein ganzes Land übergülden zu können behauptet, dann aber in einem Spiegel alle lebenden jungen Weiber erblickt, und über der Schönheit des einen Spiegelbildes Frau und Treue vergißt. Und noch zu Anfang des 16. Jahrhunderts erscheinen im „Theuerdank" der Kaiser Maximilian und alle Hindernisse seiner Brautbewerbung um Maria von Burgund als allegorische Personen.

Vor Allem aber ist es wiederum das Hauptmoment aller Romane, die Liebe, an deren Auffassung und Behandlung sich die religiöse und moralische Herabstimmung am schlagendsten nachweisen läßt. Die alte Minne nämlich verwandelt sich fast unmerklich in die Frau Venus, die indeß noch immer auf Zucht und Treue hält; bald aber wird diese Frau Venus eine Heidin, wie z. B. in der „Mohrin", dann gar schon eine Teufelin, wie im „treuen Eckart", bis zuletzt, durch ein anmuthiges Labyrinth von sinnlichen und leichtfertigen, meist den Italienern entlehnten Intriguenovellen hindurch, Alles unaufhaltsam in's Bäurische und Obscöne umschlägt. Ja, die zwischen Liederlichkeit und moralischem Redesalm mattgehetzte Poesie kehrt sich nun selbstmörderisch gegen ihren eigenen bisherigen Inhalt, gegen das Ritterthum selbst, indem sie dasselbe nach der neuen Elle praktischer Nützlichkeit mißt und daher allzu unmenschlich riesenhaft befindet. So mäkeln (im 13. Jahrhundert) Reimar von Zweter und Suchenwirt an den Turnieren, der eine wegen ihrer Mordsucht, der andere gerade umgekehrt wegen ihrer gefahrlosen Affectation, und Heinrich der Teichner (im 14. Jahrhundert) bespricht das letzte Aufleuchten des Ritterthums in der Preußenfahrt des deutschen Or-

dens schon wie ein moderner Philister: die Ritter sollten, anstatt um Marien willen die Heroen zu spielen, lieber ruhig zu Hause bleiben und ihre Kinder wiegen, Minnesang und Ritterschaft überhaupt wögen weit unter dem Pfennig, und alle Freude sei doch nichtig, wenn nicht Magenfreude dabei wäre. — Man sieht, das in seinen Uebertreibungen phantastisch gespreizte Ritterthum hatte seinerseits allgemach die Rolle des Don Quixote, und sein geborener Schildknappe, die Poesie, nun die des Sancho Pansa übernommen. Es ist im Grunde dieselbe Opposition, die das Thierepos von Reineke Fuchs so sinnreich ausgeführt hat, welches daher eben jetzt in Deutschland einheimisch und beiweitem die bedeutendste und beliebteste Dichtung dieses Zeitalters wurde; die Opposition nämlich des sich emancipirenden Verstandes gegen den ritterlichen Geist des Mittelalters, des Realen gegen das Ideale, des klugen Fuchses gegen den alt und matt gewordenen Löwen. Und denselben Gegensatz, tiefergreifend und als den letzten Grund aller dieser poetischen Bewegungen gewahren wir gleichzeitig endlich auf dem religiösen Gebiet: eine nüchterne Scholastik neben dem verstandesmuthigen Hinarbeiten nach einem bloß praktischen vermeintlichen Urchristenthum bei den Waldensern und andern ketzerischen Sekten, der tiefsinnigen Mystik und himmelklaren Frömmigkeit eines Tauler und Thomas von Kempen gegenüber.

Allein das wesentlich religiöse Element der Poesie konnte wol verdunkelt, aber nicht ausgerottet werden. Die Demoralisation, von der uns Suchenwirt, der Teichner und Sebastian Brant in ihren Satiren und Priameln ein schreckenerregendes Bild hinterlassen, hatte nur

erſt die oberen Schichten der Geſellſchaft ergriffen, der eigentliche Kern des Volkes blieb zur Zeit noch unberührt davon. Zu dieſem flüchtete daher nun unter proſaiſcher Verkleidung der alte Ritterroman in den ſogenannten Volksbüchern, die ſich zum Theil noch bis heute im Volke erhalten haben. Und dieſe unſcheinbare Volksliteratur gibt uns dann noch einmal einen lebendigen Ueberblick auf die nun zum Abſchluß gekommene Periode und ihre allmäligen Uebergänge in die neue Zeit, gleichwie die Abendſonne vor ihrem Scheiden noch einmal die Landſchaft hinter uns ſcharf beleuchtet, die ſonſt von den ringenden Morgennebeln und dem Schiller der Mittagſchwule mannichfach verhüllt und verdeckt wurde. Denn alle Elemente des alten Sagenepos finden wir auch in dieſen Volksbüchern wieder; aber der große Strom hat ſich hier in zahlloſe, wildüberſtürzende oder anmuthig rieſelnde Flüſſe und Bäche vertheilt, das mächtige Naturgefühl, das ſonſt in Feld und Wald und allen Erſcheinungen ein heroiſches Thun erkannte, bildet und dichtet nicht mehr wie ein organiſches Naturwerk in lebendig fortlaufender Tradition; die Tradition iſt ſchon fixirt und zu Buch gebracht, Alles iſt vereinzelt, menſchlicher und milder geworden.

So hebt die Hiſtorie vom gehörnten Siegfried aus der reichen Welt der Nibelungen nur dieſen einzelnen Helden und von dieſem wiederum faſt nur die wilde Kraft hervor, wie er ſeinen Vater Sieghard verläßt, im Walde den Drachen tödtet, mit deſſen Fett er ſich beſtreicht, daß von dem erſtarrenden Blute ſich ihm der ganze Leib, nur zwiſchen den Achſeln nicht, mit einer Horndecke überzieht; und wie er dann des Königs Gilibaldus Tochter,

die ein Drache entführt hatte, errettet, sie zur Ehe nimmt und endlich vom grimmen Hagenwald an der Quelle erschlagen, und in der Folge von seiner Gattin gerächt wird: Alles in bloßen schmucklosen, aber sichern und kräftigen Umrissen. Ebenso, ja noch unmittelbarer, stellt die Historie von den vier Haimonskindern — gleich der vom Kaiser Octavian, ein Nachhall der romantischen Dichtungen von Karl dem Großen — uns recht mitten in die riesenhafte, vorritterliche Heldenzeit hinein. Dieser furchtbare Vasallentrotz gegen den gleich eisernen Kaiser Karl, neben rührender Treue, der gutmüthige ehrliche Held Reinold mit seinen ungeheuern Leidenschaften, mit seiner Klinge Florenberg und dem Heldenrosse Bayard, daneben seine drei tapfern Brüder und sein Vetter, der schlaue Negromante Malagys: es ist, als hätten die unförmlichen, eckigen Steinbilder sich von ihren uralten Grabmälern erhoben, und eine ganz fremde Felsengegend spräche in grauenhaften Naturlauten zu uns, die wir nicht mehr verstehen. Und doch ist das Volksbuch nur ein verfärbtes Abbild des wilden, man möchte sagen mit Blut geschriebenen Gedichts von den ältern Haimonskindern oder Reinold von Montalban.

Bald aber, je näher und verständlicher die Zeit uns rückt, gehen auch jene elementarischen Kämpfe immer mehr ins bloße Abenteuer, die nordischen Heldenfahrten und der alte Riesengeist in einen phantastischen Reisegeist über. Und wie jener Uebergang vorzüglich durch das schon oben erwähnte Alexandergedicht des Pfaffen Lamprecht bezeichnet wird, so zerfällt hier dieses Gedicht sogleich wieder in mehre volksthümliche Reiseromane. In der Reise des engelländischen Ritters Johannis de Montevilla sind alle

Wunderdinge, die Alexander der Große auf seinem sagenhaften Zuge angetroffen, mit eingeflochten: das Paradies im feryen Indien auf dem Berge von Adamanten, der bis zum Monde reicht; das Höllenthal, wo der Teufel in Gestalt eines grauenvollen Hauptes schwebt; das dunkle Land, aus dem beständig Menschenstimmen tönen; der goldene Baum mit den künstlichen Vögeln, der Vogel Phönix, die Amazonen u. s. w. Hierher gehört auch der, einer kurzen Erzählung in den „Gesta Romanorum" entlehnte Fortunatus mit seinem Seckel und Wünschhütlein, sowie die aus einem gleichnamigen Gedichte Heinrich's von Veldeck in Prosa aufgelöste Historie vom Herzog Ernst in Baiern und Oestreich, der von seinem Vater, dem Kaiser Otto aus seinem Lande verjagt wird, nach Jerusalem wallfahrtet, Schiffbruch am Magnetenberge leidet, auf einem Floß durch den Karfunkelberg fährt und in Indien für die Pygmäen gegen die Kraniche ficht.

Jetzt ist der Schauplatz allmälig schon ein ganz anderer, und Alles kleiner, enger und innerlicher geworden. Das furchtbare Felsengeklüft mit seinen Riesen und Drachen versinkt immer mehr in den märchenhaften Duft der Ferne, die Drachen sind erschlagen und ihre Nachgeburt schlängelt sich nur noch als Leidenschaft zwischen den Blumen, der blutige Kampf verwandelt sich in Intrigue und der Heldenroman in den Liebesroman. Schon der durch Tieck's treffliche Bearbeitung bekannte Octavian ist eigentlich mehr ein Intriguenspiel als ein Heldenspiel. Noch mehr die gleichfalls aus einem ältern epischen Gedichte entstandene Geschichte von der geduldigen Helena, wie sie vor ihrem Vater, dem Kaiser

Antonius von Konstantinopel, der sie ehelichen will, ganz allein sich auf ein Schifflein flüchtet und an die englische Küste verschlagen wird, wo der König von Engelland sie zur Gemahlin nimmt. Hier, von des Königs Mutter verleumdet, soll sie verbrannt werden, wird jedoch, da die Nichte des Herzogs von Glocester sich für sie verbrennen läßt, mit ihren zwei neugeborenen Kindlein nun in die weite Welt vertrieben. In der Wildniß rauben nun ein Löwe und ein Wolf ihr die beiden Kinder, die aber ein Eremit wieder rettet, worauf Helena nach mancherlei Abenteuern endlich von ihrem bereuenden Vater und dem versöhnten Gemahl zu Tours wiedergefunden und in Freuden heimgeführt wird.

Wie hier das Intriguenspiel der Leidenschaften, so wird dagegen in den Historien vom Markgrafen Walther und von der schönen Magellone die Liebe einzeln und als Hauptsache hervorgehoben. Im Markgrafen Walther, dem Gemahl der schon oben erwähnten Griseldis, ist es der Triumph der demüthigen und bis zum Tod ergebenen Liebestreue über Rang und Seelenqualen; ein sehr beliebtes Thema, das schon 1395 in Frankreich, und neuerdings bei uns von Halm auf die Bühne gebracht worden ist. In der Magellone aber ist es die einfältige, rührende, fromme Schönheit der Liebe selbst, wie ein Nachklang des alten Minnegesangs aus seiner besten unschuldigen Zeit.

Dazwischen spielen dann immerfort die orientalischen Einflüsse, die schon frühe von Osten durch die Kreuzzüge, im Westen durch den Kampf mit den Mauren ins Abendland gedrungen. So erinnert „die nützliche Unterweisung der sieben weisen Meister" schon der Form nach an Tausend und eine Nacht. Wie dort die be-

rühmte Erzählerin, um sich vom Tode zu retten, Märchen ans Märchen spinnt, so kämpfen hier funfzehn köstliche Novellen gegeneinander um denselben Preis. Der aus Griechenland zurückgekehrte Sohn des Kaisers Pontianus wird nämlich von diesem zum Galgen verurtheilt, da die Kaiserin, seine Stiefmutter, ihn aus Rache, weil er ihren Liebesantrag zurückgewiesen, als Ehebrecher angeklagt hat. Er kann sich nicht rechtfertigen, denn er muß, zur Vermeidung eines ihm sonst prophezeiten großen Unglücks, sieben Tage lang sich stumm stellen. So oft er daher nun zum Galgen geführt wird, weiß einer der sieben Meister jedesmal durch eine Erzählung den Kaiser zur Milde, die Kaiserin ihn aber durch eine andere Novelle wieder zur Verurtheilung umzustimmen, bis der Jüngling nach Verlauf der sieben Tage endlich sein Schweigen bricht und die Tücke der Kaiserin aufdeckt.

Auch die aus dem Orient herübergewehte Feenwelt hat sich im Volksroman angesiedelt; z. B. in der Geschichte „von dem unschätzbaren Schloß in der afrikanischen Höhle Naxa", wo die Erdgeister, die Luftgeister und die Feuergeister für und wider den schönen unschuldigen Jüngling Lameth miteinander ringen, wie eine leichte Luftspiegelung, die jeder Hauch phantastisch wandelt. Merkwürdiger aber ist das liebevolle Bestreben, gleichsam aus Schmerz und Mitleid mit der heidnischen Schönheit dieser Feenwelt, dieselbe menschlich und christlich, und somit der ewigen Seligkeit theilhaftig zu machen, ein Zug, der namentlich der bekannten Historie von der schönen Melusina einen so eigenthümlich rührenden Reiz verleiht, wie sie, von irdischer Liebe bezwungen, sich treu und fromm zu den Menschen gesellt, und dennoch, durch

menſchlichen Vorwitz verſcheucht und einem geheimniß-vollen Naturgeſetz folgend, zuletzt von Gatten und Kindern ſcheiden und unter herzzerreißender Wehklage wieder in das Feenreich zurückkehren muß. Das ſchöne Thema wiederholt ſich noch in manchen andern Volksſagen, z. B. vom Donauweibchen; der Roman ſelbſt aber iſt aus einem altfranzöſiſchen, ſchon im 14. Jahrhundert von Jean d'Arras verfaßten und 1500 in Paris gedruckten Gedicht, dieſes aber wiederum aus einer uralten Familienſage entſtanden, wonach die Meluſina noch oft in Witwenkleidern an der Quelle erſcheint und jeden Samſtag um die Veſperzeit ſich badet, halb als ſchönes Weib und halb als Schlange, oder auch, wie die ſpätere weiße Frau, ſich am Fenſter des Thurmes zeigt, einen furchtbaren ſcharfen Schrei ausſtoßend, wenn ihren Nachkommen oder dem Lande ein großes Unglück bevorſteht.

Wir haben ſchon oben der poetiſchen Wiederbelebung der Legende gedacht, als Reaction gegen die neuere frivole Richtung der Dichtungen, des geiſtlichen gegen das überwuchernde weltliche Element derſelben. Der ſpätere Volksroman gehört aber, ſeinem Inhalt und ſeiner Geſinnung nach, weſentlich jener frühern frommen und ernſten Richtung an, oder iſt vielmehr nur eine proſaiſche Verkürzung der alten Rittergedichte, und ſo hat er denn auch das Legendariſche gläubig in ſich aufgenommen. Hier iſt vorzüglich die Hiſtorie des heiligen Biſchofs Gregorii auf dem Stein, die Geſchichte der ſeligen Euphemia und unſers Herrn Jeſu Chriſti Kinderbuch (Beſchreibung der Kindheit Jeſu, der Flucht nach Aegypten u. ſ. w.) zu bemerken: eine wunderliebliche Idylle in der Religion, wie es Görres nennt, welche zwar zunächſt dem Leben Ma-

ria's und Christus vom Karthäusermönch Philippus (im 13. Jahrhundert) nachgebildet ist, aber ursprünglich zu den alten apokryphischen Schriften gehört, die schon Papst Gelasius I. im Jahre 495 von den echten heiligen Büchern schied. Die meiste und dauerndste Gunst aber unter diesen geistlichen Romanen hat sich die Geschichte der heiligen Pfalzgräfin Genoveva erworben, die, wegen falscher Anschuldigung der Untreue vom Hofe vertrieben, in der Wildniß ihren Sohn Schmerzenreich gottesfürchtig erzieht, und dort endlich von ihrem Gemahl, der sich von ihrer Unschuld überzeugt hat, wiedergefunden wird. Hier waltet noch die keusche, innige Frömmigkeit der alten Legende und umgibt in wenigen einfachen Zügen die Heldin mit einem milden Heiligenschein, welcher Hof und Garten und die stille Waldeinsamkeit, wo Vögel und Wild ihr vertraulich dienen, wunderbar beleuchtet.

Es konnte indeß nicht fehlen, das Gefühl von dem Widerspruch jener ritterlichen Romanenwelt mit der Gegenwart und dem Verderben und Verfall des Ritterthums, der alten, naiven Lebenseinfalt mit der grübelnden Wissenschaft mußte auch das Volk durchdringen. Und so haben denn auch diese Volksbücher ihre weltliche Kehrseite, wo der hausbackene Bauernverstand sich gegen die Phantasie und Romantik wendet; mit dem wesentlichen Unterschiede jedoch von der spätern Zeit, daß dieser Verstand sich hier noch keineswegs hochmüthig und hochfahrend für den unfehlbaren Meister hält, sondern vielmehr unter herzhaftem Lachen über sich selber, sich als Narr gibt, als Hofnarr an den Fürstenhöfen, als Volksnarr z. B. im Till Eulenspiegel. Es sind die ersten rohen Lineamente zu der modernen Erscheinung der Ironie und des

Humors, die erſt ſpäter mit den wachſenden Contraſten ihre volle Macht und Alleinherrſchaft in der Poeſie erhalten ſollten. Schon in der Hiſtorie vom König Eginhard aus Böhmen erhält die Heldenkraft der Rieſen durch ihre ungeheuere Plumpheit faſt unwillkürlich eine ironiſche Färbung. In „Frag und Antwort König Salomonis und Marcolphi" iſt es die Beſchränktheit eingebildeter Schulweisheit, die der Lynchjuſtiz des Bauernwitzes verfällt. König Salomon ſetzt vom Throne ernſt und feierlich, wie ein ſich brüſtender Puthahn, alle ſeine weiſen Sprüche dem Marcolph und ſeinem Weibe auseinander, welche dann ſogleich jeden Spruch in ihrem Volksidiom parodiſch verarbeiten. Ueber Geiſt und Ton dieſes ergötzlichen Dialogs mag das plaſtiſche Signalement des tölpiſchen Geſellen vielleicht die kürzeſte und getreueſte Auskunft geben: „Und die Perſon Marcolphi was kurtz, dick und grob, und hat ein groß Haupt und eine preite Stirn, rot gerunzelte harige Ohren, hängende Wangen, groß fließente Augen, der unter Lebs als ein Kalbslebs, ein ſtinkenden Bart, als ein Bock, plochent Händ, kurtze Finger und dicke Füß, ein ſpitzige hogerte Naſen und groß Lebſen, ein eſelich Angeſicht, Haar als ein Igel u. ſ. w." Die frappanteſte Familienähnlichkeit mit dieſem Marcolph hat der berühmte Till Eulenſpiegel, ein verbauerter Reineke Fuchs, der allem Ritterthum und vornehmen Weſen ſchadenfroh ein Schnippchen ſchlägt, und praktiſch den Satz ausführt, daß ariſtokratiſche Tugenden, Tapferkeit, Bildung und Gelehrſamkeit gegen einen hurtigen Verſtand, Liſt und Verſchlagenheit nicht Stich halten. Die ganze Schalksnarrheit des deutſchen Bauern, ungeſchlacht, unflätig und

nicht ohne Tücke, concentrirt sich in der mythischen Person dieses Eulenspiegels, dem daher auch alle Traditionen von echtem Witz, Spaß und Schwänken, die das Volk beim Bierkruge seit Jahrhunderten erdacht und belacht hatte, in die Schuhe geschoben werden. Ja, so uralt zum Theil und weit verbreitet waren diese Schwänke, daß ein Paar derselben, z. B. der Ritt des Knaben Eulenspiegel mit seinem Vater auf dem Esel, wenngleich weniger derb, bereits im Grafen Lucanor, einer spanischen Novellensammlung aus dem 13. Jahrhundert, vorkommen und auch dort wieder auf noch ältere Ueberlieferungen zurückdeuten. — In dem Lalenbuch, oder den Schiltbürgern, dagegen zeigt sich jene ansteckende Volksnarrheit schon über eine ganze Gemeinde verbreitet, in durchaus meisterhaften, oft großartig humoristischen Zügen, die in der Hauptsache aus Tieck's Bearbeitung als hinreichend bekannt vorausgesetzt werden dürfen. — Und endlich auch die abenteuerliche Poesie der Reisen findet ihre Parodie in den komischen Volksromanen, wo zum Gegensatz der unerhörten Begegnisse und Entdeckungen jener Poesie lieber gleich die ganze Welt lustig auf den Kopf gestellt wird; z. B. in dem „edeln Finkenritter mit dem tapferen Kavalier Monsieur Hans Guck in die Welt", einem witzigen, phantastisch lügenhaften Prahlhansen, der noch vor seiner Geburt die Welt durchwandert, seinem eigenen Kopfe, den ihm der Sturm abgewehet, nachläuft u. s. w., und welcher der Stammvater des spätern Schelmufsky und des noch jüngern Münchhausen geworden ist. — Zuletzt geht indeß auch hier der Lebensathem aus, Alles wird matter und bleicher, eine ziemlich steife Ehrbarkeit tritt an die Stelle der alten Ehre, die

Prosa des Belehrenden und Nützlichen drängt sich, je näher uns die Zeiten rücken, immer zudringlicher vor, und der frische Strom der Volksdichtungen verläuft endlich, wie der Rhein in dem platten Niederlande, in zahllose Arzeneibücher, Bauernpraktiken, Wetterbüchlein und praktische Volksbücher für einzelne Gewerke und Innungen; doch so, daß auch jetzt noch zuweilen dunkle Erinnerungen und eine oft ganz verwunderliche Phantasterei, wie zum Spott, mit hineinspielen, wie z. B. im „Albertus Magnus von Weibern, Geburten der Kinder u. s. w. gelegentlich auch ein Recept aus Metel und Martagon zur Herstellung der alle Schlösser öffnenden Springwurzel gegeben, bei den Zimmerleuten die mystische Ansicht des Hauses als einer sichtbaren Kirche geltend gemacht, oder das Kürschnerhandwerk als von Gott selbst eingesetzt vorgestellt wird, weil Gott dem Adam und der Eva bei ihrer Vertreibung aus dem Paradiese Röcke aus Fellen gemacht habe.

Durch diese ganze Periode aber schlingt sich in mannichfachen Gestaltungen eine Sage, die jenen immer weiter auseinanderlaufenden Zwiespalt der Zeit, den Gegensatz von Glauben und Verstand, am tiefsten und schärfsten bezeichnet, wir meinen die Sage vom Faust. Es ist ziemlich gleichgültig, ob Faust, den Paracelsus und Sickingen gekannt haben sollen, wirklich gelebt hat; er war jedenfalls, wie Eulenspiegel hinsichtlich der Schwänke, nur der reiche Erbe aller Thaten und Fahrten, die im Laufe der Jahrhunderte schon bei Andern, z. B. dem Zauberer Virgilius, gleichlautend vorkommen. Bei der Composition aber geht die Volksmeinung, welche diese Traditionen so lange fortgebildet und getragen, sehr einfach

und entschieden zu Werke. Der widerchristliche, bloß negirende Verstand ist kurzweg der Teufel, die hoffärtige Vernunftreligion ist höllische Magie, und Faust selbst eigentlich ein alberner, eitler Geck, der an fürstlichen Höfen um Geld, Gunst und sinnlichen Genuß den Lustigmacher und Schwarzkünstler spielt, und den zuletzt ohne Umstände der Teufel holt. Und dennoch macht überall ein tragischer Schauer und eine gesunde Ahnung der tiefern Bedeutung des Ganzen sich fühlbar, mit der die Volkssage noch unbeholfen ringt und die erst Goethe in seinem ersten Fragmente poetisch gelöst hat. Denn alle Unruh, Müh und Wagniß ist umsonst, der stets unbefriedigte Faust kann es doch zu nichts Rechtem bringen, das Trugbild der schönen Helena zerfällt ihm, da er es umarmen will, in schmuzige Asche; und es ist wahrhaft erschütternd, wenn in einem der vielen Puppenspiele vom Faust sein ehemaliger Diener Harlekin nun als Nachtwächter die verhängnißvolle Stunde ausruft, während Faust in wachsender Todesangst durch die nächtige Straße irrt und beten will und nicht beten kann, und auf seine verzweifelte Frage: ob er noch zu Gott gelangen könne? der Teufel doch nicht Nein zu sagen wagt.

Das sind die Trümmer der alten ritterlichen Poesie; halbzerfallene Ruinen, die alte Herrlichkeit nur noch in kühnen Bogen und Pfeilern andeutend, von Epheu und Waldblumen überrankt; in dem verwilderten Burggarten weiden die Ziegen, aber Hirten und Jäger freuen sich noch bis heute daran, und lauschen den noch wie damals durch die Wildniß gehenden Bächen, die träumerisch von der untergegangenen Welt und Schönheit erzählen. Einige dieser Ruinen sind vor nicht gar langer Zeit von

der neuen Romantik auch für die Honoratioren wieder zugänglich gemacht und zu Promenaden eingerichtet worden, so: Lother und Maller von Friedrich Schlegel, von Tieck die Genoveva, Magellone, Octavian und Fortunat. Aber auch sie sind seitdem, mit der Romantik, in dem wachsenden Lärm und Staubwirbel des Tages wieder versunken und vergessen.

Man sieht leicht aus den oben angedeuteten Symptomen der Zeit: die Reformation war nicht aus den Wolken gefallen, oder ein durch raschen Griff, dem Himmel entwendeter Prometheusfunken, sondern die Frucht mehrer Jahrhunderte, die, als sie reif geworden, Luther nur herzhaft vom Baum der Erkenntniß schüttelte. Die Reformation wurzelt in dem uralten Zwiespalt der menschlichen Natur, und beginnt historisch schon mit dem Ghibellinischen Kampfe gegen die Kirche, welcher, nachdem im Laufe der Zeiten die großen Ideen, die ihn ursprünglich bewegten, vergessen und allmälig in Politik, Eigennutz und die kleinen Leidenschaften der Menschen übergegangen waren, endlich das ganze Leben durchdrang und durch lange Uebung und Gewohnheit populär geworden war. Auch ihre glänzende Blütezeit hatte diese antikirchliche Richtung, als die vor den Türken aus Konstantinopel und dem byzantinischen Reiche flüchtenden Griechen ihre alten literarischen Schätze, Studien und Schulen mit herüberbrachten und in Italien und dem geistig nahverbundenen Deutschland plötzlich eine „heidnisch-antiquarische Begeisterung" entzündeten, welche nun Staat, Kirche, Kunst und Wissenschaft nach der Denkart des

Alterthums und auf Grundlagen, die nicht die christlichen waren, restauriren wollte. Wir erinnern, was Italien betrifft, hier nur an die in diesem Sinne für Poesie und Kunst wirkenden Bestrebungen am Hofe der Medicäer; an Boccaz' frühere Versuche, die heidnische Mythologie christlich umzudeuten; an Petrarca's Sympathien für die von dem politischen Schwärmer Rienzi unternommene Wiederbelebung der antiken Republik in Rom und vor Allem an die furchtbare, alles Christenthum ignorirende, altrömische Consequenz Machiavelli's. Ein tiefes und wohlbegründetes Gefühl von der Nothwendigkeit einer allgemeinen Wiederherstellung ging damals durch das ganze Abendland. Allein die neue Wissenschaft und Gelehrsamkeit, die hierzu Weg und Richtung zu bieten schien, hatte die nicht gehörig Vorbereiteten mehr oder minder überrascht und geblendet, und mußte im Allgemeinen eine Menge von Misverständnissen und jene Halbbildung erzeugen, die jederzeit auf Neuerung begierig und dem Irrthum am zugänglichsten ist. Die Reformation fand also einen gründlich vorbereiteten Boden; sie hat die Krankheit und das allgemeine Gefühl derselben weder erzeugt noch geheilt, aber sie hat ihre, nach welthistorischen Dimensionen noch bis auf den heutigen Tag fortdauernde Krise herbeigeführt, indem sie der Sehnsucht der Wohlmeinenden und Besonnenen, sowie der sich selbst unverständlichen Unruhe der Menge, den einzeln zerstreuten und sich kreuzenden Gedanken und Richtungen concentrirend ein bestimmtes Ziel, Namen und Banner gab, ein Umstand, der überall im Thatsächlichen den Ausschlag gibt.

Es kann natürlich hier von einer Würdigung des

dogmatiſchen Werthes oder Unwerthes der neuen Lehre nicht die Rede ſein, ſondern vielmehr nur darauf ankommen, diejenigen Momente derſelben näher zu beleuchten, welche auf die Entwickelung der deutſchen Poeſie, und namentlich des Romans, von weſentlichem Einfluß waren. In dieſer Hinſicht aber ſind es vorzüglich drei charakteriſtiſche Erſcheinungen, welche hervorgehoben werden müſſen: die durchgreifende Subjectivirung der Religion, das Revolutionäre ihres Verfahrens, und ihre Hinneigung zum claſſiſchen Alterthum.

Zuvörderſt nämlich trat die Reformation als Proteſtantismus, d. i. als Negation und ſonach weſentlich als eine Demonſtration des Verſtandes auf, welchem daher hiermit eine unverhältnißmäßige Bedeutung und Macht über Phantaſie, Gefühl und die andern für eine harmoniſche Bildung gleich unentbehrlichen Seelenkräfte zuerkannt wurde. Der menſchliche Verſtand aber, in ſeiner Ungebundenheit, iſt jederzeit ein durchaus abſolutiſtiſcher, trockener und hochfahrender Geſell; bei dem raſchen Aufräumen hatte er im Eifer der Rechthaberei, neben mancherlei wirklichem oder vermeintlichem, zum Theil aber ſehr poetiſchem Aberglauben, auch die uralte Tradition der Kirche, die Hierarchie der himmliſchen Heerſcharen und die Fürbitte und Verehrung der Heiligen bei Seite geſchafft; es war gleichſam eine Bilderſtürmerei des Himmels, die von der einen Religionspartei, die ſich daher auch vorzugsweiſe die reformirte nannte, am conſequenteſten ausgeführt ward. Kein Wunder, daß nun der Menſch, weil er von dem lebendigen Verkehr mit der höheren Geiſterwelt abgeſchloſſen war und auf der geheimnißvollen Stufenleiter der Weſen nicht mehr über

sich, sondern immer nur unter sich blickte, sich auf einmal überaus groß und vornehm vorkam. Und in diesem Gefühl hatte daher der Mensch jetzt sich selbst zum Recensenten der göttlichen Offenbarung und des Dogmas bestellt; die Bibel sollte zwar das einzige und höchste Gesetz und doch wieder ihre Auslegung der subjectiven Ansicht jedes Einzelnen überlassen sein; ein Jeder konnte und sollte bloß innerlich in sittlicher Freiheit sich und seine individuelle Religion aus sich selber herausbilden. Es war mithin fortan aller Accent auf das Subject gelegt, und dieses eine souveraine Macht geworden.

Schon das große Gewicht aber, das hiernach dem Buchstaben der Bibel eingeräumt wurde, mußte von selbst zu einer sorgfältigern Erforschung des Urtextes der heiligen Schriften, und somit zu philologischer Gelehrsamkeit in der griechischen und römischen Sprache zurückführen. Noch mehr aber als dieses theologische Bedürfniß that es die niemals ganz ruhende poetische Reproductionskraft des menschlichen Geistes, die, gleichsam organisch, ihre verletzte Gliederung sofort wieder zu ersetzen strebt und daher auch jetzt, da ihr das Mittelalter verleidet und ausgestrichen wurde, eine andere, schönere Vergangenheit suchte und in dem classischen Alterthume gefunden zu haben glaubte, dessen Angedenken überdem, wie wir oben gesehen, aus ähnlichen Gründen schon früher neubelebt worden war.

Endlich war der Protestantismus, wie schon der Parteiname andeutet, eigentlich keine Reformation, sondern eine Revolution, die anstatt vermittelnd und auf den historischen Grundlagen fortbauend reformatorisch zu regeneriren, vielmehr gegen die Ueberlieferung schlechthin

proteſtirte; gleich jeder Revolution über das Beſtehende und ſeine innere Berechtigung hinweg auf einen angeblich echtchriſtlichen Urzuſtand ging, die neue Unfehlbarkeit häufig ſehr despotiſch von oben in das verblüffte Volk hineinexperimentirte und demnach zunächſt auch die gewöhnlichen Erſcheinungen der Revolution: Anarchie der Meinungen, Ueberſtürzung und einen verzweifelten Kampf von Abſolutismus gegen Abſolutismus zur Folge hatte, wie er im Bauernkriege, in dem Skandal der Münſter'ſchen Wiedertäufer und in der wüſten Raſerei des Dreißigjährigen Krieges ſich auch äußerlich kundgethan und ausgetobt hat.

Man mag daher die geſchichtliche Bedeutung der Reformation noch ſo hoch anſchlagen, von der einen Seite als Befreiung des menſchlichen Geiſtes von der Knechtſchaft veralteter und verknöcherter Formen, oder andererſeits als nothwendige, von Gott verhängte Mahnung und Erweckung für die Kirche: darüber wenigſtens wird kein Unbefangener ſich täuſchen, daß ſie auf die naturgemäße Entwickelung einer wahrhaft nationalen Poeſie im Anfang nur verderblich wirken konnte; denn indem ſie Deutſchland gleichſam in zwei innerlich verſchiedene Völker zerſpaltete, von denen gar bald das eine die Sprache des andern kaum mehr verſtand, war, wie im Leben ſo für die Poeſie, auf Jahrhunderte der rechte gemeinſame Mittelpunkt verloren. Indem ferner die Reformation, das gläubige Gefühl im Volke unläugbar abſchwächend, die Religion aus dem bisherigen heitern Gebiete ſinnlicher Erſcheinung in eine mehr metaphyſiſche und poetiſch unfruchtbare Region verwies; indem ſie endlich die Gegenwart ſcharf vom Mittelalter und deſſen Sagen

und volksthümlichen Erinnerungen abschied, hatte sie in der That alle lebendigen Wurzeln verschnitten, aus denen allein die Dichtung ihre gesunden Blüten wieder emportreiben konnte. So hatte z. B. unser Drama im 16. und im Anfang des 17. Jahrhunderts aus den mittelalterlichen „Mysterien" und Fastnachtsspielen einen ganz nationalen Anlauf genommen. Wir erinnern nur an die freilich noch rohen Versuche bei Hans Sachs, Ayrer u. s. w. Englische Komödianten durchzogen das Land und fanden überall verwandtschaftlichen Anklang, und selbst Gryphius, wenngleich nicht original, war doch auf richtiger Fährte, welche, verständig verfolgt, ohne Zweifel zu volksthümlicher Selbständigkeit geführt haben würde, hätte nicht einerseits der wachsende Nachdruck auf die classische Gelehrsamkeit dem natürlichen Gange eine falsche Richtung gegeben, andererseits der unzeitige Rigorismus der protestantischen Eiferer das Schauspiel überhaupt als sündhaft verdächtigt, und die in den Kriegen ausbrechende Barbarei endlich alle Bühnen über den Haufen geworfen. Wenn ähnliche Verhältnisse in England in diesem Betracht nicht denselben Einfluß äußerten, so lag dies vorzüglich darin, daß dort das Schauspiel durch die Mysterien und Moralitäten längst Volkseigenthum und schon vor der Reformation in seinen Hauptzügen festgestellt war, welche dagegen bei uns das noch unbeholfene Drama in seinen allerersten kindischen Anfängen überraschte. Und auch in England hat dennoch der Fanatismus der Rundköpfe und Puritaner selbst einen Shakspeare, der ihnen freilich nicht sonderlich hold war, von den Brettern zu verbannen gewußt und eine Störung und hemmende Lähmung herbeigeführt, die bis

jetzt noch nicht ganz überwunden ist; während in Spanien, wo das katholische Element erhalten blieb, sich ein ganzes Jahrhundert hindurch um die beiden Hauptführer Lope de Vega und Calderon zahllose Gruppen fast ebenbürtiger Gefährten bildeten. In Deutschland dagegen hatte der vom alten Glauben abgewandte Geist rüstig nach andern Schätzen geschürft, das ganze Leben war längst von den heimlichen Minen des religiösen und politischen Nationalismus durchlaufen und unterhöhlt; es bedurfte eben nur des Schlagworts der Reformation, um die endliche Explosion zu bewirken, die das alte Gerüst des Mittelalters in die Luft sprengte, und aus deren Trümmern, Schutt und Dampf erst viel später und allmälig die neue Gestaltung und Schönheit sich formiren sollte. Und ein solches wüstes Bild chaotischer Verwirrung tritt uns denn auch aus der unmittelbar folgenden Literaturperiode entgegen. Zunächst nämlich fällt hier jene gehässige Polemik widerwärtig auf, die bornirte Parteibefangenheit und satirische Bosheit, die in wachsender Hitze und Verbissenheit zuletzt zu völliger Barbarei verwildert. Schon die neuern Bearbeitungen des „Reineke Fuchs" nehmen diese Farbe der Zeit an; die alte episch-naive Form geht immer mehr in unruhige Opposition über, und der Kampf der Laien gegen die Geistlichkeit bildet bereits das Hauptthema des Ganzen. Noch entschiedener nimmt diesen Kampf Fischart in seinem „Gargantua" auf, wo der Mönch Jan Oncapourt ein Kloster nach den neuen Grundsätzen einrichten will, ohne Mauern und ohne Uhr, damit nicht die Glocke, sondern die Vernunft Alles regele; die Klosterleute sollen sich gottgehorsamer Freiheit gebrauchen, kein Gelübde

ablegen, arbeiten ſtatt zu contempliren u. ſ. w. Die Hitze des Kampfes ſteigert ſich bei Thomas Murrner, einem unſtät vagirenden Mönche, der anfänglich für einen Freund Reuchlin's und Luther's galt, in ſeiner Narrenbeſchwörung und Schelmenzunft Geiſtliche und Klöſter verſpottet, und dann eben ſo maßlos mit Ketzeralmanachen gegen Luther zu Felde zog. Mit Ulrich von Hutten endlich wird die proteſtantiſche Literatur ganz und gar kriegeriſch. Der leitende Gedanke in ſeinen Schriften iſt die Wiederherſtellung des Urdeutſchthums, ſowie eines angeblichen Urchriſtenthums, und daher die abſolute Vertilgung der Juriſten und des Klerus. Da dieſem reformatoriſchen Unternehmen aber Papſt und Kaiſer meiſt ſehr unbequem im Wege ſtanden, ſo wird, neben den heftigſten Angriffen gegen den erſtern (z. B. in ſeiner Trias), auch der Gehorſam gegen Kaiſer und Reich bedingungsweiſe als unrecht und ſündhaft dargeſtellt, ja gelegentlich, nachdem Hutten vom Herzog von Würtemberg perſönlich gekränkt worden, ſogar die Tugend des Tyrannenmordes gepredigt. Er ſtützt ſich überall auf das Volk, und doch ſollen die Pfaffen und Juriſten nur durch rohe Waffengewalt des Adels ausgerottet werden. Er will deutſche Einheit durch Einigkeit der Geſinnung; und doch lockert er einerſeits ſophiſtiſch an dem einzigen politiſch noch zuſammenhaltenden Reichsverbande, während er andererſeits gerade der Eifrigſte iſt, die einige Volksgeſinnung in ihrer Wurzel zu ſpalten und in wüthenden Religionsparteien Deutſche gegen Deutſche auf Tod und Leben aneinander zu hetzen. Hutten, mit ſeinen großen Talenten und Leidenſchaften, iſt ein warnendes Vorbild der modernen Zerriſſenheit und hat die

Poesie des Hasses bei uns eingeführt. Wo aber der Haß die Stelle der Begeisterung vertritt, und mit absichtlichem Verkennen und Verdrehen der einfachsten Wahrheiten alle Begriffe verwirrt, da zieht sogleich die Schadenfreude und scandalsüchtige Gemeinheit jubelnd zur Hülfe und so wird auch hier gar bald der Streit und das Schimpfen zum förmlichen Metier und die wildeste Uebertreibung zur Tugend, bis endlich die ganze Klopffechterei mit zahllosen Pamphleten, Pasquillen und Caricaturen in ein wechselseitiges Mitkothbewerfen ausläuft. Selbst der bessere und besonnenere Fischart nennt die Jesuiten bald Jesuwider, bald Sauiter, oder Götzsuiter und Schüler des Ignaz Lugiovoll, und schreibt in seinem „Kuttenstreit" eine gereimte Erklärung zu einem Holzstich, auf welchem der heilige Franciscus im wörtlichen Sinne in den Koth getreten wird. In einer ähnlichen Erklärung des Thieractus im strasburger Münster wird der Papst als Fuchs von einem Schwein und einem Bock in Procession getragen, der Bär geht mit dem Weihkessel voran, der Wolf mit dem Kreuze, der Meßesel mit dem Kelch. Ebenso ist in einem Fastnachtsspiele von Nikolaus Manuel die Beichte an der „schweinenden Sucht" erkrankt; der Doctor schreit nach dem heiligen Oel, aber der Küster hat seine Schuhe damit gesalbt u. s. w.

Der vielverschriene Dreißigjährige Krieg, wie grauenvoll er auch Land und Sitten verheerte, war doch für jene Verbitterung der Parteien keineswegs von so verderblichem Einfluß gewesen, als man gewöhnlich annimmt. Das katholische und das protestantische Volk hatten endlich einander Aug' in Aug' gesehen und mit Erstaunen sich wechselseitig gar nicht so kalibanenhaft befunden, wie

die wüthenden Theologen und gelehrten Zänker ihnen ein Menschenalter hindurch eingeredet. Vielmehr entstand, bei dem allgemein abgeschwächten Glauben, aus diesem zur Lebensgewohnheit gewordenen Kriege eine gewisse soldatische Kameradschaftlichkeit und religiöse Indifferenz; Katholiken fochten unter protestantischen, Protestanten unter katholischen Fahnen, die religiös ganz neutralen Landsknechte zogen nicht dem bessern Glauben, sondern dem bessern Sold und wechselnden Glücke nach, und Alles endigte mit dem Palliativ eines interimistischen Religionsfriedens. Allein der innere Zwiespalt hatte schon zu tief gegriffen, um sich nicht auch in der Literatur zu äußern. Ohne dieses isolirende Zerwürfniß hätte die katholische Literatur in leidiger Nothwehr sich nicht, gleich einer belagerten Festung, so lange hermetisch abschließen, die protestantische nicht so ungestüm sich überstürzen können, zum wesentlichen Nachtheile Beider. Der einmal gestörte Hausfrieden ließ daheim kein rechtes Behagen aufkommen, überdies war in Deutschland durch die vorlaute Politik und den Lärm des Krieges die Poesie für lange Zeit fast ganz verscheucht, und der alte Nationalschatz vergessen; die Poeten blickten daher sehnsüchtig nach der Fremde, die Protestanten, aus Antipathie gegen alles Katholische, vorzüglich nach den gelehrten Niederlanden, und es begann, im Leben wie im Dichten, jene plumpe und doch dünkelhafte Nachmacherei des Ausländischen, die uns vor den andern Nationen so gründlich lächerlich gemacht hat. Und wenn bei dieser geistigen Völkerwanderung zuletzt die Franzosen sich als alleinige Führer behauptet, so lag dies größtentheils mit darin, daß dort ein verwandter, gleichsam literarischer Prote-

ſtantismus eben damals Sprache und Kunſt von den wirklichen oder eingebildeten Fehlern und Auswüchſen der phantaſtiſchen Vorzeit zu ſäubern und dem Mittelalter einen rein negativen Normalgeſchmack entgegenzuſetzen mit glänzendem Erfolge bemüht war.

Eben dieſer blos negative Charakter aber entwickelte, wenngleich in anderer Richtung, in Deutſchland eine wahrhaft barbariſche Pedanterie, die vom Himmel anfangend, nachdem ſie dort die Heiligen beſeitigt, immer tiefer hinabſteigend, eigentlich gegen alle Schönheit des Lebens, ja gegen das Lebens ſelbſt proteſtirte. Die kirchlichen Volksfeſte, ſowie die „vermalzdeite" Faſtnachtsluſt wurden in die Rumpelkammer des Mittelalters geworfen, die Freundſchaft und Freude an der Natur wurden als zu irdiſch verſchmäht und die Liebe abgeſchafft. Sie wird mit Unzucht, Poeſie mit Lüge identificirt. Grefflinger nennt die Liebesjahre die „Kälberjahre", und Simon Dach wird wegen ſeines ſchönen Liedes vom Annchen von Tharau noch nach dem Tode verleumdet; ja der allgemein gefeierte Riſt verwarf in ſeinen geiſtlichen Liedern alle daktyliſchen und anapäſtiſchen Maße, „weil die andächtige Seele ſich nicht mit Hüpfen und Springen, ſondern mit Sehnen und Seufzen nach dem himmliſchen Jeruſalem wenden ſolle". — Seltſam! Während ſie das Kloſterleben nicht nur der Misbräuche wegen, ſondern auch ſeiner Idee nach ſo leidenſchaftlich bekämpfen, quälen ſie ſich gleichzeitig ab, eine neue und völlig ausgenüchterte Ascetik und Weltverachtung willkürlich an deſſen Stelle zu ſetzen. Kein Wunder daher, daß namentlich in der Lyrik bei den wenigen wirklichen

Dichtern jener Zeit überall eine faſt hypochondriſche Wehmuth hindurchklingt.

In dieſer troſtloſen Oede nun hatte das allein übriggebliebene Subject die Vollmacht überkommen, das zerſtörte Leben wiederherzuſtellen. Da es aber draußen ſo bettelhaft wenig vorfand, ſo kehrte es in ſich zurück und verſuchte, die neue Welt aus ſich ſelbſt zu conſtruiren; und da die ſchaffende Phantaſie kein tüchtiges Material mehr hatte, ſo übernahm der Verſtand den Bau aus eigenen Mitteln. Das Ueberſinnliche und Geheimnißvolle des Lebens aber iſt nirgend Sache des Verſtandes, er betrachtete es daher mit vornehmem ſarkaſtiſchen Lächeln, indem er alles Ideale nach der wahrnehmbaren Wirklichkeit, und namentlich die Religion als bloße Moral ſich vernünftig zurechtlegte. Und ſo dient denn nun auch in der Poeſie das Objective eigentlich nur zur Folie des vergötterten Subjects, die individuelle Empfindung, Anſicht und Neigung, mit einem Worte: die Perſönlichkeit des Dichters tritt maßgebend in den Vordergrund; er will nicht begeiſtern oder einfach ergötzen, ſondern überzeugen, und es beginnt die Epoche des herrſchenden Lehrgedichts. Schon der treffliche und wohlgeſinnte Sebaſtian Brant führt in ſeinem „Narrenſchiff“ aus dem eigentlich poetiſchen und religiöſen Gebiet in das der bloßen Moral über, indem er dieſe nicht ſowol auf die göttlichen Geheimniſſe der kirchlichen Lehre, als vielmehr auf Sachkenntniß und eine verſtändige Betrachtung der Welt ſtützt, und daher häufig in einen weltlichen Predigerton hinabſinkt, wie denn auch wirklich Geiler von Kaiſersberg die Sprüche aus dem Narrenſchiff zu Texten ſeiner berühmten Predigten verwendet hat. Noch

unmittelbarer und praktiſcher ging Balthaſar Schupp auf Sittenverbeſſerung in ſeinen ſatiriſchen Reden und Diſſertationen gegen das Spiel, die Sprachmengerei, über die Kunſt reich zu werden u. ſ. w.; aber ſo religiös auch Alles hier gehalten iſt, ſo geſteht er doch gelegentlich ein, daß er dafür mehr von Laien, in der Büttelei ꝛc., als von Theologen gelernt habe.

Am ſchärfſten iſt ohne Zweifel dieſe ganze Richtung und der allmälige Uebergang vom Idealen zum Praktiſchen, vom Romantiſchen zum Lehrhaften in Hans Sachs ausgeprägt, dem einzigen bedeutenden Poeten des 16. Jahrhunderts und beſten Verſtandesdichter der Deutſchen. Hans Sachs war ein eifriger Proteſtant, täuſcht ſich jedoch keineswegs über die Gefahren und Extravaganzen der neuen Lehre, fühlt ſich vielmehr beſtändig von dreierlei Partei umtrieben, „erſtlich von den Maulchriſten, darnach von den Romaniſten, und von den Religioſen, ſind eines Tuchs drei Hoſen, die er nicht ziehen kann". Seine poetiſche Anlage wendet ihn noch häufig zu den altritterlichen Stoffen vom Siegfried, Fortunat, der Magellone u. ſ. w., während er zugleich der erſte iſt, der, nachahmend und reproducirend, das claſſiſche Alterthum volksmäßig bei uns einführt. Allein es ſind weder die großen Gedanken, welche die romantiſche Vergangenheit bewegten, noch die plaſtiſche Schönheit des heidniſchen Alterthums, was ihn anzieht, ſondern die darin zerſtreuten kleinen Charakterzüge und moraliſchen Nutzanwendungen, die er in tauſend wechſelnden Formen verarbeitet. Und ſo objectiv auch oft ſeine Dichtung und Allegorie erſcheint, ſo iſt es doch eigentlich nur ſeine eigene Individualität und liebenswürdige Perſönlichkeit, die Alles

färbt und belebt; seine Helden, türkischen Kaiser und heidnischen Götter sind durchaus nürnberger Patricier, sein Patriotismus ein bürgerlicher Gemeindesinn, seine Poesie ein löbliches Handwerk, wie der ganze Meistergesang, den er vorzüglich zu Ehren gebracht.

Jakob Grimm sagt: „Minne und Meistergesang sind eine Pflanze, die erst süß war, hernach im Alter herb, und die verholzen mußte.“ Noch im 15. Jahrhundert trägt der Meistergesang Spuren dieser Herkunft, in der Feier der heiligen Jungfrau und dem Legendarischen, das größtentheils seinen Inhalt bildete. Später bemächtigte sich seiner die Reformation als ihres, nebst dem Kirchenliede, fast ausschließlichen poetischen Ausdrucks. Seitdem fällt auch hier aller Accent auf das Subjective, und das auf das mannichfaltigste variirte Hauptthema ist fortan die Rettung des freien Willens, als des Göttlichen im Menschen, vor äußerer Beschränkung und Autorität unter die Aegide der Bibel. Bei ihren Hauptsingen lag daher stets Luthers Bibel aufgeschlagen auf dem Pult, und der Merker controlirte streng die Uebereinstimmung des Liedes mit der behandelten Stelle der Schrift. Auch waren ihre von Puschmann 1572 herausgegebenen Statuten blos negativer Natur, lediglich auf Abwehr „falscher“ (d. i. gegen Bibel und Staat verstoßender) und „blinder“ d. h. undeutlicher Meinungen gerichtet. Man begreift leicht, so handwerksmäßig an ein trockenes Spalier genagelt, mußte die ohnehin längst herb gewordene Pflanze wol gründlich verholzen und das Ganze, nachdem die erste Aufregung der Reformation verflogen und also der eigentliche Inhalt ausgegangen war, mit seinen, noch aus dem Minnegesang ererbten überkünstlichen Formen

endlich in eine leere „Tabulatur" umschlagen, wo der höchste Ruhm allein an die Erfindung einer neuen Versart oder „Tones" geknüpft war, wie z. B. „der kurze Ton" Bartel Regenbogen's, „die geblümte Paradiesesweise" Joseph Schmierer's, oder „die schwarze Tintenweise" des Magisters Ambrosius Metzger.

Diesen schmählichen Abfall hatte indeß auch die von der Reformation adoptirte Richtung auf das classische Alterthum größtentheils mit verschuldet. Denn indem das unstudirte Volk ihnen in diese Region nicht nachgehen konnte und mithin die Poesie nun zum Gelehrtenstande überging, mußte die sich selbst überlassene Volksdichtung immer mehr verwildern; was andererseits auf die Gelehrtendichtung wieder die Rückwirkung hatte, daß diese, weil ihr das heimische Rohe anekelte, sich dem Fremden in die Arme warf. Aber das Volk besitzt jederzeit eine nicht leicht verwüstbare Heilkraft und dichtete, wenn auch roh, doch noch immer lebendig genug in seinen Liedern und fliegenden Blättern munter für sich fort, während jene Vornehmthuerei der Kunstdichter sich an diesen selbst bei weitem empfindlicher bestrafte. Sie geriethen nämlich durch ihre humanistische Richtung, sowie durch ihr exclusives Wesen unrettbar entweder unter das Schulmeisterthum der nördlichen protestantischen Universitäten, die nur lateinische Carmina duldeten, oder in die Gewalt der Höfe, die nur Spaß, Gelegenheitsgedichte und Festoden wollten. Hier insbesondere waren sie in die Stelle der alten Pritschmeister getreten, und eigentlich nur als Doctoren verkleidete Hofnarren, denen mit der Schellenkappe der Witz abhanden gekommen. Wie tief aber diese geistige Leibeigenschaft einschnitt, be-

zeugt die überschwengliche Schmeichelei, von der diese Hofpoeten lebten; wenn z. B. Riemer vom großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm sagt: „sein geringstes Lob ist, daß er unübertrefflich gewesen und nur der Anfang zu seinem Preise, daß seines Gleichen nie gehört worden. Die Thaten Cäsar's sind Kinderspiele gegen seine Kriege; der große Scipio ist nur eine Nebensonne gegen diesen Quell des Kriegslichts. Hannibal's Heldenübungen gegen die Expeditiones unsers Großfürsten sind wie eine Komödie gegen den Verlauf einer wahrhaften Geschichte. Alle Helden der Griechen und Römer hätten unter ihm, zu Felde und in Belagerungen, kaum Unteroffiziere bedeuten können."

Der lateinischen Kunstdichtung und Sprachmengerei sollte nun durch die gelehrten Sprachgesellschaften gesteuert werden. So wurde im Jahre 1617 zu Weimar der fruchtbringende Palmenorden gestiftet, um „die Muttersprache in ihrem gründlichen Wesen und rechtem Verstande, ohne Einmischung fremder ausländischer Flickwörter, in Reden, Schreiben, Gedichten, aufs aller zier- und deutlichste zu erhalten und auszuüben". Aehnliche Zwecke „zu Gottes Ehre, zur Tugendlehre und deutscher Sprache und Dichtung Ausübung und Vermehrung" verfolgte der 1644 in Nürnberg von Härsdörfer und Klai gestiftete gekrönte Blumenorden der Pegnitzschäfer. Allein so gut gemeint das Alles sein mochte, es war doch eben nur eine vorübergehende Gelehrtengrille, die, völlig unpopulär, höchstens durch ihren sprachlichen Purismus einigen negativen Nutzen hatte, durch wechselseitige Lobhudelei aber die poetische Impotenz und Mittelmäßigkeit wahrhaft barbarisch emancipirte, und die deutsche Dicht-

kunst, der sie eben selbständige Würde verleihen wollte, erst recht gründlich unter die Botmäßigkeit des Adels gebracht hat. Alle diese Gesellschaften waren eigentlich nur das vornehme Gegenstück zu den spießbürgerlichen Meistergesangschulen, eine andere Art prosodischer Tabulatur, Zopf gegen Zopf; und sie hätten ohne Zweifel endlich denselben verknöchernden Einfluß gewonnen, wie in Frankreich die Akademie, wenn sie mit ihrer schafmäßigen Hirtenspielerei nicht glücklicherweise sehr bald an ihrer eigenen Lächerlichkeit wieder verstorben wären.

Auch das Drama entging diesem allgemeinen Miasma nicht. Die Gebildeten wandten sich von dem Schauspiel, weil es noch roh und unentwickelt war, und das Schauspiel konnte sich nicht entwickeln, weil alle höhern Kunstbestrebungen sich von ihm abwandten. Während den herumschweifenden Schauspielertruppen Volk und Magistrate bis an die Grenzen des Stadtgebiets jubelnd entgegenzogen, verachteten die Fürsten die ungehobelten Bretter, und die protestantische Geistlichkeit verketzerte und excommunicirte Schauspiel und Schauspieler. Und während daher das Volksdrama vor diesem doppelten Zelotismus sich ganz und gar in die Marionettenbuden flüchtete, zimmerten die Gelehrten dafür ihre „Staatsactionen", eine unmögliche, feierlich breite, biblische, römische, griechische, türkische Heldenwelt mit Haarbeutel und Reifrock, wo gleichwol der Hanswurst noch immer parodirend dazwischen fahren durfte; bis zuletzt nach obenhin sich Alles fast epigrammatisch in bebänderte „Schäfereien" und sogenannte „Wirthschaften" zuspitzte, höfische Witzgefechte ohne eigentlichen Inhalt, die an den deutschen Höfen vor Fürsten und Grafen aufgeführt wurden, und wobei

namentlich auch Leibnitz zu Charlottenburg als prahlerischer Zahnarzt großen Beifall eingeerntet haben soll. Auf diesem Wege aber war der beabsichtigte Aufschwung des Schauspiels aus wirklicher oder eingebildeter Barbarei am wenigsten zu erwarten. Das Drama ist seiner Natur nach demagogisch; der gesunde Sinn des Volks, zu dem es unmittelbar spricht, und nicht die prüde Gelehrtenaristokratie einer großen Residenz, ist seine geborene Jury. Es ist weltbekannt, welche tödtliche Tyrannei in dieser Hinsicht Paris einst ausübte, indem es jede Abweichung von dem ästhetischen Katechismus Boileau's mit Bann belegte; und auch in Spanien ließe sich leicht nachweisen, daß selbst der kunstverständige Gönner Calderon's, Philipp IV., durch das Hoftheater zu Buen Retiro mit seinem opernartigen Luxus und den unvermeidlichen Rücksichten auf ein exclusives Publicum, den volksthümlichen Fortgang des Dramas mehr gehemmt als gefördert hat.

Alle diese Evolutionen des Zeitgeistes aber, die wir hier nur im Allgemeinen angedeutet, wiederholen sich speciell im Romane und bilden eigentlich den modernen Charakter desselben. Der gelehrte Verstand, nachdem er, wie wir gesehen, die Deutung des Lebens übernommen und durch erweitertes Wissen in Geschichte und Geographie plötzlich reich geworden, läßt als erlaubte Ergötzlichkeit und zur Erholung von seinen Regentenpflichten auch den Roman sich nebenher gefallen. Dafür muß dieser aber auch Vernunft annehmen, nicht mehr kindisch nach den höchst unwahrscheinlichen Heldensagen des Mittelalters zurückblicken oder gar in religiöse Tiefsinnigkeiten sich versteigen, sondern vielmehr sich praktisch-nützlich

machen, das etwa Erfundene erſt hiſtoriſch beglaubigen und vor Allem Moral und die ganze große Gelehrſamkeit auf eine ſchlaue Weiſe unter die Leute bringen. Allein der Verſtand kann überall nichts Neues ſchaffen, ſondern nur das Vorhandene ordnen und nachahmen, und da er überdies der großen Vergangenheit den Rücken gekehrt und vor der religiös begeiſterten Ausſicht in die Zukunft vorſichtig die Augen geſchloſſen hatte, ſo mußte er wol mit ſeinen ſchwerfälligen Romanen auf der bloßen Gegenwart ſitzen bleiben. Da dieſe aber, wenn ſie nicht als organiſches Mittelglied zwiſchen Vergangenheit und Zukunft begriffen worden, nothwendig proſaiſch wird, ſo wurde es auch der Roman, wie dieſe ganze bornirt-verſtändige Weltanſicht. Schon die erzählenden Volkslieder und die vornehmern ſogenannten Heldengedichte jener Zeit, welche die Brücke zum Romane bilden, handeln faſt nur von Männern und Begebenheiten der Gegenwart: von Guſtav Adolf, Friedrich von der Pfalz, Bernhard von Weimar, Tilly, Wallenſtein u. ſ. w.; aber durchaus nüchtern, bänkelſängeriſch oder ſteifleinen, und häufig militäriſche Paraden und Friedensmanöver, Parforcejagden und dergleichen Cavalierlappalien in voller Brunſt des Pathos als Heroismus feiernd, wie z. B. Joh. Ulr. König in ſeinem „Auguſt im Lager", wo unter andern Allegorien auch die Eintracht erſcheint, „das ſilberhelle Haar hinterwärts von einem Band umbunden und unausreißlich feſt in einen Zopf gebunden".

Bei dieſer Inproductivität des dichtenden Verſtandes mußte denn die wißbegierige Leſewelt in Deutſchland, wo ſie nicht die ältern Volksbücher beliebte, eine Zeit lang ſich noch mit Ueberſetzungen begnügen. Unter dieſen

trat der berühmte „Amadis" besonders keck aus der versunkenden Ritterwelt in die neue Zeit herein, ein noch altfränkischer ungeheuerlicher Gesell, aber schon mit zierlichen Manschetten und mancherlei neumodischen galanten und schäferlichen Gelüsten; der sich daher in seiner übergängerischen Doppelnatur auch am längsten conservirt und auf Ton und Farbe der nachfolgenden deutschen Originalromane den entschiedensten Einfluß ausgeübt hat. Endlich aber wurde er doch übergerannt von den vielen, zum Theil ganz ehrenwerthen fremden Gästen. So kam aus Spanien der „Landstörtzer Gusman von Alfarache" des Aleman, die „Diana" des Montemayor; aus Italien die „Eromena" von Biondi, der „Caloandro" des Marini; aus England die „Arcadia" von Sidney; aus Frankreich die „Astrea" des d'Urfé, die „Ariana" des Desmarets, die „afrikanische Sophonisbe" u. m. A.

Aus diesem wunderlich gemischten Boden wuchsen nun allmälig die ersten deutsch-modernen Romane für die Gebildeten: die Liebes- und Heldengeschichten, oder Wundergeschichten, wie sie gleichfalls genannt wurden; mit dem charakteristischen Unterschiede jedoch, daß sie, bei der deutschen Gründlichkeit in gelehrten Dingen, oft geradezu wie Parodien ihrer ausländischen Vorbilder sich ausnehmen und fast alle an unermeßlicher Langweiligkeit leiden. Der mit prätentiöser Selbstgefälligkeit ausgesprochene Hauptzweck ist überall Erbauung und Belehrung. Birken in seiner Vorrede zur Aramena nennt sie „Gärten, in denen auf den Geschichtsstämmen die Früchte der Staats- und Tugendlehre mitten unter Blumenbeeten angenehmer Gedichte herfürwachsen und zeitigen"; und Lohenstein sagt: „die Weisheit und ernste Wissen-

ſchaften müſſen der Grund, jenes (das Dichten) der Ausputz ſein, wenn ein gelehrter Mann einer korinthiſchen Säule gleichen ſoll". Jene Belehrung aber war keineswegs etwa, wie wir es von den jetzigen Romanſchreibern wol gewöhnt ſind, auf das Innere des Menſchen, ſondern auf die allerverſchiedenartigſten Gegenſtände des praktiſchen oder gelehrten Wiſſens, auf Länder- und Völkerkunde, Aſtrologie, Klugheitsregeln, Geſchichte und geheime Hofintriguen gerichtet, und in dieſer letztern Beziehung ſind dieſe Romane eigentlich nur die in Proſa aufgelöſten Staatsactionen, deren wir oben beim Drama erwähnten. Es iſt als durchwandelte man eine fürſtliche Kunſt- und Raritätenkammer, wo chineſiſche Fächer, indianiſche Waffen, Fetiſche, Mumien und abenteuerliche Skelete an der dünnen Schnur einer Liebesgeſchichte an den Wänden umherhängen, und nach ihrem Urſprung und Nutzen von dem gelehrten Poeten mit weitſchichtigem Anſtande erklärt werden. Dieſem Inhalt, der hiernach alles Erdenkliche und Undenkliche umfaſſen ſollte, entſpricht denn auch die monſtröſe Form dieſer Romane. Lange Reimereien, Schäfer- und Tanzſpiele, ja ganze Dramen ſind eingeflochten, Alles durch kunſtreiche Beiwörter wie eine Allongeperücke gekräuſelt, und der höchſte Ruhm beſteht darin, aus einem wahren Labyrinth von Verwickelungen, die durch breite „Nebengeſchichten" abſichtlich noch verwickelter gemacht werden, den erſtaunten Leſer dennoch an dem Ariadnefaden ordinärer Wahrſcheinlichkeit glücklich wieder ins Freie zu bringen. Wie allgemein beliebt aber dieſe breitſpurigen Lehrbücher und wie geduldig die damaligen Leſer waren, bezeugt ſchon der Umſtand, daß z. B. der Magiſter Schwab in Leipzig, zu Gottſched's

Zeiten, allein aus dem 17. Jahrhundert über anderthalbtausend solcher deutschen Romane besaß.

Den Reigen eröffnet Dietrich v. d. Werder mit seiner „Diana" (1644), wo in den Nebengeschichten von Dinanderso, Lodaso, Lastewin u. s. w. die Hauptbegebenheiten des Dreißigjährigen Krieges und seine Helden sub Rosa vorgeführt werden, weshalb denn dieser Roman als ein Räthselgedicht gerühmt wurde, „das man zum ersten male der Fabel wegen, das erste bis dritte mal der Reden und Sachen, und das vierte mal der politischen Weisheit und verdeckten Geschichte wegen lesen müsse". Diese verschleierte Geschichte aber hat vorzüglich Herzog Anton Ulrich von Braunschweig (1633—1714) sich zur Aufgabe gemacht. Das allgemein negative Princip hatte längst auch das öffentliche Leben durchdrungen; nicht durch naturwüchsige Entwickelung der eigenen positiven Kräfte, sondern durch Abwehr und Verneinung der Uebermacht Anderer sollte der Staat gedeihen und sich erhalten. Aus diesem politischen Protestantismus eines Jeden gegen Alle und Aller gegen Jeden war das mechanische System des Gleichgewichts entstanden, und in der Politik an die Stelle der christlichen Moral die sogenannte „Staatsraison" getreten: ein diplomatisches Schachspiel verhüllter Intentionen, welche die Neugier der Laien um so mehr reizten, je verwickelter und undurchdringlicher sie erschienen. Und eben diese Staatsgeheimnisse bilden den eigentlichen Inhalt der Geschichtsgedichte und Gedichtgeschichten Ulrich's von Braunschweig. Sein Roman „Die durchlauchtigste Syrerin Aramena" (welcher, beiläufig gesagt, 6822 Seiten enthält) spielt zwar in der Patriarchenzeit, die darin vor-

kommenden Prinzessinnen aber sind Allegorien von Ländern, Künsten und Ereignissen der Gegenwart. Noch entschiedener zeigt sich diese versteckte Richtung in seiner „Octavia", wo durch die Erzählung der römischen Geschichte von Claudius bis Vespasian sich in episodischen Schäfer- und Schauspielen, fragmentarischen Epen und Nebengeschichten ebenso viel Hofräthsel schlingen, von denen das eine auf die Gemahlin Georg's I. bezogen wurde, während sich über die historische Deutung der andern selbst Leibnitz vergebens den Kopf zerbrochen hat. Glücklicherweise indeß war der Dichter besser und größer als seine Romane, und beschloß ein thätiges und segenreiches Regentenleben mit seiner Rückkehr zur Kirche.

Weniger auf eigentliche Geschichte als auf antiquarischen Gelehrtenkram hatte es der fast gleichzeitige Philipp von Zesen abgesehen, der sich daher auch gegen den Verdacht etwaiger Erfindung ausdrücklich verwahrt. In seiner „Assenat" z. B. dient ihm die biblische Geschichte Joseph's nur zum willkommenen Vorwande, ein ägyptisches Museum mit großem Schwulst und langen Anmerkungen vor uns auszulegen. Erfinderischer war der braunschweigische Superintendent Buchholtz (1607—1671); doch ist es ihm dabei seltsam genug ergangen. Er verband mit seinem Romane: „Des christlich deutschen Großfürsten Herkules und der böhmischen königlichen Fräulein Valiska Wundergeschichte", außer der einmal obligaten Unterweisung in allen möglichen Disciplinen, auch noch einige ganz besondere Intentionen. Zunächst nämlich will er damit die „Amadis'schen Fabelbruten und Misgeburten" aus dem Felde schlagen, geräth aber selbst im Eifer des Gefechts gerade in dieselben Unge-

heuerlichkeiten von Tugend und Laſter, rhetoriſchen Freundſchaften, Weltſchlachten, Entführungen und Errettungen, die ſeinen Gegner Amadis auszeichnen. Sodann hatte er die ebenſo löbliche als patriotiſche Abſicht, die Gottesfurcht als den eigentlichen Mittelpunkt aller Tapferkeit und Liebe darzuſtellen und zugleich zu beweiſen, „daß die Deutſchen nicht lauter wilde Säue und Bären ſind". Allein die dick eingeſtreute Moraltheologie des wohlgeſinnten Superintendenten hat mit der Tapferkeit und Liebe, wie ſie das Ritterthum meinte, überall nichts mehr zu ſchaffen; und was den patriotiſchen Theil ſeiner Aufgabe betrifft, ſo bleibt es wenigſtens ſehr problematiſch, ob ein wilder Bär im Walde nicht geſcheiter und poetiſcher wäre, als dieſe großfürſtlichen Helden und tugendſteifen Prinzeſſinnen, die noch überdem jedenfalls keine Deutſche, ſondern ziemlich bärenhaft nachgemachte Franzoſen ſind. Seinen eigentlichen Triumphzug aber hält dieſer unförmliche Roman in Lohenſtein's „Arminius und Thusnelda", wo der hochtrabende Pegaſus endlich den ganzen Rüſtwagen damaliger Gelehrſamkeit unter Paukenſchall und ſchmetternden Trompetenſtößen nachſchleppen muß. Durch zweierlei Maßloſigkeiten hat Lohenſtein mit dieſem Werke die Bewunderung faſt eines vollen Jahrhunderts errungen, dadurch nämlich, daß er alle Richtungen, welche die andern Romane vereinzelt gaben, in einen ungeheuern Ballen zuſammenpackt; und ſodann, daß er den Stil nicht mehr als Mittel und um des Stoffes willen, ſondern als ſelbſtändiges Kunſtſtück gebraucht. Hier finden wir auf einmal Alles beiſammen: abenteuerliches Ritterthum, claſſiſchen Heroismus, die Entdeckung von Amerika, Staatsraiſon, [illegible]ographie,

Moral, Arzneikunde, verſchleierte Hiſtorie, die habsburgſchen Kaiſer in Hermann's Vorfahren, den Kaiſer Leopald im Hermann ſelbſt, ja ſogar einige wirkliche Poeſie in einzelnen Gedichten und beſchreibenden Stellen, ſowie in der begeiſterten Vaterlandsliebe, die ihn auf Hermann geführt.

Es iſt indeß leicht begreiflich, über dieſer unnatürlichen declamatoriſchen Anſpannung mußte doch endlich den Poeten, wie dem Publicum, Geduld und Athem vergehen, und das gelehrte Romanungeheuer begann daher ſich nun allmälig in mehre ausweichende Gruppen zu theilen, in Stil und Gegenſtand zwar voneinander verſchieden, alle aber darin übereinſtimmend, daß ſie von jener bombaſtiſchen Höhe zur Gegenwart und Wirklichkeit wieder ablenken, und als die eigentlichen Anfänge unſers heutigen Romanes zu betrachten ſind.

Den Uebergang machen Ziegler und Weiſe. Heinrich Anſelm von Ziegler und Kliphauſen (1663—1697) in ſeinem Romane: „Aſiatiſche Baniſe, oder blutiges, doch muthiges Pegu, in hiſtoriſcher und mit dem Mantel einer Helden- und Liebesgeſchichte bedeckten Wahrheit beruhend" ſtößt allerdings noch mit derſelben hausbackigen Begeiſterung in die ungeheuere Tuba ſeiner Vorgänger; und zum Valet möge hier ein für alle mal als Probe dieſes Klanges eine Stelle ſeines Romans ſtehen, der ſogleich anfängt mit: „Blitz, Donner und Hagel, als die rächenden Werkzeuge des Himmels, zerſchmettere die Pracht deiner mit Gold bedeckten Thürme und die Rache der Götter verzehre alle Beſitzer der Stadt, welche den Untergang des königlichen Hauſes befördert, oder ſolchen nicht nach äußerſtem Vermögen, auch

mit Daransetzung ihres Blutes gebührend verhindert haben. Wollten die Götter! es könnten meine Augen zu donnerschwangern Wolken und diese meine Thränen zu grausamen Sündfluten werden: ich wollte mit tausend Keilen als ein Feuerwerk rechtmäßigen Zornes, nach dem Herzen des vermaledeiten Bluthundes werfen und dessen gewiß nicht verfehlen; ja es sollte alsobald dieser Tyrann sammt seinem götter- und menschenverhaßten Anhange überschwemmt und hingerissen werden, daß nichts als ein verächtliches Andenken überbliebe!" — Allein trotz diesem wüthenden Anlaufe ist hier aus der großen Weltkarte doch schon eine bestimmte Provinz ausgeschnitten, das Königreich Pegu mit seinen barbarischen Sitten und Gebräuchen, und eine wirkliche Begebenheit, die sich bei dem gewaltsamen Umsturz dieses Reiches im 15. Jahrhundert zugetragen hat. Und dieses breite Ausmalen einer fremden Natur und Landschaft mit der analogen Staffage wirklicher Thatsachen leitete in vielen Nachahmungen einerseits zu den Robinsonaden, andererseits zum historischen Romane über. Beide Gattungen spielen noch heute, z. B. in den Seeromanen, in den letzten Mohikans u. s. w., mannichfach ineinander; können aber erst späterhin bei ihrer weitern Entwickelung in nähern Betracht kommen.

Gründlicher als Ziegler ging Christian Weise (1642—1708) gegen das Lohenstein'sche Prachtgerüst zu Werke, indem er „die Sachen also vorzubringen sucht, wie sie naturell und ungezwungen sind". Er wirft sich daher von jenem hochtrabenden Pegasus auf einen ordinären Bauernklepper und trabt aus der großfürstlichen Heldenwelt mitten in die Wirthschaften und Märkte des

Volks hinein. Aber es nützt eben nicht viel; wie er sich auch wendet, es ist nur eine andere Art von Pedanterie, die übelanstehende Herablassung eines Gelehrten. Auch ihm begegnet das gewöhnliche Unglück dieser Natürlichkeitsmacher: er vergißt, daß nicht alles Schone natürlich und das Natürliche nicht immer schön ist; in der Entrüstung gegen das Vornehme wird er häufig gemein, aus Angst vor dem Schwulste platt, und Leibnitz sagt von ihm, „daß er etwas schmuzig zu reden kein Bedenken trage". Vorzüglich bemerkenswerth bei ihm aber ist der durchgehende religiöse Bezug. Er meint nämlich, „man müsse der kitzeligen und neubegierigen Welt auch die Tugend per piam fraudem beibringen", d. h. durch faßliche Satire, unterhaltende Beispiele und deren moralische Nutzanwendung. Nun stellt er in seinen „drei klügsten Leuten", und besonders in den „drei ärgsten Erznarren" und im „politischen Näscher" unter allerlei Verwandlungen einen schon vor ihm allgemein beliebten Charakter hin, den man damals mit dem Namen Curiosus bezeichnete; den menschlichen Fürwitz, der aus Eitelkeit und mit bloß weltlicher Politik Alles erfahren, von Allem naschen und profitiren will. Dieser Curiosus indeß, indem er sich überall „das Maul verbrennt" und durch solche Unmäßigkeit („Sicherheit") sich gleichsam den Magen verdirbt, kann demnach niemals zu rechtem Genusse und häuslicher Zufriedenheit gelangen, denn die Vernunft sagt: „Nichts ist gut, was nicht einen guten Ausgang hat." Der Mensch ist aber da, um glücklich zu sein; das kann er jedoch nur durch den Kappzaum der Religion werden, also wird er um seiner lieben Gemüthsruhe willen bei Christo in die Schule geschickt. Das ist

aber im Grunde doch nur verdeckte Selbstsucht; eine religiös-gefärbte Lebensklugheit. Und so sehen wir denn bei Weise, dessen Weltansicht ebenfalls in zahllosen Nachahmungen, z. B. in Riemer's politischem Stockfisch, politischem Maulaffen, u. s. w. sich immer weiter verbreitete, bereits den Keim jener praktischen Lebensphilosophie, welche späterhin und namentlich durch Wieland, in den sogenannten philosophischen Romanen, als Religion der Gebildeten, zu einer förmlichen Glückseligkeitstheorie ausgesponnen wurde.

Endlich aber führte noch ein anderes Motiv schon etwas früher zu einer dritten Hauptgruppe, welche mit unserm jetzigen Romane unmittelbar zusammenhängt. Das Ritterthum war nämlich, wie wir gesehen, längst ausgeartet, und wir erschrecken fast vor seinem Zerrbilde, das Hans von Schweinichen in seinen Denkwürdigkeiten und Moscherosch in seinem Philander von Sittewald vor uns aufdeckt. Das Ritterthum stand durchaus auf religiösem Grunde; da dieses Fundament wich, so mußte wol auch das stolze Bauwerk aus seinen Fugen weichen und um so lächerlicher, je mächtiger es gewesen, in eine nun völlig unpassende und schiefe Position gerathen. Das ganze Wesen war in seinen bloßen Schein umgeschlagen: die Vasallen in Hofcavaliere, die Liebe in Buhlerei, die Ehre in conventionelle Reputation, der Glaube in Aberglauben an Hexen, Beschwörungen und Astrologie, und die Tapferkeit der alten Kämpen in ein prahlerisches Soldatenthum „lotterbübischer und zotiger Junker", deren Katechismus bei Moscherosch dahin lautet, daß des Teufels sei, wer sich erbarmt — „als ob sich Gott vor den Scharrhansen fürchten, oder um schnarchender eigensinniger

Esel willen die Zehn Gebote abschaffen oder ändern müsse". Es konnte nicht fehlen, dieser gemeine Zustand mußte edlere Gemüther mit Sehnsucht, Schmerz und Zorn erfüllen und zum Widerstand reizen; und aus diesem Gefühl entstand die moderne Selbstironie und der Humor, d. i. der schneidende Contrast zwischen dem unvergänglichen höhern Bedürfniß und der prosaischen Gegenwart, wie er sich in poetischen Gemüthern abspiegelt, und noch in unsern Tagen das Hauptthema des Romans bildet. Gervinus nennt sinnreich den Humor eine Krankheit des Geistes und Gemüthes, die auf diese Weise sich das Unerträgliche erträglich zu machen suche, wo einem Individuum oder Volke die Fähigkeit oder Möglichkeit gebricht, gesund und resolut im Glauben und in der Poesie zu leben. Wir aber möchten den Humor vielmehr die natürliche Reaction der noch gesunden Kräfte gegen die allgemeine Krankheit der Zeit nennen.

Der größte Humoristiker in diesem Sinne ist ohne Zweifel Cervantes; der Inhalt seines berühmten Romans ist, trotz aller Lächerlichkeit, tragisch, der tragische Untergang des Ritterthums, und häufig überkommt uns dabei das Gefühl, als sei eigentlich nicht Don Quixote, sondern nur seine Zeit verrückt geworden. Wenn wir aber dem Don Quixote unsern deutschen Simplicissimus hier unmittelbar anreihen, so soll dies Beiden nicht zum Nachtheil gereichen. Cervantes hatte den Nachglanz des Ritterthums, eine noch immer romantische Zeit und fast eine schon völlig ausgebildete nationale Poesie vor sich; der deutsche Dichter dagegen die brutale Verwilderung des Dreißigjährigen Krieges und eine in der Prosa noch ganz barbarische Sprache. Don Quixote ist daher

das fertige Vorbild aller modernen Romane überhaupt, der Simpliciſſimus nur der oft noch ungeſchickte und tölpelhafte Urtypus des neuen deutſchen Romans geworden. An Lebendigkeit der Anſchauung aber, an Tiefe der Intentionen und epiſcher Durchführung derſelben ſind beide Dichter einander ebenbürtig.

Zuvörderſt muß für die Vornehmen hier der noch ſehr gangbare Irrthum beſeitigt werden, als ſei der Verfaſſer des Simpliciſſimus ein roher Landsknecht geweſen, der, wie müßige Soldaten wol zu thun pflegen, ſeine Figuren mit erſparter Stiefelwichſe an die kahlen Wände gemalt. Hans Jakob Chriſtoffel von Grimmelshauſen, anagrammatiſch German Schleifheim von Sulsfort oder auch Samuel Greiffenſohn von Hirſchfeld genannt, war im Anfange des Dreißigjährigen Krieges zu Gelnhauſen geboren, focht ſelbſt eine Zeitlang mit, trat aber dann in biſchöfliche Dienſte und lebte zuletzt als Schultheiß zu Renchen am Schwarzwald ſehr geachtet in angeſehenen Verhältniſſen und Verbindungen; und daß er die damalige gelehrte und vornehme Dichtung gar wohl kannte, bezeugen ſeine Kunſtromane: „Der keuſche Joſeph ſammt ſeinem Diener Muſai", „Dietvelt und Amelinde", und „Proximus und Lympida", die aber, als bloße Conceſſionen an den oben bezeichneten Zeitgeiſt, hier nicht weiter in Betracht kommen. Sein Simpliciſſimus dagegen iſt ein unmittelbar aus dem Volke gegriffener, poetiſcher, treuer Geſell, der ſich durch die entſetzlichſte Zeit, die Deutſchland je erlebt, ſo gut es gehen mag und freilich nicht ohne bedeutend Haare zu laſſen, als Musketier, Reiter, Jäger, Vagabond und Glücksritter rüſtig hindurchſchlägt. Dieſes Nomadenleben und die

jugendliche Luſt an Abenteuern, der bedeutende hiſtoriſche Hintergrund dieſer Abenteuer mit einzeln auftauchenden Helden und Narrengeſtalten, die einfache Treuherzigkeit der Auffaſſung und Darſtellung, der verſtändige Soldatenblick, der ſich von keiner falſchen Convention irre machen läßt; das Alles iſt durchaus kerngeſund. Da iſt nichts gemacht, kein Wort zu viel oder zu wenig, Alles naturwüchſig, Rinde, Aeſte, Knorren, Blüten und Galläpfel durcheinander treibend, wie ein Baum im Walde, in welchem die wilden Vögel ſingen, der Sonnenſchein glitzert oder der Sturm raſt. Der Dichter ſteht mitten zwiſchen den Schrecken und Trümmern des Dreißigjährigen Krieges, und es iſt eine Luſt ihm zuzuſehen, wie er dieſe beſtialiſche Welt humoriſtiſch zu bewältigen weiß. Die moraliſche Fäulniß und Ruchloſigkeit parodirt Simpler zum Anfange durch ſeine bäueriſche Unſchuld und Herzenseinfalt, während er ſpäter als verſtellter Narr die Scharrhanſen narrt, die ihn zu narren vermeinen. Ein wirklicher Narr aber, der ſich für Jupiter hält, muß die ganze politiſche und religiöſe Philoſophie der damaligen Zeit repräſentiren, indem er ein parlamentariſches deutſches Weltreich ohne Fürſten und Abgaben, und eine geläuterte Univerſalreligion einführen will, „und welcher alsdann darwider glaubet, den wird er mit Schwefel und Pech martyriſiren". Mit dieſer Confuſion ſtimmt es auch ganz gut, wenn Simpler ſelbſt confus wird, da die einen wider Luther, und die Lutheraner wider den Papſt ſchreiben. „Zu welchem Theil ſoll ich mich dann thun, wann ja eins das andre ausſchreiet, es ſei kein gut Haar an ihm. Sollte mir wohl jemand rathen, hineinzuplumpen wie die Fliegen in einen heißen Brei?

Es muß unumgänglich eine Religion recht haben, und die andern beide unrecht; sollte ich mich nun zu einer, ohne reiflichen Vorbedacht bekennen, so konnte ich ebenso bald eine unrechte als die rechte erwischen, so mich hernach in Ewigkeit reuen würde, ich will lieber gar von der Straße bleiben, als nur irr laufen." Selbst mit dem herzzerreißenden Jammer und dem blos Wüsten weiß uns der Dichter zu versöhnen, indem er es theils als tollen Spectakel rasch vorüberfausen läßt, theils den frischen poetischen Hauch, der bei der Anarchie ist, fühlbar macht; gleichwie ja auch die wild emporwirbelnde Flamme eines verderblichen Brandes immerhin etwas Großartiges hat. Und eben so keck und humoristisch faßt er Frau Fortuna auf, gleichsam als eine jener Sagengestalten, die vorn gleißend anzuschauen und von hinten ein hohler Baumstamm waren. So ist dieser Simplex nie verworrener und possierlicher, als da er, plötzlich reich geworden, den Freiherrn spielt, sich auf galante Bildung legt und ein Wappen annimmt mit drei rothen Larven im weißen Feld und auf dem Helm einen Kopf mit Hasenohren, vorn mit Schellen geziert; bis er endlich selber sagen muß: „Die Hoffart hielt ich vor eine Art von Phantasterei, welche ihren Ursprung aus der Unwissenheit habe, dann wann sich einer selbst kennet und weiß, wo er her ist und endlich heimkommt, so ists unmöglich, daß er mehr so ein hoffartiger Narr seyn kann. Wann ich einen Pfau oder Welschen Hahn sehe, der sich ausbreitet und etwas daher kollert, muß ich mich vernarren, daß diese unvernünftige Thiere dem armen Menschen in seiner großen Krankheit so artlich spotten können." Doch nicht blos die rohe Verwilderung, Laster und Thor-

heit werden hier humoristisch paralysirt, auch die Moral, die sich damals so gern breit machte, muß in diesen Vexirspiegel blicken und, über sich selbst lächelnd, sich ihrer Langweiligkeit begeben. So ist das ascetische Einsiedlerleben mit seinen antiquitätischen Bärten und Gewändern überall durch einen leisen ironischen Hauch belebt; und als Simplicissimus selbst Einsiedler wird, ist es ihm anfänglich, wie unsern neueren Romantikern, eigentlich doch nur um den Vogelgesang und die prächtige Waldeinsamkeit zu thun, und er visirt durch sein mitgenommenes Perspectiv in die schöne Landsgegend hinaus, oder nimmt, wenn es Nacht geworden, sein Hörrohr zu Handen, und horcht wie etwa auf etliche Stunden Weges weit die Bauernhunde bellten, oder sich ein Gewild in seiner Nachbarschaft regte.

Man sieht, dieser merkwürdige Roman steht recht eigentlich auf der Wetterscheide zwischen der alten und neuen Zeit. Alles wird nur lebendig und bedeutend durch die subjective Auffassung des Dichters; diese aber ist eine humoristische, und daher ihrer Natur nach wesentlich protestirend und negativ; und eben hierdurch greift er unmittelbar in die neue Romanenliteratur ein, die noch bis heut von diesem Elemente lebt. Allein jenes negative Wesen des Humors ist hier noch nicht so übermächtig, um, wie in der Folgezeit, sich selbst genügend allen Stoff zu verzehren und ins Leere zu verflüchtigen. Wie in den alten Rittergedichten und Volksbüchern vielmehr ist hier noch Alles objectiv und plastisch mit einem ganz positiven Hintergrunde; denn der Dichter hat keineswegs, wie seine Zeitgenossen, über dem Lärm des Krieges den Grund und die eigentliche Bedeutung dieses

Krieges vergessen. Ein tiefreligiöses und specifisch-katholisches Gefühl schlingt sich durch diese wilde Welt, ja man könnte, gleichwie Golo's Lied in der Genoveva, hier das schöne Lied des Einsiedlers: „Komm Trost der Nacht, o Nachtigall!" als den Grundaccord betrachten, der durch das Ganze tönt, bis endlich Simplicissimus aus dem Schiffbruch der Welt, wie aus einem Traum, in dem er Zeit und Tugend verloren, sich als Einsiedler auf eine wüste Insel rettet.

Diese Insel aber ist die eigentliche Stammburg eines weitverzweigten und noch heut nicht ganz ausgestorbenen Romanengeschlechts. Die abenteuerlichen und fast unglaublichen Fahrten und Entdeckungen der Conquistadoren lebten noch im bewundernden Andenken der Menschen, und die bedrängte Romantik, nachdem das gesellige Leben immer beengter und prosaischer geworden, flüchtete in die Einsamkeit einer noch unberührten neuen Welt, wo wenigstens die Natur noch wunderbar schien. So entstanden die zahlreichen Robinsonaden, späterhin von dem (1721) aus dem Englischen übersetzten „Robinson Crusoe" des Daniel Defoe Namen und verdoppelten Cours erhaltend; Reisebeschreibungen abenteuerlicher Touristen, die anfänglich wol auch zuweilen den Mond oder phantastisch lügenhafte Länder besuchen und in ihrem ganzen Wesen noch eine starke Verwandtschaft mit ihren Vettern, den spanischen Schelmen, zeigen, dann immer wirklicher, zahmer und gesitteter werden, und endlich, seit Campe, als Schulmeister einer seichten Pädagogik sich in den Kinderstuben verlaufen haben. Das Bemerkenswertheste darunter ist „Die Insel Felsenburg" von Schnabel, die zu Anfange des 18. Jahrhunderts allgemein beliebt, dann

ebenso allgemein verrufen war, und neuerdings von Tieck herausgegeben, auch von Arnim in seinem „Wintergarten“ zu einer schönen Novelle benutzt worden ist. Eine Reihe von ineinandergreifenden und sich wechselseitig ergänzenden Geschichten mehrer Seefahrer, die durch wunderliche Schicksale auf der genannten Insel zusammentreffen und dort eine Colonie bilden. Hier ist es nicht mehr das reumüthig zerknirschte Einsiedlerthum des Simplex, sondern eine protestantische, bibelgerechte, etwas nüchterne Frömmigkeit, die sich gleichwol mit gelegentlicher Seeräuberei und verliebten Entführungen ganz gut zu vertragen weiß, und sich so patriarchalisch einrichtet, daß man wol selbst in dem irdischen Paradiese mitwohnen möchte. Der Dreißigjährige Krieg, aus dessen Noth der „Altvater“ der Insel noch hervorgegangen, hat längst ausgeraft, und es ist auf dieser Insel nun wie ein schöner stiller Abend nach einem Gewitter, wo die Leidenschaften nur noch als leise Blitze fern am Horizonte zucken; Alles sommerkühl, ruhig, verständig, ohne Roheiten, aber auch nicht mehr so reich und in das innerste Volksleben greifend, wie im „Simplicissimus“.

Noch entschiedener leitete der letztere zu den Schelmenromanen über; ja der Verfasser des „Simplicissimus“ führt diese unmittelbar selbst ein, indem er aus seinem Epos einzelne Figuren als Helden kürzerer Erzählungen selbständig heraushebt. So den „seltzamen Springinsfeld, einen weiland frischen, wohlversuchten und tapfern Soldaten, und nachmahlen ausgemergelten, abgelebten, doch dabei sehr verschlagenen Landstörzer und Bettler“ mit Stelzfuß und Geige; ferner „die Erzbetrügerin und Landstörzerin Courage, wie sie anfangs

eine Rittmeiſterin, hernach eine Hauptmännin, ferner eine Lieutnantin, bald eine Marquetenderin, Musquetirerin und letztlich eine Zigeunerin abgeben"; und in ſeinem „wunderbarlichen Simplicianiſchen Vogelneſt" einen Vagabonden, welcher durch ein Vogelneſt ſich unſichtbar macht und aus dieſem Verſteck, gleich dem Studenten im „Hinkenden Teufel", die Sünden und Thorheiten ſeiner Zeit belauert. Seine Nachfolger auf dieſem Felde, wo ſie nicht aus fremden Sprachen, namentlich aus dem Spaniſchen, blos überſetzt haben, ſind nicht der Rede werth. Das Charakteriſtiſche dieſer ganzen Sippſchaft aber iſt das lächerlich ſchief gewordene Ritterthum, von dem wir oben ſprachen, eine irrende Glücksritterſchaft ohne Religion, Liebe, Ehre und Wunder, die ihre Sache auf den Egoismus der Thierheit, auf Stärke, Liſt und Geſchicklichkeit geſtellt, und daher auch häufig bis zum Ekel gemein wird. Gleichwie das bischen Romantik in die Robinſonaden, ſo hatten ſich indeß auch einige verlorene Erinnerungen und Formalitäten der Ritterlichkeit noch auf die Univerſitäten gerettet, und inſofern gehören die vielen landſtreicheriſchen und rauflustigen Studentengeſchichten, z. B. Happel's „Akkademiſcher Roman", gleichfalls zu dieſer „ſchwarakiſchen" Zunft.

Jede ſich überſtürzende Richtung aber ruft unvermeidlich die Reaction hervor. Die über jene volksmäßigen „Knollfinken" aufs äußerſte entrüſteten Gelehrten ſetzten ihnen mit vornehmer Verachtung den galanten oder Schäferroman, dem deutſchen Schwenker eine franzöſiſche Menuet entgegen, welche Herr von Corridon und Fräulein von Chloe, einander zierlich an den Fingerſpitzen anfaſſend, zur erlaubten Ergötzlichkeit des ho-

hen Adels zwischen abgecirkelten Scherbenbeeten und verschnittenen Burbaumalleen aufführen, und sich dabei vor frischer Morgenluft, ungepudertem Haar, Frömmigkeit und dergleichen plebejischen Unanständigkeiten sorgfältig in Acht nehmen. Den Vortänzer machte 1697 Paul von Winkler in seinem Buche „Der Edelmann"; August von Bohse schrieb „Hoher Personen unterschiedliche Liebesgeschichten", auch ein Liebescabinet für Damen, und der Titel eines dieser Romane: „Der im Irrgarten der Liebe herumtaumelnde Cavalier" gibt ungefähr den Inhalt Aller an. Allein der französische Haarbeutel stand den ungeschickten Deutschen noch übler zu Gesicht als die verbogene Pickelhaube, und ein verwegener unbekannter Autor übernahm daher die Rache für den unnatürlichen Zwang. Nicht als Fortsetzung der Schelmenromane nämlich, als eine kecke Parodie vielmehr, sowol der aufschneiderischen Robinsonaden, als des galanten Romans, ist die Lebensbeschreibung des „Schelmuffski" anzusehen, wie er mit seinem „Bruder Grafen" über das „gelübberte Meer" fährt, überall ungeschliffen den Charmanten spielt, über der Ausländerei seine „Fraumuttersprache" verlernt hat, dann mit der Frau Großmoguln tanzt und dabei so hohe Sprünge macht, daß, „der Tebbel hol mer!", Alles vor Bewunderung das Maul aufsperrt u. s. w.

Präciser aber, als alle Parodie oder weitläufige Erörterung es vermöchte, spiegeln die aufrichtigen Poetiker jener Zeit die ganze Jämmerlichkeit ab. Da will unter Anderm ein „poetischer Trichter" die Kunst zu dichten „in sechs Stunden eingießen", und nach Balthasar Kindermann's „Deutschem Poeten" ist die Dichtkunst nichts

Geringeres, als das Mittel, bei Hochzeiten, Kindtaufen und Leichen ſich hören zu laſſen, wodurch man ſich oft bei großen Herren beliebt machen könne; weshalb denn auch Gottfried Ludwig noch 1703 die Poeſie in „Anſingungen, Brautmeſſen und Brautſuppen" eintheilt. Ja, um recht liebenswürdig und galant-ſcherzhaft zu erſcheinen, ſuchte man den Gedichten in Ton und Versart auch äußerlich die angenehme Geſtalt eines Vogels, Herzens, Eies und dergl. zu geben. Z. B.:

„Mein Freund, du biſt beglückt, da dich die Aeltern lieben,
Da deine Lehrer dich in guten Künſten üben,
Und deine Gönner ſtets auf deine Wohlfahrt ſehn,
Wohl dem, dem ſo wie dir, mein liebſter Freund, geſchehn.
Gönner, Lehrer, Aeltern ſind ja diejenigen Perſonen,
Welche Fleiß mit Lob und That ſchon zu rechter Zeit belohnen."

Dies ſoll eine Nachtigall und zugleich den erhabenen Aufſchwung eines Palmbaumes vorſtellen! — So kindiſch war die Poeſie geworden, da ſie ſich ſchämte, kindlich zu ſein.

Die Naturreligion.

Das bewegende Princip des 18. Jahrhunderts ist die Aufklärung; ihr Kampf mit den widerstrebenden Kräften um die Alleinherrschaft bildet fast den ganzen Inhalt dieses Zeitraumes, im Leben wie in der Literatur. Keine geistige Aufgabe ist so häufig wie diese misverstanden, von den Einen hochgefeiert, von den Andern verketzert, und der Streit ist um so hartnäckiger und erbitterter geführt worden, da beide Parteien in gewissem Sinne Recht haben. Es ist gewiß nichts so natürlich, edel und christlich, als das menschliche Streben nach Licht, ein reformatorischer Gebrauch der Vernunft. Auch ist es an sich unverfänglich, daß dieses Streben, indem es eben Alles, was das Licht bedeckt oder verhüllt, zu beseitigen sucht, ursprünglich verneinend erscheinen muß. Allein hier liegt auch schon das Verführerische für den menschlichen Geist, und es scheiden sich die Wege. Wo nämlich die Aufklärung ihre Waffe der Verneinung nicht mehr als bloßes Mittel zu höhern Zwecken betrachtet und vergißt, daß sie nicht selbst das Licht sei, sondern auf daß sie von dem Lichte Zeugniß gebe; wo sie daher in vermeintlicher Con-

sequenz selber das Licht machen und alles Licht außer ihr verneinen will — da ist es eine falsche Aufklärung. Diese falsche Aufklärung ist keineswegs erst eine Erfindung der Reformation, sie wurzelt und beginnt vielmehr viel früher in dem allgemeinen Protestantismus der menschlichen Natur, dessen vereinzelte Symptome wir schon oben angedeutet haben; aber sie hat sich vorzüglich der Reformation, ihrer Consequenzen und wechselnden Stimmungen bedient, um sich endlich im 18. Jahrhundert als eine förmliche Philosophie des Lebens herauszubilden.

Der Streit zwischen den Sachsen und den Schweizern, zwischen Gottsched und Bodmer, womit das Jahrhundert eröffnet wird, ist an sich und in seinen unmittelbaren Resultaten für die Poesie ganz bedeutungslos. Denn wenn Gottsched die wilde Sprachmengerei und den Lohenstein'schen Schwulst über den Haufen warf, so folgte auf dieses liederlich-phantastische Delirium nur der entschiedenste Katzenjammer, der nicht einmal begreift, wie in der Fabel Thiere und Bäume reden, oder in der Oper die Menschen in der Leidenschaft singen können, der von den „Teufeleien des Tasso" und von den „abgeschmackten Hexereien des Shakspeare" spricht, und mit Pietsch das goldene Zeitalter der deutschen Dichtkunst abschließt. Wenn dagegen Bodmer die Minnesänger, den Parzival und die Nibelungen wieder bekannt macht, so erscheint dies fast wie Ironie, oder wie ein bloßes Misverständniß, wenn man weiß, daß er zu gleicher Zeit den Hans Sachs verhöhnt, die Musik nicht leiden kann, den Witz eine „Krätze des Geistes" nennt, Lessing, Goethe und die gesammte deutsche Nation haßt, und seine

eigenen politischen Schauspiele über Aeschylus und Sophokles stellt. Wenn endlich Gottsched Bodmer'n den Ausdruck „schöpferische Kraft" als Sünde vorwirft, so gibt ihm dieser das Reden von Verbesserung der menschlichen Natur durch die Künstler als gottlos zurück; und als die einzigen Trophäen des ganzen, unerhört erbitterten Kampfes bleiben auf der einen Seite nur französisch-verzwickte Trauer- und Lustspiele, und auf der andern wo möglich noch langweiligere Patriarchaden.

Aber mittelbar wurde dieser Streit dadurch bedeutend, daß Gottsched, entschiedener und pedantischer als je vorher geschehen, auf die Franzosen, Bodmer auf die Engländer hinwies, in der Literatur beider Nationen aber damals die Wissenschaft der falschen Aufklärung schon in voller Blüte stand. In Frankreich war die aus England bezogene, in ihren Consequenzen zum Materialismus und Unglauben führende Philosophie des Baco und Locke in rascher Folge durch Voltaire und Diderot bereits zum vollendeten Atheismus ausgearbeitet worden, in willkürlichen Tendenzromanen, die sich endlich zu einem gänzlichen Nihilismus conventionellen Salonwitzes und frivoler Geistreichigkeit verkräuselten. Und derselbe philosophische Aberglauben, nachdem er die Welt wie ein mechanisches, von selbst fortlaufendes Uhrwerk sich gehörig zurechtgestellt, zog nun auch seine mathematischen Figuren durch den ganzen Garten der Poesie, namentlich auf dem Felde des Schauspiels, das mit seiner courfähigen Leidenschaft, seinen abgecirkelten Redeblumen und symmetrischen Novantiken täuschend dem versailler Hofgarten Ludwig's XIV. glich. Praktischer und besonnener hatte man in England dieser epidemischen Krankheit, anstatt des abgethanen

Glaubens, den ſich allein für geſund haltenden Menſchenverſtand und die Macht des ſittlichen Gefühls entgegenzuſetzen geſucht; und in dieſer ehrbaren Richtung iſt Richardſon mit ſeinen pſychologiſch anatomirenden und weitſchweifig moraliſirenden Romanen als Muſter und Führer anzuſehen. Dieſe ganze Ausländerei nun eignete das allzeit gelehrige Deutſchland zuerſt überſetzend, dann in unbehülflichen Nachahmungen ſich eilfertig an, um ſie mit gewohntem Fleiß und Aplomb bis zu ihren äußerſten Conſequenzen hindurchzuführen. Die letzte Conſequenz einer Aufklärung aber, welche die zuſammenhaltenden Klammern des Glaubens und der frommen Sitte aus dem Bau der Geſellſchaft genommen, war und konnte nichts Anderes ſein, als eine allmälige Auflöſung des Lebens, die in gründlichem Inſtinct, von unten anfangend, erſt das Haus, die Ehe und Kinderzucht zerfreſſen, dann den Staat unterwühlt, und in wachſender Verwilderung und Zerſtörungsluſt jetzt endlich, und namentlich auch in der neueſten Poeſie, ſich wider den Himmel ſelbſt gewendet hat und gegen Gott renommirt.

Es fehlte in Deutſchland durchaus der franzöſiſche Leichtſinn, dem es vorzüglich nur um Eſprit und Witz zu thun war; ſowie der politiſche Verſtand Englands, der unbedenklich die Spitze abbricht, wo ſie verwundet. Daher mußte bei uns das verpflanzte Giftkraut, anfangs noch ziemlich blöde und gewiſſermaßen verlegen in der ehrbaren Umgebung, erſt mannichfache Metamorphoſen durchlaufen, um zu Blüte und Frucht zu gelangen. Der durchgehende, bewußtloſe oder abſichtlich täuſchende, keck vortretende oder verſchämt verſchleierte Charakterzug aller dieſer Verwandlungen aber iſt die Feind-

ſchaft gegen das Chriſtenthum und alle poſitive Religion, und die Unermüdlichkeit ſonach, dafür allerlei Surrogate zu erfinden. So kamen nach- und nebeneinander der Kosmopolitismus auf, die Philantrophie, Humanität, Toleranz, natürliche Religion, Religion der Empfindſamkeit, Kunſtreligion, Vernunftreligion u. ſ. w.; zum Theil recht löbliche Tugenden, die man aber auf einmal als etwas unerhört Neues ſelbſtändig hinſtellte und dabei ganz vergaß, daß ſie ſämmtlich nur einem höhern Principe untergeordnet und ein jedes an ſeine rechte Stelle gerückt, ſchon längſt im Chriſtenthum mit einbegriffen waren.

Wo aber der Glaube und der Sinn für das Uebernatürliche aufhört, da fängt der Aberglaube an die Natur an. Man hatte den Meiſter aus der großen Werkſtatt der Welt hinausgeklügelt, und die Werkſtatt der Natur ſollte nun für ſich allein' die Welt bedeuten. Da aber der Menſch ſehr bald gewahr wurde, daß er die Spitze, gleichſam das Auge der Natur ſei, ſo konnte es nicht fehlen, daß er ſich auch ebenſo bald als den eigentlichen Herrn und Geſetzgeber dieſer Welt betrachten mußte, alſo erſt die Natur und dann ſich ſelbſt vergötterte.

Gleich am Eingange des 18. Jahrhunderts begegnen wir zwei ſogenannten und einem wirklichen Dichter: Brockes, Haller und Günther. Brockes mit ſeinem „Irdiſchen Vergnügen in Gott" leitet in aller frommen Unſchuld ſchon eine Art natürlicher Religion und Offenbarung ein, wo der bereits des Beweiſes bedürfende Schöpfer durch die Creatur bewieſen und der Menſch, um zu glauben, gleichſam auf einem angenehmen Spaziergange durch ſeinen Blumen- und Küchengarten Gott

greifen, schmecken und riechen soll; jene weichliche Andächtelei, die noch bis heut in vielen Schul- und Erbauungsbüchern die Stelle des Dogmas oder des Gebets vertritt. Strenger, ernster und durchaus großartiger verfällt Haller gleichwol derselben Illusion. In seinem ersten und zugleich besten Gedicht: „Die Alpen", wird der primitive Zustand eines Gebirgsvolks, das nur bei der Natur in die Schule geht, als ein glückseliges Ideal aufgestellt, und nachdem er in seinem Lehrgedicht: „Vom Ursprung des Uebels", die Unschuld und den Fall der Engel und Menschen ziemlich abstract geschildert, steht ihm darauf, da er blos mit dem Verstande dichtet, plötzlich der Verstand still vor den übernatürlichen Geheimnissen; er übergeht — was er später bereut haben soll — die Erlösung durch die Menschwerdung Christi, und das Ganze endet mit einer herben Dissonanz. Und an dieser Dissonanz hat endlich Günther sein bedeutendes Dichtertalent aufgerieben. Günther's Lieder sind häufig wie ein Schmerzensschrei aus tiefster Seele, und es ist wahrhaft ergreifend, wie er immer glauben und herzinnig beten will und doch nicht kann; wie er daher, um Alles zu vergessen, sich verzweifelnd am Taumelkelch der Welt berauscht, und dann wieder mit Gott und mit sich selber hadert, bis er endlich, wie in geistigem Selbstmord, kopfüber stürzt und in Elend und Liederlichkeit untergeht. So heftige Gemüthsbewegungen aber waren ebenso unbequem, als jene schwerfällige Lehrhaftigkeit der Andern. Man erfand daher ein Mittelding zwischen Ernst und Scherz, zwischen Christenthum und Heidenthum; man nannte es die denkende Freude der Tugend und Wahrheit, und da man es mit dem Denken, sowie mit der

Tugend und Wahrheit eben nicht genau nahm, so blieb am Ende nur eine geschmackvolle Religion der „weisen Wollust", welcher der Erde Untergang blos darum unmöglich ist, weil der Geliebten Fuß ihren Boden betrat. Horaz bildete das neue Evangelium, und Gleim meinte, Bacchus und Amor könnten eher helfen, als Moses und David. Hagedorn ist der gehaltenste, Johann Georg Jacobi der zerflossenste unter ihnen, dazwischen Michaelis, Götz, Klamer Schmidt u. s. w., eine galant tänzelnde Gruppe goldener Eintagsfliegen, die nur eines Sonnenstrahls bedürfen, um zu leben und ganz glückselig zu sein.

Auch dieser lispelnde und düftelnde Naturalismus wurde indeß sehr bald fortgerissen von dem hereinbrausenden Strome der beredsamen Naturbegeisterung Rousseau's, auf dem plötzlich die wilden Völker des Urwalds daherfuhren, um ohne Rücksicht auf positive Religion und Staat, mitten in der Civilisation sich anzusiedeln. Jeder Einzelne sollte fortan in unbedingter Freiheit sich blos der Natur gemäß entwickeln und dann sich selber Religion und Staat machen. Sofort geriethen zahllose junge Deutsche in die Berserkerwuth und stellten sich gleichfalls wild, um die neue Colonisation auf dem kürzesten Wege ins Werk zu richten. Da aber das überseeische Colonisationswesen in jener Zeit noch nicht so bequem wie jetzt organisirt war, und man vielmehr daheim erst einen Urwald herstellen mußte, so kam es vor Allem darauf an, das Bestehende, das allerdings gerade damals ziemlich unnatürlich erschien, umzuwerfen und zu vernichten. Man wollte nicht reformiren, sondern die Weltgeschichte, als wäre seit Jahrtausenden eben nichts

geſchehen, gleichſam vom Paradieſe wieder anfangen; man wollte, umgekehrt wie Schelmufski, die erlernte Sprache der Bildung vergeſſen und nur die „Fraumutterſprache" reden. Und ſo begann der bekannte „Sturm und Drang" der Starkgeiſter oder Kraftgenies.

Klinger kann als der Führer dieſer wilden Freiſcharen betrachtet werden, und ein kurzer Umriß ſeines Romans: „Geſchichte Giafar's des Barmeciden", gibt vielleicht über Zweck und Richtung des Ganzen die beſte Auskunft. Klinger ſelbſt ſagt von dieſem Giafar, daß er die Uebel und Gebrechen der Geſellſchaft zu heilen ſuche „durch die Stärke der Vernunft, durch feſte Anerkennung ihres allgemeinen verpflichtenden Geſetzes, gegründet auf die Freiheit und die Reinheit des Willens". Hiernach ſind denn auch gleich von vorn herein mit unglaublich unkünſtleriſcher Roheit die Hauptpartien grell zurechtgelegt; dem ſtarren Begriff der Freiheit gegenüber die ebenſo ſtarre Tyrannei des Orients, und über beiden als Maſchiniſt der Teufel unter der Maske des weiſen Ahmet's. Auf Anſtiften des Letztern begibt ſich der von Tugend ſtrotzende Giafar nach Indoſtan an den Hof des Khalifen Haroun, um dort als Premierminiſter an der moraliſchen Harmonie der Welt zu arbeiten. Hier widerſteht er auch tapfer allen Anfechtungen von Sinnlichkeit, Stolz, Ehrgeiz und Habſucht, erregt aber eben dadurch die Eiferſucht Haroun's, der ihm nun alles gebrannte Herzeleid anthut. Er entreißt ihm die geliebte Braut und macht ſie zu ſeiner eigenen Gemahlin. Als Erſatz dafür erhält Giafar zwar Haroun's Schweſter Abaſſa zum Weibe, muß aber geloben, ihr nie als Mann zu nahen. Das Alles erträgt und verſpricht Giafar aus

lauter Tugend, um seine Weltverbesserungspläne nicht aufgeben zu müssen. Denn er hatte „die Ueberzeugung, daß er seinen Ruf erfüllte, die anerkannte Gewißheit, daß die Ereignisse der moralischen Welt durch unsern reinen Willen, durch den wahren Gebrauch unserer Vernunft, unabhängig von aller fremden und äußern Macht, in unserm Vermögen stehen, unser Vermögen bestimmen müßten". Aber Hochmuth kommt vor dem Fall. Der stoisch aufgeblasene Held vergißt sich in einer schwärmerischen Stunde, Abassa wird schwanger und von einem Knaben entbunden, der nun heimlich fortgeführt und verborgen werden soll. Es fällt freilich Giafar schwer, sich gegen Haroun zu verstellen, „aber seine Vernunft lispelte ihm zu: erspare dem Grausamen ein Verbrechen, und siehe nur auf deinen Zweck". Allein die Entführung des Knaben wird dennoch entdeckt, und Haroun läßt ihn mit scheußlicher Brutalität in den Armen der Mutter Abassa, und diese dazu vor Giafar's Augen ermorden, den Letztern aber „in den Thurm des Todes" werfen. In dieser Noth nun erscheint dem Gefangenen Ahmet, d. i. der Teufel Leviathan, wieder und verheißt ihm Befreiung, Größe und Herrschermacht, wenn er sich durch den Tod Haroun's rächen wolle. Dem aber fährt nun Giafar noch einmal mit allem schweren Geschütz seiner Philosophie entgegen. „Was ist für mich außer dieser Welt?" ruft er aus. „Ich erfülle den Kreis meines Wirkens durch die Vernunft, strebe so zu handeln, daß der Beweggrund meines Handelns Gesetz für Alle sein mag. Weißt du, warum ich frei bin? Nicht darum, weil ich Alles kann, was ich will, sondern weil ich will, was ich soll. Auf dieses Sollen ist meine Frei-

heit eingeschränkt, daß sie das moralische Gesetz nicht verletze, das die Vernunft mich lehrt. Als ein zur intellectuellen Welt gehöriges Wesen kann ich die Bestimmung meines Willens nicht anders als unter der Idee der Freiheit denken. Mit dieser ist die daraus fließende, sich selbst Gesetz zu sein, unzertrennlich verbunden. Die Reinheit meines Willens ist es, das Gefühl, nach dem Gesetze der Vernunft gehandelt zu haben!" Hiermit besiegt Giafar die Versuchung und läßt sich stolz hinrichten. Darüber aber will nun der Teufel ganz des Teufels werden, verwünscht die kalte starke Vernunft des Menschen und meint (mit offenbarem Seitenblick auf Kant), wenn die Philosophie, die dieser Giafar nur ahnete, einst von einem tiefen Denker systematisch bearbeitet werde und faßlich unter den Menschen in Gang komme, so sei Alles aus in der Hölle. Doch sein Fürst, Satanas, tröstet ihn noch damit, daß das Licht viel zu hell sei für die blos an Helldunkel gewöhnten Menschenaugen, sowie mit seiner Lieblingstochter, der Politik, die er dem päpstlichen Hofe zur Erziehung übergeben habe. Der Verfasser aber redet seinen Helden zum Schlusse also an: „Armer Giafar, warum mußtest du gleich einer fremden Pflanze aus einem Boden hervorwachsen, dessen politischen Anordnungen deine edle Natur widerstrebte? Hättest du in einem Winkel des heiligen römischen Reichs das Licht erblickt, wo die Menschen mit dem Schicksale, das ihnen ihre Fürsten, Erzbischöfe und Feudaltyrannen zuschneiden, so zufrieden sind, daß sie sogar diejenigen Völker geradezu für aufrührerisch gegen Gott und die Natur erklären, die sich von dem Wahne der Freiheit verblenden lassen; du würdest über alles Das, was dir

Qual verursacht, nicht einen Augenblick nachgedacht haben."

Die hier angedeuteten Hauptzüge wiederholen sich mit geringen Modificationen in allen Klinger'schen Romanen: ein vermeintlich natürlicher Vernunftzustand ohne Religion und Staat im Zusammenstoß mit allen möglichen und unmöglichen Gräueln der Civilisation, und mitten dazwischen ein Mann von Kraft, „der aus selbstgeschaffenen Grundsätzen, nur aus sich selbst handelt und weiß, das er das Schicksal in sich beherrscht". Hierbei aber begegnet, wie nicht selten in solchen Fällen, dem Autor das Menschliche, daß sich ihm unbemerkt das ganze Verhältniß geradezu umkehrt. Das angestrebte Natürliche liegt hier keineswegs auf Seiten des forcirten Urzustandes, sondern vielmehr in der feindlich gegenüberstehenden Natur der Dinge, es ist kein Zusammenstoß wirklicher Tugenden mit wirklichen Uebeln, sondern nur ein Conflict zwischen der Vernunftschwärmerei und der kalten Verständigkeit des Dichters, und man muß es der letztern zur Ehre anrechnen, daß jenes selbstgeschaffene Schicksal seiner Kraftmänner überall einen gar schlechten Ausgang nimmt. Wie Giafar an dem kategorischen Imperativ, so gehen alle seine Helden, sein „Faust" an seiner ungeschlachten Unersättlichkeit, sein „Rafael de Aquillas" an einer unmöglichen Resignation zu Grunde, und der beständige Wolkenflug seines idealistischen Rousseau-Dichters „Falkenburg" entgeht nur durch ein Romankunststück den Schlingen des Wahnsinns. Kein Wunder daher, daß hiernach z. B. Giafar „die Welt als ein ungeheueres, von Blut triefendes, von Brüllen und Gestöhn erschallendes Schlachthaus ansieht, wo ein

unersättlicher Dämon herumwüthet und würgt, und nur der Dampf der Vernichtung in seine Nase steigt.

Aus dieser bornirten Weltansicht aber, die übrigens in der Hauptsache auch die des Dichters ist, folgte natürlich der Gedanke, daß die bisher dummerweise auf guten Glauben angenommene göttliche Führung, da sie ja eben mit Hülfe der Pfaffen jene Conflicte und den ganzen Zusammenstoß herbeigeführt, ihre Sache eigentlich sehr schlecht gemacht habe. Daher überall bei Klinger der wüthende Haß gegen die göttliche Leitung, womit er fragt, was denn die ganze Geschichte anderes sei, als eine Satire auf die Vorsehung, und warum man sie im Sinne der orthodoxen Theologen lesen solle? — Doch ihn selbst ereilte das Unbegreifliche, und es ist fast wie eine Ironie der höhern Waltung, daß dieser Dichter, nachdem er fast ein Menschenalter hindurch an der Naturfreiheit und Weltverbesserung sich vergeblich zerarbeitet, das Schicksal seiner eigenen Helden getheilt, zuletzt sophistisch den Despotismus vertheidigt, und als russischer Exercirmeister mit absoluter Weltverachtung geendet hat.

Wenn Klinger nach seiner herben Natur bloß die Gegensätze ohne Versöhnung gab, so ging dagegen Heinse auf eine Vermittelung jener Gegensätze aus. Seine Philosophie, wenn man es so nennen will, würde ungefähr so lauten: Das Leben ist durch die Civilisation, durch die Ehe, „diese vieltausendjährige Sklaverei", und insbesondere durch das Christenthum verkünstelt und häßlich geworden. Die Rettung von diesem unnatürlichen Zwange liegt nicht darin, daß, wie bei Klinger, der Trotz der Tugend sich an jener chinesischen Mauer unnützerweise den Kopf einrenne; es muß vielmehr die ursprüngliche

Schönheit, die ewig in der Natur wohnt und die das Chriſtenthum und die Civiliſation gebunden haben, freigemacht und in das verkünſtelte Leben wieder hineingetragen, die natürliche Begierde nach ſinnlicher Luſt daher keineswegs bezähmt oder bekämpft, ſondern nur verſchönert und veredelt werden; denn die Schönheit iſt eben nichts anderes als das Leben in Vollkommenheit. Dieſe Erlöſung und Verjüngung kann ferner am füglichſten nur durch die bildenden Künſte erfolgen, die Erkenntniß und das tiefere Gefühl des Schönen aber iſt Genialität, und das Genie iſt demnach der geborene Vermittler und, weil ſein Weſen auf Intuition und dem Dämoniſchen der Natur begründet, gleich dieſer zu Allem berechtigt; denn „jeder Menſch hat einen Dämon, der ihm ſagt, was er thun ſoll. In jedem Menſchen wohnt ein Gott, und wer ſein inneres Gefühl geläutert hat, vernimmt ohne Wort und Zeichen deſſen Orakelſprüche, erkennt ſeinen eigenen höhern Urſprung, ſein Gebiet über die Natur, und iſt nichts unterthan.“

Dieſes Syſtem und die Dummheiten, zu denen es folgerecht führt, ſind am ſchlagendſten niedergelegt in Heinſe's Hauptromane: „Ardinghello und die glückſeligen Inſeln.“ Ardinghello iſt der leibhaftige Repräſentant Deſſen, was man damals Genie nannte: jung, ſchön, ein rüſtiger Fußgänger, Maler, Dichter und ein enthuſiaſtiſcher Verehrer Homer's und der Griechen überhaupt, eine Art von Don Juan, deſſen Liederlichkeit aber um ſo widerwärtiger wird, da ſie das Gemeine philoſophiſch ausſchmückt. „Genuß jedes Augenblicks“, ſagt er, „verſetzt uns unter die Götter. Was hat der Menſch und jedes Weſen mehr als die Gegenwart? Traum ohne

Wirklichkeit alles Uebrige. Wer den reizbarsten, innigsten Sinn für die Schönheiten der Natur hat, ihre geheimsten Regungen fühlt, deren Mängel nicht vertragen kann und denselben abhilft nach Kräften, der übt aller Religionen Wahrstes und Heiligstes aus." Kein Wunder daher, daß er die Beschreibung eines Bachanals in Rom, wo junge Künstler und Mädchen nackt miteinander tanzen, mit den Worten schließt: „und es ging immer tiefer ins Leben, und das Fest wurde heiliger".

Dieser Naturreligion gemäß zeugt nun Ardinghello ein Kind mit der edeln Venetianerin Cäcilie, ermordet ihren Bräutigam meuchlings am Hochzeitstage, treibt dann mit Fulvia Ehebruch und sucht gleichzeitig, aber vergeblich, die keusche Lucinde zu verführen, die aus verhaltener Liebe zu ihm wahnsinnig wird, worüber er voll Entrüstung ausruft: „Weide dich, barbarische Moral, Feindin des Lebendigen, mit Wolfsgrimm hier an deinem Opfer!" Nun erscheint, um die neue Lehre recht praktisch einzuschärfen, auch noch gleichsam ein weiblicher Ardinghello, ein emancipirtes Weib, in der Person der vornehmen und höchstgebildeten Buhlerin Fiordimona, der gleichfalls Alles erlaubt ist, denn „was kann das Feuer dafür, daß es brennt?" Sie meint: „Ein Frauenzimmer sei unklug, wenn es sich das unauflösliche Joch der Ehe aufbürden lasse. Eine Göttin bleibt es, unverheirathet, Herr von sich selbst, und hat die Wahl von jedem wackern Manne, auf so lang es will. Die wahre, reine Lust ist, mit seiner ganzen Person, so wie man ist, wie ein Element göttlich, einzig, unzerstörbar, lauter Gefühl und Geist, gleich einem Tropfen im Ocean durch das Meer der Wesen zu rollen, alles Vollkommene zu

genießen und von allem Vollkommenen genoſſen zu werden, ohne auf demſelben Flecke kleben zu bleiben.“ Hierauf abermals Unzucht und neuer Mord, indem Ardinghello einen frühern Liebhaber Fiordimona's tödtet, einen Andern verwundet, dann landesflüchtig und endlich Seeräuber wird. Nun ſollte man doch nicht anders glauben, als müſſe den Helden, ſo gut wie den Don Juan, zuletzt der Teufel holen. Allein „ein groſſer Geiſt, ein edles Herz wiegt manches Laſter auf, in das uns die Schlechtigkeit bürgerlicher Verfaſſungen ſtürzt“. Er fragt vielmehr triumphirend: „Wie, bin ich ſtrafbar, daß ich mich mit dem Schönen zu vereinigen ſuche, wo ich es finde? Iſt dies nicht der edelſte Trieb unſers Geiſtes? Iſt der nicht ein Elender, ein von Gott Verworfener, der dieſen Trieb nicht hat, nicht ausübt? In was für einer Welt bin ich, wo dies Naturlaſter ſein ſoll? Den Menſchen zerrüttende bloße bürgerliche Ordnung iſt es. Komm, göttlicher Plato, und ſtürze alle die barbariſche Geſetzgebung über den Haufen, und führe deine Republik ein, wo wenigſtens Mann und Weib mit ihrer Liebe heilig und frei ſind.“ Und an die Ausführung dieſer angeblich platoniſchen Republik wird denn auch ſofort Hand angelegt. Auf den Inſeln Paros und Naxos, die Ardinghello vom Sultan ſich erbeten, treffen mehre Genies zuſammen, mit ihnen eine unter den Chriſten entſtandene Sekte, die, mit der Lehre Mohammed's weſentlich übereinſtimmend, die Natur als einen ewigen Quell von Leben, die Freude als den Trieb alles Daſeins verehrt, und gegen die „ſogenannten Orthodoxen“ ganz beſonders ergrimmt iſt. Aus dieſen Elementen wird nun ein idealer

Staat improviſirt, mit Gemeinſchaft der Güter und der Weiber; die Kinder gehören dem Staat, die Weiber haben Stimmen in den allgemeinen Geſchäften, dürfen Schiffe ausrüſten und auf Streifereien auslaufen; „und ihnen blieb das Recht, gut oder nicht gut zu heißen, beſonders was ſie ſelbſt betraf". Die neue Religion wird erſt insgeheim nur Auserwählten, dann der ganzen Gemeinde gepredigt; eines von den Genies wird zum Hohenprieſter der Natur, ein anderes zum Prieſter des Meeres, Ardinghello zum Prieſter der Sonne und der Geſtirne, Fiordimona zur Prieſterin der Erde gewählt. Die beiden Letztern ſetzen für die Gemeinde Geſänge auf aus dem Moſes, den Pſalmen, dem Hohenlied, aus dem Homer, dem Plato und den Chören der tragiſchen Dichter, und erfinden heilige Gewänder in echter alter ioniſcher Grazie und Schönheit, ſodaß bei dieſem Gottesdienſte „alle Nerven harmoniſch dröhnten wie Saiten, von Meiſtern geſpielt, auf wohlklingenden Inſtrumenten. Alles leere Pöbelblendwerk ward verworfen und wir wandelten in lauter Leben". Grund und Zweck dieſes Staates iſt Glückſeligkeit; Glückſeligkeit aber beſteht „in einem unzertrennlichen Drei: in Kraft zu genießen, Gegenſtand und Genuß. Kraft zu genießen, oder, welches einerlei iſt, Bedürfniß gibt jedem Dinge ſein Recht, und Stärke und Verſtand, Glück und Schönheit den Beſitz. Der Starke und Tapfere hat daher zu Mehrem Recht, eben weil er weitere Bedürfniſſe hat; das beſte Inſtrument gehört dem beſten Virtuoſen u. ſ. w."

Man ſieht alſo, die ganze projectirte Erlöſung, auf ihrem Rückgange zu dem nackten Leben und Naturdienſt der Alten, um die Schönheit herzuſtellen, läuft auf den

graſſeſten Egoismus des Sinnengenuſſes, auf eine Aeſthetik der Wolluſt hinaus. Es iſt keine Vermittelung zwiſchen Natur und Civiliſation, die eben verſöhnt werden ſollen, ſondern anſtatt beider wird willkürlich ein Drittes, ein beſtialiſcher Cynismus, geſtellt, der weder Natur iſt, die er bedeuten will, noch moderne Bildung, von der er doch nicht laſſen mag.

Ebenſo wenig hat Heinſe in ſeinem zweiten Romane: „Hildegard von Hohenthal", jene Aufgabe gelöſt. Auch hier ſind es wieder zwei Genies, der Componiſt Lockmann und die „hohe" Hildegard, die über alle Weltverhältniſſe hinausſtreben. Während aber im Ardinghello ganz conſequent Alles in eitel Phantaſterei ausgeht, ſoll hier eine Vermittelung der Gegenſätze dadurch herbeigeführt werden, daß beide Helden, man weiß nicht wie und warum, endlich der Welt ſich accommodiren, und Lockmann ſchlechtweg eine Italienerin, Hildegard einen vornehmen Lord heirathet. Als ob der Rauſch kein Rauſch wäre, weil man ihn verſchlafen kann! Dieſe praktiſche Nüchternheit zeigt ſich hier auch in der immer materiellern Auffaſſung des Lebenszwecks. Dieſer ſoll nämlich zwar wieder in „Seligkeit auf dem Erdboden" beſtehen und die letztere nur durch Abwechſelung erzielt werden; die ſchwächſte Abwechſelung jedoch ſoll die Poeſie und Geſchriebenes, eine ſtärkere Getränk und Speiſe, die ſtärkſte das Gefühl, der Sinn der Liebe, gewähren, die Liebe aber nichts anderes ſein, als der Drang ein Kind zu zeugen! Und ſo iſt denn in der That Heinſe's ganze Poeſie eine durchaus verfehlte; weder Wald noch Garten, ſondern ein verwilderter moderner Park, wo

das natürliche Unkraut die Blumen erstickt und die marmornen Götterbilder überwuchert hat.

Diesen Starkgeistern gegenüber, oder vielmehr parallel mit ihnen läuft die Gruppe der sentimentalen Romane. Wenn jene den Stein des Anstoßes, den ihnen die Welt entgegenstemmt, titanisch zertrümmern wollen, möchten diese ihn durch Thränen tropfenweis aushölen und erweichen; wie jene mit ihrer strotzenden Ueberkraft, so kokettiren diese mit einer gewissen anständigen Kränklichkeit, die sich vor jedem rauhen Hauche verletzt in sich selbst zurückzieht, und beständig über die Tyrannei der Welt und ihre eigene, verkannte Vortrefflichkeit seufzt. Beide aber stimmen darin überein, daß sie, auf die sogenannte Natur zurückgehend, von aller positiven Religion absehen, nur daß die Einen ein unverhehltes Heidenthum zur Schau tragen, während die Andern gern noch Christen scheinen möchten, dem Christenthum aber unmerklich eine Privatreligion der bloßen Empfindsamkeit unterschieben. Eine nähere Betrachtung einiger Hauptrepräsentanten der letztern Gattung wird hoffentlich dies Alles klarer machen.

Werther ist im Grunde nur ein edler und tiefer gehaltener Ardinghello, der seine feinere Genußsucht mit anständigerm Egoismus auf Tod und Leben vertheidigt. Es ist wiederum der Götzendienst und daher die ängstliche Beschönigung der losgebundenen Empfindung, einer Gefühlsfreiheit, die nur sich selbst genießen, ja, wie ein echter Gourmand, den haut goût der Leiden selbst sich zu einer vornehmen Wollust präpariren will, und also gegen jede Schranke der Religion und Sitte opponirt, die sie in jenem schwelgerischen Selbstgenusse stört oder

hindert. Werther ſagt es ſelbſt, daß er ſein Herzchen wie ein krankes Kind hält, dem Alles geſtattet wird. Daher weiſt er jede praktiſche Beſchäftigung verächtlich von ſich, denn ſie mahnt an ein ſtrengeres, unbequemes Zuſammenfaſſen der Kräfte; die Ehe färbt ſich ihm unwillkürlich ins Pedantiſch-Philiſtröſe, da ſie ihn von ſeiner geliebten Lotte trennt; und „die fatalen bürgerlichen Verhältniſſe“ necken ihn überall, weil ſie ihm eben gerade im Wege ſtehen, wo er noch ein wenig Freude auf dieſer Erde genießen könnte. Ja auch ſein Selbſtmord iſt nicht etwa eine heldenmüthige Aufopferung für Lotte's Seelenruhe, ſondern recht eigentlich nur weichliche Feigheit, um dem eigenen Unbehagen zu entgehen, und ſo erinnert ſein „wie ein krankes Kind gehaltenes Herzchen“ lebhaft an die von Schubert irgendwo erzählte Geſchichte von der Lieblingskatze, die ihrem Herrn, der ſie groß gezogen und verhätſchelt, plötzlich bei Nacht die Kehle zerbeißt. Werther iſt ein moderner Narciß, der beſtändig im Bach ſich ſelbſt beſpiegelt, wo der Himmel ſich ſeinem Bilde weich unterbettet und die ſchwanken Wipfel und Uferblumen es bekränzen; und der dann, als er ſich wendet, außer ſich geräth, daß der wirkliche Himmel *über* ihm und die trotzigen Bäume noch anders zu thun haben, als ihn zu kränzen. Im Ardinghello iſt es eine Liederlichkeit der Sinne, bei Werther eine Liederlichkeit der Gefühle; beiden liegt der Hochmuth zum Grunde, der ſeine individuelle Leidenſchaft für geſcheiter und berechtigter hält, als die unſcheinbaren Tugenden der Andern. „Ich ſpiele mit, vielmehr, ich werde geſpielt wie eine Marionette, und faſſe manchmal meinen Nachbar an der hölzernen Hand und ſchaudere zurück. Dies

Herz, das doch mein einziger Stolz ist, das ganz allein die Quelle von Allem ist, aller Kraft, aller Seligkeit und alles Elendes. Ach, was ich weiß, kann Jeder wissen; mein Herz habe ich allein.“ Und ist es nicht der sublimste Hochmuth, wenn er sagt: „Ich ehre die Religion, ich fühle, daß sie manchem Ermatteten Stab, manchem Verschmachtenden Erquickung ist. Nur — kann sie denn, muß sie denn das einem Jeden sein? Wenn du die große Welt ansiehst, so siehst du Tausende, denen sie es nicht war, denen sie es nicht sein wird, gepredigt oder ungepredigt, und muß sie mir es denn sein? Sagt nicht selbst der Sohn Gottes, daß die um ihn sein würden, die ihm der Vater gegeben hat? Wenn ich ihm nun nicht gegeben bin? Wenn mich nun der Vater für sich behalten will, wie mir mein Herz sagt?“ In diesem Sinne sehnt er sich daher, „aus dem schäumenden Becher des Unendlichen jene schwellende Lebenswonne zu trinken, und nur einen Augenblick in der eingeschränkten Kraft seines Busens einen Tropfen der Seligkeit des Wesens zu fühlen, das Alles in sich und durch sich hervorbringt“. Indem er also wählerisch dem positiven Christenthum entsagt, um lieber selbst Gott zu sein, verfällt er unverkennbar einer pantheistischen Weltansicht, die sich der sittlichen Erschlaffung jederzeit als die bequemste und vornehmste Auskunft darbietet.

Dieselbe Liederlichkeit der Gefühle, dieselbe Vergötterung des Dämonischen im Menschen, nur abermals noch tiefer gefaßt, bildet auch das Thema der „Wahlverwandtschaften“, einer ausführlichen Geschichte geistigen Ehebruchs. Die Sünde ist gleichsam prädestinirt durch

jene hier auf die Geister bezogene geheimnißvolle chemische Naturverwandtschaft, wonach „vier bisher je zwei zu zwei verbundene Wesen in Berührung gebracht, ihre bisherige Vereinigung verlassen und sich aufs neue verbinden". Denn „es sind gewisse Dinge, die sich das Schicksal hartnäckig vornimmt. Vergebens, daß Vernunft und Tugend, Pflicht und alles Heilige sich ihm in den Weg stellen; es soll etwas geschehen, was ihm recht ist, was uns nicht recht scheint; und so greift es zuletzt durch, wir mögen uns geberden wie wir wollen". Diesem Naturtriebe folgend, faßt daher der verheirathete Eduard zu Ottilie, der Nichte seiner Frau, und seine Frau Charlotte zu einem Hauptmann eine gegenseitig erwiderte Liebe, und nach mancherlei vergeblichen Kämpfen und Umwegen bietet Eduard seine Frau dem Hauptmann an, der ihm dagegen Ottilie zuführen soll. Charlotte, da ihr Mann sie verlassen, kommt zuerst zur Besinnung; Ottilie dagegen, die eigentliche Apotheose jener Naturverzauberung, wird nur durch ein zufällig verschuldetes großes Unglück zum Entschluß pflichtmäßiger Entsagung aufgeschreckt. Aber welche Entsagung, die sich selbst nichts versagen kann! Anstatt einer resoluten Umkehr und Trennung, die allein hier sühnen konnte, vermag sie es nicht, sich „der seligen Nothwendigkeit des reinen Zusammenseins" zu entziehen; sie bleibt im Hause Eduard's, und es waren „nicht zwei Menschen, es war nur Ein Mensch im bewußtlosen vollkommenen Behagen, mit sich selbst zufrieden und mit der Welt". Dennoch erfahren wir, nachdem Ottilie diesem widernatürlich gespannten Verhältniß endlich erlegen, gelegentlich, daß sie schon längst durch allmälige Entziehung aller Nahrungs-

mittel einen Selbſtmord beabſichtigte. Und für alles dies wird ſie zuletzt als eine Heilige gefeiert, die noch nach ihrem Tode Wunder wirkt. Eduard dagegen fühlt, es gehöre Genie zu Allem, auch zu ſolcherlei Märtyrerthum; er möchte ebenfalls gern ſein Leben enden, aber „ſeine Natur hält ihn zurück“. Eines Morgens findet man ihn todt mitten zwiſchen den Angedenken, Locken und Blumen Ottilie's; und „wie er in Gedanken an die Heilige eingeſchlafen war, ſo konnte man wol ihn ſelig nennen“.

Dieſe Seligſprechung und Verzärtelung diſſoluter Gefühle aber iſt der eigentliche Misklang dieſer harmoniſchen Dichtung, und es nützt wenig, daß zuletzt nach dem Gemeinſpruch: „wer nicht hören will, muß fühlen“, jedem Mitſchuldigen ſein tragiſch Ende gehörig zugemeſſen wird; denn die Ehe, die hier die Vergeltung ausübt, erſcheint faſt wie ein unleidliches Joch, wie ein brutales Fatum, jenen verlockenden Naturlauten gegenüber, und dieſe dagegen ſind, hier wie im Werther, mit einer lebendigen Unmittelbarkeit und Wahrheit geſchildert, die ſchon häufig den Irrthum veranlaßt hat, den Werther und Eduard für Goethe ſelbſt zu nehmen; ein Irrthum, der vielmehr nur die Abneigung oder Unfähigkeit unſerer ſubjectiven Zeit bezeugt, die Objectivität einer Dichtung zu verſtehen oder gelten zu laſſen. Goethe erſcheint im Werther nicht im mindeſten als Schwärmer, ſondern bei weitem öfter als bloßer trockener Referent des Ueberſchwenglichen, und in den Wahlverwandtſchaften wie ein genialer Arzt, der, um zu experimentiren, der kranken Seele an den Puls fühlt. Ueberhaupt iſt es im Allgemeinen gewiß ebenſo unrichtig als ungerecht, den Dichter

mit seiner Dichtung zu identificiren. Der Dichter, mit seiner größern Erregbarkeit und Empfänglichkeit, umfaßt freilich lebendiger als andere Menschen, und gleichsam in einer Art gefährlicher Seelenwanderung, alle Elemente seiner Zeit in sich, aber nicht, um in ihnen aufzugehen, sondern um sie in Schönheit aufgehen zu lassen. Der Stoff wird daher in der Dichtung jederzeit das Untergeordnete, die Form, d. i. die Schönheit der Erscheinung, die Hauptsache sein; sonst möchte es sich leicht fügen, daß z. B. der wackere Gellert, oder auch Schönaich mit seinem überaus patriotischen Hermann, unsere vortrefflichsten Dichter wären. Schiller ist nicht durch seine Tugend, sondern durch sein prächtiges Gewand der Tugenden ein Lieblingsdichter geworden. Man kann in diesen Dingen nur soviel zugeben, daß kein Dichter das an sich Unsittliche poetisch, d. i. schön darstellen soll, theils aus eigener Pietät, vorzüglich aber, weil das Unmoralische in seinem Grunde gemein, also häßlich ist, und daher der überall seltenen Virtuosität eines Goethe bedarf, um künstlerisch bewältigt zu werden. Auch wird die moderne Poesie der nur durch ihren Misbrauch berüchtigt gewordenen Sentimentalität niemals entbehren können; denn was ist die Sentimentalität anders als das in sich vertiefte Gemüth, das alle Erscheinungen der Welt auf sich bezieht? Diese der subjectiven Zeitrichtung entsprechende Innerlichkeit gibt uns nicht mehr die Dinge wie sie sind, sondern wie sie der Dichter empfindet, genießt oder erleidet. Daher steht bei uns unter allen Dichtungsarten gerade die subjectivste, die Lyrik, jetzt in der üppigsten Blüte, das Epos ist fast verklungen, und unser Roman und unser Drama

ſcheitern mehr oder minder an dem unvermeidlichen lyriſchen Element. Der moderne Dichter iſt wie eine Aeolsharfe, an der ſich der lebendige Hauch der Welt melodiſch bricht. Und jeder Unbefangene wird eingeſtehen, daß Goethe's Harfe in ihren drei Hauptaccorden: des Gefühls, der Phantaſie und des Verſtandes, durchaus harmoniſch geſtimmt iſt, und daher überall, woher der Wind auch blaſe, einen guten Klang gibt.

Wie abſonderlich aber das Inſtrument klingt, wenn es etwa blos mit Einer Saite beſpannt iſt, oder mit andern Worten, wie aller Accent eigentlich nur auf der Darſtellung beruht, das zeigt der faſt gleichzeitige „Siegwart", eine Kloſtergeſchichte von Martin Miller, der im Grunde daſſelbe Thema wie Werther behandelt, und doch, bei aller ernſthaften und ehrlichen Intention, nur wie eine Caricatur Werther's erſcheint. Auch hier liegt die alleinſeligmachende Liebe, wie eine Verſchwörung beſonders bevorzugter und geweihter Seelen, der tyranniſchen Welt gegenüber; das Kloſterleben iſt gutmüthig und ohne feindſeligen Beiſchmack beinah idylliſch aufgefaßt, aber es iſt auf die bloße Empfindſamkeit aus lauter Seufzern aufgebaut, und Siegwart ſelbſt wie ein Mann von Butter, der an der heißen Alltagsſonne zerſchmilzt. Doch er mag ſich ſelber perſönlich vorſtellen. Siegwart und ſein Schulfreund ſpielen eines Abends auf der Geige ein Adagio von Schwindl: „Und nun ſpielten ſie ſo ſchmelzend, ſo bebend und ſo wimmernd, daß ihre Seelen weich wie Wachs wurden. Sie legten ihre Violinen nieder, ſahen einander an mit Thränen in den Augen, ſagten nichts, als: Vortrefflich, und legten ſich zu Bette." Dieſe Violinen geben ſo ziemlich den Grundton des

Ganzen an. Siegwart, obgleich er sich mit einer juvenilen Liebhaberei zum Mönchsleben bestimmt hat, verliebt sich schon als Student in Mariane, die ihn im Concert „bei einem Triller so schmachtend und bedenklich ansah, daß ihm die Thränen in die Augen schossen". Als sie dann Beide einmal beisammen im Walde sitzen, bemerken sie in der Nähe das Nest einer Grasemücke, und gehen, um sie nicht zu stören, tiefer in das Gebüsch. „Hier zwitscherte ihnen die Grasemücke ihren ungekünstelten Gesang vor. Horch! sie dankt dir, sagte Mariane, und sank ihm ans Herz. Eine selige Wehmuth füllte ihre Seelen. Mariane lag in seinem Arm und weinte vor Zärtlichkeit. Sie langte nach dem Schnupftuch, um die Thränen wegzuwischen. Nicht wegwischen, sagte er, ich muß sie wegküssen! Halbe Stunden lang sprachen sie kein Wort." Unter so seligen Umständen entsagt er natürlich sofort dem geistlichen Stande, um seine Geliebte zu heirathen. Aber Mariane's stolzer Vater ist unglücklicherweise anderer Meinung; er will sie mit einem reichen Hofrath vermählen und läßt sie, da sie diesen durchaus nicht mag, barbarisch in ein Kloster abführen. Nun tritt Siegwart als Gärtner in Dienst dieses Klosters, die Nonne Brigitte, die sich ihrerseits in den vermeintlichen Gärtner verliebt hat, vermittelt geheime Zusammenkünfte mit Mariane, und es wird eine Entführung verabredet. Allein Brigitte, eifersüchtig und zaghaft, verräth Alles an die Aebtissin, Mariane wird in ein anderes Kloster versetzt, und in der zur Entführung bestimmten Nacht für todt ausgegeben. Jetzt überkommt den verzweifelten Siegwart wieder sein ascetisch Gelüsten, er wird wirklich

Kapuziner. „Nun gehör' ich Gott — und meinem Engel, und es wird bald ausgeweint sein!" Aber einstweilen wird doch noch tüchtig Vorrath geweint; bei seinem Abschiede von Schwester, Schwager und Freunden kann er vor Schluchzen nicht weiter reden. Er „nahm ein Glas mit Wein und sagte: Seht! meine Thränen fließen in den Wein. Es sind Thränen der Freundschaft, der Trennung und des Dankes, Jedes trink' und wein' in das Glas! und laßt mich vollends leeren. Und nun gebt mir's mit, daß es mir heilig sei bis an mein Ende! O, Gott segne Euch, meine Lieben, für die vielen Thränen!" Und in seinem Kloster hängt sein Auge ganze Stunden lang am stillen, melancholischen Mond, und er schreibt Aufsätze an Gott und Mariane, und aus der Erinnerung melancholische Stellen aus Klopstock, Haller, Kleist u. s. w. Endlich wird er eines Abends in das benachbarte Nonnenkloster gerufen, um dort eine todtkranke Nonne Beichte zu hören. Diese Nonne ist Mariane — sie erkennen einander, Mariane stirbt sofort, Siegwart fällt die ganze Nacht durch von einer Ohnmacht in die andere. In der folgenden Nacht aber schleicht er heimlich mit einem Blumenkranze auf den Kirchhof und stirbt dort auf Mariane's frischem Grabe, ins Land der Ruhe eingehend, „wo gekränkte Zärtlichkeit und Menschheit keine Thränen mehr vergießen".

So sehen wir also die revolutionäre Poesie der Subjectivität in zwei Hauptgruppen zerfallen: in die Kraftgenies, die aus eigener Machtvollkommenheit ein selbsterfundenes Ideal octroyiren, wie Klinger und Heinse, und in die Sentimentalen, die man die passiven Genies nennen könnte, indem sie, wie Jene sich auf die Welt, so

umgekehrt die ganze Welt lediglich auf ſich und ihr individuelles Gefühl beziehen. Beide haben eine zahlreiche und, da das Genie nicht erblich iſt, faſt blödſinnige Nachkommenſchaft hinterlaſſen, die ſich, nach und nach ihre gemeinſchaftliche Abſtammung vergeſſend, gar ſchlecht untereinander vertrug. Klinger und Heinſe zeugten die bis zum Zerplatzen von Kraft und Männlichkeit ſtrotzenden Haſper a Spadas, die Löwenritter, Rinaldos, die Friedriche mit den gebiſſenen Wangen u. ſ. w. des Cramer, Spieß, Vulpius, Schlenkert, wo die Ritter fluchen und die Pfaffen zechen; der leibhaftige deutſche Bärenhäuter, der ſich bekanntlich verſchwor, nicht zu beten, Haar und Nägel nicht zu verſchneiden, ſich nicht zu kämmen und zu waſchen. Und als endlich die Humpen leer, und Lanze und Harniſch gänzlich abgenutzt waren, wurden die Ritter plötzlich vaterländiſche Biedermänner, und aus dem verſchoſſenen mittelalterlichen Plunder trat des Pudels Kern, der deutſche Michel, als polternder Familienvater oder penſionirter Huſarenoberſt hervor.

Mit Werther's Nachfolge dagegen verhält es ſich faſt wie mit dem Rhein. Jugendfriſch aus Felſen brechend und im geſchwungenen Laufe Burgen und Rebenhügel ſpiegelnd, dann quer durch den breiten See der Siegwartiaden hindurch, verrinnt er zuletzt im platten Lande der bürgerlichen Häuslichkeit in tauſend matte Romanenbäche, die am beſten mit dem Geſchlechtsnamen Lafontaine zu bezeichnen ſind. Hier concentrirt ſich endlich jener empfindliche Gefühlscultus in eine Religion des ſogenannten guten Herzens, das ſich von Sünde und Narrheit durch liederliche Thränen rein zu waſchen meint. Dieſes gute Herz iſt eigentlich nur die extreme Conſequenz

jener Schönthuerei und Selbſtverzärtelung, eine gemüthliche Impotenz, die ihre Genußſucht mit der Moral verkuppeln will, um ſich alle Verantwortlichkeit und die unbequem ſtörende Reue zu erſparen. Das gute Herz ſtiehlt und raubt aus Tugend, um der kranken Mutter oder einer armen Familie eine Flaſche Wein zu verſchaffen; das gute Herz verführt, und läßt ſich verführen, da ja die Liebe natürlich und gar ſo etwas Edles und Heiliges iſt; ja, Gott ſelbſt iſt nichts als gutes Herz, lauter gemüthliche Gnade ohne alle fatale Gerechtigkeit, ein über die Liebenswürdigkeit ſeiner ungezogenen Kinder gerührter Komödienpapa. Treffend — und für die ganze Sippſchaft dieſer Gemüthlichkeitsromane gültig — ſagt daher Wolfgang Menzel, Lafontaine habe in den Neunziger Jahren auf die unſchuldigſte Weiſe die franzöſiſche Revolution in der deutſchen Familie wiederholt, den Triumph der Natürlichkeit über den altväteriſchen Zwang der Sitte.

Die Religion der Moral und der Pietismus.

Der vorstehend bezeichneten destructiven Richtung arbeitet in der Romanenwelt eine wesentlich conservative entgegen, die aber, je nach den verschiedenen Mitteln, womit sie ihren gemeinschaftlichen Zweck zu erreichen sucht, wiederum in zwei Reihen — in die moralisirende und in die pietistische — auseinanderläuft. Beide Spielarten wollen ehrlich das Christenthum, und unterscheiden sich nur dadurch voneinander, daß die Einen, vom Positiven absehend, die Religion allein von Seiten ihrer praktischen Nützlichkeit, also als bloße Moral, auffassen; während die Andern allerdings auf das Positive gehen, dieses aber nicht unmittelbar auf die göttliche Offenbarung und den historischen Glauben stellen, sondern vielmehr durch die Innerlichkeit des subjectiven Gefühls erst begründen wollen.

Die Reihe der moralisirenden Romane eröffnet Gellert mit seinem „Leben der schwedischen Gräfin von G.", die wir auch deshalb hier voraussstellen, weil dieser Roman auf eine merkwürdige Weise schon die ganze geistige

Signatur der spätern Romanliteratur im Keime enthält und den schlagendsten Beweis von der Gewalt des Zeitgeistes gibt, da selbst ein so nüchterner und peinlich gewissenhafter Mann wie Gellert mit fortglitt, und in seiner Unschuld nicht einmal ahnte, daß er mit dem großen Strome fahre. Gleich im Anfange ist dem künftigen Triumphzuge des philantropischen Nationalismus vorläufig nur ein bescheidenes Pförtchen aufgethan, wenn die Gräfin von ihrem ersten Religionsunterrichte sagt: „Er brachte mir die Religion auf eine vernünftige Art bei, und überführte mich von den großen Vortheilen der Tugend. Er hatte die Geschicklichkeit, mir alle diese Wahrheiten nicht sowol in das Gedächtniß, als in den Verstand zu prägen. Ich glaube auch gewiß, daß die Religion, wenn sie uns vernünftig und gründlich beigebracht wird, unsern Verstand ebenso vortrefflich aufklären kann, als sie unser Herz verbessert. Ich durfte meinem Vetter nichts auf sein Wort glauben, ja er befahl mir, in Dingen, die noch über meinen Verstand wären, so lange zu zweifeln, bis ich mehr Einsicht bekommen würde."

Ganz übereinstimmend mit dem skeptischen Accent, der hier auf den Verstand gelegt wird, zeigen sich denn auch bereits alle leisen Symptome der spätern Aufklärungsseuche in einzelnen Zügen und einer durchgehenden Denkweise, die wir freilich längst an den Kinderschuhen abgelaufen haben, die aber für die damalige Zeit von Bedeutung ist. So erklärt die Gräfin den Vorzug der adeligen Geburt, „wenn man ihn vernünftig betrachtet", für sehr gering. Sie selbst heirathet daher in zweiter Ehe einen Bürgerlichen. „Was geht die Vernünftigen die Ungleichheit des Standes an? Um die Unvernünftigen dür-

ſen wir uns nicht bekümmern." Ein Herr R., welcher der Meinung iſt, daß die Schmeichler „der Wahrheit und den guten Sitten mehr Schaden thäten, als alle Ketzer und Freigeiſter", will alle Menſchen, und ſo auch ſeinen Bedienten, vernünftig und glücklich machen; denn „wer ſich ſchämt, einen Menſchen vernünftig und tugendhaft zu machen, weil er geringe iſt, der verdient nicht, ein Menſch zu ſein". Und damit endlich auch das Hauptingredienz, die Toleranz, nicht fehle, ſo erſcheint, einem boshaften Popen gegenüber, ein polniſcher Jude als ein Ausbund von Großmuth und Tugend.

Insbeſondere aber werden hier ſanft und geräuſchlos ſchon alle Fundamente zu der oben erwähnten Religion des guten Herzens gelegt. Von einem gefallenen Mädchen z. B. heißt es: „eine gewiſſe ſchamhafte Miene entſchuldigte ihren Fehler zum voraus"; und weiterhin: „ein ſolches Frauenzimmer verdient eher Mitleid als Vorwürfe". Eine Nonne, die heimlich aus dem Kloſter entlaufen, um zu heirathen, wird faſt auf Händen getragen; und von dem alten Kaufmann Steeben wird gerühmt, daß er an dem Hochzeitsfeſte ſeines Sohnes bis um 11 Uhr getanzt, und dann ausrief: „Iſt doch das Tanzen keine Sünde; wenn ich nun auch dieſe Nacht ſtürbe, ſo würde mir eine Freude doch nichts ſchaden. Man kann fromm und auch vergnügt ſein. Ich habe meine Pflicht in Acht genommen, ich bin gegen die Nothleidenden gütig geweſen und Gott wird es auch gegen mich ſein. Die Welt iſt hier ſchön, aber jene wird noch beſſer ſein." Der Graf G. endlich, der ſeine Gemahlin, die ihn todt glaubte, mit dem Herrn R. verheirathet findet, fängt auf deſſen Verlangen mit ihr die

zärtlichſte Ehe wieder an; und dieſes reſtaurirte Ehepaar, ſowie jener Herr R. und die frühere Concubine des Grafen bilden zuſammen Eine vergnügte Familie. Ja, die Concubine glaubt, dem Grafen bei aller ihrer Zärtlichkeit und obgleich ſie zwei Kinder von ihm empfangen, doch nie ihre Tugend aufgeopfert zu haben, da ſie nur unter der Bedingung die Seinige geweſen, daß er ſie einſt öffentlich dafür erklären würde. Es iſt überhaupt überall eigentlich blos die Wohlanſtändigkeit der Tugend, von welcher es zum äſthetiſchen Anſtand des Laſters nur eines kleinen Umſchwungs bedurfte. Und in der That finden wir in der ſchwediſchen Gräfin auch ſchon ſämmtliche Gräuel, womit die neueſten Romane luxuriren, arglos angedeutet. Da iſt eine Geſchwiſterehe, eine geiſtige Doppelehe, Vergiftung und Selbſtmord; und Alles aus Liebe und gutem Herzen. Man ſieht alſo ſelbſt bei dem frommen Gellert die See ſchon innerlich hohl gehen, und die Wogen ſind nur durch das obenauf ſchwimmende Oel der Moral noch beſchwichtigt und niedergehalten.

Jene ſanfte Moral aber, wie ſie an ſich weibiſch iſt, wurde daher auch ſehr bald ausdrücklich für Frauen und von Frauen debütirt, deren Romanhelden wiederum Frauen ſind. Von dorther datiren ſelbſt noch die zahlreichen Entſagungsromane der neueſten Zeit, wo die alten Jungfern, welche im Grunde nichts mehr aufzugeben haben, anſtatt eines wahrhaften Aufſchwungs ernſter Selbſtüberwindung, gegen die imaginäre Teufelei der Männer kein anderes Mittel wiſſen, als ſich zimperlich auf eine ebenſo imaginäre Frauenwürde zurückzuziehen, die eigentlich nur die weibliche Kehrſeite der männlichen

Biederbigkeit ist. An der Spitze dieses weiblichen Tugendbundes steht eine brave Frau, die bekannte Sophie von Laroche, von den gleichzeitigen männlichen Tugendbündlern nur durch eine sorgfältige Parure von Empfindsamkeit unterschieden, gegen die jene Biedermänner gerade sehr plump und polternd zu Felde zogen. Gleich ihr erster Roman: „Das Fräulein von Sternheim", eröffnet jenen feierlichen Rückzug der Damen in ihr tugendgeschmücktes Boudoir. Die Verfasserin raubt „dem gefühlvollen Herzen" ihrer Heldin Vermögen, Ansehen, guten Ruf, Freunde und Gemahl, um zu beweisen, „daß, wenn das Schicksal uns auch Alles nähme, was mit dem Gepräge des Glücks, der Vorzüge und des Vergnügens bezeichnet ist, wir in einem mit nützlicher Kenntniß angebautem Geiste, in tugendhaften Grundsätzen des Herzens und in wohlwollender Nächstenliebe die größten Hülfsquellen finden würden". In „Rosaliens Briefen" wünscht sie unter Anderm durch die Darstellung des Hofmanns Cleberg junge Männer, die sich Hofdiensten widmen, auf den rechten Weg zu bringen; und „Melusinens Sommerabende" sind aus dem Verlangen entstanden, „aus ihren Lieblingsschriftstellern ihre Freundin Melusine unsterbliche Blumengewinde des Guten und Schönen der moralischen Welt neben Fruchtschnuren des Nützlichen sammeln zu lehren und ihre Tage damit zu schmücken". Seltsam, während die Laroche die geistige Ahnfrau jener süßlichen Frauengeschichten geworden, ist sie, wie zur Buße, zugleich die leibliche Großmutter eines völlig andern genialen Geschlechts, und nimmt sich dabei wie eine Henne aus, die unverhofft Schwäne ausgebrütet hat, und nun verwundert und ängstlich das ihr

ganz fremde Element umkreist, auf welchem diese sich wiegen und zu Hause sind.

Entschiedener aber, als alle Vorgänger und Nachfolger, hat sich Hermes auf die moralische Lehrkanzel gestellt. Er beabsichtigte, nach Richardson's Muster und den frivolen französischen Romanen entgegen, den deutschen Roman zur Tugend zu bekehren, und schrieb in diesem Sinne Romane für Frauen, für Töchter edler Herkunft, für Aeltern und Eheluſtige. In seinem Hauptromane: „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen" (1770) nahm er sich endlich vor, an der Familiengeschichte des Pastor Gros alle Capitel der Moral zusammen abzukanzeln. Der Mann hat im Grunde überall Recht und Unrecht zugleich; denn er meint es redlich, fängt es aber regelmäßig verkehrt an. So will er die schon etwas wackelig gewordene Würde des geistlichen Standes retten. Sehr löblich; aber womit will er das bewirken? Die Regierungen sollen das verborgene Verdienst durch Spione und Ordensverleihungen überwachen und stacheln, und die Consistorien die Wahl der Gattinnen der Pastoren leiten. Er will die Ehe hochgestellt wissen; darum „soll das Mädchen im Bräutigam wieder den wirklichen Adamssohn sehen, der eine Frau haben will; der Bräutigam in ihr wieder ein Geschöpf suchen, welches Kinder haben, die Hausluft vertragen, das Kreuzlein mit anfassen, eine Suppe kochen, eine Naht nähen, die Wirthschaft führen und Kranke pflegen kann". Er will das Christenthum heben und stellt es daher der Poesie feindlich entgegen, indem er ihm dafür die Nachtmütze der Häuslichkeit aufsetzt. Aus demselben löblichen Grunde eifert er überall zelotisch gegen die Empfindsam-

keit, ohne zu ahnen, daß die falsche Sentimentalität nur eine Krankheit des reprimirten, in seinen natürlichen Functionen gestörten Gemüths ist, die eben aus dem Philisterthum entstanden, das er wieder einführen will. Sein ganzer Romanencompler ist wie ein Herbarium der Tugenden, ein trockenes Exempelbuch: für jede Tugend eine abgestandene Menschenfigur, die nicht sich selbst, sondern ein besonderes Stückchen Moral vorstellt, und an die daher Niemand glaubt.

Man sieht, auf diesem einseitigen Wege war den religiös zerfahrenen Weltkindern nicht beizukommen. Aesthetisch genommen, sind diese moralisirenden Tugendromane, wie alle ausschließliche Tendenzpoesie, ganz ohne Werth; aber auch in ethischem und religiösem Betracht haben sie wenig genützt und sind sehr bald veraltet. Vor jeder ernsten Radicalcur erschreckend, suchen sie mit überzuckerten Hausmittelchen die sieche Welt zu heilen und die allzubedenkliche Krise hinzuhalten; für die productive Begeisterung des Guten, woran der Patient leicht Aergerniß nehmen könnte, auf der aber alles Heldenthum, auch das moralische, ruht, geben sie das bloße, flaue Bleibenlassen des Schlechten, und rühren nirgend an jene geheimnißvolle Tiefe, wo das Uebel und die Rettung wohnt. So tasten sie, anstatt in das Centrum der Dinge zu dringen, ewig rathlos an der äußersten Peripherie umher, gleichsam mit dem Ende anfangend; denn die Sittlichkeit, die sie allerdings wollen, ist keineswegs, wie sie meinen, der Grund, sondern eben nur erst die natürliche Folge der Religion; der Grund aller Religion aber ist der lebendige Glaube.

Dies erkannten Andere und suchten daher tiefergehend vorzüglich das gläubige Element wieder zu wecken

und zu ſtärken, und aus dieſem Beſtreben entſtand der pietiſtiſche Roman. Dieſe pietiſtiſche Richtung iſt eigentlich nur eine Abart der ſentimentalen, die auf die Religion angewandte Sentimentalität; indem alle Radien des Gefühls, das Jene lediglich um ſeiner ſelbſt willen und gleichſam als ein Kunſtwerk für ſich behandelten, von den Pietiſten innerlicher und praktiſcher auf das Chriſtenthum wie in einem Brennſpiegel concentrirt wurden. Unter den Letztern iſt Johann Heinrich Jung, genannt Stilling (1740—1817) der hervorragendſte, ein durchaus ehrenwerther Charakter, dem, bei allen ſeinen Um- und Irrwegen, kein Unbefangener den innigſten Antheil verſagen wird; denn ſo irren konnte nur ein redlich Suchender.

Stilling iſt recht das Bild eines glaubensbedürftigen und glaubensſtarken Gemüths, wie es ſich außerhalb der Kirche ausnimmt und jederzeit ausnehmen muß: mitten zwiſchen Trümmern das vereinſamte, lediglich auf ſich ſelbſt gewieſene Individuum mit der Bibel in der Hand. Dieſe proteſtantiſche Vereinſamung erklärt die ganze merkwürdige Erſcheinung des Mannes. Es iſt freilich das Chriſtenthum, aber mehr oder minder ein Jung-Stilling'ſches, durch dieſe beſondere Perſönlichkeit bedingtes Chriſtenthum; die Perſönlichkeit iſt Alles. Daher ſind auch faſt alle ſeine Romane perſönlich, eine mehr oder minder getreue Darſtellung ſeiner eigenen innern Erlebniſſe. Und wenn überhaupt der Zuſammenſtoß einer idealen Natur mit der Wirklichkeit das Weſen des modernen Romans bildet, ſo iſt ſeine berühmte Selbſtbiographie („Heinrich Stilling's Jugend, Jünglingsjahre, Wanderſchaft", 1778) recht eigentlich zu den

Romanen zu zählen; man könnte sie die religiösen Flegeljahre eines frommen Gemüths nennen. Der Grundgedanke dieser Schrift aber, sowie bei allen seinen fingirten Romanhelden, ist eine unmittelbare göttliche Leitung, der Glaube, daß Gott sie persönlich durch willkürliche oder zufällige Hindernisse oder Förderungen einem oft kaum geahnten großen Ziele zuführe.

Da eine solche Führung indeß nicht bloß materiell sein kann, sondern vielmehr die innern Regungen, Wünsche und Stimmungen des Geführten als Winke Gottes gedeutet werden sollen, so liegt hier natürlicherweise die Gefahr der Täuschung und Selbstüberschätzung sehr nahe; und beide blieben auch bei Stilling nicht aus. So hat ihn, wie er in seiner Biographie meint, Gott selbst nacheinander zur Schulmeisterei, dann zur Medicin und endlich zur Staatsökonomie geführt, und doch war offenbar weder dies noch das andere sein wirklicher Beruf. So schloß er, in gleicher Ueberzeugung von der göttlichen Fügung, mit einem ihm fast unbekannten hysterischen Mädchen eine Ehe, die sich gleichwol nachher als ungeeignet erwies. Und wenn er in demselben Buche erzählt, daß er und seine Frau zuweilen auf der Reise wie Engel Gottes aufgenommen worden, oder daß die Vorsehung etwas ganz Sonderbares und Großes mit ihm vorhaben muß, so klingt dies mindestens wie Ueberhebung eines theologischen Autodidakten.

Aus jenem Gefühl individueller Vereinsamung stammt auch seine beständige Sehnsucht nach einem Surrogat der verlassenen Kirche, das Bestreben, eine unsichtbare Kirche mit einer gleichgestimmten Gemeinde von „Stillingsfreunden" herzustellen. In seinem „Heimweh" z. B.

soll der Christ durch die Prüfungen des Geheimordens der Felsenmänner zum Kreuzritter in dem Tempel von Jerusalem ausgebildet werden. Die Geschichte zerfährt aber sogleich in maßlose Allegorien. Die Felsenmänner, Aeltern und Freunde des Eugenius, Urania, der graue Mann, Theodor u. s. w. sind lauter göttliche Geisteskräfte, die den Christen im Anfang und Fortgang leiten, die Frauen von Eitelberg, von Trauer, von Nischlin und andere dagegen finstere verführende Kräfte, zwischen denen der arme Eugenius fast wie Tamino in der Zauberflöte erscheint. Derselben Ungenüge eines Glaubensbedürftigen außerhalb der Kirche entsprang ferner die oft willkürliche und phantastische Auslegung der Bibel, z. B. in seiner Erklärung der Offenbarung Johannes („Siegsgeschichte der christlichen Religion"), wo die Ankündigung der Nähe des Antichrists und der Wiederkunft Christi den Hauptgedanken bildet; — sowie endlich sein ängstlich umhertappendes Bemühen, seine religiösen Aperçus mit der Gedankenrichtung der Zeit in Einklang zu bringen und zu einer christlichen Religionsphilosophie zu construiren. Es ist rührend, wie er in letzterer Beziehung sogar von der Kant'schen Philosophie sich Berechtigung und Erlaubniß holt, in religiösen Dingen dem Glauben allein folgen zu dürfen, weil Kant den Satz aufgestellt, daß die menschliche Vernunft außer den Grenzen der Sinnenwelt nichts wisse.

Da aber dies Alles für die Dauer natürlich weder gelingen noch befriedigen konnte, und die grübelnde Vernunft auf solchem Wege sich keineswegs beschwichtigen ließ, so verfiel Stilling fast sein halbes Leben hindurch den trostlosesten Zweifeln und namentlich dem Aberglau-

ben an ein in der Natur der Dinge liegendes unabänderliches Fatum, gegen das ſelbſt das Beten nicht helfe. Ja er äußert einmal gegen ſeine Frau: „Wenn die Qual der Verdammten in der Hölle auch nicht größer iſt als die meinige, ſo iſt ſie groß genug.“ Und voll Unmuth über ſo viel innere und äußere Anfechtungen fragt er ein andermal: „Warum haltet ihr einen Mann für ein großes Genie, wenn ſeine Seele im Reiche der Phantaſie herumſchwärmt, herrlich dichtet, herrlich malt und vortreffliche Romane ſchreibt? Das tadelt ihr nicht; hingegen wenn ein phantaſiereicher Kopf die Religion für einen würdigen Gegenſtand hält und von ihr romanen- und feenhafte Begriffe hat, dann möchtet ihr auffahren und einen ſolchen Mann aus der menſchlichen Geſellſchaft hinausbannen.“ Hierauf iſt denn freilich einfach zu antworten: weil eben die Religion kein Roman iſt. Und dies hat auch Stilling ſelbſt recht gut gefühlt, denn durch ſeine ſpätern Schriften geht das unverkennbare Beſtreben, die Religion von dem „Romanhaften“ immer mehr zum Praktiſchen hinüberzuleiten. In ſeinem „Herrn von Morgenthau“ wird der Pietismus aus ſeiner excluſiven Stellung auf Wohlthätigkeit und eine gemeinnützige Wirkſamkeit hingewieſen, und im „Theobald“ hat er den ausgeſprochenen Zweck, „unſer deutſches Vaterland zu belehren, daß der Weg zum wahren zeitlichen und ewigen Glück zwiſchen Unglauben und Schwärmerei mitten durchgehe“. Von dem letztern Buche ſagt er ſelbſt, daß er darin eigentlich Nichts erdichtet, ſondern das Leben des Helden aus lauter wahren Begebenheiten zuſammengeſetzt, und ſogar aus ſeinem eigenen Leben einige Anekdoten mit eingeflochten habe. Da er mithin hier wieder

seine eigenen innern Erfahrungen gibt, und gleichsam, rectificirend, mit sich selbst endlich ins Reine zu kommen und abzuschließen strebt, so wollen wir diesen Roman noch besonders hervorheben und mit wenigen Worten näher beleuchten.

„Theobald, oder die Schwärmer" (1784) ist, so sehr sich auch der Autor dagegen zu verwahren sucht, eigentlich doch nur eine Apotheose des Pietismus, mit dem ängstlichen Bemühen, ihn möglichst im Spiegel des Verstandes aufzufassen. Er sagt es selbst: „Verzeiht mir, theure Seelen, die ihr von ganzem Herzen sucht Gott zu gefallen und ihm zu dienen, rechtschaffene, wahre Pietisten; vornämlich euch zu vertheidigen schreibe ich, aber auch, euch vor vielen Klippen zu warnen, die der guten Sache so unendlich schädlich sind und der Welt Anlaß zur Lästerung geben." Aber wie sind diese vielen gefährlichen Klippen zu vermeiden? Wo das subjective Gefühl allein das Steuer regieren soll, wird es immerdar von Wind und Wetter und den wechselnden Stimmungen des wetterwendischen Steuermanns abhängen, ob das Schifflein auf den Sand des Rationalismus läuft, oder in dem romanhaften Utopien der Schwärmer landet. Oder fliegt nicht unser Autor schon selbst mit vollen Segeln dem letztern zu, wenn er ausruft: „Ich kenne kein besseres Leben, als die schöne Schwärmerei jener Zeiten gewährte; man setze sich einmal in die Stelle jener Menschen, jener Hochmannianer und Anderer mehr. Ihr seht einen Menschen, der überzeugt ist, die ganze Welt liegé im Argen, und es stehen ihr große Strafgerichte bevor; er aber habe den Zutritt, den Eingang in die Stadt der Freiheit gefunden, er sei nun sicher. Zudem

iſt er gewiß, daß er nun bald, er, ein armer geringer Menſch, König und Prieſter im herrlichen Reiche Chriſti wird, wo ſeine Herrlichkeit erſt tauſend Jahre hier in der Welt, ganz ohne Wechſel, und dann eine ganze Ewigkeit durch, alle Majeſtät der größten Könige hinter ſich laſſen ſoll. Was meint ihr wol, iſt ein Menſch, der ſo Etwas von Herzen glaubt, nicht beneidenswürdig? Sollte man eine ſolche Geſinnung unter dem Volke nicht fördern, ſie wenigſtens mit Geduld leiten und tragen?"

Man ſieht alſo, nach welcher Seite hin die eigenen Sympathien des Autors gingen; allein er war zu ehrlich und verſtändig, um vor den nothwendigen Conſequenzen dieſes Zuges nicht ſtutzig zu werden, ohne doch aus dem heimatlichen Zauberkreiſe herauszukönnen. Bei dieſem peinlichen Conflict hat er ſich nun im Theobald — wie ſchon das Motto: „Mittelmaß die beſte Straß" andeutet — wahrhaft abgemartert, die an ſich unverſöhnlichen Extreme zu vermitteln, und in dieſem Dilemma zwiſchen Unglauben und Schwärmerei bewegt ſich das ganze Buch. Daher die ſeltſamen Widerſprüche und Contraſte in dieſem Romane, wo das eine immer wieder aufhebt, was das andere beweiſen will.

So geht die Geſchichte von vorn herein von dem Grundſatze aus, daß die republikaniſche Freiheit der Reformation dem Reiche der Wahrheit zuträglich ſei; denn „wenn Jeder frei denken darf, ſo erſcheinen Millionen Lehrſätze, die Jeder beleuchten kann, dadurch entſtehen allgemeine Gährungen, die dem Geiſt immer mehr Licht und Reinigkeit geben". Demungeachtet wird weiterhin, dieſem anarchiſchen Umwege zur Wahrheit geradezu entgegen, wiederum behauptet, keine Religion könne ohne

äußere kirchliche Verfassung, Ceremoniel und Symbole bestehen, weshalb der Separatismus und alle besondere Sektirerei so selten gute Früchte habe, die Sache möge so rein und heilig angefangen werden als sie wolle. Er will, wie wir gesehen, in diesem Romane eigentlich den Pietismus vertheidigen, und doch erscheint derselbe fast überall als eine Parodie des Pietismus. Er erzählt darin unter Anderm, in Bezug auf den Grundsatz von einer unmittelbaren, speciellen göttlichen Leitung, seine eigene schon oben erwähnte Verlobungsgeschichte. Ein hysterisches Mädchen spricht während ihrer Krankheit in frommer Verzückung. „Theobald riß den Vorhang ihres Bettes voneinander und fragte: Was ist Ihnen, Mademoiselle, was ist geschehen? Sie sah ihn bedenklich an und antwortete: Herr Theobald, da hat mir der Herr Jesus etwas sehr Wichtiges gesagt, ich darf aber nichts davon entdecken bis zu seiner Zeit. — In dem Augenblick empfand er eine Rührung in seiner Seele, und war überzeugt, daß sie Beide sich heirathen sollten. Sowie er das fühlte, sagte er lächelnd: Ich weiß es, was Ihnen der Herr Jesus gesagt hat. — Wissens Sie's? — Ja, ich weiß es, wir sollen uns heirathen, hier ist meine Hand! — Ja, das ist der Wille Gottes; mit diesen Worten schlugen sie ihre Hände ineinander und versprachen vor Gott, sich zu heirathen." Aber gleich darauf — nicht unähnlich dem Eimer kalten Wassers, womit Marsay den Sektirer Rock curirte — folgt die ebenso prosaische als richtige Bemerkung, daß die Liebe zwischen solchen jungen Leuten nichts Anderes sei „als Geschlechtstrieb, der sich aber hinter der Larve erhabener geistiger verfeinerter Liebe steckt, und durch sie hervorheuchelt, allerhand

Rollen spielt und sich dann doch endlich zu befriedigen sucht". Es wird ferner Niemand in Abrede stellen, daß die Erziehung des Theobald correct-pietistisch gehalten ist: er wird von allen andern Kindern abgesondert, sein eigener Wille beständig gebrochen, alle seine Leidenschaften unaufhörlich unterdrückt; „so bildete sich kein einziger gewaltsamer Zug in seinem Gesicht, Alles war sanfte Unschuld und unbeschreibliche Anmuth". Allein was war die Folge davon? Er spielt Religion, ein Luxus, der den Pietisten überhaupt zum Vorwurf gemacht werden könnte. Er hält das Nachbarkind Lisettchen albern für die Eva mit dem Apfel, wird zur Abwechselung, da das phantastische Gefühl einseitig gespannt und der Wille gebrochen ist, auch einmal ein ganz ungezogener Bube, und läuft dann wieder, um Einsiedler zu spielen, echtpicarisch in die Wälder hinaus, wo sein blindes Vertrauen auf die Kraft des Gebets von einem humoristischen Kohlenbrenner mit einem Butterbrote derb mystificirt wird.

Fassen wir nun den Ideengang dieses seltsamen Romans in kurze Worte zusammen, so ergibt sich ungefähr folgendes System. Nach den Grundsätzen der pietistischen Erziehung bewirkt Gott, oder der Geist Christi, die Empfindungen in den Herzen der Frommen, und darum ist man auch schuldig, sein Leben darnach einzurichten. Aber nicht alle Empfindungen, auch frommer Menschen, sind gut, denn selbst in den frömmsten gelüstet noch das Fleisch wider den Geist. Man muß daher jedesmal erst nachforschen, ob die Empfindung wirklich von Gott ist, und nur, wenn man sie kraft dieser Prüfung nach der Bibel dem Willen Gottes gemäß findet, darnach handeln, oder mit andern Worten:

„ſich von ſeiner durch das Wort Gottes erleuchteten und von demſelben ganz unabhängigen (chriſtlichen) Vernunft leiten laſſen". Allein dies heißt doch nur im Cirkel herumgehen. Ich ſoll nicht unbedingt meiner eigenen Empfindung folgen, ſondern ſie nach der Bibel prüfen, und doch wieder dieſe Empfindung und die Bibel nach meiner eigenen Empfindung und Vernunft auslegen, alſo dennoch Alles wieder auf mein ſubjectives Dafürhalten ſtellen. Stilling erzählt im Theobald ſcheußliche Geſchichten von religiöſer Schwärmerei, z. B. von einem jungen Schmied, der die rechte Materie zum Stein der Weiſen gefunden zu haben glaubte; und von dem Sektirer Polin, welcher durch Reiben und Kneipen des Bauches am warmen Ofen den Uebergang aus dem natürlichen ins göttliche Leben eröffnete. Gegen alles dies verordnet nun Stilling ſein Univerſalmittel: das einfältige Leſen der Bibel; vergißt aber dabei gänzlich, daß eben dieſe Schwärmer, die er überdies noch einfache gute Leute nennt, ihren heidniſchen Unſinn gerade aus der Bibel herausgeleſen hatten. Wo die Bibel lediglich der ſubjectiven Kritik des Einzelnen, es ſei nun Verſtandes- oder Gefühlskritik, anheimgegeben iſt, da werden auch, da bei weitem nicht Jeder zu leſen verſteht, ihre Wahrheiten ſtets in die verſchiedenſten Privat- und Winkelreligionen umgedeutet werden, und alſo die Klippen nimmer zu vermeiden ſein, zwiſchen denen eben Stilling mitten durchſteuern wollte. Neben dem geſchriebenen Worte aber geht ſeit faſt zwei Jahrtauſenden erweckend, mahnend und erläuternd der lebendige Strom von Erkenntniß der Frömmſten und Erleuchtetſten: die Tradition und darauf gegründete Autorität der Kirche, oder, wie man es in

anderm Sinne mit Stilling nennen könnte, die „chriſtliche Vernunft" der Jahrhunderte.

An Heroismus des Glaubens ſteht Lavater dem Stilling gleich, aber er überragt ihn weit an Bildung und genialer Kühnheit des Ausdrucks. Lavater iſt eigentlich ein Revolutionär, und würde ganz in die Reihe der Starkgeiſter und Stürmer gehören, wenn er nicht, in geradem Gegenſatz mit dieſen, ſeine ganze Kraft auf das poſitive Chriſtenthum concentrirt hätte, das Jene desavouirten. Auf dieſem Gebiete aber revoltirt er zunächſt gegen die ſtarre Orthodoxie des Proteſtantismus, die ihm Herz und Zunge binde. „Ich vermiſſe", ſagt er, „in ſolchen zu genauen, vorſchreibenden und offenbar menſchlichen Beſtimmungen den apoſtoliſchen unbindenden Geiſt. Hat Philippus den Kämmerer nicht eher getauft, bis er die Lehre von der Dreieinigkeit und der Genugthuung ſo unterſchrieben oder ſo ausgeſprochen? Ich mag es leiden, daß man mir alle theologiſche Rechtgläubigkeit abſpreche, wenn man mir nur die bibliſche läßt. Ich werde es nie vor Gott zu verantworten haben, daß ich nicht dachte wie Calvin und Athanaſius, weil ich keine Gründe ſehe, dieſe Männer für göttliche Autoritäten zu halten." Ebenſo entſchieden proteſtirt er gegen die bloßen Moraliſten; er will keinen bloß nachgeahmten, er will einen lebendigen, freithätigen, perſönlichen Chriſtus. „Dieſer Gottmenſch (wie er von den Apoſteln verkündigt wird) iſt nicht der Chriſtus unſers Zeitalters, weder unſerer Phariſäer noch Sadducäer, weder unſerer Orthodoxen noch Heterodoxen, weder unſerer Myſtiker noch Herrnhuter. Jede dieſer Parteien (die Sadducäer abgerechnet) hat Etwas von ihm; der Eine

nimmt ſeine Moral, der Andere ſeine Inſtitute, der Dritte ſeine Gottheit, der Vierte ſeine Wunder. Mein Bemühen iſt: den ganzen ungetheilten Chriſtus zu bekommen und bekommen zu machen.“ Dieſen Chriſtus aber ſucht er lediglich in einer in ihm ſelbſt fortwährend wirkſamen Offenbarung, mithin in einer Intuition ſeines eigenen Gefühls: ein Grundzug, der ihn wider Wiſſen und Willen mitten unter die Pietiſten ſtellt. Wie bei dieſen war daher auch bei Lavater die Perſönlichkeit wieder Ein und Alles. Er nennt einmal die Individualität geradezu das Allerheiligſte der Menſchheit, ſie ſei der Maßſtab aller Dinge und die Religion die ſubjective Anſicht der Welt in Beziehung auf das Individuum, ja, des Menſchen Ueberzeugung ſei ſein Gott. Auch die dem Pietismus eigenthümliche geiſtige Genußſucht macht ſich bei Lavater faſt gewaltſam geltend, wenn er alle Namen, ſogar Chriſt und Chriſtenthum, für Genuß und Seligkeit hingeben möchte; oder wo er den Reformirten glücklich preiſt, weil er die Freiheit hat, ſich ohne Gewiſſensangſt an alle Genuſſesmedia anzuſchließen, die er in ſeinem Evangelium demüthig ſucht und findet, und dabei ſich täglich beruhigter und ſeliger fühlt. Denn „Genuß iſt der Zweck der Tugend, der Gewiſſenhaftigkeit und der Religion, oder was ſonſt? Wenn die Sünde nichts als Genuß verſchaffen, wenn ſie nicht zum Genuß unfähig machen würde — wer wäre ſo thöricht ſie zu haſſen? Tugend und Religion iſt der Epikuraismus der Vernunft und des Herzens. Nur der Satan will kriechende, genußloſe Märtyrer. Ich will ſo ſehr wie möglich exiſtiren, leben, genießen und mich ſelbſt beſitzen; was mir conſtanten, geiſtigen, reinen, vollen, innigen, unzerſtörbar ſcheinenden,

nie gereuenden Selbſtgenuß verſchafft, das iſt mein Gott, mein Himmel!" So hoch und edel man aber nun auch den geiſtigen Genuß faſſen mag, den Religion und Tugend gewähren, ſo iſt doch ein Syſtem, das ihn zum Zwecke beider macht, nichts weiter als ein ſublimirter Egoismus. Und ebenſo natürlich gleitet jene Anſchauungsweiſe von ſubjectiver unmittelbarer Gemeinſchaft mit Gott und der damit verbundenen ſpeciellen göttlichen Führung theils in Fatalismus, theils in geiſtlichen Hochmuth aus. Zu dem Determinismus, der Stilling ſo lange quälte, mußte nothwendig Lavater's Phyſiognomik führen, mit der er die Beſtimmung des Menſchen und ſeine Talente aus der Natur erkennen wollte; denn jeder Menſch könne nur, was er kann, ſei nur, was er iſt, ein Fürſt, aber nur in ſeinem Fürſtenthum; weshalb denn auch Lichtenberg mit gutem Recht ſagen konnte: wenn dies wahr ſei, ſo werde man künftig die Kinder hängen, ehe ſie die Thaten thun, die den Galgen verdienen. Und wenn wir auch andererſeits das harte Urtheil Goethe's, der in ſpäterer Verſtimmung Lavater einmal geradezu einen feinen Betrüger nennt, keineswegs billigen wollen, ſo deuten doch leider mehre ſeiner Aeußerungen auf einen tiefverhüllten phariſäiſchen Stolz hin. So rühmt er ſich, daß Gott ſtets äußerſt zärtlich mit ihm umgehe, ſeine größten Fehler verberge, ſein Gutes immer ans Licht gezogen, ſeine geheimſten Wünſche erfüllt habe u. ſ. w. In ſeinem „Tagebuch" ſagt er: „Ich bin in die Welt gekommen, der Wahrheit Zeugniß zu geben. Siehe da, deinen groſſen Beruf, Menſch!" Und ſein „Pilatus" hat das ſtolze Motto: „Wer nicht für mich iſt, iſt wider mich."

Wir können ſchließlich nur wiederholen, was wir ſchon anderswo geſagt: die Idee eines leiblich gegenwärtigen Gottes war die Lebensaufgabe Lavater's und, da er ſie nicht in der Kirche ſuchte, ſeine Krankheit, indem er die von ihm ſo inbrünſtig erſehnte, fortwährende Offenbarung nicht, wie die Kirche in der Euchariſtie, ſondern in allen Lebensmomenten als ein ſpecielles Wunder an ſeiner Perſon allein erfahren wollte: eine Erwartung und Begierde, die gegen ſein Lebensende immer ängſtlicher und ungeſtümer wurde. Nicht ohne Grund vielleicht verglich daher ſein Freund Cunningham dieſe ſtete Begier nach mehrer Offenbarung mit Thomas' Zweifeln.

Wie tief aber dieſe Stimmung damals ins Leben griff, bezeugt ſchon der Umſtand, daß ſelbſt Goethe, der im Grunde dem Kreiſe innerlich immer fern geſtanden, aber kühl und bloß künſtleriſch alle Bildungsphaſen ſeiner Zeit mit durchzumachen berufen war, nicht umhin konnte, jenes Element gleichfalls anzuerkennen und poetiſch zu regiſtriren. Sämmtliche Hauptzüge des Pietismus: die krankhafte Verſtimmung, das ethiſche Grübeln, die Tändelei der frommen Empfindung, das ſtete Begehren nach immer größerm, geiſtigen Selbſtgenuß, der Glaube an ſpecielle Führung und die daraus entſpringenden Anwandelungen von Hochmuth einer beſondern Bevorzugung — das Alles ſehen wir in den „Bekenntniſſen einer ſchönen Seele" (in Meiſter's Lehrjahren), wie in einem geiſtreichen Reſumé noch einmal an uns vorübergeführt und gleichſam abgeſchloſſen.

Es wäre jedoch ebenſo unbillig als unhiſtoriſch, den Pietismus unbedingt verdammen zu wollen, weil er zuweilen zu Heuchelei oder eigennützigen Zwecken misbraucht und noch häufiger durch hyſteriſche alte Jungfern

und altjüngferliche Männer carikirt und abgeſchmackt wurde. Man darf nicht vergeſſen, daß der Pietismus ſchon an ſich eine Krankheit war, die aus der Sonderſtellung und dem Abfall glaubensbedürftiger Gemüther von der Kirche ſich nothwenig entwickeln mußte. Man muß ferner in Anſchlag bringen, daß er damals noch entſchiedener als heute eine Partei gegen doppelte Gegner, gegen die alte Kirche und die neue Aufklärung bildete, und daher, wie alle bloßen Parteien, in der Hitze des Gefechts leicht zu den Extremen griff. Jedenfalls lag dem Pietismus ein richtiges, wenn auch unklares Gefühl zum Grunde von der nothwendigen innerlichen Belebung des erſtarrten Proteſtantismus und von der Unzulänglichkeit der flachen Aufklärung, der er unläugbar mehr Schaden gethan, als alle orthodoxen Theologen. Dieſes an ſich richtige Gefühl aber erſcheint nirgends ſo durchaus wahr, rein und tief als bei Claudius, dem bekannten Wandsbecker Boten. Claudius iſt der Pietiſt, wie er ſein ſollte, und wie ihn Jung-Stilling darzuſtellen ſich vergeblich abmühte: ohne Affectation, ohne Schwärmerei und dumme Beſchränktheit. Wie die Frühlingsſonne brütet er liebreich über der träumenden, ringenden Zeit, und weiß in allen literariſchen und ſocialen Erſcheinungen den verborgenen Keim zu finden und erwärmend dem Lichte der Zukunft zuzuwenden.

In Hamann dagegen ſehen wir den merkwürdigen Kampf des Pietismus mit einer Fauſt'ſchen Natur; einen ungeſtümen Glaubensdrang bei ebenſo ungeſtümer Sinnlichkeit und einen brennenden Durſt nach Erkenntniß, gegen die ſich jenes religiöſe Gefühl beſtändig ſträubt. Das Wiſſen allein genügt ihm nicht. „Ich habe", ſagt

er, „bis zum Ekel und Ueberdruß wiederholt, daß es den Philoſophen wie den Juden geht, und beide nicht wiſſen, weder was Vernunft noch was Geſetz iſt, wozu ſie gegeben: zur Erkenntniß der Sünde und Unwiſſenheit — nicht der Gnade und Wahrheit, die geſchichtlich offenbart werden muß, und ſich nicht ergrübeln, noch ererben, noch erwerben läßt. Ohne Glauben ſind Diät und Moral nichts als Quackſalbereien.“ Aber eben dieſer Glaube, den er in ſeiner pietiſtiſchen Kinderzeit ſich angewöhnt, ſpäter verloren und endlich mitten im Getümmel der Welt plötzlich wiedergewonnen hatte, war in ihm nicht, wie bei Claudius, bis zu einer wahrhaften Frömmigkeit durchgedrungen, und genügte ihm an und für ſich im Grunde ebenſo wenig, als das abgeſonderte Wiſſen. In dieſer Seelenangſt ſuchte er daher beide Elemente, Glauben und Wiſſen, durch ein höheres Erkennen zu verſöhnen. Vernunft und Schrift ſind ihm nun einerlei: Sprache Gottes; und die Offenbarung nichts Anderes als die lebendige Einheit von Schrift, Natur und Geſchichte. „Rede, daß ich dich ſehe! Dieſer Wunſch wurde durch die Schöpfung erfüllt, die eine Rede an die Creatur durch die Creatur iſt.“ Hiernach lag ihm allerdings die Frage nahe: „ob nicht die Perle des Chriſtenthums ein verborgenes Leben in Gott, eine Wahrheit in Chriſto dem Mittler und eine Kraft ſein müſſe, die weder in Worten und Gebräuchen, noch in Dogmen und ſichtbaren Werken beſteht, folglich auch nicht nach dialektiſchem und ethiſchem Augenmaß geſchätzt werden kann“. Und zwiſchen natürlicher und geoffenbarter Religion ſcheint ihm daher kein anderer Unterſchied zu ſein, als „zwiſchen dem Auge eines Menſchen, der ein Gemälde ſieht, ohne

das Geringſte von der Malerei und Zeichnung, oder der Geſchichte, die vorgeſtellt wird, zu verſtehen, und dem Auge eines Malers; zwiſchen dem natürlichen Gehör und dem muſikaliſchen Ohr". Der Accent liegt alſo hier nicht auf der unbedingten Kraft und Wahrheit des poſitiv Gegebenen, ſondern auf der beſondern Art und Weiſe ſeiner ſubjectiven Auffaſſung; alſo doch im Grunde wiederum auf einem Act individueller Intuition, wie bei den Pietiſten.

Wir haben oben geſagt: in Hamann lagen Glauben und Wiſſen, Verſtand und Gefühl, Einſicht und That wie Glieder eines Rieſen, unvermittelt auseinander; und daß er ſelbſt in jeder dieſer Kräfte ſich einen Rieſen und allen ſeinen Zeitgenoſſen überlegen fühlte, und ihm dennoch die ethiſche Kraft gebrach, den idealen Rieſenleib lebendig herzuſtellen, das machte ihn elend bis an ſein Ende, und bitter, hart und gehäſſig gegen Freund und Feind. Daher das Ungeordnete, ja Unordentliche bei ihm in Leben und Schrift: eine Gewiſſensehe bei beſtändigen Gewiſſensſcrupeln, das dunkel Abgeriſſene, Fragmentariſche in Gedanken und Stil, der ſtete Wechſel von ſcheinbarer Abſpannung und titaniſchem Ringen; Alles wie eine ſchwüle prächtige Nacht, wo zwiſchen wild vorüberfliegenden Wolkengebilden immerfort die ewigen Sterne hindurchblitzen und ein fernes Wetterleuchten oft plötzlich zugleich den Himmel aufthut und alle geheimnißvollen Abgründe der Seele.

Es iſt übrigens leicht erkennbar, wie auf dieſem pietiſtiſchen Gebiet, nur noch unklar und gleichſam verſchämt, alle Lineamente zu dem künftigen babyloniſchen Thurmbau ſchon leiſe aufdämmern, ſich mannichfach durch-

kreuzen und ineinanderſchlingen. In Stilling und noch entſchiedener in Lavater iſt einerſeits ſchon die ſpätere Humanitätsreligion angedeutet, die das Göttliche allein im Menſchen ſucht und aus dem Individuum herausconſtruiren will; während anderſeits ſeine geiſtige Genußſucht zur bloßen Schönheit, zum Veräſthetiſiren der Religion hinüberführt, das weiterhin in der Romantik zur üppigſten Blüte gelange ſollte. Hamann's einſamer Tiefſinn dagegen bahnt ſchon mächtig die Philoſophie der Religion an, wol ahnend, daß alle Philoſophie, wo ſie nicht bloß den Apparat und Schematismus des Denkens gibt, die höhere Verſöhnung von Glauben und Wiſſen zur Aufgabe hat und immerdar haben wird. Durch alle dieſe Wohlmeinenden aber war das Chriſtenthum, als ſollte es erſt neu erfunden werden, atomiſtiſch in das Subjective aufgelöſt worden; es beruhte alles auf Perſönlichkeiten, die ſich ſelbſt allein Norm und Autorität waren. Dieſer nebelhaft ſchwankende Zuſtand konnte indeß nicht allgemein und dauernd befriedigen. Ganz anders geartete Perſönlichkeiten nahmen mit gleichem Fug daſſelbe natürliche Recht auch für ſich in Anſpruch und ſtemmten ſich, wie wir früher bei den Kraftgenies erfahren, ungeſtüm jenem chriſtlichen Anlaufe entgegen, und aus dieſen einander diametral entgegengeſetzten Richtungen entſtand die Diagonale, ein nüchternes Mittelding zwiſchen beiden: die ſogenannte Vernunftreligion.

Alle dieſe verſchiedenen Stimmungen und Verſtimmungen haben wir allerdings aus erſter Hand vom Auslande, namentlich von England und Frankreich überkommen. Allein es war von jeher der unbeneidete, welthiſtoriſche Beruf der Deutſchen, alle höhern Streitfragen

Europas zuletzt innerlich zu formuliren und auszufechten, jedes Neugeborene im eigenen Herzblut auszubaden. Wir haben, gleich den alten Römern, alle fremden Götter der geistig eroberten Provinzen gastlich bei uns aufgenommen und auf die Altäre unsers Pantheons gestellt, bis wir endlich nicht mehr wußten, welcher der rechte Gott sei. Und in dieser Verlegenheit, wiederum wie die Römer zu des Apostaten Julian's Zeiten, fingen wir nun an, unsere alte Religion zu idealisiren und geistreich umzudeuten, um sie mit der ganzen Götterschaar in leidliche Concordanz zu bringen. Diese deutsche Universalität hat freilich ohne Zweifel auch ihr Gutes. Die lebendige Mannichfaltigkeit, wo eine Ansicht die andere eifersüchtig überwacht, zügelt, berichtigt und ergänzt, wahrt am besten die Freiheit der Gedanken, die durch eine strenge Centralisation, wie sie z. B. Paris über ganz Frankreich so lange ausgeübt, bis zur völligen Stagnation geknechtet werden. Bei uns fand Gottsched seinen Lessing, Kotzebue seinen Schlegel, Werther seinen Nicolai, die Nicolaiten ihren Zerbino, und das Zopfantike, sowie der Rousseau'sche Naturalismus, an denen Frankreich noch bis heute laborirt, waren hier eben nur vorübergehende Bildungsphasen. Aber ebenso gewiß hat diese in alles Fremde sich schlank hineinlebende Allerweltsweisheit unser Nationalgefühl zerfressen, das mit einem gewissen einseitigen Zusammenfassen bestimmter Kräfte zum Gedanken die That verlangt. Der ideale Kampf der Gebildeten ist im Verlauf eines Jahrhunderts allmälig immer tiefer, breiter und materieller endlich bis ins Volk gedrungen und ein innerlicher Bürgerkrieg geworden. Wir sind, so scheint es, keine Nation mehr, sondern ein ver-

worrener Haufe von bloßen Prototypen aller möglichen und unmöglichen Zeitgeister, je nach den verschiedenen religiösen und politischen Bekenntnissen sich gegenseitig befehdend, hassend und anfeindend ohne irgend ein thatsächliches Resultat, da Ja und Nein mit wechselndem Glück beständig einander wieder aufheben. Wo aber Brüder miteinander zanken und der Hausfrieden gebrochen ist, da fehlt nimmer der kluge Nachbar, der, um sein eigenes Haus zu wahren, mit dem Schwerte schlichtet und Ruhe schafft, die aber freilich in solchen Fällen dann die Ruhe des Grabes zu sein pflegt.

Die Vernunftreligion.

Einer ſolchen Geiſteranarchie wo möglich vorzubeugen, war die große Lebensaufgabe Leſſing's, der mit einer Kraft des Verſtandes und des Charakters, die in der Literatur aller Nationen kaum ihres Gleichen hat, wie in einem Proceſſe alle chaotiſch ineinanderſchwimmenden Zeitfragen ſcharf ſonderte und ſie ſpruchreif machte, ſodaß eine Entſcheidung ſo oder ſo erfolgen mußte. Wir übergehen ſeine äſthetiſche Reformation: wie er namentlich das deutſche Drama von dem verjährten Aberglauben an den franzöſirten Ariſtoteles zu Shakſpeare wandte; und wollen uns hier nur auf ſeine Wirkſamkeit innerhalb des religiöſen Gebiets beſchränken.

In Leſſing culminirt der Proteſtantismus, deſſen ſubjective Freiheit er mit einer bis dahin unerhörten Kühnheit und Conſequenz unbedingt und für alle Dinge in Anſpruch nimmt. „Der wahre Lutheraner," ſagt er, „will nicht blos bei Luther's Schriften, er will bei Luther's Geiſte geſchützt ſein; und Luther's Geiſt erfodert ſchlechterdings, daß man keinen Menſchen in der Erkenntniß der Wahrheit nach ſeinem eigenen Gutdünken fortzugehen

hindern muß." Ganz folgerecht aber wendet er dieſes Princip nun auch auf den Proteſtantismus ſelbſt an, gegen die Orthodoxen, wie gegen die Rationaliſten. Er beſtreitet die Unfehlbarkeit und alleinige Autorität der Bibel, die nur aus ihrer innern Wahrheit erklärt werden müſſe, und erkennt die Tradition, wie ſie die Kirche annimmt, als gültig an, denn das Chriſtenthum ſei dageweſen, ehe Evangeliſten und Apoſtel geſchrieben hätten. Er zerfällt daher gänzlich mit den Orthodoxen und will, wenn die Paſtores dem Forſchen und der Mittheilung des Erforſchten Schranken ſetzen dürfen, der Erſte ſein, der die Päpſtchen wieder mit dem Papſte vertauſcht. Aber noch gründlicher verachtet er die neumodigen Geiſtlichen, die zwiſchen der Orthodoxie und der Philoſophie eine Scheidewand gezogen, hinter welcher eine jede ihren Weg fortgehen könne, ohne die andere zu hindern. Er will die volle Wahrheit, keine ſolche Kuppler der Wahrheit, und iſt von ſolchen ſchalen Köpfen überzeugt, daß, wenn man ſie aufkommen laſſe, ſie mit der Zeit mehr tyranniſiren würden, als es die Orthodoxen jemals gethan. Gegen dieſe Rationaliſten vertheidigt er ſogar das alte Religionsſyſtem der Kirche, denn er wiſſe kein Ding in der Welt, an welchem ſich der menſchliche Scharfſinn mehr gezeigt und geübt hätte, als an ihm. Flickwerk von Stümpern und Halbphiloſophen ſei das Religionsſyſtem, welches man jetzt an die Stelle des alten ſetzen wolle, und zwar mit weit mehr Einfluß auf Vernunft und Philoſophie, als ſich das alte anmaße. Ja, Schritt vor Schritt immer entſchiedener und tiefer zum eigentlichen Mittelpunkt vordringend, verlangt er endlich geradezu eine gewiſſe Gefangennehmung der

Vernunft unter den Gehorsam des Glaubens. „Oder vielmehr die Vernunft gibt sich gefangen; ihre Ergebung ist nichts als das Bekenntniß ihrer Grenzen, sobald sie von der Wirklichkeit der Offenbarung versichert ist."

Allein eben diese (freiwillige) Ergebung der Vernunft unter den Glauben, wie sie mit seinem Ausgangspunkte von unbeschränkter subjectiver Verstandesprüfung in geradem Widerspruche stand, war auch die Klippe, an der er selber scheiterte. Gleich Moses führt er bis dicht vor das gelobte Land, ohne es selbst betreten zu können, und baut sich nun in halber Verzweiflung aus den Trümmern der Götzen, die er mit so titanischer Kraft gestürzt, wieder nur den Tempel einer Naturreligon, die einen möglichst würdigen Begriff von Gott zu fassen, und auf diesen Begriff alle Gedanken und Handlungen zu beziehen sucht. Da aber die Art und Weise dieser Auffassung lediglich von der individuellen Kraft und Einsicht jedes Einzelnen abhängt, und es sonach fast ebenso verschiedene Religionen als Menschen geben würde, so habe man sich, um der daraus entstehenden Verwirrung im Staate vorzubeugen, über gewisse Begriffe und Ansichten zu einer gemeinschaftlichen positiven, mithin conventionellen Religion vereinigt; und die beste positive Religion sei demnach die, welche durch die geringste conventionelle Zuthat die guten Wirkungen der natürlichen Religion am wenigsten einschränkt. Diesen Grundsatz nun auf das Christenthum insbesondere anwendend, unterscheidet er sodann „die Religion Christi", die Christus „als Mensch selbst erkannte und übte, die jeder Mensch mit ihm gemein haben kann", also im Grunde jene na-

türliche Religion der bloßen Moral; und „die chriſtliche Religion", als diejenige, „die es für wahr annimmt, daß er (Chriſtus) mehr als Menſch geweſen, und ihn ſelbſt als ſolchen zu einem Gegenſtande ihrer Verehrung macht". Hiernach ſtellt er denn auch (im Nathan, in den Märchen von den drei Ringen) Judenthum, Islam und Chriſtenthum auf gleiche Stufe; denn die Berechtigung und göttliche Abſtammung aller poſitiven Religionen laſſe ſich nur an ihren Früchten erkennen, „ob ſie vor Gott und Menſchen angenehm machen". In ſeiner „Erziehung des Menſchengeſchlechts" (1780) verſucht er endlich dieſes ſein Glaubensbekenntniß mit dem chriſtlichen möglichſt in Einklang zu bringen, indem er die Offenbarung als einen ſtufenweiſen, einſtweilen an dem Volke der Juden bis zu Chriſtus durchgeführten Act göttlicher Erziehung der Menſchenvernunft, Chriſtum ſelbſt aber als einen großen Pädagogen darſtellt, „als den erſten zuverläſſigen praktiſchen Lehrer der Unſterblichkeit der Seele, und zwar für das Knabenalter der Menſchheit". Da aber die Offenbarung nur die Vernunft leite und nur geſchwinder und leichter gebe, worauf die ſich ſelbſt überlaſſene menſchliche Vernunft ohnedem ſelbſt auch kommen würde, ſo ſchließt er mit der Ausſicht auf ein „neues Evangelium" der höchſten Aufklärung. Denn „ſowie wir zu der Lehre von der Einheit Gottes nunmehr des Alten Teſtaments entbehren können; ſowie wir allmälig zur Lehre von der Unſterblichkeit der Seele auch des Neuen Teſtaments entbehren zu können anfangen; könnten in dieſem nicht noch mehr dergleichen Wahrheiten vorgeſpiegelt werden, die wir als Offenbarungen ſo lange anſtaunen ſollen, bis

ſie die Vernunft aus ihren andern ausgemachten Wahrheiten herleiten und mit ihnen verbinden lernen?"

So hat er denn das Princip des Proteſtantismus rückſichtslos, ja verwegen bis an die äußerſte Grenze ſeiner Conſequenzen hindurchgeführt; aber er that es nicht aus eitler Luſt am Verneinen, ſondern mit dem vollen Ernſte redlicher Forſchung. Daher will er auch ſeine Schlüſſe und Andeutungen keineswegs als unfehlbar oder maßgebend angeſehen wiſſen; er vergleicht ſie vielmehr nur mit einem unentbehrlichen Sturmwinde, wobei der Verluſt lediglich die leichte chriſtliche Spreu treffe, die bei jedem Windſtoße des Zweifels von den ſchweren Körnern ſich abſondere und auffliege. In gleichem Sinne hatte er ferner die dem hamburger Reimarus zugeſchriebenen „Wolfenbüttler Fragmente", worin Chriſti Leben und Lehre als ein ſchlauer Verſuch, ein irdiſches Meſſiasreich zu gründen, dargeſtellt wird, der Oeffentlichkeit übergeben, um ſie ſobald als möglich widerlegt zu ſehen. Ja, er ſelbſt beſorgt, indem er gewiſſe Vorurtheile weggeworfen, ſchon zuviel weggeworfen zu haben, denn es ſei unendlich ſchwer zu wiſſen, wenn und wo man bleiben ſoll. Und ſo arbeitet und ringt er wie ein verſchütteter Bergmann, überall anklopfend, raſtlos nach dem Lichte empor. „Ich hungere", ſagt er, „nach Ueberzeugung ſo ſehr, daß ich wie Eriſichthon Alles verſchlinge, was einem Nahrungsmittel nur ähnlich ſieht. Die Inſpiration der Evangelien iſt der breite Graben, über den ich nicht kommen kann, ſo oft und ernſtlich ich auch den Sprung verſucht habe. Kann mir Jemand hinüberhelfen, der thue es, ich bitte, ich beſchwöre ihn, er verdient einen Gotteslohn an mir." Aber dieſen Gotteslohn

erwarb ſich Keiner, und konnte ſich wol Keiner an dem ſoweit Vorausgeeilten erwerben. Sein Scharfſinn, ſagt Hamann von ihm, war ſein Dämon.

Leſſing war wie ein ungeduldiger Arzt, der bei einem Patienten, welcher weder ſterben noch geſund werden kann, kurzweg die Kriſe erzwingt. Daß er, kraft jenes Dämons, alles Gewicht ſeines Geiſtes mehr auf dieſe Kriſis als auf die eigentlichen Heilmittel, den vollen Accent mehr auf die Erforſchung als auf den Beſitz der Wahrheit legte; daß er ſeinen Zeitgenoſſen ſeine eigene ethiſche Kraft, den unbeſchränkten Anlauf aller Zweifel auszuhalten, zumuthete; daß er alles hindernde Halbweſen ſchonungslos niederriß, ohne doch mit einem neuen Baue, der ihm ſelbſt genügt hätte, fertig zu werden; das war nicht nur ſein Unglück, ſondern auch von den bedeutſamſten Folgen für die Zukunft. Denn eine Kriſe war allerdings erfolgt, aber nicht zur Geneſung, wie Leſſing hoffte; die Krankheit hatte nur endlich entſchieden eine beſtimmte Richtung genommen, an die er am wenigſten gedacht. Man vergaß ſehr bald den eigentlichen Nerv: die heldenmüthige Aufopferung und Treue ſeines Kampfes; man überſah, oder wollte nicht ſehen, daß er bloß ſuchte; man hielt den Zweifel, den er nur als Feuerbrand und gemeine Waffe zur Eroberung des Schatzes gebraucht, ſchon für den Schatz ſelbſt, den Knecht für den Herrn und Meiſter. Das Geſchlecht der Epigonen nahm das zweiſchneidige Schwert, mit dem er kampfesmüde und verblutend an den Stufen des Allerheiligſten hingeſunken, getroſt als Erbtheil in die ſchwache Hand, und ſo kam es, daß Leſſing's herculiſche Arbeit zunächſt und auf lange Zeit hin eigentlich doch nur gerade die ihm

verhaßteſten Rationaliſten groß gezogen und ſtark gemacht hat.

Die „Literaturbriefe", an denen anfangs Leſſing ſelbſt noch mitarbeitete, und ſpäterhin die „Allgemeine deutſche Bibliothek" führten die Kritik, die Leſſing erfunden, in die Welt ein. Aber gleich hier ſchon zeigte ſich der Abſtand zwiſchen dem Meiſter und den Schülern. Alle Kritik iſt an ſich unfruchtbar, wenn ſie ſich mit der bloßen Negation begnügt, ohne zugleich productiv und gleichſam weiſſagend in eine neue Aera hinüberzugreifen. Leſſing hatte das letztere für die bildende Kunſt im „Laokoon" gethan und auf dem poetiſchen Gebiete von den erſchlagenen Franzoſen auf eine ganz neue Welt, auf Shakſpeare hingewieſen. Die Allgemeine deutſche Bibliothek dagegen macht nichts als Oppoſition gegen die Franzoſen und gegen Shakſpeare, gegen Gottſched und gegen Goethe, gegen Phantaſterei und gegen Phantaſie, und das Ganze läuft zuletzt auf ein lächerliches Misverſtändniß Leſſing's, auf die Vergötterung des Menſchenverſtandes hinaus, der, weil er ſich allein für geſund hielt, alle Welt curiren wollte. Kein Wunder daher, daß er endlich auch die Kanzel beſtieg, um der armen Menſchheit über Religion, Finſterniß u. ſ. w. den Kopf zurechtzuſetzen. Wenn aber dieſe Bibliothek z. B. die Romanze als „ein abenteuerliches Wunderbare, mit einer poſſierlichen Traurigkeit erzählt" definirte; welche wunderbar poſſierlichen Orakelſprüche ließen ſich erſt dann erwarten, wo ſie ſich ganz rathlos auf die höchſten Höhen zu verſteigen wagte.

Doch wir wollen, um mit dieſen ſogenannten Praktiſchen ſelbſt praktiſch zu verfahren, lieber gleich den eigentlichen

Koryphäen dieſer Richtung näher ins Auge faſſen. Der berliner Buchhändler Friedrich Nicolai (1733—1811), der Gründer der deutſchen Bibliothek und ein von geſundem Menſchenverſtand ſtrotzender Mann, hielt ſich in vollem Ernſte für berufen, dafür zu ſorgen, daß die Bäume nicht ſo ganz unpraktiſch in den Himmel wüchſen. Angſt und kummervoll und trotz der toleranteſten Wohlrednerei, im extremen Grade intolerant, ſehen wir ihn daher mit ſeiner kritiſchen Schere nach allen Seiten umherſchnappen, um alle friſchen Triebe rechtzeitig zu verſchneiden und zu verkrüppeln, die ihm doch zu ſeinem beſtändigen Erſtaunen und Aerger immer nur um ſo unverſchämter wieder über den Kopf wuchſen. Er ſchrieb „die Freuden des jungen Werther“ und glaubte die Empfindſamkeit ausgerottet zu haben, indem er ſie, eigentlich nur ſich ſelbſt proſtituirend, ins Gemeine herabzerrte. Er meinte Lavater, Hamann und Herder aus dem Felde zu ſchlagen, indem er ihrem Tiefſinn die flache Lebensweisheit der halberſtädter Poetenclique entgegenſtellte, und wußte ſich nicht wenig mit der ſcharfſinnigen Entdeckung, daß die Jeſuiten ſchlauerweiſe den Deismus und Atheismus erfunden. Seinerſeits aber erſtrebte er mit dem entſchiedenſten Fanatismus des Verſtandes nichts weiter als ein juste-milieu in Religion, Schrift und Leben, und hatte in der That allmälig ein mit ſich ſelbſt höchſt zufriedenes Reich der Mittelmäßigkeit zu Stande gebracht, das ſich auch durch ſeine nüchterne Diät bis heute recht gut conſervirt hat. Es iſt gewiß ſehr leicht, den Mann lächerlich zu machen, aber noch viel leichter dünkt es uns, ihn, wie neuerdings wol verſucht worden, von neuem auf ſeinem Philiſterthrone zu inſtalliren, in einer

Zeit, die voll geheimer Wahlverwandtſchaft in vielen Beziehungen wieder mit ihm liebäugelt.

Zum Beweiſe unſers Urtheils über dieſen literariſchen Athleten, ſowie der angedeuteten Wahlverwandſchaft unſerer Zeit mit ihm, wollen wir ſeinen berühmteſten Roman: „Das Leben und die Meinungen des Herrn Magiſter Sebaldus Nothanker“ (1773), etwas genauer in Betracht ziehen.

Hier ſehen wir denn ſchon in der Vorrede die Grenzen dieſes Romans auf das kritiſche Tendenzgebiet bloßer Negation abgeſteckt. Der Autor, ſich vor Romanhelden von hoher Imagination, ſchöner Tugend und feiner Lebensart ausdrücklich verwahrend, will nur für Gelehrte, für Magiſter, Superintendenten, Schulmänner oder Studenten ſchreiben, und freut ſich im voraus darauf, daß man in ſeinem Buche Abweichungen von den ſymboliſchen Büchern, von den beſondern formulis committendi einzelner Kirchen entdecken und ihn ſonach zum Scheiterhaufen verdammen oder in den Bann thun dürfte. Demgemäß wird auch Sebaldus Nothanker ſogleich als ein Aufgeklärter eingeführt, der keine dogmatiſchen Wahrheiten für nöthig und nützlich hält, als die auf das Verhalten der Menſchen einen Einfluß haben; der die Theologie philoſophiſch zu machen ſucht, ſtatt der alten Kirchenlieder Gellert'ſche Lieder ſingen läßt u. ſ. w. Dieſem unſchuldigen Freidenker iſt dann auf faſt ſymmetriſch-allegoriſche Weiſe in der Perſon des Dr. Stauzius, der durch ſeine Heirath mit des Conſiſtorialpräſidenten Ausgeberin Generalſuperintendent geworden, die leibhaftige Orthodoxie gegenübergeſtellt; und gegen dieſe werden nun mit wahrhaftem Ingrimm alle Leidenſchaften des

gutmüthigen Lesers: Haß, Mitleid, gerechte Rache, fortwährend gestachelt und gehetzt. Der arme Nothanker, weil er einmal anstatt der vorschriftsmäßigen Buße Vaterlandsliebe gepredigt hat und aus lauter Menschlichkeit die Ewigkeit der Höllenstrafen nicht begreifen kann, wird auf Stauzius' Antrieb seines Predigtamtes entsetzt und mit recht teuflischer Barbarei sammt Weib und Kind aus dem Pfarrhaus auf die Straße geworfen, so, daß Frau und Tochter in einer Bauernhütte vor Gram und Elend umkommen, während Stauzius und der heuchlerische neue Pfarrer sich bei einer Flasche alten Rheinweins gütlich thun.

Jetzt aber kehrt sich dieselbe Negation mit gleicher Lust auch gegen die Feinde der Orthodoxen. Ein Pietist, mit dem Sebaldus Nothanker an einem hellen Sonntage bettelarm in Berlin einwandert, stellt bei den Zelten den Vorüberschwärmenden die Abscheulichkeit des sonntagschänderischen Spazierengehens vor und preist ihnen dafür das „Seitenhöhlchen" an und die Wonne Dessen, „der da seine Stunden in den Wunden des geschlachten Lammes verbringt", worauf ihm aber ein Schlächter mit Eckensteherwitz entgegnet: er sei vorigen Sonntag im Lamm gewesen, allein das Bier war sauer. Dem Pietisten folgen sodann dicht nacheinander: ein wüthender Separatist und ein eleganter Prediger, der zwar von den symbolischen Büchern nicht sonderlich viel hält, aber doch meint, sie seien ein pactum, und pacta sunt servanda; wobei wir denn gelegentlich auch erfahren, daß damals in mehren berliner Kirchen mit großem Beifall in Versen gepredigt wurde. Bei allen diesen Leuten nun klopft Sebaldus in seiner Bedrängniß an; aber der Pietist räth

ihm, ſich zu den Nachtwächtern zu geſellen und mit ihnen auf eine Hauptwache zu gehen, da könne er ſchlafen; während ihn die Andern geradezu aus dem Hauſe werfen. Hinter aller dieſer Renommiſterei aber lauert der Hauptgedanke: daß jede Religionspartei einen Zaun um ſich gezogen und Jeden unbarmherzig ausſtoße, der ihr Schibboleth nicht habe, und daß daher die Offenbarung eigentlich zu nichts nütze ſei, vielmehr bei dem, was viele Leute Unglauben und Ketzerei nennen, die Liebe des Nächſten ſehr wohl beſtehen könne.

Doch nach ſochen vorbereitenden Plänkeleien wird endlich das ſchwere Geſchütz des Rationalismus aufgefahren. Wenn der arme Leſſing noch Jeden beſchwört, ihm um Gotteswillen über den breiten Graben der Inſpiration der Evangelien hinüberzuhelfen, ſo hat unſer ſtarker Autor, ohne alle Hülfe und Bedenklichkeit ſchon längſt den Sprung gemacht. Denn „ſo einfältig werde doch hoffentlich Niemand mehr ſein, ſich einzubilden, Gott habe die heiligen Bücher ganz unmittelbar und übernatürlich eingehaucht. Sie ſind nur inſofern eine Quelle der Wahrheit, als ſie das Nachdenken über die Wahrheit befördern. Wer aber andere Quellen der Wahrheit zu finden glaubt, beſonders wenn er mit mir auf gleiche gemeinſame Wahrheit zurückkommt, den verdamme wer will, ich nicht. Verdamme wer will faſt ganz Aſien und Afrika und den größten Theil von Amerika, ſie kennen dieſe Bücher nicht u. ſ. w.“ Und wenn weiterhin ein orthodoxer Geiſtlicher faſt prophetiſch in der neumodigen Theologie ein künftiges heidniſches Chriſtenthum wittert, ſo antwortet ihm Sebaldus ganz entrüſtet und ſehr geläufig: jeder rechtſchaffene Mann verdiene

verehrt zu werden, er möge seine „Gedanken vor sich selbst weglaufen lassen, oder sie an irgend ein Symbolnm heften wollen". Die bloße Annahme einer Lehre, weil sie in einem Buche verzeichnet sei, es möge dies Buch Bibel oder sonst wie heißen, sei keine sichere Ueberzeugung; erst wenn wir durch eine vernünftige Untersuchung von einer Wahrheit überzeugt seien, könne sie moralische Wirkungen veranlassen. Kein vernünftiger Mensch aber werde doch blindlings einem Wegweiser folgen, der vor mehr als zweihundert Jahren gesetzt worden; er würde bedenken, durch wie viele Vorfälle der Wegweiser seit zweihundert Jahren könne verrückt oder der Weg geändert worden sein. Denn die Erfahrung lehre, daß die Meinungen sich nicht minder verändern, als die Kleidertrachten. Ja, zuletzt gibt einer jener rechtschaffnen Männer, ein alter Major, auf seinem Sterbebette zwar etwas derb den eigentlichen Humor dieser Religion. Er glaubt an keine Fortdauer nach dem Tode und mag nicht communiciren, denn Gottes Wille sei nur, daß ein Mensch ein rechtschaffener Kerl sein soll; den Einwand aber, daß unsere Natur zu schwach und unvollkommen sei, um stets ohne Sünde bleiben zu können, fertigt er damit ab, daß dann auch Gott nicht auf uns zürnen könne. „Sehen Sie hier meinen Hühnerhund, der ist ein Hühnerhund und weiter nichts, er wird vor einem Huhne stehen; aber wenn ich verlangen wollte, daß er eine Sau stellen sollte, so kann ich nicht sagen, der Hund sündigt, wenn er's nicht kann."

'Ist denn aber, wird endlich gefragt, zwischen blindem Glauben an die Offenbarung und schädlichem Unglauben gar kein Mittelweg? Die Frage wird allerdings bejaht

und dieſer Mittelweg am erwünſchteſten gefunden bei der holländiſchen Sekte der Collegianten oder Reinsburger, die, ohne nach beſondern Lehrmeinungen und Confeſſionen zu fragen, jeden (ſogenannten) Chriſten aufnehmen, in ihren Verſammlungen, der Verſchiedenheit ihres Lehrbegriffs und aller ſtreitigen Fragen vergeſſend, nur gemeinſam erkannte Wahrheit zu ihrer Erbauung anwenden, und mithin unſern heutigen Deutſchkatholiken auf ein Haar ähnlich ſehen. Und daſſelbe juste milieu geht dann ſo weiter fort durch alle Fächer: zwiſchen ſpeculativer Philoſophie und hausbackener Indolenz, eine Wiſſenſchaft, die bloß praktiſch, d. h. nur in Abſicht auf die menſchliche Geſellſchaft und deren äußeres Wohl von Werth ſein ſoll. In der Liebe: eine gewiſſe kuhle Gelaſſenheit, womit die Heldin des Romans, nachdem ſie geheirathet, ihren Hang zu romantiſchen Geſinnungen fahren läßt und eine eracte Landwirthin wird, und ihr Ehemann, der empfindſame Dichter „Säugling", ſeine Poeſie wie einen abgetragenen Bräutigamsrock an den Nagel hängt und eine Abhandlung vom Bau der Kartoffeln ſchreibt. Ja dem guten Sebaldus ſelbſt, damit er nicht etwa geradezu gen Himmel fliege, iſt ein Bleigewicht lächerlicher Bonhommie angehängt, das ihn nirgend recht proſperiren läßt. Und dennoch wimmelt die Geſchichte von Romanabenteuern: Räuberanfällen, Entführungen und Schiffbrüchen, die ſich um ſo wunderlicher ausnehmen, da Alles auf den Boden der platten Wirklichkeit niedergehalten iſt und daher vor lauter Natürlichkeit höchſt unnatürlich erſcheint. Das Ganze aber iſt, als ein ſchauderhaft getreues Daguerreotypbild der guten alten Zeit, nicht ohne hiſtoriſches Intereſſe, und macht ungefähr den Eindruck des Rococo-

und Rennaiſanceſtils, der ja neuerdings wieder in die Mode gekommen.

Jene eingebildete Emancipation der Vernunft von der Offenbarung mußte indeß folgerecht zu einer ungefähren Gleichſtellung aller Religionsſyſteme, die der Menſch für ſich erſonnen, oder, was daſſelbe iſt: zur Verachtung jeder poſitiven Religion führen. In der That machte daher auch Nicolai in ſeinem Buche von den Tempelherren den freilich ſchmählich misglückten Verſuch, in ſämmtlichen heidniſchen, antiken und modernen Religionen und religiöſen Coterien das, worauf es ihm allein anzukommen ſchien, nämlich die Lehre des einzigen Gottes, nachzuweiſen; und es bedarf hiernach wol kaum der beſondern Erwähnung, daß er es dabei überall mit einem natürlichen Inſtinct gegen die Kirche und „den heiligen Kram der Papiſten" ganz vorzüglich abgeſehen hatte. Es iſt von ihm neuerdings gerühmt worden, daß er, namentlich in ſeiner „Reiſe durch Deutſchland", die Welt ſah wie ſie iſt. Er ſah allerdings ſehr genau, daß das deutſche Volk, und ſelbſt ein ausgezeichneter Theil der Gebildeten, ſich ſeiner Dictatur keineswegs ſo unbedingt, als er vorausgeſetzt, unterwerfen wollte; daß im ſüdlichen Deutſchland und insbeſondere in Oeſtreich eine unbegreifliche katholiſche Verſtockung noch fortdunkelte und dem neuen Joſephiniſchen Lichte widerſtand. Aber anſtatt die Urſache dieſer fatalen Erſcheinung in irgend einer geheimnißvollen Grundkraft der von ihm ſelbſt ſo hoch-

[illegible]

eine allgemeine Jeſuitenriecherei, jenes gehäſſige Spionir- und Denunciationsweſen, das, zur Schande des „einigen" Deutſchlands, noch heutzutage wieder, wie es ſcheint, in ein neues, umfangreicheres Stadium getreten iſt. Nicolai ſah allerdings ſcharfſinnig genug ſchon damals die Lineamente der künftigen Romantik und eines wieder erſtarkenden katholiſchen Bewußtſeins leiſe emporddämmern; er überſah aber ganz, daß er ſelbſt es war, der durch ſeine unerträgliche Langweiligkeit die Reaction nothwendig herausfoderte. Wenn er ſeine Lehre für unfehlbar gab und fanatiſch Propaganda machte, ſo nannte er es Tugendeifer für das Wohl der Menſchheit; wenn aber die Gegner daſſelbe Kriegsrecht für ſich in Anſpruch nahmen, ſo hieß es Jeſuitismus. Und dieſer Jeſuitismus iſt und bleibt nun einmal, als Fluch der Lächerlichkeit für unſere religiöſe Spaltung, der wüſte mittelalterliche Schutthaufen, auf welchen jeder Vorübergehende die Scherben jedes Topfes, den er ſelbſt zerbrochen, hinwirft, und dann ſich höchlichſt verwundert und erboſt, daß der Berg immer höher wird.

Sehr begreiflich jedoch mußte Nicolai einen unermeßlichen Heeresſchweif von Genoſſen und Nachahmern hinter ſich herziehen; denn er hatte die Vernunftreligion zwar nicht erfunden, aber doch das rechte Schlagwort getroffen, und grob und unumwunden ausgeſprochen, was die Gebildeten im Herzen meinten; und die mannichfachen Verfolgungen und Anfechtungen, die er von den Gegnern,

den, dieſen Troß der Nicolaiten einzeln durchzumuſtern; wollen vielmehr zu unſern und unſerer Leſer Gunſten von der billigen Freiheit Gebrauch machen, nur die für unſern Zweck bedeutendern Erſcheinungen hervorzuheben. Wir nennen daher aus dem langen Zuge hier nur um des Zuſammenhangs willen Wetzel, Meißner und den Freiherrn von Knigge. Ihre bändereichen Romane ſind längſt vergeſſen, und Knigge's „Umgang mit Menſchen", der wol als Revenant der guten alten Zeit in manchen Familien noch umgeht, iſt bloß eine fade Diplomatik des Egoismus.

Breitſpuriger dagegen folgte Feßler in ſeinen hiſtoriſchen Romanen: „Marc Aurel", „Themiſtokles" u. ſ. w. Feßler ſteckt ſich ſelbſt das höchſte Ziel des hiſtoriſchen Romans: in der Verbindung der empiriſch-pſychologiſchen Wahrheit mit dem intellectuellen Intereſſe, in dem richtigen Verhältniß der äſthetiſchen Ideen zu den praktiſchen Vernunftideen. Im „Marc Aurel" insbeſondere will er durch die Darſtellung der Grundſätze und Handlungen ſeines Helden die Größe und Glückſeligkeit zeigen, zu welcher eine über Vorurtheile erhabene Vernunft, und auf die menſchliche Natur gegründete Tugend den Menſchen erhebt. Unter Tugend aber verſteht er „eine vollkommene Vernunft, oder eine richtige und feſte Kenntniß der Regeln, nach welchen man handeln muß, vereinigt mit einer durch Uebung erlangten Fertigkeit, in allen Fällen dieſen Regeln gemäß zu verfahren". Dieſe Regeln werden aber in der Natur, d. h. in den Geſetzen des eigenen Herzens gefunden, und „nur der iſt tugendhaft, der nach der Natur lebt". Ebenſo iſt nur das Wahrheit, was mit der Natur übereinſtimmt, und Philoſophie, „die

Kunſt, den Vorſchriften der Natur gemäß zu leben". Hier iſt alſo Vernunft und Natur, Tugend und Philoſophie identificirt, und das alles zuſammen wieder gleichbedeutend mit Religion. Denn Religion iſt „reiner, durch die Vernunft verfeinerter Genuß der Gaben der Natur; ſie lehrt uns, ein guter Menſch, ein guter Freund, ein guter Bürger zu werden. Lehre daher dein Herz, das Daſein Gottes empfinden, aber nicht des Gottes der Philoſophen, noch des Gottes der Prieſter, ſondern desjenigen, deſſen Geiſt in dir lebt. Bleibe auf dem Mittelwege und werde weder Zweifler noch Dogmatiker". Aus dieſer tugendhaften Naturphiloſophie wird nur ſoviel klar, daß unter den dadurch erzielten guten Freunden und Bürgern von einer allerdings übernatürlichen Offenbarung nicht weiter die Rede ſein kann; und Alles läuft auch hier wieder auf das Dogma hinaus, daß der Menſch auch ohne poſitive Religion ſich behelfen, ja gerade erſt recht vortrefflich werden könne. Dieſer Marc Aurel iſt im Grunde nur der in eine Toga verhüllte Magiſter Sebaldus Nothanker, der hier, gleichſam zur Buße für ſeine Heterodoxie, durch alle erdenklichen Variationen der Tugend und Großmuth hindurchgequält wird. Bei dieſem Heldenpuppenſpiele ſieht man aber ſo deutlich die Hand des ungeſchickten Profeſſors die Dräthe ziehen, und alle zu dieſer Gattung gehörigen Romane ſind ſo entſetzlich langweilig, daß ſie jetzt wenigſtens keine Proſelyten mehr machen werden.

Ganz anders, höher, verwickelter und geiſtvoller ſtellt ſich die Sache bei Hippel. Hier iſt es nicht das eingeſchulte Siegesgeſchrei des nachſtürzenden Troſſes; mit Erſtaunen und Theilnahme erblicken wir vielmehr den

interessanten Conflict eines tiefgestimmten Gemüths mit der flachen Uebermacht der Zeit; jenes eigenthümliche Zwielicht zwischen der geheimnißvollen Nacht und dem nüchternen Tage, der die Sterne auslöscht. Aus dieser innerlichen Doppelgängerei, die er niemals überwand, erklären sich alle scheinbaren Widersprüche des räthselhaften Mannes in Leben und Schrift. Hippel jagte leidenschaftlich die ganze Woche hindurch dem Reichthume, der Ehre und dem Sinnengenusse nach, die er an Sonn- und Feiertagen gleichsam zur Erholung als anonymer Schriftsteller auf das gründlichste verachtete. Er war ein politischer Freidenker und suchte den alten Adel seiner Familie wieder hervor; er schrieb ein vortreffliches Buch über das Glück und die Würde der Ehe, und blieb aus Egoismus des Junggesellenbehagens stets unverheirathet; er war durch und durch ein Weltmann, und empfahl seiner Familie dringend den Beruf des Geistlichen. So täuschte er alle seine Freunde, wenn man den natürlichen Farbenwechsel eines Chamäleons Täuschung nennen will. Nur der alte Magus Hamann ließ sich nicht irre machen, und sagte von ihm: er besitze, wiewol zum Redner, Schauspieler und Staatsmann geboren, doch ebenso viele Talente zur speculativen Ruhe.

Ein solcher Charakter hätte den Humor erfunden, wenn er ihn nicht bei den Engländern, bei Swift und und Sterne, schon vorgefunden hätte. Denn was wäre der Humor anders als das moderne Bewußtsein des innern Zwiespalts, das mit den Gegensätzen, weil es sie nicht mehr zu versöhnen vermag, in einer Art verzweifelter Lustigkeit spielt, um sie sich erträglich zu machen; jene melancholische Selbstironie, die über ihre Freuden weint

und über ihr Weinen lacht. Hippel war daher auch der Erste, der den Stil der englischen Humoristik mit Erfolg bei uns einführte: das Sichselbstbekriegende und überraschend Sprunghafte in Gedanken und Handlung, das seine Romane fast aphoristisch auflöst. Man könnte auf die letztern anwenden, was er in einem derselben von einem Prediger sagt: „er mischte Essentia amara und Essentia dulcis, Tod und Hochzeit, wie ein Spiel Karten untereinander, sodaß man nicht wußte, was Trumpf und wie man geschoren war.“

Diese Stimmung war damals ziemlich allgemein und führte, außer dem Geschmack am humoristischen Stil, noch zu einer tiefergreifenden Erscheinung. Die epidemische Skepsis hatte nämlich die positive Religion fast allen Gebildeten verleidet, die sichtbare Kirche zerfiel, aber ein vages religiöses Gefühl blieb bei Vielen und suchte nun sehnsüchtig Ersatz in einer unsichtbaren Kirche, deren idealen Aufbau man in geheimen Gesellschaften anstrebte. Man wollte, um nicht durch „Priesterwerk“ betrogen zu werden, lieber sich selbst betrügen. Wir erinnern nur an den damaligen Spuk der Illuminaten, Klerikalen, Rosenkreuzer und anderer Geheimorden, welche jederzeit Symptome einer socialen Krankheit sind; denn es ist sonst nicht abzusehen, warum, wer wirklich Licht sucht, das Licht zu scheuen braucht. Auch Hippel folgte anfangs diesem Geisterzuge. Mit historischem Geschick vertheidigte er die tiefere Bedeutung der alten Ritterorden, und nimmt nur daran Anstoß, daß dort „der Gehorsam bloß der Unfehlbarkeit Eines Menschen, oder vielmehr seinem Stuhle oder Pantoffel geleistet wird. An den frommen Betrug,

welchen Vater Papſt bei dieſem heiligen Blinde-Kuhſpiele beabſichtigte — wer denkt daran ohne Aerger?" Und in dieſem Aerger wurde er ein enthuſiaſtiſcher Anhänger der Freimaurerei, die gerade damals in Königsberg in voller Blüte ſtand; ging durch alle Grade, und ſetzte ſeine ganze juvenile Glaubenskraft an den Gedanken, daß aus dieſem Orden das Heil der Welt erſtehen müſſe. „Der innere Menſch", ſagt er, „macht eine unſichtbare Kirche, wo Alles gleich iſt; der äußere eine ſichtbare, wo durchaus Verſchiedenheit ſtattfindet; die ſichtbare iſt der Staat, die unſichtbare vielleicht die Maurerei." Allein Hippel war keineswegs der Mann, ſich für die Dauer dupiren zu laſſen, und ſelbſt viel zu ſehr Schauſpieler, um nicht hinter die Couliſſen zu ſehen. Als er daher allmälig den geiſtigen Kinderſchuhen entwachſen war und ein neues „Blinde-Kuhſpiel" ohne Vater Papſt gewahr wurde, nahm er keinen Anſtand, das Spielzeug, das ihn ſo lange erfreut, hinwegzuwerfen. Dieſe hohe Schule, die er ſelbſt durchlaufen, iſt der eigentliche Inhalt ſeiner „Kreuz- und Querzüge des Ritters A—Z" (1793). Hier iſt der Held eben ein ſolcher Tamino, dem auch ein freilich etwas hausbackener Papageno nicht fehlt, welcher (Tamino nämlich) mit der Zauberflöte ſeiner jugendlichen Empfindungen und Hoffnungen alle Waſſer- und Feuerproben der Geheimorden tugendlich beſteht, als er aber endlich bis zu Saraſtro's Weisheitstempel emporgeklommen, verblüfft vor einem ungeheuern Vorhang anlangt, „hinter dem Nichts iſt. Leider, der Vorhang iſt Alles, und die Hauptſumme aller Lehren: ſeid vernünftig!"

Noch umfaſſendere Selbſtbekenntniſſe, und zwar vorzüglich in religiöſer Beziehung, enthält ſein früherer und

bedeutendſter Roman: „Lebensläufe nach aufſteigender Linie“ (1778). In dieſem Romane figuriren faſt alle Bekannte Hippel's: Kant als „Profeſſor Großvater“ meiſt mit den eigenſten Gedanken und Worten des königsberger Philoſophen, die er dieſem, wie man ſagt, im vertraulichen Geſpräche abgelauſcht und dann zu Hauſe ſich notirt hat. „Herr von G.“ iſt der Kanzler von Korff; der Paſtor und ſeine Frau ſind Hippel's Aeltern; Herr und Frau v. W. die Familie, in der er einige Zeit Hauslehrer geweſen, und der Held endlich enthüllt die eigene Seelengeſchichte des Autors ſelbſt: den ſteten, und doch ſtets unvermittelten Kampf zwiſchen Verſtand und Gefühl, zwiſchen Frömmigkeit und Weltſinn, mit einem Worte: zwiſchen Glauben und Wiſſen. Wir nannten ſchon oben Hippel ein urſprünglich tief und religiös geſtimmtes Gemüth; dieſer Roman gibt faſt auf jedem Blatte Zeugniß davon. Eine gewiſſe Todesfreudigkeit, die auch in den vielen eingeflochtenen Liedern anklingt, weht ſiegreich durch das Ganze; „dies Leben mit ſeinen Drangſalen iſt Tod, der ſogenannte Tod iſt Leben. Wir ſollten zum Sterbenden nicht: Gute Nacht, ſondern Guten Morgen ſprechen.“ Er möchte den einfältigen bibelfeſten Glauben ſeiner Mutter gegen all den Prunk „unſers verſilbert blechernen Jahrhunderts“ nicht vertauſchen, und ſtemmt ſich daher entſchieden gegen die flachen Aufklärer: „O, ihr guten Philoſophen, ihr reißt beim Jäten Unkraut und Weizen aus, ſodaß die Erde ohne Hemde bloß und nackt da iſt, als wärs Wintertag, wenn der Wind allen Schnee weggetrieben. Mich friert! Der einzige Unterſchied zwiſchen den Gelehrten und Ungelehrten in der andern Welt wird ſein, daß der erſtere mehr vergeſſen

muß, als der letztere, um himmlisch zu wissen, was er weiß.“ Auch das Gebet erkennt er als ein herzliches kindliches Denken, das uns zu einer Liebe hilft, die anders ist als alle Liebe in der Welt; als eine unergründliche Kraft, die unsern Glauben fast bis zum Schauen bringt; als den Spiegel, durch welchen wir im dunkeln Ort Gott sehen — und es ist seine eigene Herzensmeinung, wenn er den Pastor am Krankenbette des Sohnes sagen läßt: „Es ist ein Gott, deine Seele ist sein Hauch. Er ist, er war, er wird sein! Sein Bevollmächtigter ist das Gewissen. Du fühlst diesen Machthaber, wenn du ihn gleich nicht siehst, als einen gegenwärtigen Zeugen, wenn du im Stillen Gutes oder Böses thust. Er ist mit dir, er geleitet dich, um dich dort als Bürger in der Stadt Gottes einschreiben zu lassen mit einem neuen Namen, der über alle Namen in der Welt ist. Wir werden ihn sehen von Angesicht zu Angesicht; jetzt sehen wir ihn im Spiegel, der seine Welt ist, den er uns vorhalten ließ; und da unser Standort dunkel war, sehen wir nur wenig, nur daß er war. Dort werden wir sehen, was er ist.“

Bei einer so glücklichen Constellation, sollte man meinen, hätte unser Autor, wenn er aufrichtig suchte, die insgeheim ersehnte Ruhe und Heimat endlich finden müssen. Allein auch hier täuscht und wandelt sein chamäleontisches Wesen. Sein Biograph sagt von ihm: „Setzte er sich aber an den Schreibtisch, so dachte, grübelte und schrieb er, angehaucht von dem Skepticismus der damaligen Zeit, im Kampfe mit diesem und mit sich selbst.“ Und in diesem Kampfe war es, wie man aus dem Nachfolgenden leicht wahrnehmen wird, kein Gerin-

gerer als Lessing, der übermächtig auf ihn eindrang. Wie bei Lessing ist zunächst auch ihm die Inspiration der Evangelien der breite Graben, über den er nicht kommen kann. Die sogenannte Offenbarung überhaupt, meint er, kommt nicht unmittelbar von Gott, sondern Gott sendet erhabene große Menschen, die immerdar Menschen bleiben, zu den Menschen, um ihnen zu sagen, was sie gleich Alle wissen, wenn es ihnen nur gesagt wird. Diese Sendboten sind Genies, die einen gewissen Zusammenhang zwischen Gott und den Menschen sehen. So ist jede Religion durch einen denkenden Menschen, wenn nicht durch einen philosophischen, so doch durch einen sich unterscheidenden Kopf gegründet worden, und in diesem Sinne wird das Pfingstfest Geniefest und Christus der Professor des ganzen menschlichen Geschlechts genannt. Denn es kommt dabei überall nur darauf an, das Licht der Vernunft, das in uns ist, anzuzünden, um zu dem Ziele, das Jeder erreichen kann, zu gelangen, zu dem Ziele der Vernunft und Menschheit; und da es der erstern erlaubt ist, jede historische Wahrheit durchzuprobiren, so muß auch jede Sache, wenn nicht vor meinen sichtlichen Augen, so doch vor dem Auge meiner Vernunft noch ein mal vorgehen, wenn ich sie gläubig annehmen soll. Die Vernunft ist daher unser Schutzgeist; Glaube aber: Mittelmäßigkeit im Wissen; und dem schwachen Bruder hier beispringen und, wenn Vorurtheile ihm über den Kopf gewachsen sind, ihn davon befreien, heißt: ihn aufklären.

Beziehen wir nun diese mehr allgemein religiösen Ansichten speciell auf das Christenthum, so finden wir bei Hippel ungefähr folgenden Gedankengang. Er hält — wieder nach Lessing — die ganze Offenbarung

für eine bloße Erziehungsanstalt, um den Menschen durch die Vernunft zu entwickeln. Der Sündenfall nämlich war nichts Anderes als der revolutionäre Durchbruch der Vernunft, indem Eva triumphirend die Ketten des Instincts zerbrach, der die Vernunft nicht aufkommen ließ. Revolutionen aber, wenn sie auch, wie hier, nothwendige Entwickelungsphasen sind, können nicht dauernd bleiben. Um daher einer Anarchie der Leidenschaften vorzubeugen und die durchgebrochene Vernunft allmälig wieder in ihr natürliches Bett zu leiten, begann nun jene göttliche Erziehung des Menschengeschlechts, erst im Alten Testamente bildlich in verhüllten Allegorien, dann in der Christuslehre unmittelbar und praktisch als Moral, die aber Christus selbst nirgend eine christliche genannt, weil er wohl wußte, daß es nur eine Moral des menschlichen Verstandes gibt, die das Erbtheil eines jeden Menschen ist. Bei dieser bloß moralischen Auffassung ist es aber sehr natürlich, daß auch Hippel, abermals wie Lessing, eine christliche Religion von der Religion Christi unterscheidet, welche letztere nicht mit Glanz und Hoheit passe, wol aber die christliche, die so recht geflissentlich hierzu zugeschnitten sei. Die Endabsicht Christi — des „Menschenfreundes" und „großen Todten" — war vielmehr nur, die entschlummerte Urkraft unsers Geistes zu wecken und seine Freiheit anzuregen; die Herstellung eines ethischen Weltbürgerstaats auf Erden, nicht Glaubenseinigkeit, die ein bloßes Hirngespinnst, sondern Gesetzeinigkeit. Allein Christus erreichte seinen Zweck nicht, und starb am Kreuze, weil ihm sein übermenschlich großer Plan, die Menschen moralisch zu verbessern und ein allgemeines Reich Gottes zu stiften, misglückte. Es ist

daher nun unſere Sache, das unvollendete Erziehungswerk auf eigene Hand fortzuſetzen, wozu der Proteſtantismus, „als das Syſtem einer vernünftigen Freiheit in Glaubensſachen", vorzüglich wirkſam erſcheint. Denn es iſt dem Menſchen vorbehalten, vermittels des Lichts der Vernunft ſchon auf Erden die ſittlichen und ſocialen Zuſtände vollkommen herzuſtellen, und ſomit die ſechs Tagewerke nach und nach hervorzubringen, bis der Sabbath einbricht, der Tag der Ruhe, das tauſendjährige Reich, wann das heilige Geſetz, die unſichtbare Gottheit, über Menſchen die Oberherrſchaft führen wird, ohne daß ein Hoherprieſter ins Allerheiligſte geht. Der Entwickelungsproceß dieſer angeblich chriſtlichen Fortbildung aber führt durch das Medium der Monarchie und Ariſtokratie endlich zur „Demokratie, wo jeder Bürger werth iſt, Fürſt zu ſein, und wo er mehr iſt als Fürſt, indem er nur den Namen nicht führt und doch alle Eigenſchaften des beſten Fürſten beſitzt". Man ſieht alſo, alle poſitive Religion geht bei Hippel zuletzt im Staate auf, und der Glaube an die irdiſche Zukunft eines ſolchen Reichs Gottes iſt ſein Chriſtenthum.

Er hat gewiß Recht, wenn er ſagt: „Die Religion in die Kirche verſchließen und ſie nicht ins gemeine Leben bringen, heißt alle Wärme, alle Empfindung des Herzens aus der Welt verbannen." Aber ebenſo gewiß, auch im Sinne ſeiner eigenen Auffaſſung, hat er völlig Unrecht, wenn er alles Uebernatürliche und Geheimnißvolle, alles Dogma in bloße Moral des gemeinen Lebens auflöſt und dadurch eben dieſer Moral ſelbſt den eigentlichen Lebensnerv nimmt. Oder wo wäre eine Empfindung des Herzens wirklich genügſam genug, um ſich für das „von

Christus vorgeschriebene Recept" besonders zu erwärmen, wonach das Bewußtsein der ersten besten guten Handlung das ganze Sündenregister auslöschen, und Buße eben nichts weiter sein soll, als künftig „es besser machen, durch Schaden klug, wie neugeboren werden"! Wir haben schon vorhin gesehen, wie Hippel den Sündenfall als nothwendige Vernunftentwickelung auffaßte, was denn auch seine Ansicht von der Erlösung folgerecht bedingt, indem er sagt: „Wer seine Lüste dämpft, wird insoweit erlöst, als er sich selbst bekämpft." Mit derselben altklugen Nüchternheit singt er in einem Osterliede von der Lehre Jesu: „Nach dreien Tagen stand sie auf, um zu vollbringen ihren Lauf"; und die Worte des heiligen Johannes werden ebenso philosophisch umgedeutet: „Also hat Gott die Welt geliebt, daß er ihr Geist und Wahrheit gibt"; während er in dem Sacrament der Communion nur die flache Rührung eines Gedächtnißmahls erkennt. Wie nah indeß überall Unglauben und Aberglauben miteinander grenzen, zeigt sich auch bei Hippel wieder, nicht nur in der schwärmerischen Zuversicht auf jenen idealen Weltstaat und bevorstehenden Zustand des Menschengeschlechts, „der zu schön sei, um durch Phantasie verdorben zu werden"; sondern auch in seiner Schrift über die bürgerliche Verbesserung der Weiber, denen er alle Fähigkeiten, Aemter und Würden der Männer zuspricht, und schon damals (1792) die abenteuerlichste Emancipation zugedacht hat. Und trotz allem diesem Ballast steht Hippel dennoch weit über dem Niveau der gewöhnlichen Nationalisten; was ihn aber darüber hinaushob, war eigentlich nur seine poetische Natur. „Liebe und Andacht", sagt er, „sind zwei Lieder auf Eine

Melodie"; und dieſe Melodie gibt in der eingeflochtenen Liebesgeſchichte „Minchens" ſeinen Lebensläufen einen wahrhaft dichteriſchen Klang.

Wenn Hippel hiernach im Grunde ſelbſt zu den Genies und Starkgeiſtern der Empfindſamkeit gehört, die er durch die praktiſche Vernunft aus dem Felde ſchlagen will und daher, wie wir geſehen, häufig mit ſich ſelber in Conflict kommt, ſo erſcheint dagegen Moritz von Thümmel in ſeinen „Reiſen in die mittäglichen Provinzen von Frankreich" (1791 — 1805) als ein feiner ariſtokratiſcher Arzt, der, „um der Natur wieder zu ihren Rechten zu helfen", nach Hippel's Heilmethode den neuen Glauben in eleganten, glattüberzuckerten Pillen unter die Gebildeten distribuirt. Das Recept lautet allerdings einladend genug: „Suche den Scherz und das Lachen auf, wo du es antriffſt. Meide alle Schriftſteller und Bibliotheken. Suche nirgend Erbauung, als in den Wäldern unter dem Geſange der Vögel und an dem rieſelnden Bache. Weiſe auch nicht gleich jede ſchalkhafte Leidenſchaft, die bei dir anklopft, wie einen Bettler von dir! Deine Weisheit lehre dich, mit den Thorheiten und Schwachheiten der Menſchen zu ſpielen." Und von dieſer Weisheit wird denn auch voller Gebrauch gemacht. Der gelehrte Reiſende, mit der echten Vernunftreligion nebſt obligaten Sympathien und Antipathien gehörig ausgerüſtet, ereifert ſich, wie billig, wieder vor Allem gegen das Haupthinderniß der Cur, gegen den religiöſen Aberglauben der Katholiken, gegen Klöſter, Jeſuiten und Pfaffenthum; und nimmt dafür beſcheiden das häusliche Glück, als das Einzige was der Mühe lohne, in Ausſicht. Denn in nichts Anderm beſtehe menſchliche Glück-

ſeligkeit, als in einfacher Lebensart, mäßigem Auskommen, leidlicher Geſundheit und den Freuden und Folgen einer ſittlich reinen Liebe. „Ein liebendes Weib ſei wie das Reich Gottes, nach dieſem müſſe man trachten.“ Allein ihm ſelbſt bekommen obengedachte Pillen gar ſchlecht. Auf der Freite um jenes Reich Gottes geht er häufig fehl und geräth unverhofft in die Sümpfe gemeiner Liederlichkeit, die er ſich ſophiſtiſch mit philoſophiſchen Redeblumen überkleidet und verdeckt. In den letzten Bänden aber ſchlägt den Autor, der es übrigens überall gut zu meinen verſichert, endlich das Gewiſſen, und er ſucht den faſt ſchon verſunkenen Reiſenden beim moraliſchen Schopfe wieder aus dem Schlamme zu ziehen. Dies geſchieht ruckweiſe durch eine Krankheit, in die ihn ſein ungezügeltes Leben geſtürzt, durch den Beſuch eines Zucht- und Irrenhauſes, durch das erſchütternde Todesgrauſen eines ſterbenden jungen Wüſtlings u. ſ. w. Alles Das, die Stelle der Religion vertretend, ſtürmt auf den armen, im Irrgarten der Liebe umhertaumelnden Gelehrten hinein, um „nur die verſchobene Einbildungskraft erſt ſoweit wieder in Ordnung zu bringen, daß ihm die gewöhnliche Hausmannskoſt (Schönheit und Natur) nicht länger widerſtehe;“ genau nach dem Hippel'ſchen Dogma: „Durch Schaden klug, wie neugeboren werden“. Ob bei dem Neugeborenen das Mittel dauernd angeſchlagen, erfahren wir nicht; uns aber ſcheint es, daß ein ſo bedenklicher und weitläufiger Umweg zur Bekehrung, wo der nächſte längſt gegeben, ſehr unnütz iſt, und jedenfalls durch ſolche Romane nicht ſonderlich gefördert wird.

Auf derſelben Heerſtraße treffen wir auch den weimar'ſchen Muſäus (1735 — 87). Damals hatte ſich

unter den leſenden Deutſchen faſt alle Religion in die moraliſchen Hochgefühle und ungeheuerlichen Tugendideale verſeſſen, womit Richardſon's Grandiſon die Welt verſorgte. Dieſe engliſirte Andacht war, wie man ſich leicht denken kann, eben nicht ſehr ſattelfeſt, dem deutſchen Michel aber doch noch zu hoch und bedenklich; und gegen dieſen Cultus legte daher Muſäus in ſeinem „Deutſchen Grandiſon" (1781) gemüthlich ſeine, freilich etwas ſtumpfe Lanze ein. Sein Held, der Herr von Achten, genannt Neunhorn, treibt allerlei tolle Grandiſonaden, und wird verſtändig lächelnd auf das Thümmel'ſche Gottesreich einer ſoliden Häuslichkeit, leidlicher Leibesgeſundheit und mäßigen Auskommens zurechtgewieſen. Noch ſeltſamer aber nehmen ſich in dieſem Rahmen die bekannten „Volksmärchen" deſſelben Autors aus, die er nicht wie das Volk, ſondern als ein aufgeklärter Profeſſor erzählt und dadurch von vorn herein ironiſch vernichtet, etwa wie Geſpenſtergeſchichten, denen die proſaiſche Auflöſung vorgedruckt wäre. „Der Natur wieder zu ihren Rechten zu helfen", war überhaupt das allgemeine Feldgeſchrei der Literaten geworden. Alles ſollte natürlich, und natürlich nur das gemein Verſtändige ſein. Da jedoch die geſunde Natur der Poeſie mit ſolcher krankhaften Natürlichkeit bekanntlich nichts zu thun hat, ſo mußte dieſes Misverſtändniß bei ordinären Geiſtern und wo ſich nicht ein bedeutendes Talent, wie bei Hippel, noch dagegen ſträubte, allmälig zu einer völligen Negation der Poeſie führen. Und dieſer ermüdende kleine Krieg des gemeinen Verſtandes, der ſogenannten Wirklichkeit, mit den, Gottlob! ebenſo wirklichen höhern und poetiſchen Elementen des Lebens bildet den eigentlichen Inhalt jener

unüberſehbaren Unterhaltungsliteratur von Lafontaine bis Clauren, welche, vielleicht mehr als ſich die Gelehrten träumen laſſen, jetzt das geiſtige Futter der untern Schichten der Geſellſchaft ausmacht, die jederzeit hungerig Nachleſe halten, wenn die Gebildeten ſatt ſind. Einem vielgewandten, wenngleich unpoetiſchen Geiſte aber war der zweideutige Ruhm vorbehalten, dieſe weſentlich negative Richtung noch vor jener barbariſchen Verwilderung auf ihren glänzenden Culminationspunkt zu bringen und die nackte Göttin der Vernunft zur bewundernden Anbetung des ganzen aufgeklärten Deutſchlands auszuſtellen.

Wieland (1733—1813) ging ebenfalls wie Hippel von der Frömmigkeit aus. Aber ſie war ihm nicht, wie Hippel'n, an die Seele gewachſen. Er zog ſie daher unbedenklich aus, nachdem er bei Voltaire und in der vornehmen Societät gelernt hatte, ſich des altmodiſchen Kleides zu ſchämen.

Als er noch in Zürich mit Bodmer an einem Tiſche ſchrieb, dichtete er ſeine Sympathien und ſeine Pſalmen, wo er die Dichtkunſt den Wein der Teufel nennt, womit ſie unbeſonnene Seelen wie durch einen Zaubertrank berauſchen; und Utz und andere Dichter als ſchwärmende Anbeter des Bacchus und der Venus bezeichnet, die man für eine Bande epikuräiſcher Heiden halten ſollte. Ovid höre nicht auf abſcheulich zu ſein, weil er reizend ſei. „Die Muſen", ſagt er, „ſind nie ſchöner, als wenn ſie Aufwärterinnen der Tugend ſind; oder dein Witz werde, ſo oft du ſchreiben willſt, zu Waſſer, deine Feder gebe lauter geiſtloſe Reime und platte Gedanken; wenn du ſcherzeſt, ſo gähne dein Leſer! Weiſe ſein in der Blüte des Lebens, wenn jede Ader nach Vergnügen lechzt, wenn

tauſend Sirenen die leichtſinnige Seele an ihre Ufer laden; o das iſt ein Triumph für die Seraphim, die immer unter uns wandeln. Mache dich ſtark und lege um dieſe allzuzarte Bruſt, wie einen diamantenen Schild, den Gedanken: ich bin für die Ewigkeit geſchaffen. Wiſſe, daß Tugend nichts anderes iſt als ein tapferer unermüdeter Streit mit dem unedlern und ſterblichen Theil unſerer ſelbſt."

Kaum aber hat er bald nachher auf Schloß Wartenhauſen den kleinen Hof des Grafen Stadion und die franzöſiſche Weltbildung kennen gelernt, die auch ohne Chriſtenthum ſehr anſtändig fertig zu werden wußte und dem Schmiegſamen bei weitem mehr imponirte als die bäuriſche Frömmigkeit Bodmer's, ſo ſehen wir ihn plötzlich wie ausgewechſelt und ſich ſelber Lügen ſtrafen. Da heißt es im geraden Gegenſatze zu ſeinen ſchweizeriſchen Redensarten: „Ich liebe die menſchliche Natur; ja um mehr zu ſagen: meine Moral hat nichts von dem, was ich Kapuzinermoral nenne. Der Weiſe, denke ich, pflegt alle ſeine innern und äußern Sinne, genießt die ganze Natur und kennt allein die rechte Lebenskunſt. Auguſtinus iſt einer der größten Antipoden der geſunden Vernunft. Der heilige Hieronymus iſt noch ein zehn mal ärgerer Sünder. Es iſt die Frage, ob nicht ein wahrer Philoſoph in den Augen Gottes ein vortrefflicheres Geſchöpf ſei, als ein einfältiger Chriſt? Ich weiß aus Erfahrung, wie gefährlich die ſublime und angenehme Schwärmerei iſt, in welche uns die chriſtlichen Helden, die Einſiedler und die erhaben ſchwärmenden Seelen ſetzen können. Der Don Quixote iſt ein gutes Specificum gegen dergleichen Seelenfieber." Jetzt weiß er ſelbſt nicht mehr, woher er die Sachen in den „Sympathien" habe,

und hat keine Luſt weiter, vor der Zeit in unſichere Sphären zu reiſen; ſeine Philoſophie ſoll vielmehr herabſteigen und die Maske der Narrheit vornehmen, ſo gefalle ſie den Narren und beluſtige die Verſtändigen.

Es war aber eben keine wahrhafte innere Umwandelung, er wechſelte nur ſeine Liebſchaften, ſtatt der Seraphim: Aſpaſia, Muſarion u. ſ. w. Alle Schwärmerei iſt im Grunde eine Art von Wahnſinn, ſtets unſicher und zufällig, wohin er umſchlage. Und ſo ſehen wir denn auch den Jüngling Wieland gleich anfangs, und mitten unter ſeinen frommen Verzückungen, von der einen Seite bereits mit Bayle und Voltaire, von der andern mit ſeiner künftigen Glückſeligkeitstheorie bedenklich liebäugeln. Schon in ſeiner erſten Schrift: „Die Natur der Dinge, oder die vollkommenſte Welt", lehrt er: Glück ſei der Zweck der Schöpfung, und was uns beſelige, mehre auch den Ruhm Gottes; und in den „moraliſchen Erzählungen" (1752), die in der Geßner'ſchen Urzeit ſpielen, lächeln die „Töchter der Natur" ſchon mit ſehr moderner Empfindſamkeit. Ja, jene „ſublime und angenehme Schwärmerei", die in Seen von Strahlen und Aether badet und über jeden eingebildeten Fehltritt die Nächte in Schauern heiliger Thränen verwacht, iſt eigentlich ſchon ſelbſt nichts anderes als vergeiſtete Weichlichkeit und Genußſucht. Prophetiſch und nicht vergeblich freute ſich daher Leſſing damals auf das merkwürdige Schauſpiel, wenn Wieland's Muſe, dieſe junge Frömmigkeitslehrerin, die gleich der Bodmer'ſchen die Betſchweſter ſpielen wolle und ſich in ein altväteriſches Käppchen einhülle, ſich wieder in eine muntere Modeſchönheit verwandeln würde.

Alle jene Wendungen waren bloße Vorſtudien für Leben und Schrift. Rathlos, wie er war und beſtändig blieb, ſchwankte er lange unſchlüſſig zwiſchen den Extremen, die einander wechſelsweiſe neutraliſiren und ihn eigentlich alle innerlich abſtießen, zwiſchen Alterthum und Chriſtenthum, zwiſchen forcirter Andacht und ſyſtematiſcher Zweifelſucht, bis er endlich in der Mitte ſein rechtes Maß, den excluſiven Beruf der Mittelmäßigkeit gefunden, und den confuſen Entſchluß gefaßt hatte, „dem Kopfe nach ein Freidenker und im Herzen der tugendhafteſte Mann zu werden". Ein temperirter Grundſatz, den er inſofern auch praktiſch ausführte, als er im Buche ſtets der ausgemachteſte Libertin, und zu Hauſe der correcteſte Spießbürger war.

Und dieſe rechte Mitte iſt auch fortan der eigentliche rothe Faden, der durch alle ſeine Schriften geht. Verfolgen wir ihn zunächſt wieder in der Anſicht von der Liebe, die überall den empfindlichſten Barometer der poetiſchen Witterungswechſel abgibt. Bei dem Bodmer'ſchen Wieland iſt die Liebe noch ein geſchlechtsloſer Engel, der ſich auf die Erde verirrt hat und unter Palmen von der himmliſchen Heimat träumt. Aus dieſem ätheriſchen Hirngeſpinnſte bricht ſie aber in „Theages" (1760) ſchon als neckiſcher Cupido hervor, von dem Aſpaſia prophetiſch ſagt: er ſei ein wahrer Proteus, der ſich ſo gut in einen Platoniker als in eine Franciscanerkutte zu maskiren verſtehe, und wenn er die Dame Phantaſie auf ſeiner Seite habe, ſo wiſſe ſie nichts, was die beiden Schelme nicht ausrichten könnten. 1762 in der „Nadine" und in den „Scherzhaften Erzählungen" iſt dann der loſe Schelm plötzlich zum verbuhlten Kobold erwachſen, wie

ein derber nackter Junge mit gläſernen Hoſen. Und nach abermals vier Jahren, in „Idris“ und in „Muſarion“ (1768), ſehen wir endlich die von ſo vielen Maskeraden und Abenteuern ſtark mitgenommene Liebe in der mittlern Schwebe zwiſchen ſogenanntem Platonismus und ordinärer Sinnlichkeit, zwiſchen Seraphim und Kobold, als breite Sentimentalität ſich zurechtſetzen, Zucht und Unzucht gemüthlich miteinander verkuppelnd. In dieſer Kuppelei aber ſind die Grazien gezeugt, für deren Dichter Wieland gilt; griechiſche Hetären, die franzöſiſch von Tugend plaudern und vor den Spiegeln ihrer Boudoirs in künſtlichen Balletſtellungen die verlorene Unſchuld nachmachen.

Denſelben Umweg nahm auch ſeine Politik. Anfangs ein entſchiedener Kosmopolit, predigte er enthuſiaſtiſch Freiheit und Brüderlichkeit des ganzen Menſchengeſchlechts. Als aber die franzöſiſche Revolution praktiſch Ernſt damit machte, erſchrak er vor den Conſequenzen ſeines eigenen Syſtems, wurde ein ebenſo entſchiedener Royaliſt und erklärte jene Ideale für Chimären, bis er zuletzt, um es weder mit den Conſervativen noch mit den Demokraten ganz zu verderben, ſich in den philoſophiſchen Schlafrock einwickelte und in ſeine Schneckenhäuslichkeit zurückzog, wo es ihm für das ſicherſte Kriterium eines guten Herzens galt, die Menſchen nach Gefallen und höchſtens miteinem ſchlauen ironiſchen Lächeln rechts oder links gehen zu laſſen.

Ein ähnliches juste-milieu zwiſchen Schwärmerei und platter Wirklichkeit iſt auch der Inhalt und das Endziel faſt aller ſeiner Romane. Sein Peregrinus Proteus, ſein Agathodämon und ſein Agathon, ſo verſchieden ſie untereinander ſind, bilden in dieſem Betracht eigentlich

nur ein Ganzes. „Peregrinus", der (wie Lavater, auf den es gemünzt ſein ſoll) durch phantaſtiſchen Wunderglauben nach unmittelbarem Götterverkehr und dem Anſchauen der höchſten Urſchönheit ſtrebt, rennt ſich in ſeiner Hartnäckigkeit an der Schranke des Wirklichen bildlich den Kopf ein. Der gelehrigere und zahmere „Agathodämon" dagegen wird von derſelben ſchwärmeriſchen Frömmigkeit durch die wirkliche Welt glücklich geheilt und ſucht nun vermittels mannichfacher Kunſtſtücke rationaliſtiſcher Klugheit auf eine allgemeine Herrſchaft von Natur und Vernunft hinzuwirken. Wie aber dieſe Heilung gedacht iſt, zeigt endlich „Agathon", in welchem der Autor geſtändlich ſeine eigene Umwandelung ſchildert. Das Geheimniß der Cur beruht nämlich vorzüglich auf „öftern Veränderungen in unſerer Art zu denken", wodurch wir, wie beim Huſchkätzchenſpiel, am Ende doch auf die rechte Art kommen müſſen. Der jugendlich gläubige Enthuſiasmus des Helden wird mit der (franzöſiſch encyklopädiſchen) Weisheit des Hippias in Conflict gebracht. In dem Kampfe wird Hippias tapfer mit Worten, Agathon dagegen, damit Keinem zuviel geſchehe, factiſch geſchlagen; er verändert ſeine Art, wird dem Kopfe nach in Sitten und Religion ein Freidenker, unterhält aber dabei im Herzen noch immer eine geheime Liebſchaft mit ſeinen Jugendideen, bleibt alſo wieder in der nüchternen Mitte hängen. Ja, um über dieſen Standpunkt keinen Zweifel übrig zu laſſen, ſagt Wieland in Beziehung auf ſich ſelbſt in der Vorrede zu „Muſarion": „Das milde Licht, worin Muſarion die menſchlichen Dinge anſieht, das Gleichgewicht zwiſchen Enthuſiasmus und Kaltſinnigkeit, dieſer leichte Scherz, wodurch ſie das Ueber-

ſpannte, Chimäriſche (die Schlacken, womit Vorurtheil, Leidenſchaft, Schwärmerei und Betrug beinahe alle ſittlichen Begriffe der Erdbewohner zu allen Zeiten mehr oder minder verfälſcht haben) auf eine ſo ſanfte Art, daß ſie gewiſſen harten Köpfen unmerklich iſt, vom Wahren abzuſchneiden weiß, dieſe ſokratiſchen Ironien, dieſe Nachſicht gegen die Unvollkommenheiten der menſchlichen Natur, die mit all ihren Mängeln doch das liebenswürdigſte Ding iſt, das wir kennen — alle dieſe Züge ſind die Lineamente meines eigenen Geiſtes und Herzens."

Dieſes ganze Schaukelſyſtem iſt aber, genau betrachtet, eigentliche Philiſterei, oder mit andern Worten: die Bornirtheit für alle höhern Motive im Leben, die daher ängſtlich nivellirend das Große klein zu machen ſucht, damit das Kleine groß erſcheine. Aus der unerträglichen Langweiligkeit des Philiſterthums aber, weil es weder zur Sünde noch zur Tugend den rechten Muth hat, entſpringt überall das juste-milieu der Lüſternheit, deren äußerer Ausdruck die Frivolität iſt; und treffend ſagte daher Schleiermacher einſt von Wieland's Schilderungen jener zaghaften Halbheit, daß ſie eine gemeine Natur verrathen.

Wieland's Perſönlichkeit würde ſonach, wenn ſie allein ſtände, wenig bedeuten. Aber er war in der That eine geraume Zeit hindurch der Sprecher faſt der ganzen gebildeten Welt Deutſchlands, und es lohnt daher wol der Mühe näher nachzuſehen, wie er und dieſe Welt es in der Hauptſache, in religiöſen Dingen, damals gehalten.

Hier geht nun auch Wieland von der proteſtantiſchen Freiheit aus, Alles vor den Richterſtuhl der menſchlichen

Vernunft zu ziehen, denn Nichts auf der Welt ſei ſo heilig, daß es nicht unterſucht und auf die Probe gebracht werden dürfte. Die Religion überhaupt gilt ihm daher nur als ein heilſamer Kappzaum, den die Mehrzahl der Menſchen nicht entbehren könne, der Hang zum Glauben als eine Schwachheit der menſchlichen Natur, der Glaube ſelbſt als bloße Krücke für Lahme; in irgend einem Zeitpunkte ſeines Lebens aber ſei jeder Menſch einmal ſchwach, darum ſei es gut eine Krücke zu haben, obwol unläugbar beſſer: ohne Krücke gehen zu können. In dieſer Ueberzeugung wird daher dieſe Krücke nun zunächſt in der Sittenlehre wegg-eworfen. Die Tugend ſoll nicht von der Religion, ſondern nur von Weisheit, von Aufklärung abhängig ſein. Es iſt alſo gut, mit dem Laſter bekannt zu werden, um aus Ueberzeugung Tugend zu lernen; und ſofort übernehmen die Muſarion, Aſpaſia, und wie ſonſt die Vernunftgöttinnen alle heißen, munter den Unterricht und probiren die Tugend. Aber es ſcheint doch ohne die Krücke nicht recht gelingen zu wollen, die armen Helden auf dem ſchlüpfrigen Boden fallen ſämmtlich vor den Augen ihrer Damen, oder hinken doch bedeutend auf beiden Seiten. Ja, wie wenig überhaupt mit dieſen Ueberzeugungen und Grundſätzen allein gethan ſei, zeigt in anderer Art Wieland ſelbſt durch ſeine ganze literariſche Wirkſamkeit. Er hat, wie man aus ſeinem Briefwechſel mit einem jungen Poeten erſieht, unbedenklich die richtigſten Einſichten und Grundſätze über Natur und Beſtimmung des Dichters, und doch iſt er ſelber nie ein Dichter geworden. Es muß alſo wol zur Poeſie wie zur Tugend noch etwas Geheimnißvolleres, Schöpferiſches, gehören, das jene Weisheit nicht gibt.

Völlig impotent aber erweiſt ſich dieſe Weisheit, als ſie dann endlich auch das poſitive Chriſtenthum vor ihren Richterſtuhl fodert. Allerdings läßt ſie — im „Peregrinus“ und im „Agathodämon“ — dem ſogenannten Urchriſtenthum, als dem „wohlgemeinten Werke unſchuldiger Enthuſiaſten“, deren patriarchaliſches Leben dort rührend geſchildert wird, noch großmüthig Gerechtigkeit widerfahren; und „der liebenswürdige Held dieſes harmloſen Enthuſiasmus“, der Weiſe von Nazareth, empfängt gelegentlich einige belobende Complimente. Allein gleich damals ſchon — wer hätte das geahnt! — fingen die fatalen Jeſuiten ihre politiſchen Ränke und Intriguen an und verdarben Alles wieder. Der unter Theodoſius abgeſetzte Jupiter belehrt uns in den „Göttergeſprächen“ ausführlich darüber. „In dieſem Augenblicke“, ſagte er, „legen ſie (die Prieſter der Chriſtianer) den Grund zu einem Aberglauben, der Niemand als ihnen ſelbſt nützlich ſein, und anſtatt die politiſche Verfaſſung zu befeſtigen, alle menſchlichen und bürgerlichen Verhältniſſe verwirren und untergraben wird; einem Aberglauben, der wie Blei in den Köpfen liegen, jeder geſunden Vorſtellung von natürlichen und ſittlichen Dingen den Zugang verſchließen und, unter dem Vorwand einer chimäriſchen Vollkommenheit, die Humanität in jedem Menſchen ſchon im Keime vergiften wird. Wenn man von dem Aberglauben, der die Welt bisher bethörte, das Aergſte geſagt hat, was ſich mit Wahrheit von ihm ſagen läßt, ſo wird man doch dereinſt geſtehen müſſen, daß er weit menſchlicher, unſchuldiger und wohlthätiger war, als der neue, den man an ſeine Stelle ſetzt. Unſere Prieſter waren unendliche mal harmloſere Leute, als diejenigen, denen ſie jetzt

weichen müſſen. Jene genoſſen ihres Anſehens und ihrer Einkünfte in Frieden, vertrugen ſich mit Jedermann und fochten Niemands Glauben an; dieſe ſind herrſchſüchtig und unduldſam, verfolgen ſich untereinander der nichtswürdigſten Wortſpiele wegen mit der äußerſten Wuth, entſcheiden durch die Mehrheit der Stimmen, was man von undenkbaren Dingen denken, wie man von unausſprechlichen Dingen ſprechen ſoll, und behandeln Alle, die anders denken, als Feinde Gottes und der Menſchen. Sie werden nicht eher ruhen, bis ſie Alles um ſich her finſter gemacht, dem Volke alle Mittel zur Ordnung entzogen, und den freien Gebrauch der natürlichen Urtheilskraft zum erſten aller Verbrechen geſtempelt haben. Doch weg damit, denn ſo wahr ich Jupiter Olympius bin, es ſoll nicht immer ſo bleiben! wiewol Jahrhunderte darüber hingehen werden, bis die Menſchen die unterſte Tiefe ihres Verfalls erreicht, und Jahrhunderte, bis ſie ſich mit unſerer Hülfe über den Schlamm wieder emporgearbeitet haben werden." Man ſieht, Jupiter Olympius könnte ſich heutzutage mit ſeiner geharniſchten Rede ſehr wohl zum Doctor legens habilitiren.

Um aber nun die unglücklichen Chriſtianer aus dem Schlamme, worein ſie jene Schlauköpfe vor und nach Loyola verſenkt, möglichſt ſchleunig wieder emporzubringen, wird ganz einfach das ſchon bekannte Experiment wiederholt. Aberglaube und Tyrannei werden als die einzige Wurzel alles Böſen proſcribirt, das Chriſtenthum ſelbſt aber — da die Geſchichte ſeines Stifters, ganz wie bei Zoroaſter, Orpheus, Minos und Andern, mit zu vielem Unglaublichen, das „nüchterne Menſchen" nicht befriedigen könne, durchwebt ſei — wird alles Wunder-

baren, Uebernatürlichen und Unverſtändlichen entkleidet, und demnächſt zur Buße und Cur auf die magere Diät der bloßen Moral geſetzt. Und ſo bleibt denn, genau beſehen, zuletzt von Allem eigentlich nichts übrig, als ein pantheiſtiſcher Allvater oder ſogenannter allgemeiner Genius der Natur.

Aus der troſtloſen Nüchternheit dieſer Religionsphiliſterei ſchlüpfte aber auch ſogleich wieder eine philoſophiſch maskirte Frivolität; das bis zum Tod ennuyirte liebenswürdige Ding: die menſchliche Natur, machte aus der Noth eine Tugend und erfand ſich zu einiger Erholung die Glückſeligkeitstheorie. Ihre Lehre, die uns vorzüglich im „Goldenen Spiegel" durch den weiſen Pſammis vorgehalten wird, iſt im Weſentlichen folgende: Das höchſte Weſen, das unſerer nicht bedarf, will bloß, daß wir uns glücklich machen laſſen, denn Freude iſt der letzte Wunſch des Menſchen, in dem Alles zum Werkzeuge des Vergnügens eingerichtet worden. Wir ſollen alſo die leichte Kunſt lernen, das Glück ins Unendliche zu mehren, und zu dieſem Zwecke nur der Natur folgen. Der Gehorſam aber gegen die Geſetze unſerer Mutter und Pflegerin Natur gebietet, die Sinne zu ergötzen. Der Unterſchied zwiſchen Nützlich und Angenehm iſt nur illuſoriſch und daher ganz zu beſeitigen, denn nützlich iſt eben nur, was uns vor Unluſt bewahrt, oder eine Quelle des Vergnügens iſt. Und ſo genieße man denn jeden Augenblick; aber nicht ohne Arbeit, weil ſie Geſundheit ſchafft; und mit Maßen, weil ohne Mäßigung auch die natürlichſten Begierden zu Quellen des Schmerzes werden, der den Keim eines künftigen Vergnügens zernagt. Mäßigung iſt daher Weisheit, und nur dem Weiſen iſt

es gegönnt, den Becher der reinen Wolluſt, den die Natur jedem Sterblichen voll einſchenkt, bis auf den letzten Tropfen auszuſchlürfen. Für dieſe religiöſen Feinſchmecker nun iſt in Wieland's Romanen überall die Tafel reichlich ſervirt mit oben beſagtem juste milieu zwiſchen platoniſcher und ſinnlicher Liebe; und die Honneurs machen jene philoſophiſchen Hetären, „deren Witz, Geſchmack, feine Lebensart, Kenntniſſe, Talente, kurz tauſend Verdienſte, ſelbſt auf ihre Sünden ein ſanft gebrochenes Zauberlicht werfen". Und damit jene Weiſen nicht etwa durch das Mene Tekel bei ihrem Schmauſe unangenehm geſtört werden, wird die feurige Schrift immer ſogleich mit der Annahme wieder verwaſchen, daß der zum Vergnügen geborene Menſch doch jedenfalls der Verſuchung unterliegen müſſe; denn:

Wo Tugend und Natur ſich bis ans Leben gehen,
Verzehrt der Widerſtand die Kraft zum Widerſtehen.

Es bedarf hiernach wol nicht erſt einer ernſthaften Würdigung dieſer Glückſeligkeitsreligion, die zu allen Zeiten, je nach den verſchiedenen Rangſtufen der menſchlichen Naturen, ihre Gemeinde und ihre Gegner haben wird. Soviel aber wird Jeder anerkennen, daß eine Tugend, die ſich ſelbſt von vorn herein feig aufgibt, eine Arbeit, die bloß geſunde Motion ſein, eine Mäßigung, die ſich nur den Magen nicht verderben will, um doppelt genießen zu können; daß mit Einem Wort eine ſo proſaiſche Genügſamkeit, die, ohne alle Sehnſucht nach dem Gelobten Lande, mit den Fleiſchtöpfen Aegyptens und dem Plunder der Welt ſeelenvergnügt vorlieb nimmt, wenigſtens nicht chriſtlich ſei. Es iſt vielmehr der platte Materialismus, der auch einmal gern vornehm und ver-

nünftig ſein möchte; und nicht ohne bezeichnende Bedeutſamkeit daher bleibt ſchon im „Agathon" die Frage eigentlich unentſchieden, ob das Göttliche oder das Thieriſche im Menſchen das Echte ſei.

Wieland iſt häufig für den Vorgänger der neuern Romantik genommen worden. Er hat allerdings mehre mal auf romantiſche Zuſtände, Märchen, Sagen und Rittergeſchichten zurückgegriffen, was bekanntlich auch Spieß, Cramer und Andere gethan. In der Poeſie kommt es aber, wie wir ſchon öfters zu bemerken Gelegenheit hatten, überall nicht auf den Stoff, ſondern faſt ausſchließlich auf den Geiſt an, mit welchem der Stoff aufgefaßt und geſtaltet wird. In Wieland's „Oberon", der eigentlich allein hier in Betracht kommen könnte, dreht ſich die Kataſtrophe (mit Hüon u. ſ. w.) doch wieder um das Dogma von der liebenswürdigen Schwäche und Halbheit der menſchlichen Natur, und eine gewiſſe moderne Atmoſphäre, ein ironiſcher Hauch der Aufklärung, ſchwebt paralyſirend über dem Ganzen. Dies mag immerhin, wie auch bereits oben in der Einleitung angedeutet worden, mit der profuſen Plauderhaftigkeit der mittelalterlichen Romantik zur Zeit ihres Verfalls einige Familienähnlichkeit haben; aber das Flügelroß iſt es nicht, das die Schlegel, Novalis, Tieck, in das alte Wunderland getragen. Die totale Umkehr vielmehr, die umfaſſendſte Reaction gegen jene flaue Neutralität im Leben und Lebenlaſſen, der poſitive Katholicismus gegen die Vernunftreligion der Aufklärung war eben die Seele der neuen Romantik, und machte gerade unſern Dichter der Grazien bankrott, welchemgemäß denn auch Schlegel 1799 im „Athenäum" eine Edictalcitation erließ, kraft

deren „auf Anſuchen der Herren Lucian, Fielding, Sterne, Bayle, Voltaire, Crebillon, Hamilton und vieler Autoren, über die Poeſie des Hofraths und comes palatinus caesarius Wieland concursus creditorum eröffnet, und, weil mehres verdächtige und dem Anſcheine nach dem Horaz, Arioſt, Cervantes, Shakſpeare u. ſ. w. zuſtehende Eigenthum ſich vorgefunden, Jeder, der ähnliche Anſprüche habe, ſich zu melden vorgeladen wurde". Nicht die Romantiker alſo ſind Wieland's poetiſche Nachfolger, ſondern Heinrich von Nicolay, Alxinger, A. G. Meißner und Blumauer, die doch wol Niemand im Ernſte zu der ſogenannten romantiſchen Schule wird zählen wollen. Aus ſeiner Glückſeligkeitsconfeſſion aber hatte Heinſe die religiöſe Genußſucht ſich gemerkt und ſie mit richtigem Inſtinct auf die unwiderſtehlichen Affecte der Jugend und Natur geſtellt, indem er, wie wir oben geſehen, jene Hetärenmoral völlig ins Nackte herausarbeitete; während gleichzeitig ein Freiherr von der Golz, freilich zu Wieland's naivem Erſtaunen und Verdruß, dieſem ſeine obſcönen Gedichte des Grécourt brüderlich dedicirte. Andere wieder hatten aus ſeinem Religionsbankrott vorzugsweiſe die mit Sentimentalität verquickte Verſtandesdürre zu ihrem Erbtheil erwählt; meiſt fanatiſche Religionshaſſer, von denen Leſſing's Ausſpruch gilt: daß ſie unter dem Vorwande, uns zu vernünftigen Chriſten zu bilden, uns zu höchſt unvernünftigen Philoſophen machen. Und in dieſer Reihe folgten Mauvillon, Unzer, und bis auf den heutigen Tag die Deutſchkatholiken.

Die Humanitätsreligion.

So lagen die Religion und die neue Bildung isolirt auseinander, oder sie hatten sich vielmehr, da zwei so welthistorische Urkräfte auch wider Wissen und Willen doch in steter Wechselbeziehung bleiben, nach und nach einander feindlich gegenüber gelagert. Eine Vermittelung beider aber durch den bloßen Verstand war, weil dieser ebenso wenig von der Religion, wie der Glaube von der modernen Cultur, als competenter Friedensrichter anerkannt wurde, an sich unmöglich. Man verfiel daher darauf, durch ein Gemeinsames, durch das Gefühl (in umfassenderm Sinne, als die Pietisten es genommen) die Religion menschlich und die menschliche Bildung göttlicher zu machen. Und der Versuch dieser Versöhnung war die eigentliche Lebensaufgabe Herder's; ein Unternehmen, das, richtig gefaßt und zumal in seiner zweiten Hälfte, wol der Hingabe eines Lebens würdig und, wie wir gesehen, schon früher, wenngleich mit andern Waffen, von Lessing angebahnt war.

Um das große Räthsel, das Lessing mit fast grausamem Scharfsinn der Welt aufgegeben hatte, zu lösen,

erstrebte nun der mildere und weiche Herder zunächst jene Vergöttlichung der modernen Cultur durch eine harmonische Entwickelung sämmtlicher Kräfte und Anlagen der Menschennatur zu einer idealen Menschheit, und nannte dies Humanität; denn jeder Mensch habe einen Genius: im Grunde seiner Seele eine gewisse göttliche prophetische Gabe, ein Licht, das — wenn wir es nicht durch Vernunftschlüsse und Gesellschaftsklugheit und wohlweisen bürgerlichen Verstand ganz betäubten und auslöschten — uns sicher leite. Alle trügen ein solches Urbild in sich herum, und das Gefühl der Unzufriedenheit mit sich selbst, das dunkele Emporstreben zu Etwas, das man gern sein möchte und doch nicht werden könne, sei das unentwickelte Bewußtsein jenes Simulacri, und in diesem liege die Quelle unserer geheimsten Wünsche. Es kam sonach vor Allem darauf an, dieses Bewußtsein zu entwickeln und jenen innern Genius der Menschheit möglichst zu entfesseln, indem man seine eigentlichen Schwingen: Philosophie, Geschichte und Poesie, von dem Schulstaub und Ballast befreite, womit die Ungunst der Zeit sie behängt. In diesem „heiligen Dreieck", wie Herder es nennt, griff er daher überall auf das ursprüngliche Naturgefühl zurück; seine Philosophie der Geschichte ist eigentlich nur eine Naturgeschichte des innern Menschen; die altergraue Schule wollte er durch Beseitigung alles Todten in Sprache und Disciplin wieder verjüngen; die Dichtkunst war ihm nicht das Privaterbtheil einiger feinen gebildeten Männer, sondern überhaupt eine Welt- und Völkergabe, wie er auch in seinen „Völkerstimmen" praktisch nachgewiesen hat. Und in dieser enthusiastischen Vergeistigung alles menschlichen Wissens war Herder

wahrhaft groß und liebenswürdig: wie ein warmer Himmelshauch, der erlösend über die erstarrten Felder und Wälder ging und uns den Frühling brachte.

Hatte er aber hiernach alles Menschliche unläugbar in eine höhere und lichtere Region emporgehoben, so suchte er nun auch andererseits, zu möglichstem Einklange, die Religion, und zwar durch ihre poetische Erfrischung, menschlicher zu stimmen. In seinem „Geist der hebräischen Poesie" gelang es ihm, die Propheten und Dichter Israel's, die bisher fast nur auf den Bücherrepositorien der Theologen gestanden, den griechischen und römischen Classikern lebendig einzureihen und somit ebenbürtig zu machen. Und seine Schrift über „Die älteste Urkunde des Menschengeschlechts" ist eigentlich selbst ein Dithyrambe voll Ausrufungen, Gedankenstrichen und Gedankensprüngen, wo er mit demselben Feuereifer gegen die Exegeten kämpft, die ihre Grillen dem Moses oder gar dem Verstande Gottes unterschöben. „Willst du", sagt er, „dir die älteste, schätzbarste Urkunde, die wir besitzen, erklären, fühlen, darnach handeln: verlaß und verbrenne alle diese Metaphysiken; in der Morgenluft webt der göttliche Commentar über das erste Capitel des ersten Buchs Moses." Zu dieser Zeit seines ersten jugendlichkräftigen Auftretens (von 1770 bis etwa 1779) dachte er natürlicherweise nicht entfernt daran, weder den Moralisten, noch der Wieland'schen Religionsprosa auch nur einen Fuß breit seines eroberten Gebietes einzuräumen, beiden vielmehr die höhere Bedeutung der göttlichen Offenbarung wie ein leuchtendes Schild entgegenhaltend. Der Prediger soll — nach seinen „Provinzialblättern" (1774) — kein Übertreiber moralischer Pflichten und dür-

gerlicher Tugend, sondern Verkündiger des göttlichen Worts sein, dessen ganzer Geist mehr als Moral sei; denn dem Christen sei Jesus nicht etwa auch ein guter Mann und Lehrer guter Moral, sondern Erlöser der Welt, und die Offenbarung nicht Aufgehänge zur Moral, Licht, das mit anderm Lichte doch auch Licht gebe, sondern Thatsache, Grund des Glaubens und seiner Pflicht, Gebäude der Entwickelung des Menschengeschlechts in die Ewigkeit hinüber. „Wenn endlich keine Stimme des Geistes in der Christenheit mehr sein soll, kein Vorgefühl des Himmels, keine Hoffnung und Anschauen des künftigen Lohnes; dem matten Wanderer, dem strebenden Ueberwinder soll kein Laut aus jener Welt, keine Stimme der Aufmunterung hinüberzuringen werden; Christus, der vorherging, soll abwesend, soll entschlafen sein, ihm weder Krone noch Lohn zeigen — so lebe wohl, erstorbenes Christenthum! Dein Baum und deine Wurzel sind verdorret! Du hast nichts als eine langverlebte, zum Märchen gewordene Geschichte, keinen Christus, der bei dir ist, der zu dir spricht, keinen Geist seines ewig lebendigen Wortes!“

Bei alledem wird man indeß schon aus dem Angeführten leicht herausfühlen, daß Herder's Weltansicht wesentlich auf einen gesteigerten Naturſinn gestellt, seine Religiosität im Grunde doch wieder Intuition war. Er sagt es selbst: „All' unser Denken ist aus und durch Empfindung entstanden, trägt auch, trotz aller Destillation, davon noch reiche Spuren.“ Das Gefühl aber ist allezeit ein leicht beweglich Wesen, wie eine schlanke Flamme, zum Himmel aufsteigend, erwärmend und erleuchtend, oder seitwärts geneigt und verzehrend, je nach

dem wechselnden Hauch der Lüfte; eine schöne Liane, die den Stamm innig umschlingt und schmückt, ihn aber nicht stützen und halten kann. So lange daher bei Herder jene Begeisterung noch jung und schöpferisch war, hob sie ihn über alle Gefahren weg, und er segelte mit ungebrochener Zuversicht seinem Ziele entgegen. Als aber dann das poetische Gefühl, das ihn trug, mit den Jahren ermattete, erschrak er plötzlich über sich selbst, sich so einsam zwischen Meer und Himmel zu erblicken, und fing an, ungewiß und ängstlich dahin und dorthin nach dem rettenden Ufer auszusehen. Bedenkliche Symptome dieser Seekrankheit zeigen sich schon früher, wenn er z. B. mit den Worten: „Was dort in der ganzen Natur lacht und lebt, Ideen gibt, frohlocket, erzeuget, wärmet, ist Licht, ist Gott!“ leis am Pantheismus vorüberstreift; wenn er anderswo, trotz aller Gegenversicherungen, dennoch Moral und Christenthum zu identificiren scheint, oder durch den Ausspruch: keine Religion verdiene diesen Namen, „als die Christus selbst hatte, selbst glaubte, selbst übte“, unverkennbar an Lessing's Unterscheidung zwischen Religion Christi und christlicher Religion erinnert.

Bald aber breitet sich immer mehr und rascher der Höhenrauch der Zeit über die verwandelte Gegend, in der nur noch einzelne Blüten und abgerissene Klänge aus dem verdeckten Frühling sich fremd und fast störend ausnehmen. In den „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ (1784—87) ist die Offenbarung bereits ganz in die Natur versenkt: „Gang Gottes in der Natur, die Gedanken, die der Ewige uns in der Reihe seiner Werke thätlich dargelegt hat, sie sind das heilige

Buch, an deſſen Charakteren ich buchſtabirt habe und buchſtabiren werde. Ueberall hat mich die große Analogie der Natur auf Wahrheiten der Religion geführt, und dieſen Weg verfolgend ſehen wir zuletzt das dunkelſtrahlende Licht als Flamme und Sonne aufgehen. Es gibt keinen andern Weg, und man kann ihn nicht ſorgſam genug gehen.“ Dies mußte ihn mit Spinoza befreunden, in deſſen Grundgedanken er den innern Glauben an eine einzige lebendig empfundene, Allem zum Grunde liegende Idee des Wahren, Guten und Schönen erkannt zu haben meinte. Nun wird Gott „der unſichtbare hohe Genius unſers Geſchlechts“; Chriſtus, deſſen übermenſchliche Bedeutung Herder eben noch ſo warm vertheidigt hatte, wird ein bloßer Lehrer, der uns durch ſein verdienſtvolles Vorbild, durch Ermahnung und Warnung veredelt, und alſo wirklich mit Gott ausſöhnt, der in den Seinigen nicht anders als durch ſeinen Geiſt, durch thätige Geſinnungen und Beſtrebungen, durch ſeine ganze wohlthätige Handlungsweiſe fortleben wollte. „Je mehr man aber vom Inſtitut des Chriſtenthums als von einer thätigen zum Wohle der Menſchen geſtifteten Anſtalt abkam, deſto mehr ſpeculirte man jenſeit der Grenzen des menſchlichen Verſtandes; man fand Geheimniſſe, und machte endlich den ganzen Unterricht der chriſtlichen Lehre zum Geheimniß.“ Daher ſind ihm die Glaubensſymbole nur bloße Zeichen, er warnt vor dem geſcheiterten Syſteme von groben und ſubtilen Dreigöttern und aller ähnlichen nutzloſen Grübelei, und läßt — in dieſer Richtung freilich ohne allen erſichtlichen Grund — nur die Taufe, die Verklärung und die Auferſtehung gelten, wiewol er von der letztern noch hinterher bemerkt,

sie könne wol auch ein bloßes Naturereigniß gewesen sein.

Man sieht, Herder war von seiner ursprünglichen Aufgabe einer Versöhnung des Christenthums mit der neuen Bildung allmälig ganz abgekommen. Das Christliche war ihm, obgleich er es anfangs gerade umgekehrt gemeint, unversehens im Menschlichen aufgegangen, und aus dieser Combination entstand ein Drittes: die Humanitätsreligion, d. i. das Streben, nicht nach Gottähnlichkeit in Christo, sondern nach Ausbildung des ganzen menschlichen Charakters, wozu das Christenthum eben nur ein vorübergehendes Durchgangsmoment ausmacht. „Ob hierbei der Name Christi litaneimäßig genannt werde, ist dem Erhöheten gleichgültig. Am Namen «Christianer» liegt wenig, gehe dieser unter oder bleibe.“ Es sei daher nur eine ärgernde Heuchelei, Glaubensartikel durch Confessionen schützen und halten zu wollen; das reine Christenthum dulde Alle, da „ist kein Jude noch Grieche, kein Knecht noch Freier, kein Mann noch Weib“. Das Ziel dieses „reinen“ Christenthums war also vielmehr eine allgemeine Menschheitsreligion, eine unsichtbare Kirche über der christlichen, in welcher die Freimaurer eine Sekte bilden, und die im Grunde nur eine etwas poetischer und tiefer gegriffene Spielart der Vernunftreligion ist, um so eindringlicher und wirksamer jedoch durch den Ernst und die salbungsvolle Würde, worein hier die flache Negation verhüllt erscheint.

Hiernach wird es Niemandem auffallen, wie derselbe Herder, der mit Hamann, Stilling und Lavater gegen Nicolai gestanden, von Gervinus der Koryphäe des Rationalismus genannt, und von den Deutschkatholiken,

nebst Lessing, als ihr eigentlicher Begründer gepriesen werden konnte. Wir aber glaubten, obgleich Herder bekanntlich keine Romane geschrieben, diese Vorgänge ausführlicher bezeichnen zu müssen, da sie auf die folgende Romanliteratur den entschiedensten Einfluß ausgeübt haben.

Friedrich Heinrich Jacobi (1743 — 1819) unternahm es, denselben Humanitätscultus philosophisch zu begründen. Wir wenigstens vermögen zwischen jener Herder'schen Theologie und der Philosophie Jacobi's, die beide im Grunde doch den Menschen selber als seinen eigenen Gott erkennen, keinen andern als formalen Unterschied zu entdecken; nur daß bei Herder, nachdem die Morgenröthe der jugendlichen Begeisterung geschwunden war, die Gegensätze sich zuletzt klar und bestimmt voneinander absonderten, während Jacobi bis an sein Ende zwischen den unvereinbaren Elementen in dämmernder schwankender Schwebe blieb, und es weder zum Poeten noch zum Philosophen, weder zum Heiden noch zum Christen bringen konnte.

Seine Religionsphilosophie aber läßt sich in kurzem etwa mit folgenden Umrissen bezeichnen: Glaube ist ihm die Sympathie mit dem unsichtbaren Wirklichen, Lebendigen und Wahren. Dieser freilich sehr allgemein und unbestimmt gehaltene Glaube wird nur durch die Freiheit möglich. Das Wesen der Freiheit aber ist, zu herrschen über Begierde und Abscheu, zu verachten jede Lust und jeden Schmerz, die sie nicht selbst erzeugte; alleinthätig zu erwecken, zu erschaffen in des Menschen Brust seinen Haß und seine Liebe, und aus seiner Seele Alles zu vertilgen, was nicht unvergänglich ist. Sie ist der Tu-

gend Wurzel und Kraft, die reine Liebe des Guten und die Allmacht dieser Liebe. Wahrhaft über sich erhebt den Menschen nur sein Herz, welches das eigentliche Vermögen der Idee, der nicht leeren, ist. Der Mensch offenbart Gott, indem er mit dem Geiste sich über die Natur erhebt und kraft dieses Geistes sich ihr als eine von ihr unabhängige Macht entgegenstellt, sie bekämpft, beherrscht. Wie der Mensch an diese ihm inwohnende, der Natur überlegene Macht in ihm lebendig glaubt, so glaubt er an Gott, er fühlt, er erfährt ihn. Wie er an diese Macht in ihm nicht glaubt, so glaubt er auch nicht an Gott; er sieht und erfähret überall bloß Natur, Nothwendigkeit und Schicksal. Es ist also, wie man sieht, wieder der subjective Gott im Menschen, und es käme mithin einzig und ohne alle übernatürliche Hülfe nur auf eine freie Entwickelung des Menschlichen an, was aber eben vorhin als das Princip der Humanitätsreligion bezeichnet wurde. Diesem Humanismus gemäß formuliren sich denn auch seine Ansichten in Bezug auf das Positive der Religion. So macht eigentlich jeder Mensch sich selbst seine eigene göttliche Offenbarung; denn Gott in und über uns, das ist die Kunde, die wir von ihm haben und die einzig mögliche. Damit offenbart sich Gott dem Menschen lebendig, fortgehend und für alle Zeiten. Eine Offenbarung durch äußerliche Erscheinungen, sie mögen heißen wie sie wollen, kann sich höchstens zur innern ursprünglichen verhalten, wie sich Sprache zur Vernunft verhält. Ueber den Gang dieser Offenbarung läßt er sich noch näher aus. So wie nämlich Gott angeredet werde, so antworte es aus ihm, erst mit Gefühlen, dann mit weissagendem Ver-

langen, dann mit Empfindungen und Gedanken. Dem Geſehenen, Geſpürten aber ſetzen wir das lebendige Wort zum Zeichen; das ſei die Würde des Wortes; ſelbſt offenbare es nicht, aber es beweiſe Offenbarung, befeſtige ſie und helfe das Befeſtigte verbreiten.

Nun aber wird er auf einmal ſtutzig, die Zuverſicht ſchwindet und das Schwanken beginnt. „Mit mir", ſagt er, „ſteht es ſo, daß ich mit Falk und Tweſten darüber vollkommen einig bin, daß wer die Religioſität der Väter wolle, auch die Religion der Väter wollen müſſe. Wie ich aber dazu gelangen könne, dieſe hiſtoriſch-gediegene, einmüthige Religion der Väter ſo zu wollen, daß ſie mir auch wirklich und wahrhaft werde —, das weiß ich nicht. Soweit das Chriſtenthum Myſticismus iſt, iſt es mir die einzige Philoſophie der Religion, die ſich gedenken läßt; deſto weniger aber komme ich mit dem hiſtoriſchen Glauben fort. Licht iſt in meinem Herzen, aber ſowie ich's in den Verſtand bringen will, erliſcht es. Welche von beiden Klarheiten iſt die wahre?" Die kindliche Einfalt des Evangeliums ſei es, ſagte ihm Hamann ſchon 1785, und er wünſche ihn ſo gern aus dem Labyrinth der Weltweisheit dahin verſetzen zu können; ja ſein Freund Dohm ſchrieb ihm, es ſei doch ein elend jämmerlich Ding, wenn Männer mit dem reinſten Wahrheitsſinn und mit dem größten Scharfſinn doch über die uns wichtigſten Dinge nichts herausbringen, was ſie wirklich und bleibend beruhigen könnte. Da nennt denn auch Jacobi ſein philoſophiſches Chriſtenthum ein gebrechliches, das er gegen ein poſitives hiſtoriſches, wie das der jüngern Theologen, gern vertauſchen möchte; er ſtimme in das Klagen über die Un-

zulänglichkeit alles unſers Philoſophirens leider von Herzen ein, wiſſe aber doch keinen andern Rath, „als nur immer eifriger fort zu philoſophiren“.

Dem eigenen Rath entgegen aber kann er in ſolcher Verlegenheit dennoch nicht unterlaſſen, mit einer gewiſſen Sehnſucht nach dem armen Claudius hinüberzublicken; und durch die Unterhandlungen mit dieſem, ſowie durch die ſpätere geharniſchte Dazwiſchenkunft Schelling's wird die Sache förmlich dramatiſch. Der Wandsbecker Bote hatte nämlich einmal an ſeinen Andres geſchrieben: der Menſch lege die Weisheit und Ordnung, die er in der ſichtbaren Natur finde, mehr in ſie hinein, als er ſie aus ihr herausnehme; denn er könnte ihrer ja gar nicht gewahr werden, wenn er ſie nicht auf Etwas beziehen könnte, das er in ihm hat; Himmel und Erde ſeien für ihn nur die Beſtätigung von einem Wiſſen, deſſen er ſich in ſich bewußt ſei, und das ihm die Kühnheit und den Muth gebe, Alles zu meiſtern und aus ſich zu rectificiren. Jacobi nun nimmt ihn ſogleich beim Wort und fragt: ob es ſich denn mit Dem, was wir in Büchern leſen oder was uns mündlich erzählt wird, anders verhalte als mit Dem, was wir unmittelbar anſchauen? Ob der lebloſe Buchſtabe vielleicht mehr vermöge, als die lebendige Natur? Ob im Buchſtaben wol gar das Maß des Maßes enthalten und allein gegeben ſei, dergeſtalt, daß ohne ihn der Geiſt nichts nütze wäre, oder doch nur wenig? Zu ſeinem größten Erſtaunen aber beantwortet Claudius, der wohl wußte, wohin das hinauswollte, jede dieſer verfänglichen Fragen mit einem einfachen Ja; denn er hatte jene kindliche Einfalt des Evangeliums, die Hamann dem Jacobi wünſchte. Dies verdrießt nun Ja-

cobi nicht wenig, und da er sich selbst und Claudius gleich hochschätzt, so will er den Köhlerglauben des Letztern an einen persönlichen Christus vor der Welt rechtfertigen, indem er ihn seinem eigenen philosophischen Christenthum zu assimiliren sucht. „Es leuchtet uns ein", redet er ihn an, „wie sich dir Alles, was vom Menschen Göttliches angeschaut werden und durch dieses Anschauen ihn erwecken kann zur Tugend und einem göttlichen Leben, unter dem Bilde und mit dem Namen Christus darstellt. Das allein an ihm verehrend, was göttlich ist an sich, erhält sich deine Seele aufgerichtet, erniedrigst du nicht Vernunft und Sittlichkeit in dir durch Götzendienst. Was Christus außer dir für sich gewesen, ob deinem Begriffe in der Wirklichkeit entsprechend oder nicht, ja ob nur in dieser je vorhanden, ist in Absicht der wesentlichen Wahrheit deiner Vorstellung und der Eigenschaft der daraus entspringenden Gesinnungen gleichgültig. Was er in dir ist, darauf allein kommt es an; und in dir ist er ein wahrhaft göttliches Wesen; du ersiehst durch ihn die Gottheit, soweit du sie ersehen kannst, indem du dich zu den höchsten Ideen mit ihm emporschwingst, und (unschädlich irrend) wähnst: dich nur an ihm emporzuschwingen." Es bestehe hiernach im Grunde zwischen Claudius und Christus eine Art von positiver Freundschaft, welche freilich mit blindem Glauben und Vertrauen nothwendig behaftet sei, und ihre Meinung trotzig über den Verstand, das parteiische Urtheil über das unbefangene gesunde, Ansehen über Vernunft, Liebe über Recht erhebe. Aber wir stoßen uns „weiter nicht daran, wenn du das Wesentliche, die Idee, dem Unwesentlichen (ihrer Einklei-

dung) zuweilen nachsetzest, die Sache aus ihrer Gestalt entspringen lässest und in eine Art von religiösem Materialismus verfällst. Du glaubst darum im Grunde doch so gut wie wir, daß der Geist allein lebendig mache. Wer von diesem Geiste getrieben wird, der ist auf dem Wege der Gottseligkeit, und es ist gleichgültig, welche Mittel der Einbildungskraft (welche äußere Gestalt der Religion) ihn auf demselben unterstützen, etwa zuerst ihn erweckten und leiteten, fortwährend ihm behülflich sind." Claudius dagegen, gar nichts darauf gebend, daß er auf so freundschaftlichem Fuß mit Christus stehen soll, singt nach wie vor sein Abendlied:

Wir spinnen Luftgespinnste,
Und suchen viele Künste,
Und kommen weiter von dem Ziel u. s. w.

Durch diesen unbegreiflichen Gleichmuth wird Jacobi etwas aus dem Concept seiner Rede gebracht und spinnt nun mit zweierlei Fäden weiter, Lob und Tadel unparteiisch vertheilend. Ein nüchterner Philosoph, sagt er, ein entschiedener Idealist könnte zwar dem begeisterten persönlichen Christusglauben des Wandsbecker Boten entgegnen: er verschmähe es, von irgend einer Persönlichkeit sich begeistern zu lassen, er lange vollkommen aus mit dem Begriff, der Idee; was darüber sei, sei vom Uebel und abgöttisches Wesen; und er (der Redner) könne allerdings diese Vorwürfe nicht für ganz nichtig erklären, sei aber dennoch mehr auf des Boten als des Idealisten Seite und verdamme die Begeisterung und Zuversicht des Erstern nicht, sondern ehre sie, was sich ihr auch zufällig anhänge von unschuldigem Irrthum oder Wahn. Hier aber fährt plötzlich Schelling dazwischen: „Sprich

du, ehrlicher Asmus, ſag an, wie dir der Verſuch gefallen: dich mitſammt den dicken Waſſerſohlen, deren Riemen dein theiſtiſch-chriſtlicher Ceremonienmeiſter nicht auflöſen wird, in die vornehme Geſellſchaft einzuführen, dich zu entſchuldigen wegen deines unſchuldigen dir zufällig anklebenden Wahns eines buchſtäblichen ernſtlich d. i. wörtlich genommenen Chriſtenthums? Dir deine Anhänglichkeit an den wirklichen geſchichtlichen Chriſtus unter der Hand als Bilder-, ja geheimen Götzendienſt aufzureden? Möchteſt du, ehrlicher Bote, ſagen: wie du die Lage und Stellung deines Recenſenten, der zwiſchen den beiden Parteien mit einer eigenthümlichen Ueberzeugung ſich behaupten will, dir verſinnlicheſt? Ich wette, du wahrer Bote, du Apoſtel der Einfältigen, haſt für dergleichen Parteiiſche den unhöflichen Spruch von Nichtkalt- und Nichtwarmſein in Bereitſchaft, ſammt Allem, was dabei ſteht." (Denkmal der Jacobi'ſchen — Schrift von den göttlichen Dingen.)

Und eben dieſes Kalte und Warme ſeines Athems, wie es anderswo Hamann nannte, bildet eigentlich auch den ganzen Inhalt der beiden philoſophiſchen Romane Jacobi's: „Allwill" und „Woldemar". Im Allwill (der Alles will) zeichnet er, ſo gut dies bei dem gänzlichen Mangel an poetiſcher Darſtellungsgabe möglich iſt, die damaligen Kraftgenies, und zwar mit großer Sorgfalt und Ausführlichkeit, da dieſe Geniemänner allerdings mit ſeinem Humanitätsprincip eine unverkennbare Verwandtſchaft hatten. Sich um unwandelbare Tugend zu mühen, kommt dem Allwill nicht anders vor, als ob man ſich aus Grundſatz und ohne Leidenſchaft verlieben ſolle. Er ſinge vielmehr ein anderes Lied, deſſen Me-

lodie nicht auf die Walze des moraliſchen Dudeldeis gegenagelt ſei; er überlaſſe ſich ſeiner guten Natur, die verlange, daß er jede Fähigkeit in ſich erwachen, jede Kraft ſich regen laſſe. Er habe ſich an das wahre Leben gehalten, und ſein Herz habe ihn gerettet; dies zu verſtehen, ſei ihm Weisheit, und ihm zu folgen Tugend. Allein des Autors eigenes Herz war nicht mit dabei. Jacobi war ein wohlgeſchliffener Weltmann und liebte ſeine elegante Häuslichkeit und eine Geſelligkeit, die mit den ſpätern berliner äſthetiſchen Thees große Aehnlichkeit hatte. Mit juriſtiſcher Unparteilichkeit wird daher nun auch ebenſo genau die Kehrſeite dieſer Genialität herausgewendet, als eigentlicher Myſticismus der Geſetzesfeindſchaft, Quietismus der Unſittlichkeit, als eine Theorie der Unmäßigkeit, die keiner Verläugnung fähig ſei und nothwendig verwildere, wenn ſie dem Triebe des menſchlichen Herzens auf Wege folge, die der allgemeinen Ordnung zuwiderliefen. Und jenen Allwills wird ſofort die praktiſche „Amalie“ entgegengeſetzt: „Sie ſollen herkommen, die gütigen Herren mit ihrem unbeſchränkten göttlichen Wohlwollen, mit ihrer allſehenden Gerechtigkeit, ſie ſollen ſchauen und fühlen, wo von allem Dieſem in That und Wahrheit am Ende denn doch mehr angetroffen wird: ob bei ihnen oder bei dem Weibe hier, das für Mann, Kinder, Haus ſich wider die ganze Welt empören würde! Ihr prächtigen Weltweiſen, ihr lieblichen Herren und Damen mit euern erhabenen Grundſätzen und ſchönen Sentiments, ſagt, wie wird euch, wie beſteht ihr vor dieſer Hausfrau?“ Und ſo gemahnt das Ganze faſt an die Unparteilichkeit, womit die Italiener eine gewiſſe Sorte ihrer Roſſoglios fabriciren:

erſt den ſchärfſten Spiritus, deſſen Geiſt dann durch eine Unmaſſe Zucker gebrochen, dann nochmals Spiritus, und abermals mit Zucker abgeſchwächt, bis endlich der neutrale Toilettenſchnaps für Damen mundrecht wird.

Auch im Woldemar ſehen wir dieſelbe Manipulation. Hier wollte der Autor Menſchheit, wie ſie wirklich iſt, und mit Dichtung gleichſam nur umgeben, auf das getreueſte darſtellen. Allein Goethe, der große Meiſter in dieſer Kunſt, merkte recht gut, daß in dem Helden nur Jacobi's Perſönlichkeit als das allgemein Menſchliche untergeſchoben war, und konnte daher den ſelbſtvergötternden „Geruch des Buches" nicht leiden. Und in der That allegoriſirt Jacobi wieder nur ſeine freie Kunſt der Tugend, die ſich ſelbſt Geſetz iſt, in dieſem Woldemar, der, unter den Linden und in der mit dem Monde blitzenden Buchenhalle auf- und abwandelnd, „wie in der Mitte der Schöpfung ſchwebt, aufgelöſt und an ſich ziehend aus dem feinſten Aether eine neue Bildung". Aber auch hier wird dieſe freie Tugendkunſt mit jenem kalten Meſſer der Parteiloſigkeit wieder zu Tod ſecirt; Woldemar, voll feiner Diſtinctionen von Liebe und Freundſchaft, hat ſich zwiſchen beiden, wo ihre Grenzen ineinanderlaufen, unverſehens verirrt, liebt ſeine Freundin Henriette und heirathet eine andere, bis er zuletzt ganz confus wird und Alles in dumpfe Verzweiflung umſchlägt über die Zerbrechlichkeit der Stärke, Schönheit und Größe der Seele. „Ihm ſchauderte vor dem Abgrunde, an dem er noch ſtand: vor den Tiefen ſeines Herzens. Bei jeder Gelegenheit wiederholte nachher Woldemar: Wer ſich auf ſein Herz verläßt, iſt ein Thor!"

Und ebenso endigt auch Jacobi, wie er selbst eingesteht, mit einer schwermüthigen Trauer über die menschliche Natur; denn seine eigene biegsam schwankende Natur wurde nach allen Seiten mächtig angezogen, ohne jemals zu einer entschiedenen Wahl gelangen zu können; weshalb er denn auch von Stilling für einen Deisten und Zweifler erklärt, von Andern des Katholicismus verdächtigt wurde, und mit den verschiedensten Geistern persönlich in beständigem Scheinfrieden lebte. Sein ganzes Wesen hat Friedrich Schlegel in wenige Worte zusammengefaßt, wenn er von ihm sagt: daß er von dem Wege, den er gewählt zu haben scheine, unaufhörlich nach dem andern hinüberschiele, irre werde und in ein stetes Zaudern und Zweifeln gerathen sei.

Weit entfernt von dieser unschlüssigen Halbheit war Jean Paul, der eigentliche Dichter der Humanitätsreligion. Jean Paul Friedrich Richter (1763 — 1825) ging, ohne rechts oder links zu sehen, bis an sein Lebensende mit unerschütterter Freudigkeit, Hoffnung und Zuversicht auf das Ziel los, das er aufrichtig für das rechte hielt. Was Herder, als Geistlicher, nur leise angedeutet, und Jacobi sich selbst offen einzugestehen nie über sein Herz bringen konnte: die ideale Stellung außerhalb des positiven Christenthums, nahm Jean Paul vorweg als ausgemachtes Erbtheil zum Ausgangspunkt. Es gebe, meint er, durch die Jahrhunderte größere Blicke ins All, als die eines Peter und Paul. Für die Erde und Menschen seien schon mehre Erlöser als einer gestorben, und Christus werde einmal mehre fromme Menschen bei der Hand nehmen und sagen: Ihr habt auch unter Pilatus gelitten. In allen Reden Christi stehe

kein Wort von der Lehre von allen mit Adam zugleich gefallenen Seelen, oder gar von der Genugthuung. Es gebe keine andere Offenbarung als die noch fortdauernde, und unsere ganze Orthodoxie sei, wie der Katholicismus, erst in die Evangelien hineingetragen worden und habe das Bestimmte und Lebendige in Unbestimmtes und doch Einengendes jüdisch-christlicher Doctrin verwandelt. Jedes Zeichen der Andacht sei daher ehrwürdig unter jedem Volk, denn wir haben Alle dasselbe Herz und denselben Gott, und die edle Seele steige über religiöse Ceremonien so gut auf, als über bürgerliche, um in den reinen großen Himmel der Tugend zu dringen. Unter Ceremonien aber versteht er das ganze Betragen gegen Gott und Andere, das uns nicht unser Gewissen, sondern eine Offenbarung dictire, und unter Tugend den Gehorsam gegen das erhabene Gesetz, das von einer Zone zur andern in jedem Busen mit gestirnten Zügen brennt.

Seine ganze Aufgabe ruhte also auf dem felsenfesten Glauben an eine Perfektibilität des Menschengeschlechts, die ohne alle andere Offenbarung, als die ihrer eigenen Natur, das Höchste erlangen könne und soll. Die Bürgschaft für dieses Vertrauen aber, den verhüllten Keim jener Selbstentwickelung der werdenden Menschheit, fand er in dem ursprünglichen Sinn der Unschuld und Reinheit, der die ersten Jahre des Menschenlebens so zauberisch verklärt. Daher greift er in allen seinen poetischen Darstellungen auf die früheste Jugendzeit zurück, und auf diesem Gebiet ist er wahrhaft rührend und unübertroffen. Dieses „Sonntagsheimweh" mit seinen fernen blauen Bergen, seinen wallenden Kornfeldern und

darüberwehenden Glockenklängen ruht über allen seinen Schriften gleich einem Morgenroth, in welchem Jeder, der wirklich einmal jung gewesen, seine eigene Heimat wie in einem schönen Traume wieder erkennt. Daher aber auch seine Vorliebe für die Miniaturmalerei des Lebens, jenes Versenken in die oft beengende Beschränktheit des „stillenden Stilllebens", das diese Kindheitsparadiese umhägt.

Allein diese primitive Tugendanlage, dieser verhüllte Engel der Menschheit, voll dunkler Erinnerungen an seine ursprüngliche Heimat, fühlt sich hienieden stets fremd und befangen; und so sehen wir denn auch bei Jean Paul überall das Wegwenden von der Erde nach einer höhern unsichtbaren Welt, die Verachtung von Reichthum, irdischem Glück und weltlicher Größe, die heitere Ergebung in Leiden, wenn sie von jener höhern Welt durchgeistiget sind; denn „was anders als versteinerte Blüten eines Klimas, das auf dieser Erde nicht ist, graben wir aus unserer Phantasie aus, sowie man in unserm Norden versteinerte Palmbäume aus der Erde holt". Ja, das ganze diesseitige Leben war ihm eine Krankheit, von der uns nur der Tod heilt; alle seine Lieblingshelden sind sogar körperlich krank und um so leidender, je höher sie stehen. Eine solche poetische Ascetik waltet vorzüglich in seinen idyllischen Romanen, in dem Leben des „Schulmeisterlein Wutz", im „Quintus Fixlein", im „Siebenkäs" und in „Fibel's Leben"; eine wahre Feier der Armuthseligkeit, wo die kleinen verlorenen Bächlein über die harten Kiesel und durch das Schlingkraut des Lebens vergnüglich dahinrauschen, weil sich in jeder ihrer Wellen ein Streifchen Himmel spiegelt.

Es kam ſonach eigentlich nur darauf an, jenem gefangenen Engel im Menſchen die gebundenen Schwingen zu löſen zum Fluge über die Erde hinaus, oder vielmehr dieſer Engel ſoll ſich ſelbſt erlöſen und zwar durch Poeſie und Wiſſenſchaft; denn nicht in der Orthodoxie finde man die rechte und wahre Gottlehre, ſondern in allen Wiſſenſchaften auf ein mal. „Wer in die Zukunft hinaus ſieht", ſagt er, „der findet in tauſend Zeichen einer Zeit, worin Religion, Staat und Sitten abblühen, keine Hoffnung ihrer Emporhebung mehr, außer bloß durch zwei Arme, welche nicht der weltliche und geiſtliche ſind, aber zwei ähnliche: die Wiſſenſchaft und die Dichtkunſt". Und in dieſem Sinne wird das Studium der alten Geſchichte die „Sacramente und Gnadenmittel der moraliſchen Stärkung", und die Schriften der Alten überhaupt die „ewige Bibelanſtalt" genannt. Vor Allem aber ſei insbeſondere die Dichtkunſt, gleichwie ein ſchönes Angeſicht von einer ſchönen Seele, ſo das ſchöne Angeſicht des urſchönen Allgeiſtes. Gerade das Höchſte, was aller unſerer Wirklichkeit, auch der ſchönſten des Herzens, ewig abgehe, das gebe ſie, und male auf den Vorhang der Ewigkeit das zukünftige Schauſpiel. Nun würden allerdings kraft dieſer alleinſeligmachenden Dichtkunſt und Wiſſenſchaft wenigſtens zwei Drittheile des Menſchengeſchlechts, ja ſelbſt ſein Wutz, Fixlein, Fibel u. ſ. w., die weder dichteten noch Dichter laſen oder ſonſt wiſſenſchaftlich gebildete Leute waren, als excommunicirt zu betrachten ſein, wenn man nicht aus zahlreichen andern Stellen wüßte, daß Jean Paul jene zwei geiſtigen Gewalten in ihrem allerweiteſten Umfange nahm, gleichſam als himmliſche Blitze, welche die dicke Erdenſchwüle bre-

chen und zu einem allgemeinen Aether reinigen, in dem sodann auch die Ungebildeten, ohne es selbst zu wissen, athmen und nach dem Ueberirdischen sich frei emporranken könnten.

Es ist mithin der Unsterblichkeitsglaube der eigentliche Nerv und Inbegriff seiner ganzen Lehre. „Der Mensch", sagt er, „wäre auf der Erde eitel und Asche und Spielwerk und Dunst, wenn er nicht fühlte, daß er es nicht wäre —, dieses Gefühl ist unsere Unsterblichkeit." Er ist wahrhaft unerschöpflich, dieses Thema in den mannichfaltigsten Bildern und Tönen zu variiren: „Vergiß den Gedanken nie: daß das Ich die grimmigsten Geisterleiden, die glühendsten Geisterfreuden unversehrt ausdauert, ja sich darin noch heller empfindet, indeß der Leib unter großen Körperschmerzen und Reizen auseinander bricht. Denkt euch auf ein halbes Jahrhundert unten an die Felsen des Rheinfalls gekettet; ihr hört dann unter dem Wassersturm nicht die sprechende Seele neben euch, nicht die Gesänge des fliegenden Frühlings im Himmel und keinen Westwind in den Blüten — auf einmal verstumme der Sturm; wie wird euch sein? Wie uns Allen künftig! Denn wir sind jetzo festgebundene Anwohner der irdischen Katarakte, die ohne Unterlaß über die Erde hindonnert und unter welcher wir einander nicht verstehen; plötzlich aber steht und erstarrt der Wasserfall zu stillem Todteneis: so hören wir auf einmal einander ansprechen, und wir hören den leisen Zephyr und die Gesänge in den Gipfeln und in dem Himmelblau, welche bisher ein ganzes Leben hindurch ungehört um uns verklungen. Wie ein Schiffer von dem kühlen, winterlichen, öden Meere ohne Durchgang durch ein langsames Keimen

plötzlich auf einer Küste aussteigt, die im warmen, vollen Frühling blüht, so landen wir (oder Christus bliebe eine ewige Leiche und nur der gemeine Körperstaub wäre unsterblich!) durch einen einzigen Stoß unsers Schiffes nach unserm Winter auf einmal im ewigen Frühling an. Ihr großen, aber seligen Geister über uns! Wenn der Mensch hier unter den Wolken des Lebens sein Glück wegwirft, weil er es kleiner achtet als sein Herz, dann ist er so selig und so groß wie ihr. Und wir sind Alle einer heiligern Erde werth, weil uns der Anblick des Opfers erhebt und nicht niederdrückt, und weil wir glühende Thränen vergießen, nicht aus Mitleid, sondern aus der innersten, heiligsten Liebe und Freude. Ja, sollte nicht der Geist, welcher die Liebe ist, ein Herz göttlich berühren und segnen können, das aus Irrthum ihn in seiner vollendetsten Offenbarung nur halb erkennt und doch ein langes Leben hindurch nach keinem höhern Glücke verlangt, als nach der vollen Vereinigung mit ihm?" Dieses durchaus christliche Gefühl bildet insbesondere den wesentlichen Inhalt seines „Kampanerthals", wo er den Menschen auf jene zwei geistigen Arme: der Poesie und Wissenschaft, nimmt, um ihn zum Glauben an die Unsterblichkeit der Seele emporzutragen. Allein der eine Arm ist bei weitem übermächtig, die Philosophie wird in eitel Poesie übersetzt, und fragen wir nach dem eigentlichen Ergebniß, so finden wir für all diesen begeisterten Glauben keine andere Gewähr, als eben diese Begeisterung, die großen Wünsche in uns, die, weil sie die Erde übersliegen, in einer andern Welt erfüllt werden müßten, denn der Schöpfer habe uns zu den Leiden eines solchen Misverhältnisses nicht schaffen dürfen.

Auf dieſem Wolkenboden ſteht ſeine Poeſie zwiſchen Kindheit und Zukunft, zwiſchen Erde und Himmel, alles wirkliche Leben wie eine Fata Morgana in den Lüften ſpiegelnd. Der leuchtendſte Repräſentant aller Tugenden und Mängel dieſer Poeſie iſt unſtreitig ſein „Titan", wo der Dichter „Rheinfälle, ſpaniſche Donnerwetter, tragiſche Orkane voll Tropen und Waſſerhoſen anbringen, der Hekla ſein und das Eis ſeines Klimas und ſich dazu entzwei ſprengen wollte, und ſich nichts daraus machen, wenn es ſein Letztes ſein werde!" Der Held, Albano, der ſich ſelbſt den Arm blutig ritzt, um leichter und weicher zu athmen, gehört ganz zu jenem geflügelten Theil des Menſchengeſchlechts, von dem Jean Paul ſagt, daß er gleich dem Paradiesvogel fliegend ſchlafe, und auf den ausgebreiteten Flügeln die untern Erdſtöße und Brandungen des Lebens verſchlummere im langen ſchönen Traum von ſeinem idealiſchen Mutterland. Und ſein ganzer innerer Lebenslauf iſt gleich im Anfang deutlich umſchrieben, wie er auf Iſolabella bei heftigem Wind auf einen blühenden Apfelbaum geſtiegen „und wenn ihn der aufgeblähte Wipfel bald unter fettes Grün verſenkte, bald vor tiefes Blau und bald vor Sonnenblitze drehte: dann zog ſeine Phantaſie den Baum rieſenhaft empor, er wuchs allein im Univerſum, gleichſam als ſei er der Baum des unendlichen Lebens, ſeine Wurzeln ſtiegen in den Abgrund, die weißen und rothen Wolken hingen als Blüten in ihm, der Mond als eine Frucht, die kleinen Sterne blitzten wie Thau, und Albano ruhte in ſeinem unendlichen Gipfel und ein Sturm bog den Gipfel aus dem Tag in die Nacht und aus der Nacht in den Tag". Albano ſoll nicht dem Teiche gleichen,

der bloß die Farbe des nächſten Ufers, ſondern dem Meere, das die Farbe des Himmels trägt; denn das Herz kräftiger Menſchen müſſe wie ein Porzellangefäß anfangs zu groß und zu weit gedreht ſein, im Brennofen der Welt liefen beide ſchon gehörig ein. Er hat daher vor, nichts Größeres zu werden — als Alles, nämlich zugleich ſich und ein Land zu beglücken, zu verherrlichen, zu erleuchten u. ſ. w. Dieſer Maitrank der Jugend iſt gewiß ein edler Wein, aber jene himmelſtürmenden Jünglinge übernehmen ſich daran und ſehen die ganze Welt wie Betrunkene. Vindicirt doch der Autor ſelbſt dem Dichter — und alle ſeine Helden ſind wenigſtens der innern Anlage nach Dichter — das ſeltſame Vorrecht, daß er „Das, was andere Menſchen nur einmal ſind, nämlich verliebt, oder nur nach dem Pontak, nämlich berauſcht, den ganzen Tag, das ganze Leben hindurch ſei.“ Und dieſen Sonnengöttern gegenüber dann die mondſcheinſeligen Frauengeſtalten, dieſe Klotilden und Lianen, zarte, nur aus Paſtellſtaub zuſammengeſetzte Gebilde, die die Windſtöße des Schickſals faſt zerblaſen können, glänzende Lilien aus der zweiten Welt, „die ſich ſelber das Zeichen ſind, daß ſie bald in dieſe fliehen, gleichſam als ſchwebe die Pſyche nur über der Lilienglocke des Körpers und erſchüttere und beuge ſie nie“. Unter ſo unmöglichen Menſchen daher auch überall die ungeheuerlichen Freundſchaften, die übermenſchliche Idealität, die wie eine exotiſche Vegetation alles Leben unter ihre Traumblumen verſenkt; und es iſt bei ſolcher innern Maßloſigkeit leicht erklärlich, daß der durchaus muſikaliſche Jean Paul dennoch niemals leidliche Verſe zu Stande zu bringen vermochte.

Für so excentrische Prätensionen aber ist das momentane Einkehrwirthshaus der Welt, wofür er diese nahm, natürlicherweise nicht eingerichtet; und dieser Zusammenstoß des Ideals mit der Wirklichkeit ist, neben dem Unsterblichkeitsglauben, das andere Hauptthema seiner Schriften; doch so, daß er stets für jene hohen Reisenden eifrig Partei nimmt und sie höchstens mit einem Anflug liebenswürdiger Lächerlichkeit die irdische Zeche bezahlen läßt, wie im „Wutz", „Fibel" und in den „Flegeljahren". Den weltumarmenden Helden aber und den Lilienjungfrauen treten überall versteinerte Väter, boshafte Minister und ordinäre Weltfratzen hemmend in den Weg. So im „Titan" der spanische Ritter „Don Gaspard", der den Himmelsfehröhren glich, „hinter denen die Erden größer erscheinen und die Sonnen kleiner; er nahm wie jene den Sonnen den geborgten Schimmer ab, ohne ihnen den wahren größern zurückzugeben; er schnitt zwar einem Judas den Strick entzwei, aber einem Christuskopfe goß er den Heiligenschein aus, und suchte überhaupt eine Parität und Gleichheit der Schwärze und des Lichts zu erkünsteln". Einen ähnlichen, aber wahrhaft tragischen Gegensatz bildet in demselben Romane der tiefgegriffene Charakter Roquairol's, der die heiligsten Höhen und die zerrissensten Abgründe der Menschenbrust nur um des dichterischen Schauers willen liebt, der mit der Brandfackel der Poesie sein ganzes Leben angezündet, und Liebe, Frevel und Reue in die Flammen nachwirft, damit sie desto schöner auflodern und dann in verzweifelter Lustigkeit fragt: „Glaubst du denn, daß die Roman- und Tragödienschreiber, nämlich die Genies darunter, die Alles, Gottheit und Menschheit tausend mal nach-

geäfft haben, anders ſind als ich?“ Es iſt, als hätte hier des Dichters ethiſcher Ingrimm ihn unwillkürlich fortgeriſſen, durch dieſen genialen Wüſtling ſein eigenes Dogma von der alleinſeligmachenden Poeſie Lügen zu ſtrafen. Und in dieſem ſchmerzlichen Gefühl der Täuſchung daher die immer wiederkehrende Klage über den ſpurloſen Untergang ſo vieler großer ſchöner Welten in der Menſchenbruſt. Wer die poetiſchen Träume ins Wachen tragen wolle, ſei toller als der Nordamerikaner, der die nächtlichen realiſirt; er wolle wie Kleopatra den Glanz der Thauperlen zum Labetrunk, den Regenbogen der Phantaſie zum haltbaren Schwibbogen über die Regenwaſſer verbrauchen. Nur im Rauſch der Liebe werde ſchon hienieden auf Minuten das Innere das Aeußere, das Ideal die Wirklichkeit, ohne daß jedoch dieſes kleine Jetzt über das Dann des Jenſeits eine Stimme habe; denn wenn auch auf Erden „das Dichten Leben würde und unſere Schäferwelt eine Schäferei und jeder Traum ein Tag, o ſo würde das unſere Wünſche nur erhöhen, nicht erfüllen, die höhere Wirklichkeit würde nur eine höhere Dichtkunſt gebären und höhere Erinnerungen und Hoffnungen; in Arkadien würden wir nach Utopien ſchmachten und auf jeder Sonne würden wir einen tiefern Sternenhimmel ſich entfernen ſehen, und wir würden — ſeufzen wie hier!“

Sein Unglück war alſo eigentlich nur die hartnäckige Illuſion, die jenen wandelbaren und fliehenden Regenbogen der bloßen Sehnſucht ſchon für die einzig haltbare Himmelsbrücke hielt und daher den redlich Strebenden nimmermehr befriedigen konnte. Dazu kam, daß er ſein

unverkennbares Talent des religiösen Glaubens, wenn man es so nennen darf, beständig beugen und mit der rationalistischen Aufklärung verkuppeln zu müssen glaubte, und doch wieder zu sehr Dichter war, um diesen Misklang nicht zu fühlen und poetisch auszutönen. Und so entstand jenes wunderliche Maskenspiel seiner humoristischen Doppelgängerei, das nur die nothwendige Reaction und Kehrseite seiner empfindsamen Idealität darstellt. Es ist der Witz der Melancholie, die den Conflict der Erde mit dem Ueberirdischen und ihren Schmerz darüber parodirt, die unaufgelöste Dissonanz des Lebens, die besonders im „Siebenkäs" schneidend durchklingt, und seine Leibgeber-Schoppe endlich in Wahnsinn stürzt.

Man hat Jean Paul öfters den Vorwurf einer stabilgewordenen Juvenilität gemacht, und seine ganze Weltansicht ist allerdings die eines feurigen Jünglings. Allein wir möchten auf diesen Tadel keinen zu großen Nachdruck legen, in einer Zeit, wo die Jugend schon altgeboren und nur das Alter kindisch wird; denn neben den vielen und leicht zu bemäkelnden Extravaganzen und Mängeln der Juvenilität in seinen Romanen ist es doch eben jene bis in die spätesten Jahre treubewahrte unverwüstliche Jugendfrische, die überall die Höhen sucht und ihn nur in der Bergluft wahrhaft adeliger Gesinnungen, rücksichtsloser Wahrheitsliebe und unschuldiger Sitte frei und fröhlich aufathmen läßt, gleichsam eine Ritterlichkeit der Tugend, die gegen alles Drachengezücht und ringelnde Gewürm der Niedertracht, der Gemeinheit und des Lasters, in wie schönen gleißenden Farben es auch schillern mag, mit edler Zornesglut die Lanze einlegt. Ja selbst die Begeisterung, womit er seinen Schrift-

ſtellerberuf zur Veredelung des Menſchengeſchlechts aufgefaßt, und dieſem einmal als heilig erkannten Ziele Genuß, äußeres Behagen und Geſundheit unbedenklich aufopferte, ruht auf jenem jugendlich ethiſchen Grunde. Und in daſſelbe Morgenroth pflanzte er über der Schande und den Trümmern Deutſchlands unverzagt das Panier der Hoffnung, während Goethe gleichgültig abgewandt die chineſiſche Geſchichte ſtudirte; und als dann der Tag der Befreiung wirklich angebrochen, den Goethe mit einem gecirkelten „Epimenides' Erwachen" höfiſch kaum begrüßte, redete unſer alter Jüngling die deutſchen Fürſten und Völker aus Herzensgrunde prophetiſch-mahnend an: „Es gibt Wendezeiten der politiſchen Witterung, Entſcheidpunkte für Staaten, die von oben kommen, dieſe Zeiten halte man heilig und thue das Beſte darin, was man vermag. Eine ſolche Höhezeit arbeitet jetzt in Deutſchland nach dem Siege über den neueſten Xerxes. Fürſten und Völker leben wieder im Gefühle des Rechts; Völker haben Fürſten befreit, und freie Fürſten werden freie Völker dulden und bilden, und altdeutſche Herzen werden ſich ein altdeutſches Vaterland erobert haben. Aber wir ſind erſt der bittern Vergangenheit los und der fruchtbringenden ſüßreifen Zukunft noch nicht Herr. Im Volke muß öffentlicher Geiſt, großer Gemeinſinn erſt gebildet werden, und zwar dadurch, daß man ihn befriedigt. Den Fürſten ſtehen nun zum mächtigſten heiligſten Einwirken die Kräfte einer von der Zeit beſeelten Jugend zu Gebote, und außer dieſen Feuergeiſtern noch die Lichtgeiſter der Zeit, eine Cincinnatusgeſellſchaft hochgeſinnter Schriftſteller in allen Kreiſen und Fächern; und vor dieſen können Fürſten mit keinem Mangel an

treuen warmen Gehülfen ſich entſchuldigen, wenn ſie im Beſitze ſolcher Hände, Herzen und Köpfe den ewigen Ruhm verſäumen, ein ſchöneres Deutſchland zu pflanzen, als das halb verwelkte, halb gemähte geweſen! Erſte Pflicht der deutſchen Fürſten iſt nun, ihren deutſchen Völkern zu vertrauen. Bedenkt, daß die Völker euch gegen den allmächtigen Prätendenten Europas vielleicht treuer geblieben, als ihr ihnen gegen ihn. Dieſes Volk that das Höchſte für euch; nichts wiederholt ſich ſchwerer als die Begeiſterung, aber doch wiederholte das Volk ſie. Wenn ihr nun dieſes harmloſe, rachloſe, nie heuchleriſche, nie meuteriſche Volk zu würdigen verſteht, dieſen Schatz von Landeskindern — wem werdet ihr vertrauen, dem mehr als tauſendjährigen deutſchen Tugendbunde oder dem Schmalz'ſchen geheimen Rathe? Gab es eine Tag- und Nachtgleiche, worin ſie ſelber entſcheiden, was nach ihr erfolgen ſoll, ob ein Frühling oder ein Herbſt, ſo iſt es dieſe Zeit jetzt. Sie haben beinah die Wahl, entweder allmächtig oder ohnmächtig zu werden. Unſere Freiheitsliebe iſt nur Rechtlichkeitsliebe, nicht Glanz und Raubſucht. Und ſo lange dieſer Sinn in uns nicht zu ermorden iſt, werden wir Knechtſchaft haſſen und Vaterland lieben. Rechtlichkeit verknüpft die Deutſchen, und wehe Dem, der das Band durchſchneidet, woran die Welt hängt und er ſelber. Uebrigens iſt jetzt zu viel politiſches Licht vorhanden, als daß der Fürſt nicht lieber das ganze zuließe. Man kann jetzt der Wahrheit nur den Hof verbieten, nicht Stadt und Land. Hinter den ſtummen Lippen werden die Zähne knirſchen. Was iſt Deutſchland anders als ein Staatenbund von körperlichen Monarchien und Einer geiſtigen Demokratie?" So

ſprach Jean Paul in den Jahren 1815 — 20; aber die Staatsweisheit hatte keine Zeit für poetiſche Allotrien, und inzwiſchen hat die zweite Tag- und Nachtgleiche die Säumigen überraſcht, und die verhängnißvolle Wahl ſteht wieder wie damals.

Soviel aber wird jeder Unbefangene ehrend anerkennen, daß es dieſem Dichter wie Wenigen tiefer Ernſt war mit der Löſung ſeiner Aufgabe. Ja man könnte ſagen: er hat mit ſeltener Aufopferung das Experiment der Humanitätsbildung der Menſchheit den Zeitgenoſſen an ſich ſelber vorgemacht; und es iſt nur die Schuld ſeines Grundirrthums über die ausſchließliche Kraft und Heiligkeit dieſes Cultus, wenn er dennoch zuletzt ſeinem Schickſalsgefährten Jacobi ſchreiben mußte: „Mein Innerſtes und Beſtes hat jetzt nur Hoffnung und Sehnſucht des Lichts, aber keines.“

Auch auf dieſem Gebiete, wie auf allen hervorragenden Pfaden ſeiner Zeit, finden wir abermals Goethe als den beſonnenſten Führer. Auch er adoptirte, wenngleich nicht ohne eigenthümliche Färbung, die damalige ſubjective Humanitätsreligion, die den Menſchen mit ſeiner Sehnſucht und deren Erfüllung lediglich auf ſich ſelber verwies. Der Unterſchied lag nur in der verſchiedenen individuellen Auffaſſung. Während Jean Paul die ganze Welt in dem idealen Hohlſpiegel auffangen wollte, ſollte umgekehrt bei Goethe ſchon die Welt ſelbſt, wie ſie eben war und blieb, den Himmel abſpiegeln. Das Endliche in ſeinen mannichfaltigen Gebilden und Manifeſtationen war ihm die Unendlichkeit, die Weltſeele oder Gott; die Natur ſeine Offenbarung. „Ich bete Den an“, ſagte er, „der eine ſolche Productionskraft in

die Welt gelegt hat, daß, wenn nur der millionſte Theil davon ins Leben tritt, die Welt von Geſchöpfen wimmelt, ſodaß Krieg, Peſt, Waſſer und Brand ihr nichts anhaben können. Das iſt mein Gott.“ Das Sichtbare, Sinnliche ſoll ihn zum Höchſten tragen, und alle Ideale Lavater's ſollen ihn nicht irre führen, wahr zu ſein und gut und böſe wie die Natur: er glaube auch aus der Wahrheit zu ſein, aber aus der Wahrheit der fünf Sinne. Er ſpringe nach keinem Ideale, ſondern kämpfend und ſpielend wolle er ſeine Gefühle ſich zu Fähigkeiten entwickeln laſſen. Und in dieſem realen Boden wurzelt auch ſein Unſterblichkeitsglaube; denn vom Untergang ſo hoher Seelenkräfte könne in der Natur nie und unter keinen Umſtänden die Rede ſein; ſo verſchwenderiſch behandele ſie ihre Capitalien nie. „Lebe und du wirſt leben!“ Der Durſt nach Leben, die Erkenntniß der unſterblichen Naturordnung, die Ermunterung zu rühmlichen Gedanken und Thaten — nur dieſe ſei Unſterblichkeit. Ja, bei dem Geſetz weiſer Erhaltung und Entfaltung, wonach die Natur unaufhörlich mit dem bereits Gewonnenen durch alle Reiche ihres Wirkens glücklich, ja bis ins Unendliche fortſpiele, frage es ſich vielmehr, ob nicht der ganze Menſch wieder nur ein Wurf zu einem höhern Ziele ſei. Die Natur könne die Entelechie nicht entbehren; aber wir ſeien nicht auf gleiche Weiſe unſterblich, und um ſich künftig als große Entelechie zu manifeſtiren, müſſe man auch eine ſein; denn jede Entelechie ſei ein Stück Ewigkeit, „und die paar Jahre, die ſie mit dem irdiſchen Körper verbunden iſt, machen ſie nicht alt. Iſt dieſe Entelechie geringerer Art, ſo wird ſie während ihrer körperlichen Verdüſterung wenig

Herrſchaft ausüben, vielmehr wird der Körper vorherrſchen, und wie er altert, wird ſie ihn nicht halten und hindern. Iſt aber die Entelechie mächtiger Art, wie es bei allen genialen Naturen der Fall iſt, ſo wird ſie bei ihrer belebenden Durchdringung des Körpers nicht allein auf deſſen Organiſation kräftigend und veredelnd einwirken, ſondern ſie wird auch bei ihrer geiſtigen Uebermacht ihr Vorrecht einer ewigen Jugend fortwährend geltend zu machen ſuchen."

Dieſe Anſicht prädeſtinirt aber, genau genommen, zwei verſchiedene Menſchenracen: eine hohe Geiſtesariſtokratie neben ordinärem Weltfutter. Gegen eine ſolche Unterſcheidung ließe ſich, bei dem unerforſchlichen Plan, wonach die Vorſehung Glück und Gaben an die Sterblichen vertheilt, factiſch wenig einwenden, inſofern nur nicht jener geiſtige Geburtsadel ſchon an ſich zugleich als Freibrief für die andere Welt gelten und dabei ganz überſehen werden ſoll, daß nicht das Genie als ſolches, ſondern der Gebrauch, der davon gemacht wird, zum Himmel hilft, und zwar hier um ſo bedenklicher, da von Dem, dem viel gegeben iſt, auch viel gefodert wird. So iſt es aber bei Goethe keineswegs gemeint; denn er ſpricht zwar einige mal von der Nothwendigkeit, daß unſere beſſere Natur ſich kräftig durchhalte, und den Dämonen nicht mehr Gewalt einräume als billig; allein ebenſo entſchieden behauptet er: kein Menſch könne auch nur eine Faſer ſeines Weſens ändern. Unſere Tugenden ruhten mannichfaltig verzweigt auf unſern Fehlern wie auf ihrer Wurzel; indem wir jene ausbildeten, bauten wir zugleich auch dieſe mit an. Dies ſei aber nur verlorene Mühe, er vertraue ſich daher ganz der Natur; „ſie mag

mit ihm schalten; sie wird ihr Werk nicht hassen; er spricht nie von ihr, sondern was er Wahres und Falsches sagte, Alles hat sie gesprochen, Alles ist ihre Schuld, Alles ihr Verdienst; habe er einen Fehler begangen, so könnte es keiner sein!" Hiernach käme es also eigentlich nur darauf an, den unabweisbaren Foderungen der Natur zu folgen, oder mit andern Worten: unsere dämonischen Kräfte und Anlagen zum möglichst ungehinderten Selbstgenuß zu befähigen. Und für diese Ausbildung erkannte er die Kunst als die wirksamste Schule. Es ist wahrhaft hinreißend, mit welcher Andacht er in Rom von seiner innern Erweckung vor den alten Götterbildern spricht. „Ich habe keine Worte", sagt er, „die stille wache Seligkeit auszudrücken, mit der ich nun die Kunstwerke zu betrachten anfange, mein Geist ist erweitert genug, sie zu fassen. Ich habe wieder die schönsten — ich darf wol sagen — Offenbarungen. Es ist mir erlaubt, Blicke in das Wesen der Dinge und ihre Verhältnisse zu werfen, die mir einen Abgrund von Reichthum eröffnen. Wenn man sich immerfort in Gegenwart plastischer Kunstwerke der Alten befindet, so fühlt man sich, wie in Gegenwart der Natur, vor einem Unendlichen, Unerforschlichen. In Rom habe ich mich selbst zuerst gefunden, ich bin zuerst übereinstimmend mit mir selbst, glücklich und vernünftig geworden. Es ist mir, als hätte ich die Dinge der Welt nie so richtig geschätzt als hier; ich freue mich der gesegneten Folgen auf mein ganzes Leben."

Der Segen wurde auch sehr bald wirksam, doch mehr äußerlich als nach der innern Tiefe hin, nicht als Erfrischung der dämonisch productiven Macht, die Goethe's

Jugend so wunderbar macht, sondern eben als stille bildende Kraft. Eine gewisse Logik der Gefühle gibt fortan seinen Gestaltungen durch weise Selbstbeschränkung Ruhe und symmetrisches Ebenmaß; Tasso, Iphigenia u. s. w., längst im prosaischen Umriß fertig, wurden erst jetzt in musikalische Verse übersetzt und in diejenige Form gegossen, die allgemein als classisch gilt. Dagegen unterwühlte diese Kunstreligion auf andere Weise den Boden der Poesie. Da nämlich in ihr nothwendig das ethische Element nur ein untergeordnetes sein kann, so glaubt sie es auch ignoriren oder mit vornehmer Geringschätzung behandeln zu dürfen. Sie kennt im Grunde bloß ein poetisches Gewissen und Sünden gegen den heiligen Geist der Kunst. Die Tugend soll nur durch die Schönheit ihrer Erscheinung gelten, die Sünde durch schöne Formen sich rechtfertigen können und die höhere Bildung überhaupt von der gemeinen Sittlichkeit dispensirt sein, als einer bloßen magern Diät für Diejenigen, die jener Himmelsspeise nicht theilhaftig werden und sich sonst an der Hausmannskost den Magen verderben möchten; ein Grundsatz, den unsere neue Literatur der genialen Liederlichkeit sich trefflich gemerkt und Goethe selbst in seinem Faust im Großen ausgeführt hat. Dieser ist keineswegs der Faust der alten Sage, welcher um der Welt Lust und Ehre sich keck dem Teufel verschreibt, sondern ein durchaus modernes Genie, welches, alle einsamen Spitzen und Abgründe der Menschenbrust schauerlich beleuchtend, das kurze irdische Leben sich innerlich zu einem harmonischen Kunstwerk gestalten und die Urschönheit der Welt selbst im Bilde der heidnischen Helena wieder beleben will. Aber dort wird der Faust vom Bösen, hier der

Böſe vom Fauſt betrogen; jener wird, wie billig, zuletzt vom Teufel geholt, während der Goethe'ſche, trotz aller Frevel, kraft ſeiner höhern Bildung und lichten Aperçus, ohne Reue oder innerliche Umkehr dennoch unter großem Applaus der liberalen Engelſcharen gen Himmel fährt.

Aus dieſem Dogma einer vegetativen Fortbildung des Kunſtſinnes aber, die alles Anomale abzuwehren und auszuſcheiden ſtrebt, erklärt ſich nicht nur Goethe's vielberufener Quietismus in politiſchen Dingen, deren ſpringende Uebergänge und gewaltſames Ueberſtürzen ihn überall ſtörend berührten, ſondern auch ſein Haß gegen das poſitive Chriſtenthum, indem dieſes gerade umgekehrt Das, was ihm als Selbſtzweck galt, jederzeit nur als Mittel höhern Abſichten unterordnet. Mit bitterer Gereiztheit zählt er daher das Chriſtenthum zu den ihm widerwärtigſten Dingen, wie Taback, Knoblauch und Hundegebell, erklärt ſich offen und wiederholt für einen „decidirten Nichtchriſten", findet tauſend geſchriebene Blätter alter und neuer von Gott begnadigter Menſchen ebenſo ſchön und der Menſchheit nützlich und unentbehrlich als die Evangelien, und bemitleidet freundſchaftlich Lavater's Durſt nach Chriſto, der ſeine ganze Kraft anwende, um ein Märchen wahr zu machen, eine hohle Kindergehirnempfindung zu vergöttern. Er gönne ihm gern dieſes Glück, da er ohne daſſelbe elend werden müßte; denn bei ſeiner Begierde, in einem Individuum Alles zu genießen, ſei es herrlich, daß aus alten Zeiten uns ein Bild übriggeblieben, an dem er ſich beſpiegeln und anbeten könne. „Nur das iſt", fährt er fort, „ungerecht und Raub, daß du alle köſtlichen Federn der tauſendfältigen Geflügel unter dem Himmel ausraufſt, um

deinen Paradiesvogel damit zu ſchmücken; dies verdrießt uns, die wir als Söhne Gottes ihn in uns ſelbſt und in allen ſeinen Kindern anbeten. Du nennſt das Evangelium die göttliche Wahrheit; mich würde eine vernehmliche Stimme vom Himmel nicht überzeugen, daß das Waſſer brennt und das Feuer löſcht, und ein Weib ohne Mann gebärt und ein Todter auferſteht; vielmehr halte ich dies für Läſterungen gegen den großen Gott und ſeine Offenbarung in der Natur. In dieſem Glauben iſt es mir ebenſo heftig Ernſt, wie dir in dem deinen, und wenn ich öffentlich zu reden hätte, ſo würde ich für die nach meiner Ueberzeugung von Gott eingeſetzte Ariſtokratie mit eben dem Eifer ſprechen, wie du für das Einreich Chriſti." Alſo auch hier wieder eine excluſive Religion der Gebildeten, vornehme Abwehr des tauſendjährigen Volksglaubens, und ein Chriſtus, der keiner iſt, der nie wirklich gelebt hat, ſondern, wie andere mythologiſche Perſonen, nur ein ſelbſtgeſchaffenes Bild unſerer Sehnſucht ſein ſoll; denn was wären, meint er, die tauſendfältigen Religionen überhaupt Anderes als tauſendfache Aeußerungen einer Heilungskraft, welche die Natur in die Exiſtenz eines jeden lebendigen Weſens gelegt, damit es ſich, wenn es an dem einen oder andern Ende zerriſſen wird, ſelbſt wieder zuſammenflicken könne. An irgend was müſſe der Menſch glauben, um nicht an ſich ſelber zu verzweifeln; aber ob er an Chriſt glaube oder Götz oder Hamlet, das ſei eins. Mit dem Glauben, in welchem ein Jeder ſein Gefühl, ſeinen Verſtand, ſeine Einbildungskraft, ſo gut als er es vermöge, zu opfern bereit ſtehe, verhalte es ſich gerade umgekehrt als mit dem Wiſſen: es komme

gar nicht darauf an, daß man wisse, sondern was man wisse, wie gut und wie viel man wisse, während es beim Glauben nur darauf ankomme, daß man glaube. Das Wort der Menschen ist ihm daher Wort Gottes, und mit inniger Seele falle er dem Bruder um den Hals: Moses, Prophet, Evangelist, Apostel, Spinoza oder Macchiavelli; dürfe aber auch zu Jedem sagen: „Geht's dir doch wie mir. Im Einzelnen sentirst du kräftig und herrlich; das Ganze ging in euern Kopf so wenig als in meinen."

Löst man nun die Hülsen dieser bloß abwehrenden Negationen aufmerksam ab, so bleibt als Kern seines „Nichtchristenthums" — außer dem schon oben erwähnten auf Naturnothwendigkeit gegründeten Unsterblichkeitsglauben — eigentlich wieder nur der alte Ueberall und Nirgends eines Naturgottes, der eben nichts Anderes ist als das Dasein selbst. „Fragt man mich, ob es in meiner Natur sei, die Sonne zu verehren, so sage ich abermals: durchaus! Denn sie ist gleichfalls eine Offenbarung des Höchsten. Ich anbete in ihr das Licht und die zeugende Kraft Gottes, wodurch allein wir leben, weben und sind." Und auf diese schon ursprünglich durch die ganze Natur verbreitete Kraft selbständiger Fortentwickelung baut er sodann getrost sein humanistisches Bildungsprincip, sowie seinen persönlichen Beruf, hierbei thätig und hülfreich zu sein; denn „Gott ist noch fortwährend wirksam wie am ersten Schöpfungstage. Diese plumpe Welt aus einfachen Elementen zusammenzusetzen hätte ihm sicher wenig Spaß gemacht, wenn er nicht den Plan gehabt hätte: sich auf dieser materiellen Grundlage eine Pflanzschule für eine Welt von Geistern zu gründen.

So ist er nun fortwährend in höhern Naturen wirksam, um die geringern heranzuziehen.“ Hierzu aber sei mit dem Dogmatischen des Christenthums nicht im mindesten geholfen. Alles Gute vielmehr sei „angeborene schöne Natur. Es ist mehr oder weniger dem Menschen im Allgemeinen angeschaffen, im hohen Grade aber einzelnen ganz vorzüglich begabten Gemüthern. Diese haben durch große Thaten oder Lehren ihr göttliches Innere offenbart, welches sodann durch die Schönheit seiner Erscheinung die Liebe der Menschen ergriff und zur Verehrung und Nacheiferung gewaltig vorzog.“ Diese (pelagianische) Ansicht, wonach der Natur ein gewisser Keim inwohnt, der zu einem frohen Baume geistiger Glückseligkeit emporwachsen kann, habe ihn stets der sonst von ihm verehrten Brüdergemeine entfremdet, welche die menschliche Natur für durchaus verdorben erkläre. Er unterscheidet daher eine Art Urreligion von der Kirche, eine Religion der Natur und Vernunft, also göttlicher Abkunft, welche ewig dieselbige bleiben und dauern und gelten werde, so lange gottbegabte Wesen vorhanden. Doch sei sie nur für Auserwählte, und viel zu hoch und edel, um allgemein zu werden; denn die armen schwachen Menschen ertrügen das ungetrübte Licht göttlicher Offenbarung nicht. Die Kirche dagegen sei mehr menschlicher Art, wohlthätig dämpfend, ermäßigend, aber gebrechlich, wandelbar und im Wandel begriffen; doch auch sie werde in ewiger Umwandelung dauern, so lange es schwache menschliche Wesen gebe.

Auf diesem ziemlich nüchternen Hintergrunde nun bewegen sich „Wilhelm Meister's Lehrjahre“, die der Held eben in jener Allerweltsschule verbringen soll. Es

handelt ſich hier keineswegs um Entwickelung und Verherrlichung einzelner Kräfte oder Talente, z. B. etwa für die Bühne, wie die erſten Bücher dieſes Romans allerdings vermuthen laſſen, ſondern um eine allgemeine Menſchenbildung, um harmoniſche Entfaltung aller menſchlichen Anlagen, und zwar nicht, wie bei Jean Paul, durch Wiſſenſchaft und Kunſt, ſondern durch das Leben der Gegenwart ſelbſt; es ſoll gleichſam praktiſch gezeigt werden, wie weit es der Menſch, abgeſehen von allen poſitiv religiöſen Motiven, bloß durch jene ihm von der Natur eingepflanzte Urreligion zu bringen vermag. Daher wird zunächſt, ohne die mindeſte ideale Anſpannung und Verklärung, vielmehr die verhüllte Poeſie des gewöhnlichen Lebens — und das noch obendrein in der widerſtrebenden Zopfzeit der ſiebziger bis achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts — ſpielend zur Erſcheinung gebracht: die reizende Sinnlichkeit und Anmuth Philinen's, die abenteuerliche Seiltänzerbande, die wandernden Schauſpieler u. ſ. w., während die tiefern und geheimnißvollen Klänge in Mignon und dem Harfner austönen. Ja, ſelbſt der kaufmänniſche Handelsverkehr wird durch Werner's geiſtreiches Lob deſſelben als ein belebender Strom in das Reich der Poeſie mit aufgenommen. Ueber Allem aber ruht, wie ein zauberiſcher Morgenduft, die Ahnung der Schönheit der Welt, gleich der vorausdichtenden Neugier, womit ein Kind zum erſten mal im Theater vor dem noch unaufgerollten Vorhang ſitzt, oder nach den fernen blauen Bergen ſeiner Heimat in die werdende Zukunft blickt; und mit Recht hat daher Fr. Schlegel dieſen Roman eine Naturgeſchichte des Schönen genannt.

Mitten in dieſes buntbewegte Leben nun iſt der junge bildungsſüchtige Wilhelm Meiſter geſtellt, ein paſſives Genie, das alle Eindrücke geiſtreich aufnimmt, ohne jemals ſelbſt einen geiſtreichen Eindruck zu machen, an dem Alle meiſtern, ohne ihn doch über die Lehrjahre hinwegbringen zu können; der immer ſucht, was er ſchon hat, und ſtets auf den allerweiteſten Umwegen. Jener poetiſche Zauberblick des Lebens hat auch ihn getroffen; im erſten Jugendrauſch trinkt er gutmüthig den gewöhnlichſten Geſellen Brüderſchaft zu, das Theater wird ſeine Kirche, Mariane ſeine Muſe. Aber ſchon hier lüftet ſich der Schleier der eigentlichen Abſicht. Eine erſt leiſe mit den Dingen ſpielende, dann immer ſchärfer und tiefer einſchneidende Ironie, die gegen die ſouveränen Prätenſionen der Gefühlspoeſie, wie ſie z. B. bei Jean Paul vorwalten, gerichtet iſt, geht unerbittlich durch das Ganze. Wilhelm Meiſter's erſte Jugendliebe zu Marianen wird durch Norberg's rohe Mitbewerbung gleichſam parodirt, ſeine dichteriſchen Verſuche werden als kindiſch beſeitigt, und ſeine mit ſo großem Aufwand von Einſicht, Begeiſterung und weitläufigen Anſtalten begonnene Schauſpielerlaufbahn ſcheitert faſt lächerlich; denn es gilt hier nicht die Täuſchungen der Kunſt, ſondern die Kunſt des wirklichen Lebens, zu dem ſich nun die Bühne allmälig erweitert. Die Komödianten treten von den Brettern in die vornehme Welt, während die vornehme Welt Komödie ſpielt; beide nicht zu ihrem ſonderlichen Vortheil. Zu dieſer verwandelten Scenerie aber paßt das alte poetiſche Rüſtzeug nicht mehr; Wehmuth, Reue und der leiſe Hauch der Sehnſucht ſind, etwa wie Volkslieder bei Hofconcerten, durchaus nicht ſalonfähig und anſtändig

genug, und der Harfenspieler wird wahnsinnig in dieser fremden Atmosphäre, und Mignon muß sterben, ihre Exequien sind gleichsam der Abschiedsgruß der Poesie.

Dagegen betritt nun eine ganz andere Gesellschaft von aristokratischen Schauspielern, die schon lange vorgespukt, die gesäuberten Bretter; die neue Komödie handelt ganz ernsthaft von Menschenbildung; die Scene ist ein alter Thurm in Lotharios Schloß, wo, sehr bezeichnend, eine ehemalige Kapelle freimaurerisch modernisirt, und anstatt des Altars ein großer mit grünen Teppichen behangener Tisch zur Bühne eingerichtet worden, von der die Orakelsprüche sich geheimnißvoll vernehmen lassen. Die Hauptacteurs sind wol jedem Leser wohlbekannt. Der kluge Jarno, der alles Außerordentliche meist thöricht findet und den Harfenspieler einen vagirenden Bänkelsänger und Mignon ein albernes zwitterhaftes Geschöpf nennt, drängt den armen Meister fast gewaltsam zum sogenannten Praktischen. Der vielgeschäftige Abbé, ziemlich stark in die josephinische Aufklärungszeit hinüberschielend, ist der Meinung, daß alle Erziehung sich nur an die Neigung des zu Erziehenden anschließen müsse, denn jede, auch die geringste Fähigkeit sei uns angeboren, und es komme daher bloß darauf an, deren natürliche Entwickelung nicht zu stören und zu hemmen, ein Grundsatz, der indeß bei der liederlichen Neigung des leichtfertigen Friedrich gar übel angeschlagen. Beide Bildungskünstler charakterisirt die unglückliche Lydie in ihrer leidenschaftlichen Heftigkeit ganz treffend, indem sie sagt: Jarno habe kein Gemüth, und der Abbé wäre fähig, wegen einer Grille die Menschen in Noth zu lassen oder sie gar hineinzustürzen. Das

Ideal jener negativen Pädagogik aber iſt der erſte Liebhaber: Lothario; er treibt die Naturreligion des Egoismus im Großen und behandelt die Liebe cavalièrement als pikanten Schmuck des Lebens, bis er zuletzt, ſichtbar blaſirt, ſich auf die rationelle Landwirthſchaft wirft. Und dieſes immer lauter und breiter vordringende Evangelium der Oekonomie verkörpert ſich nun ganz in Thereſe, der holländiſchen Fee von Küche, Keller und Kohlgarten; und in höherm Sinne in dem praktiſchen Wohlthätigkeitstriebe Nataliens, die von ſich ſelbſt ſagt: daß die Reize der lebloſen Natur keine Wirkung auf ſie haben, und beinah noch weniger die Reize der Kunſt; ihre angenehmſte Empfindung ſei, wenn ſich ihr ein Mangel, ein Bedürfniß in der Welt darſtelle, ſogleich im Geiſte einen Erſatz, ein Mittel, eine Hülfe aufzufinden. Die Tante: Schöne Seele, endlich ſpielt nur eine flüchtige Gaſtrolle und macht ſorgfältig Toilette vor dem geiſtigen Spiegel, ohne daß irgend Jemand von der Geſellſchaft Luſt verſpürt, ſich an ihr zu ſpiegeln. Fragen wir aber nun nach dem eigentlichen Humor des Ganzen, ſo bleibt zuletzt nur eine praktiſche Nützlichkeitstheorie, die ſich über die gewöhnliche Moral, über Poeſie und Religion erhaben dünkt und nicht bloß den Meiſter, ſondern alle Welt gern meiſtern möchte.

Es hieße denn doch wol den natürlichen Begriffen Gewalt anthun, wollte man dieſe ökonomiſche Propaganda auch noch etwa für eine tiefere Poeſie des Lebens nehmen. Viel eher könnte man ſich verſucht fühlen zu glauben, der Dichter habe es auch in dieſer zweiten Hälfte des Romans mit den Thurmgeheimniſſen jener Erziehungsanſtalt nur ironiſch gemeint. Allein Ton und An-

lage widersprechen durchaus einer solchen Voraussetzung. Der wohlgefügte Bau strebt überall fast pyramidalisch der Spitze zu, und diese Spitze ist der Lebenskünstler Lothario, der eigentliche Held des Ganzen. Auch erinnere man sich nur, wie durchsichtig in den ersten Büchern die Ironie mit dem Ernst der Gefühlspoesie und einer bloß conventionellen Bildung spielt, und wie ernst dagegen hier das Spiel des Verstandes behandelt wird. Wir glauben vielmehr, daß Goethe nach seiner gewohnten Art, innerlich abgemachte Bildungsphasen durch ihre poetische Objectivirung sich vom Halse zu schaffen, gleichwie er das Geniefieber der Empfindsamkeit im „Werther", den Sturm und Drang im „Götz" hinter sich warf, so auch hier seinen eigenen rationalistischen Uebergang von der Jugend zum Alter abzuthun und poetisch zu rechtfertigen versucht hat; denn Goethe war im Grunde gewissermaßen selbst so eine Art von Wilhelm Meister, und wir erfahren nachträglich aus „Dichtung und Wahrheit", wie überraschend viele Jugenderinnerungen, Personen und Zustände aus seinem eigenen Leben in diesen merkwürdigen Roman übergegangen sind. Er selbst war, wie Wilhelm Meister, aus der Beschränktheit einer wohlhäbigen bürgerlichen Häuslichkeit plötzlich und wie durch einen Zauberspruch in die höhern Lebenskreise versetzt worden. Auch ihn sehen wir dann in Weimar in einer profusen Gegenwart aufgehen, Hofbälle, Wasserfahrten und Liebhabertheater dichterisch arrangiren, stets bemüht, sich für die vornehme Welt aristokratisch auszubilden; eine zerstreute nach allen Seiten hin zerfahrene Universalität, die eine Achilleis projectirt und zur Abwechselung mit den Büchern Moses spielt, die „den Hof probirt

hat und nun auch das Regiment probiren will", und hinter der späterhin der ernste Schiller wie sein poetisches Gewissen mahnend steht; bis endlich das Leben, mit dem er zu spielen meinte, mit ihm selbst zu spielen begann, und ihn allgemach in seine eigenen Grundsätze wie eine Mumie einwickelte, sodaß der Herzog, der im Jahre 1780 die Besorgniß äußerte: Goethe werde in seinem Wesen noch so ätherisch werden, daß ihm endlich das Athemholen entgehen werde, jetzt seine ministerielle Vornehmthuerei lächerlich fand.

Goethe hat bekanntlich die letzten Bücher des „Wilhelm Meister" bedeutend später geschrieben als die ersten, und diesem zufälligen Umstande will man den nach den jugendlich leidenschaftlichen Anfängen unerwarteten, etwas kühlen und altgewordenen Ausgang des Romans beimessen. Wir aber sind der Meinung, jene Naturbildung in und durch den Rummel der Welt hätte, auch ohne diese Unterbrechung, denselben Ausgang nehmen müssen, wie sie ihn ja auch bei Goethe selbst in der Wirklichkeit genommen hat. Das sich selbst überlassene Leben, wenn es nicht in beständigem Rapport mit dem Ueberirdischen bleibt und von diesem erfrischt wird, dieses auch noch so künstlerisch decorirte Evangelium der fünf Sinne gleitet, bei seiner angeborenen Schwere, nothwendig immer tiefer zum Realismus hinab, und wenn im Anfange des „Wilhelm Meister" der jugendliche Rausch des Lebens zuweilen anstößig geworden, so wird zuletzt der reflectirende Katzenjammer noch verletzender. Schiller sagt darüber mit der Pietät der Freundschaft: „Wilhelm tritt von einem leeren und unbestimmten Ideal in ein bestimmtes thätiges Leben, aber ohne die idealisirende Kraft dabei einzubüßen";

und anderswo noch unumwundener: „er sehe ihn am Ende in der menschlichen Mitte zwischen Phantasterei und Philisterhaftigkeit stehen".

Und ganz in derselben Mitte bewegen sich auch „Wilhelm Meister's Wanderjahre, oder die Entsagenden", das wunderlich skizzirte Schema eines Romans, als ob dem Dichter über der Arbeit zur lebendigen Ausführung Geduld und Lust vergangen wäre. Hier soll die Schlußphilosophie der Lehrjahre sich welthistorisch machen; Alles, Landschaft und Staffage, wird fast allegorisch; die Flucht nach Aegypten, die Mutter Gottes, der heilige Joseph, als bloße Mythen, werden ins Reinmenschliche übersetzt; anstatt der religiösen Mysterien greifen die Ordensgeheimnisse des Lothariothurms praktisch nach allen Richtungen hinaus. Ueber dem Ganzen aber waltet, als Hohepriesterin, Makarie, eine Art somnambuler Heiligen, welcher die Verhältnisse unsers Sonnensystems eingeboren sind. Auch Jarno (hier Montan genannt) tritt nun als Wissender immer deutlicher in den Vordergrund. Er hat sich ganz dem Studium der Natur ergeben, der „wundervollen heiligen Schrift, worauf die Priester ihren Altar gegründet", und von ihm erfahren wir gelegentlich einige Hauptgrundsätze jenes Geheimbundes. Die Entsagenden dürfen weder vom Vergangenen noch Künftigen miteinander sprechen, nur das Gegenwärtige soll sie beschäftigen; denn es sei jetzt die Zeit der Einseitigkeiten; ein Jeder habe nur ein einzelnes Organ aus sich zu machen und abzuwarten, was für eine Stelle ihm die Menschheit im allgemeinen Leben wohlmeinend zugestehen werde. Die ganze Bildungsaufgabe wird daher mit einem Kohlenmeiler verglichen, wo man den Holzstoß zwar

anzündet, aber die durchſchlagende Flamme dann eilig wieder mit Raſen und Erde zudeckt, nicht um ſie auszulöſchen, ſondern um ſie zu dämpfen, bis Alles nach und nach in ſich ſelbſt verkühlt, und zuletzt auseinander gezogen, als verkäufliche Waare an Schmied und Schloſſer, an Bäcker und Koch abgelaſſen und verbraucht werden kann. Der allgemeine Wahlſpruch iſt: „Vom Nützlichen durchs Wahre zum Schönen.“ In dieſem Sinne wird der gute Wilhelm Chirurgus, Jarno, ſchon etwas beſſer bedacht, erſcheint als Berghauptmann, Lucie hat ſich in eine Nätherin, Philine in eine Schneiderin verwandelt, die mit ihrer Schere luſtig nach allen Seiten ſchnappt. Das mag nun, jenem Motto gemäß, immerhin nützlich und auch wahr ſein, aber ſchön iſt es nicht.

Der weitverzweigte Bund begnügt ſich indeß nicht mehr damit, Einzelne zu meiſtern; er hat jetzt, um die Sache ins Große zu treiben, eine ganze pädagogiſche Provinz eingerichtet, voll Kohlgärten, Baumſchulen und Handwerksplätzen, mit beſondern Pferderegionen, Kunſtbezirken u. ſ. w., wo ein Jeder als Organ zu künftigem Verbrauch ſich praktiſch ausbilden ſoll. Die Muſik iſt zum Hauptelement dieſer Bildung gewählt. Ihre religiöſe Erziehung aber geht auf Erweckung der Ehrfurcht, die überall eine dreifache iſt, weshalb es denn auch, je nach den Objecten der Andacht, nur drei echte Religionen gibt; nämlich die ethniſche, welche auf Ehrfurcht vor Dem, was über uns iſt, beruht und wozu alle ſogenannten heidniſchen Religionen gehören. Sodann die philoſophiſche Religion, die ſich auf jene Ehrfurcht gründet, die wir vor Dem haben, was uns gleich iſt; denn der Philoſoph, der ſich in die Mitte ſtellt, muß

alles Höhere zu sich hinab, alles Niedere zu sich hinauf ziehen, und nur in diesem Mittelzustande verdient er den Namen des Weisen, indem er nun das Verhältniß zur ganzen Menschheit, das Verhältniß zu allen übrigen irdischen Umgebungen, nothwendigen und zufälligen, durchschaut, und also im kosmischen Sinne allein in der Wahrheit lebt. Und endlich die christliche Religion, gegründet auf die Ehrfurcht vor Dem, was unter uns ist, weil sie, sich auf einen höhern Geburtsort berufend, nicht nur die Erde unter sich liegen läßt, sondern auch Niedrigkeit und Armuth, Spott und Verachtung, Schmach und Elend, Leiden und Tod als göttlich anerkennt, ja Sünde selbst und Verbrechen nicht als Hindernisse, sondern als Förderniſſe des Heiligen verehrt und liebgewinnt. Alle diese drei Religionen zusammen bringen aber erst die wahre Religion hervor. Sie werden durch stündlich zugängliche Wandgemälde gelehrt, und zwar die ethnische an Bildern, welche neben der israelitischen Geschichte zugleich auch Gleichbedeutendes aus andern Religionen darstellen, z. B. Apollo neben Abraham. Die philosophische Religion wird gelehrt durch Abbildungen aus dem Leben Christi bis zum Abendmahle, denn der Wandel dieses „vortrefflichen Mannes" sei für den edeln Theil der Menschheit noch belehrender und fruchtbarer als sein Tod; zu jenen Lebensprüfungen sei Jeder, zu diesem nur Wenige berufen. Die christliche Religion dagegen, „jene Verehrung des Widerwärtigen, Verhaßten, Fliehenswerthen", geben sie einem Jeden nur ausstattungsweise zuletzt in die Welt mit, damit er wisse, „wo er dergleichen zu finden habe, wenn ein solches Bedürfniß sich in ihm regen sollte". Ein seitdem auch schon außerhalb der

Grenzen der pädagogiſchen Provinz beliebt gewordenes Verfahren, das allerdings conſequent genannt werden muß, wenn man einmal die übermenſchliche Göttlichkeit des „vortrefflichen Mannes“ nicht anerkennen und ganz überſehen will, daß ſein Wandel ſich vernünftigerweiſe von „jener Verehrung des Widerwärtigen“ und von ſeinem Tode gar nicht trennen läßt, ſondern durch dieſen erſt ſeine wahre Bedeutung erhält. Von jener anmuthigen Religion aber iſt ihre Sittenlehre ganz abgeſondert, ſie iſt rein thätig und wird in den wenigen Geboten begriffen; „Mäßigung im Willkürlichen, Emſigkeit im Nothwendigen. Nun mag ein Jeder dieſe lakoniſchen Worte nach ſeiner Art im Lebensgange benutzen, und er hat einen ergiebigen Text zu grenzenloſer Ausführung.“ Daher will der Abbé keine Hausfrömmigkeit, ſondern Weltfrömmigkeit, die unſere redlich menſchlichen Geſinnungen in einen praktiſchen Bezug ins Weite ſetze, um nicht nur unſern Nächſten zu fördern, ſondern zugleich die ganze Menſchheit mitzunehmen; denn die Frömmigkeit ſei kein Zweck, ſondern ein Mittel, durch die reinſte Gemüthsruhe zur höchſten Cultur zu gelangen. Dieſe Anſicht bedingt aber zugleich eine allgemeine Weltbürgerei, die hier durch den Wahlſpruch: „Wo ich nütze, iſt mein Vaterland“ formulirt wird, und die Abiturienten der pädagogiſchen Provinz zuletzt auch wirklich nach allen Himmelsgegenden hin zerſtreut.

Von dieſen Wanderjahren gilt noch in höherm Maße, was wir ſchon bei den Lehrjahren über die zweideutige Intention des Dichters bemerkt haben. Auch hier ſehen wir abermals eitel Komödie, die entweder die Ironie des Dichters mit dem Leſer, oder jene vornehme Schau-

ſpielergeſellſchaft mit der Welt ſpielt, welche in den Lehrjahren nur erſt hinter den Couliſſen agirte, hier aber „viel ernſter, nicht zum Scherz auf Schein, ſondern auf bedeutende Lebenszwecke gerichtet“ ſein ſoll. Dieſe Lebenszwecke aber wären allerdings — wie ſchon von Mehren, je nach den verſchiedenen Weltanſichten, lobpreiſend oder tadelnd erkannt worden — keine andern, als nach Innen eine quietiſtiſche Entſagung des Unmöglichen, um das Mögliche deſto ruhiger zu genießen, und nach Außen hin eine Art von Simonismus, das Streben nämlich, jedem Mitgliede der fortſchreitenden Menſchheit einen richtigen Antheil am Beſitz und Genuſſe der vorhandenen Güter zu gewähren; ein Unternehmen, das freilich jene Entſagung des Unmöglichen geradezu wieder aufzuheben ſcheint.

Es iſt überhaupt intereſſant und in vieler Beziehung lehrreich, durch die weitläufige Goethe-Literatur die durchaus verſchiedenen, ja einander entgegengeſetzten Urtheile zu verfolgen, die von ſonſt gleich gutgeſinnten und geiſtvollen Männern über das innere Weſen ſeiner Dichtungen (denn ſeine künſtleriſche Vollendung in den Formen wird wol jetzt allgemein anerkannt) ergangen ſind. Goethe iſt, wie Blücher und Napoleon, faſt ſchon bei Lebzeiten eine mythiſche Perſon geworden, an der die Nachkommen, ein jeder nach ſeinem individuellen Maß und Talente, bildend fortdichten. Während er ſelbſt ſich häufig und unumwunden einen Heiden nennt, ruft Steffens aus: „Wahrlich, es gibt eine Bewunderung der hohen Gaben Gottes, die wahrhaft fromm iſt; und wer nicht durch Shakſpeare oder Goethe oder durch die Größe der Alten Welt oft zum Knien gebracht ward und recht innig

das ganze Geschlecht lieb gewann, dem Gott so Großes anvertraute, der kennt den hellen Tag der segensreichen Liebe nicht.“ Und Göschel (in den „Unterhaltungen zur Schilderung Goethe'scher Dicht- und Denkweise“): „Wenngleich sich unser Dichter für sein ganzes Leben die christliche Terminologie versagt hat, weil ihm nach seinem eigenen Bekenntniß deren Anwendung nie recht glücken wollte, so hat er doch in seiner Sprache das Evangelium gepredigt, und darum brauchen die Frommen seiner und seines Heils wegen nicht in der mindesten Sorge zu sein.“ Wolfgang Menzel dagegen erkennt in Goethe's ganzer Erscheinung einen Reflex seiner Zeit, der nationalen Entartung, der politischen Schande, schadenfrohen Unglaubens, koketter wollüstelnder Frömmelei, die ängstliche Pflege des Egoismus der Genußsucht unter der Maske des feinen Anstandes, oder gar des Heiligen, des Geistreichen und Tiefverständigen; von Religion, weil diese jede Maske entschieden verabscheue, könne daher bei Goethe nie die Rede sein. Wieder Andere, in totaler Einseitigkeit vernarrt, haben sich aus des Dichters geistiger Physiognomie nur den heidnischen Zug behalten, und ihn bacchantisch zum Heiland der Sinnlichkeit und ihrer Fleischesreligion ausgerufen.

Wir aber meinen, man sollte überall vom Dichter nichts Anderes verlangen oder ihm unterschieben wollen, als er zu gewähren vermag. Goethe ist uns immer wie ein herrlicher Baum erschienen, der, mächtig in der Erde wurzelnd, gar nicht in den Himmel wachsen mag, und doch, weil er eben nicht anders kann, mit allen Zweigen und Knospen durstig von dem Lichte trinkt, das durch sein kräftiges Laub zittert. Wir wollen keine Sterne von

den Bäumen schütteln, aber wie in einem schönen Walde uns an dem geheimnißvollen Rauschen der Wipfel erbauen, das uns Wunder genug erzählt; denn Goethe's Poesie — wie wir schon anderswo gesagt haben — war und blieb eine Naturpoesie im höhern Sinne. Da ist nichts Gemachtes; in gesundem frischen Trieb greift sie fröhlich und ahnungsreich in die schöne weite Welt hinaus, von allem Nektar der Erde und den darüberwehenden Himmelslüften sich nährend und stärkend. Sie gibt Alles, was die Natur Köstliches geben kann: plastische Vollendung und sinnliche Genüge, aber sie gibt auch nicht mehr. Ihre Harmonie ist ihre Schönheit, die Schönheit ihre Religion; so wächst sie unbekümmert in steigender Metamorphose bis zur natürlichen Symbolik des Höchsten, vor dem sie scheu verstummt. Die Natur mit ihren mannichfachen Gebilden war ihm die ganze Offenbarung und der Dichter nur der Spiegel dieser Weltseele. Allein die Natur ist in ihrem Wesen auch mystisch, als ein verhülltes Ringen nach dem Unsichtbaren über ihr. Das fühlte er, wie er sich auch sträubte, und so beschloß er, wie die Natur ihr Tagewerk mit Symbolik, so das seinige im zweiten Theil des „Faust" mit einer unzulänglichen Allegorie der Kirche.

Wir könnten endlich hier unter den Koryphäen der Humanitätsreligion noch Schiller nennen, der sich rühmte, aus Religion sich zu keiner positiven Religion zu bekennen, und ein Christenthum ohne Christus suchte. Dem Poeten imponirte Goethe's sensuale Schöpferkraft, während sein strenger Geist sich zugleich von Kant's morali-

schem Stoicismus mächtig angezogen fühlte. Kant aber hatte, im geraden Gegensatz der Goethe'schen Weltansicht, die ganze Sinnenwelt, Gefühl und Leidenschaften unter die unbedingte Botmäßigkeit des Geistes und des Willens gebeugt, und die schönen Künste nur als eine hiernach ziemlich überflüssige Versinnlichung sittlicher Ideen anerkannt. Diesem Absolutismus des „tonlosen Gemüthes" setzte daher Schiller vermittelnd die völlige Gleichstellung von Sittlichkeit und Sinnlichkeit als das Ideal vollkommener Menschheit entgegen. Der Mensch soll die äußere Sinnenwelt, sowie Gefühl und Leidenschaft, die ursprünglich alle gleichberechtigt sind, nicht unterdrücken, sondern nur veredeln, indem er einerseits das Sinnliche durch Reflexion zum Gegenstand des Schönen erhebt, und andererseits die Tugend in Neigung zur Pflicht, den moralischen Zwang in Lust und Trieb verwandelt, welcher der Vernunft mit Freiheit und Freude gehorche. Dazu sei der Mensch von der Natur mit dem Gefühl des Schönen und Erhabenen ausgestattet worden; die Schule dieses Naturgefühls aber sei die Kunst, denn „die Schönheit ist es, durch welche man zu der Freiheit wandert". Es ist, wie wir schon einmal bemerkten, als ob die Cultur des Menschengeschlechts, wie unter den Irokesen, ganz von vorn erst wieder angefangen werden sollte, als wäre nicht seit beinah zweitausend Jahren bereits eine Religion dagewesen, die das Alles, nur eindringlicher und populärer, schon gesagt, aber freilich die Freiheit nicht auf eine bloße Verfeinerung des Schönheitssinnes gebaut hat.

Doch wir glauben uns, unserer Aufgabe gemäß, in Betreff dieses Dichters auf diese wenigen Andeutungen

beſchränken zu müſſen; denn abgeſehen davon, daß er nur einen nicht einmal vollendeten Roman (den Geiſterſeher) geſchrieben hat und alſo eigentlich nicht in den Kreis dieſer Betrachtungen gehört, ſo liegt auch überhaupt Schiller's Wirkſamkeit weniger auf dem religiöſen Gebiet, als vielmehr auf dem der politiſchen Ethik. Schiller hat, wie wenige Dichter vor und nach ihm, was er lehrte auch redlich an ſich ſelbſt erfahren und geübt, ja ſeine ganze dramatiſche Aufgabe mit voller Ueberzeugung als eine religiöſe über die Kirche geſtellt. Und mit gutem Erfolg. Man könnte ſagen: anſtatt bibelfeſt iſt die jetzige Jugend ſchillerfeſt geworden, und während Poſa ſelbſt nur noch ſelten über die Bühne ſchreitet, iſt die Poſa'ſche Philoſophie des Don Carlos wie eine geheiligte Tradition in immer weitern Kreiſen ins Leben übergegangen: eine gewiſſe antike Tugend, die dem trockenen Rationalismus gar wohl anſteht, ja ihn, zu ſeinem eigenen Erſtaunen, über ſich ſelbſt erhebt. Und das thaten nicht die oft abſtracten und ganz überſinnlichen Begriffsgeſtalten ſeiner Dramen, auch nicht die ſchwunghafte Pracht ſeiner Rhetorik (denn darin ſind ihm ſeine Nachahmer gleichgekommen); es iſt die überall durchleuchtende Hoheit ſeiner Geſinnung, der edle Freiheitsſinn, die männliche Entrüſtung über jegliches Unrecht der Welt, mit Einem Wort: ſeine eigene Charakterſchönheit, die dieſen Dichter der That, zumal in einer politiſch aufgeregten Zeit, zum Liebling der Nation gemacht hat.

Aber wo die Könige bauen, haben die Kärrner zu thun. Und ſo ſehen wir denn auch ſehr bald eine Flut von pädagogiſchen Schriften und Erziehungsromanen hervorbrechen, welche, die Gedanken der Meiſter gehörig

verwässernd, ganz Deutschland mit Humanität überschwemmte; eine wahre Sündflut, aus der nur Pestalozzi's „Lienhard und Gertrud" (wenn man dieses Buch noch einen Roman nennen will) wie eine stille, rettende Insel hervorragt. Der burschikose Basedow gab den ersten äußern Anstoß zu dieser innerlich längst vorbereiteten Revolution. Ein pädagogischer Demagog, den Schwächen und Vorurtheilen seiner Zeit schmeichelnd, je nach den Umständen schlau oder brutal, wußte er selbst die Besten durch seinen Ungestüm auf kurze Zeit zu überraschen und die Massen für das neue Unternehmen unerhört zu brandschatzen. Er wollte die Schule von ihrem verrotteten Pedantismus durch glänzende Oberflächlichkeit befreien. Im seinem Dessauer Philanthropin sollte, fast wie in Goethe's pädagogischer Provinz, die Jugend sofort zu den Geschäften und Kunstgriffen des praktischen Lebens dressirt, in angeblich sokratischer Weise nur durch gelegentliche Fragen belehrt werden, und ohne Zwang und Anstrengung gleichsam spielend Alles selbst aus sich selber machen. Herder, der wol über diese extremen Consequenzen seiner eigenen Humanitätslehre erschrocken sein mochte, sagt darüber: „Mir kommt Alles schrecklich vor; man erzählte mir neulich von einer Methode, Eichwälder in zehn Jahren zu machen; wenn man den jungen Eichen unter der Erde die Herzwurzeln nähme, so schieße Alles über die Erde in Stamm und Aeste. Das ganze Arcanum Basedow's liegt, glaub' ich, darin, und ihm möchte ich keine Kälber zu erziehen geben, geschweige Menschen." Und in der That, auf die Herzwurzeln war es dabei eigentlich abgesehen: auf eine völlige Emancipation der Schule von der Kirche, als einer veralteten, lästigen

und ganz unnützen Pedanterei. Da schoß denn auch Alles sogleich vergnügt über der Erde heraus, aber freilich nicht in Eichwälder, sondern in Kohl, Runkelrüben, Kartoffeln und allerlei ökonomisches Knollengewächs, das mit unglaublich breiter Fruchtbarkeit das Leben plötzlich überwucherte. Man wollte sich auf dem fetten Boden recht bequem und häuslich wie für die Ewigkeit einrichten, den ungewissen Himmel, der Sicherheit wegen, lieber gleich auf Erden vorausgenießen, und das Ganze lief im Grunde auf den trivialen Bauernspruch hinaus: „Lustig gelebt und selig gestorben, heißt dem Teufel die Rechnung verdorben.“ Allein der Teufel läßt sich von den lustigen Leuten nicht so leicht irre machen. Anstatt der glücklich abgestreiften alten Pedanterei octroyirte er der Schule sofort zwei neue: den philologischen Pedantismus, der stupid das Mittel für den Zweck, das Wort für den Gedanken nimmt, und den alle Blumengärten umackernden und alle Höhen nivellirenden Pflug des materiellen Realismus, vor den z. B. Campe die Jugend gespannt hatte.

Man begnügte sich indeß nicht mit der Jugend, die ganze Nation sollte in diese Schule genommen werden; und wie dort die Kinder als Erwachsene, so wurden nun die Erwachsenen wie Kinder geschult. Daher auf einmal der menschheitsfreundliche Sturm kindischer Volksschriften, unter denen die berühmteste, Becker's „Noth- und Hülfsbüchlein“, auch so ziemlich die gemeinste und albernste ist. Es ist jedoch nicht zu läugnen, diese pädagogische Invasion hatte zum Theil die Poesie selbst verschuldet, und wenigstens indirect provocirt; denn wenn wir unter „Volk“ die immense Majorität der Nation, jene niedere

Schicht der Gesellschaft verstehen, die um das tägliche Brot arbeitet, so finden wir, daß unsere Dichter von jeher wenig oder gar keine Notiz vom Volke genommen haben; eine freilich leicht erklärliche Erscheinung seit der Erfindung der Buchdruckerkunst, seitdem nämlich die Poesie nicht mehr im Gesange von Mund zu Mund, sondern von Buch zu Buche geht. Unsere Dichter wurden Professoren, indem sie mit einseitiger Vorliebe in antiken unsingbaren Versmaßen unnationale Gegenstände behandelten, und dem eigentlichen Volke blieben nur die verstümmelten Trümmer der alten nationalen Heldendichtungen und Sagen in einzelnen abgerissenen Liederklängen und in jenen unscheinlichen und unförmlichen Volksbüchern, deren wir schon oben gedacht.

Die Feinheit aber, womit eine andere Generation diese Unnatur repariren wollte, war gerade so unnatürlich, und es ist eben nur eine Manier für die andere, wenn z. B. Geßner eine ganz allgemeine, unmögliche Welt ohne Religion, ohne Staat, Nationalität und Physiognomie in den baaren sanften Mondschein hinstellt: Hirten mit Zopfperücken und Schäferinnen im Reifrock mit den Schminkpflästerchen der Unschuld, mit einem Wort: einen bal champêtre des Herrn von Daphnis und Fräulein Chloe. Die schlau-nüchternen Franzosen haben in der bukolischen Maskerade die Ihrigen sehr gut wiedererkannt und diese Idyllen fleißig übersetzt. Weiterhin zwar hatten einige begabtere Dichter, wie Claudius und Bürger, ernstlich ans Volk gedacht. Allein beide waren eigentlich doch wieder nur gelehrte Dichter, in deren Ernst und Späßen man beständig die leise, fast unwillkürliche Ironie eines geistig aristokrati-

schen Selbstbewußtseins herausfühlt; ihr ehrlich gemeinter Volkston war nicht naturwüchsig, sondern größtentheils ein künstlich zurechtgelegter, bei Bürger oft sogar ein roh-forcirter, und konnte also im Volke, das für solche Dinge ein sehr feines Ohr hat, unmöglich nachhaltigen Anklang finden. Tiefer und mit völliger Hingebung ging Hebel in die Sache ein. Seine ganze Gefühls- und Anschauungsweise und mithin auch der Ausdruck dafür, das kindliche Symbolisiren der Natur, ja selbst seine Art zu kritteln und zu grübeln, ist durchaus deutsch und volksthümlich, und es ist ein schlimmes Zeichen der poetischen Ermattung und Verstimmung im Volke, daß nicht sehr viele dieser vortrefflichen Lieder wirkliche Volkslieder geworden sind.

Seitdem aber ist in dieser Literaturgattung eine allerdings entschiedene Wendung eingetreten. Die pedantische Classicität, die ideale Anschauung Schiller's, die reinkünstlerische, allen gewöhnlichen Effect verschmähende und daher nicht gemeinfaßliche Schönheit Goethe's, und endlich gar das ästhetisch philosophische Experiment der Romantik hatte nach und nach in der stets neuerungssüchtigen Lesewelt eine gewisse Uebersättigung, ja Ueberdruß an der vornehmen Literatur erzeugt. Man sehnte sich von dem ewigen Nektar wieder zur Muttermilch zurück, und so sahen wir in unsern Tagen eine auf das Einfache, Natürliche und Wirkliche gewandte, sogenannte Volksschriftstellerei entstehen, welche theils über das Volk schreibt, indem sie dessen Leben zu ihrem Gegenstande macht, theils für das Volk wirken, dasselbe belehren, veredeln und poetisch erfrischen will.

Für die Poesie an sich ist von dieser künstlichen Her-

abstimmung derselben zu der Fassungskraft oder der äußern Beschränktheit des Volkes kein sonderlicher Gewinn zu erwarten; außer etwa, daß sie, nach Art aller Gourmands, durch die mäßige Diät, durch eine simple Molken- oder Hungercur wieder erkräftigt und gesünder werden sollte. Die unabweisbare Aufgabe der Poesie ist überall die Darstellung des Ewigen und Schönen im Irdischen. Die Wirklichkeit, worauf jene Volksschriftstellerei gerichtet, kann daher, wie in der Malerei das Portrait und die Landschaft, nur insofern Gegenstand der Poesie sein, als jene höhern überirdischen Mächte hindurchschimmernd sie verklären. Dies wird aber in der Regel, d. h. ohne übermenschliche Anfoderungen an ein jederzeit seltenes Genie, nur durch Zurückgreifen in eine durchsichtigere Vergangenheit, die darum nicht weniger wirklich ist, erreichbar sein. In der compacten Gegenwart bleibt die Phantasie, wo sie nicht etwa willkürlich-phantastisch alle natürlichen Schranken durchbrechen will, durch die plattesten Gegensätze und eine Wahrscheinlichkeit, die mit der Wahrheit keineswegs identisch ist, beständig beengt, verwirrt und gebunden, gleichwie die Vögel, wenn sie Hausthiere geworden, das Fliegen verlernen.

Ebenso illusorisch aber dürfte auch die beabsichtigte unmittelbare Einwirkung dieser Literatur auf das eigentliche Volk sich erweisen. Einmal liest das Volk, weil es keine überflüssige Zeit hat, überhaupt fast nichts als seinen Hauskalender und Gebetbücher, und concentrirt seine Poesie nur noch im Volksliede. Sodann aber läßt das Volk auch, aus einem natürlichen Mistrauen gegen gelehrte Büchermacher, nicht gern über sich reden oder

ſcherzen; es hat, wie die Kinder, nicht das mindeſte Begehren darnach, ſich und ſein einförmiges Treiben in einem Spiegel, wenn auch noch ſo getreu oder verſchönernd, abgebildet zu ſehen. Deſſen haben ſie täglich zu Hauſe genug; ſie wollen vielmehr Das, was ſie von dem Alltäglichen befreit, anſtatt der Idyllen das Wunderbare: Sagen, Märchen, Legenden, und greifen, wenn dieſer poetiſche Hauch ausgegangen, lieber nach den abenteuerlichſten Mord- und Räubergeſchichten, wo wenigſtens die Phantaſie noch freiere Hand hat. Wenn aber hiernach jene Literatur vielmehr aus der Blaſirtheit der Gebildeten, als aus einem tiefern Bedürfniß des Volks hervorgegangen, ſo wird ſie, fürchten wir, eigentlich doch wieder nur für das bisherige gewöhnliche Leſepublicum ſich ziemlich vergeblich abarbeiten.

Zſchokke mit ſeinem „Goldmacherdorf" und Immermann im „Münchhauſen" gaben neuerdings den Ton an, beſonders der Letztere durch ſein dort eingereihtes großartiges Idyll, wo mit kräftigen ſichern Zügen das Leben eines altſaſſiſchen Bauernſtammes und ein unter ihnen hervorragender heroiſcher Charakter meiſterhaft geſchildert wird. Vor Allen aber ſind hier Berthold Auerbach mit ſeinen „Schwarzwälder Dorfgeſchichten" und Jeremias Gotthelf (proteſtantiſcher Pfarrer Bitzius im Canton Bern) zu nennen; denn Ranke's: „Aus dem Böhmerwalde", eigentlich nur eine Sammlung von Volksgebräuchen, Liedern u. ſ. w., gehört vielmehr in das Gebiet der ethnographiſchen Studien. Jene Beiden aber, Auerbach und J. Gotthelf, unterſcheiden ſich von der gewöhnlichen Literatur ſehr ſcharf dadurch, daß ſie der Salonsweisheit die Einfalt des Landes friſch und

keck entgegenſetzen; beide gehen auf Kräftigung des ſittlichen Elements aus, das aber hier nicht auf bloßen conventionellen Anſtand oder auf die moderne Philoſophie, ſondern unmittelbar auf ſeinen urſprünglichen Boden, die poſitive Religion, wieder zurückgeführt wird, und eben das Durchleuchten dieſer höhern Potenzen, dieſe tiefſinnige Gottesfurcht, welche überall den alltäglichen Ereigniſſen einen jenſeitigen geheimnißvollen Hintergrund gibt, macht, wie der Luftton die Portraitlandſchaft, auch in den Schriften jener Beiden die gewöhnlichſte Wirklichkeit oft wahrhaft poetiſch. J. Gotthelf hat ihren gemeinſchaftlichen Feind, die Hoffart der falſchen Bildung, recht treffend bezeichnet. „Man hatte", ſagt er, „ſchon lange ein Wort für dieſe Art von Hochmuth; man nannte ihn Schulmeiſterdünkel, und zu läugnen iſt es nicht, daß viele Schulmeiſter damit behaftet ſind, namentlich junge, denen man mit der nürnberger Kanne ein Maß Weisheit in den Leib gegoſſen und einige Speckbröcklein von Aufklärung, d. h. von moderner Philoſophie. Indeß wäre es doch durchaus ungerecht zu glauben, dieſer Dünkel ſei nur im Lehrſtande. Du mein Herr! den findet man in jeder Speiſewirthſchaft, in jedem Kaffee, und nicht bloß bei den Gäſten oder Pintenwirthen; o nein, ihr findet ihn ebenſo gut bei den Kellnern, ja ſelbſt bei Stubenmaitlene, die von ihrem Schatz, vielleicht einem Gummi oder Schreiberlehrling gehört haben, es ſei ſich öppe der Religion nimme viel z'achte, mi ſyg jetz witziger und g'ſcheidter worde. Dünkel und Hochmuth iſt das erſte Zeichen dieſer Bildung, das zweite aber Unduldſamkeit, Verfolgung jedes Andersdenkenden. Alle, die etwas Appartiges wollen, wollen Glaubensfreiheit,

Gewissensfreiheit nur so lange fodern, bis sie in dieser Duldsamkeit zur Macht gewachsen sind, dann aber despotisch und gewaltsam Zwang und Tyrannei des Gewissens und des Glaubens einführen, sonder Zaudern und Erbarmen." Die zahlreichen Romane dieses Volksfreundes sind ebenso viele Capitel eines christlichen Erbauungsbuches, in denen hier dem Bauer, dort dem Handwerker, dort der Magd u. s. w. Herz und Kopf zurechtgerückt werden sollen, daguerreotypisch genaue Portraits, oft zum Erschrecken ähnlich. Es ist eine tugendhafte Tendenzpoesie, die allerdings der Moral dient, aber sie dient ihr als eine reine Magd des Herrn, und erscheint daher durchaus bedeutend und liebenswürdig.

Die eigentlichen Oberkellner jener „Speisewirthschaftsphilosophie" dagegen sind die sogenannten Volkskalender, die den Abhub von den Tafeln der Vornehmen für einen Spottpreis draußen unter die Leute bringen und seit einiger Zeit, besonders im nördlichen Deutschland, die Volkserziehung übernommen haben, um die überflüssige Bildung, die oben nicht mehr recht Platz hat, weiter zu verschleißen. Die dümmsten unter ihnen sind unstreitig noch die besten. Sie bringen Räthsel, landwirthschaftliche, häusliche Rathschläge, die jeder Bauer längst besser weiß; sie erzählen Novelletten, Wanzenmittel und Weltgeschichte und kneten unermüdlich Historie und Moral in einen sentimentalen Brei zusammen, der dem gesunden Magen des Volks ganz fremd und zuwider ist; mit einem Wort, sie erweisen sich als durchaus unfähig im kosmopolitisch-pädagogischen Fache. Da läuft aber noch eine andere, schlaue Race zwischendurch, die haben es richtig herausgebracht, warum das dumme Volk

den ſüßen Brei nicht mag: das Mittelalter iſt Schuld daran, der Aberglaube, die Jeſuiten und Ultramontanen. Und es iſt doch ſo klar wie die Aufklärung ſelbſt, daß das arme Volk ſo commode und glücklich leben, ja, wie die Päſcherähs und Botocuden, dem reinen Urmenſchenthum obliegen könnte, wenn es nicht beſtändig von veralteten Gebräuchen, von Pfaffen und abſurden Gewiſſensſcrupeln gefoppt, in ſeiner unveräußerlichen Menſchenwürde verletzt, in ſeinen häuslichen und Caſinovergnügungen geſtört würde, und ebenſo klar, daß ſie, die Kalendermacher, von der Aufklärung leben, hierzu aber nothwendig populär werden, und daher vor allen Dingen erſt die Kirche unpopulär machen müſſen. Und dafür wiſſen ſie ein Univerſalrecept: „Man unterſuche die Religion und was die geſcheidten Leute daran ärgert, und ſchneide, was der Zweifel bereits angefreſſen, friſch weg, damit er ſich nicht unnützerweiſe den koſtbaren Fortſchrittszahn daran ausbeiße; man greife der Entartung der dienenden Claſſe nicht etwa durch religiöſe Wiedererweckung — denn das könnte zu retrograder Frömmelei führen —, ſondern durch angemeſſene Polizeimandate, ſowie durch eine ſchlaue Benutzung der Eigen- und Ehrliebe der Dienſtboten ſelbſt unter die Arme; man ordne daher die Kirche unbedingt dem Staate unter, denn Niemand könne zweien Herren dienen u. ſ. w.“ Das Alles wäre nun eigentlich recht ſpaßhaft, wenn dieſe Kalender eben nicht Kalender, nicht ſo wohlfeil, handlich und zudringlich wären, und mithin allerdings zumeiſt von einem Publicum geleſen würden, das nicht zu leſen verſteht und mit einiger Sicherheit nur das Eine herausbuchſtabirt: „Es ſei ſich öppe der Religion nimme viel z'achte.“

Während aber so die Kellner geschäftig sind und die Herren oben ihre Aufklärungscommersche und Zweckessen feiern und, das Neusilber ihres Götzenthums als prunkenden Tafelaufsatz aufstellend, aus den entweihten Altarkelchen dem verdutzten Volke unten Brüderschaft zutrinken, hat die unsichtbare Hand schon mit Feuer das verhängnißvolle „Mene, Tekel“ über ihre Tafel geschrieben, und auch der Daniel fehlt nicht, der ihnen die düsterflammende Schrift getreu, tiefsinnig und unerschrocken deutet. Wir meinen Alban Stolz und seinen „Kalender für Zeit und Ewigkeit“. Der Finger Gottes, so etwa spricht er zu dem verblüfften Volke, schreibt mahnend mit feurigen Lettern den rechten Sinn zwischen die verworrenen, lügenhaften Zeilen des Zeitgeistes, auf das ihr fortan wisset, was ihr wollt; die Schrift bedeutet Emancipation, aber nicht des Fleisches, sondern vom Fleische, und bedeutet Communismus, jenen uralten Communismus, der von jeher Alle und Jeden zu gleichen Theilen berufen hat zur Erbschaft ihres gemeinsamen Vaters im Himmel. Ihr aber, die ihr nur Einen Vater habt, könnt nicht zweie beerben, nicht Gott zugleich und den Teufel und seine Intelligenzler, die da droben schmausen; also entschließt euch herzhaft und wählt, bevor es zu spät geworden! Das ist ungefähr das stehende Calendarium dieses Daniels. Dazwischen erzählt er ihnen dann vom Tode, „der überall, wie ein Handwerksbursch oder Büblein, das erst schreiben gelernt hat, seinen Namen hingeschrieben“; von dem scharfen Licht von Jenseits, vom Gericht und End der Welt: dem prachtvollen, schrecklichen Schluß des großen und langen Schauspiels, das wir Menschen vor Gott und den unsichtbaren Gei-

ſtern aufführen, und wo im furchtbarſten Ernſt um Himmel und Hölle, um Seelen und Ewigkeiten geſpielt wird. Auch Hausmittel und Recepte bringt er, aber nur gegen die Todesangſt. „Es iſt auch Sympathie nnd Wahrſagen dabei. Die Mittel ſind alle wohlfeil, ganz wohlfeil, und helfen ganz gewiß, es hat noch Keinen gereut, der ſie gebraucht hat. Die meiſten und beſten darunter ſind von einem Schäfer, der vor vielen hundert Jahren weit über dem Meer in Aſien gewohnt hat, und der mehr gewußt hat als alle Doctoren, Amtmänner und Pfarrer zuſammengenommen, obſchon er nie ſtudirt hat. Ich will dir auch ſeinen Namen ſagen; er heißt — Jeſus Chriſtus.“ An dieſen wenigen Zügen wird man leicht Panier und Wappen dieſes ritterlichen Streiters erkennen, der mitten zwiſchen den Staubwirbeln die geweihte Lanze gegen den Lindwurm der modernen Philiſterei eingelegt und mit Recht von ſich ſagen darf: „Hat mein hoher Meiſter geſprochen: «Ich bin gekommen, Feuer auf die Erde zu werfen, wie ſehr wünſche ich, daß es brenne», ſo ſcheue ich auch das Feuerlegen nicht.“ Und eben dieſe Unmittelbarkeit des Kampfes unterſcheidet ihn von andern, gleichfalls wohlgeſinnten Schriftſtellern, welche die religiöſen Schäden der Geſellſchaft durch Moral zu heilen verſuchen, während er das Faule geradezu ausbrennt, damit es nicht heimlich weiterfreſſe. Hier iſt nicht bloß religiöſe Poeſie, ſondern die Poeſie der Religion ſelbſt; keine künſtlich figurirte Muſik, rathlos zwiſchen Oper und Meſſe ſchwankend, ſondern die unwiderſtehliche Gewalt jener ſtrengen, langathmigen Klänge, die, weil ſie von Jenſeits herüberwehen, Vornehm und Gering gleichmäßig auf ihre Schwingen nehmen.

Ueberhaupt aber gehören zu einem wahren Volksschriftsteller dreierlei einfache Dinge, so einfach, daß sie heutzutage schwer begriffen werden, nämlich: daß er es ehrlich meine; daß er wisse, was er will, und daß er mit dem Volke, für das er schreibt, das Gefühl von der Wahrheit und Schönheit seiner Religion theile, welche bis daher noch immer das Christenthum ist und, trotz dem süßen Pöbel der Christenjuden, Türkenchristen und Christenheiden, fortan und bis ans Ende der Welt auch bleiben wird.

Aesthetisches Christenthum und Antichristenthum.

Es iſt ſchon oft ein ziemlich müßiger Streit darüber geführt worden, ob überhaupt die Religion zur Kunſt, oder umgekehrt die Kunſt für die Religion etwas nütze ſei. Die Einen betrachten die Religion nur als eine läſtige, den Fortſchritt hemmende Feſſel der Kunſt, ja ſie läugnen allen innern Conner zwiſchen beiden, als ob nicht die Geſchichte der Literatur aller Zeiten das Gegentheil bezeugte. Die religiöſen Gefühle und Ueberzeugungen der Völker haben immer und überall Kunſt und Poeſie verwandelt und die Literaturepochen gemacht: im claſſiſchen Griechenland das urſprüngliche Drama und die alte Lyrik, im Mittelalter die Ritterpoeſie, ſpäter einen Dante, Michel Angelo, Rafael, und neuerlich noch die moderne Romantik.

Andere, und zum Theil ſehr Wohlgeſinnte, meinen dagegen, die Religion ſtehe zu hoch, um von der Poeſie erfaßt, oder um nicht, wo ſie von ihr berührt wird, dadurch profanirt und alſo gewiſſermaßen gefährdet zu werden. Die Letztern haben allerdings mancherlei Ante-

cedentien für ſich, in dieſer extremen Allgemeinheit aber gewiß ebenſo Unrecht, wie Jene, denen ſie durch ihre misverſtändliche Anſicht recht eigentlich in die Hände arbeiten. Es ſteht geſchrieben: „Wenn ihr nicht ſeid wie die Kindlein, ſo werdet ihr nicht in das Himmelreich eingehen.“ Alle Kinder aber ſind geborene Poeten, und mancher Dichter zehrt lebenslang an dem Schatze jener wunderbaren Zeit, wo er noch nicht wußte, daß es eine Dichtkunſt in der Welt gibt. Scheinbar ein ganz nutzloſes bloßes Luxuriren des menſchlichen Geiſtes, iſt es dennoch die eigentliche Lebensluft, in der wir Alle, gleichviel ob bewußt oder unbewußt, mehr oder minder geſund und kräftig athmen; unſichtbar, aber alldurchdringend, nicht ſelbſt das Licht, aber das Medium des Lichts, wie die Luft, die uns die Sterne ſpiegelt und den Boden lockert und wärmt, daß die Blumen und Wälder ſehnſüchtig daraus zum Himmel wachſen; und gäbe es Menſchen, die gar keine Poeſie in ſich, oder ihre Poeſie an die Altklugheit der Welt ausgetauſcht hätten, ſo wären dies eben nur kranke, defecte Leute. Wenn nun aber die Religion nicht einſeitig dieſe und jene Anlage, ſondern den ganzen Menſchen, alſo auch Phantaſie und Gefühl, deren Ausdruck eben die Poeſie, gleichmäßig in Anſpruch nimmt, ſo iſt gar nicht abzuſehen, warum der Menſch gerade in ſeinem Innerſten auf jene mächtige Schwinge verzichten, aus dem wunderbaren Inſtrument, über das der Finger Gottes gleitet, eine Seite herausnehmen und ſo die urſprünglich vorgeſehene Harmonie willkürlich zerſtören ſoll. Dieſe Bedeutung der Poeſie als eines geheimnißvollen Organs zur Wahrnehmung wie zur Mittheilung der göttlichen Dinge, iſt auch von jeher von der Kirche aner-

kannt worden, wie ſie durch ihre Münſter, ihre Muſik, ihre Hymnen und Heiligenbilder zu allen Zeiten bekundet hat; ja, der ganze äußere Cultus der Kirche ſelbſt iſt ein großes bedeutungsvolles Kunſtwerk.

Wenn wir aber ſonach, gegen jene beiden excluſiven Anſichten, der Poeſie das religiöſe Gebiet vindiciren, ſo ſind wir doch weit davon entfernt, dieſelbe deshalb ſchon in Bauſch und Bogen heilig ſprechen zu wollen. Clemens Brentano vergleicht einmal den Dichter von Profeſſion mit einer ſtrasburger Gans, der man auf Unkoſten von Hirn, Magen u. ſ. w. die Leber monſtrös überfüttere; ſo viele geſchmackvolle Liebhaber ſie dann auch finden möge, es bleibe doch nur eine kranke Gans. Dieſer ſinnreiche Witz trifft ſo ziemlich genau den wunden Fleck. Indem nämlich die Poeſie, ihrer Natur nach, zwei Grundkräfte der menſchlichen Seele, welche die Religion nur als organiſche Theile eines größern Ganzen ſchirmend und vermittelnd umfaßt, die Phantaſie und das Gefühl, vorzugsweiſe herauszubilden ſtrebt, ſo liegt hier die Verſuchung und die Gefahr eben darin, daß ſie im Verlauf der Zeiten und Erfolge, ihrer urſprünglichen Heimat vergeſſend, jene beiden Kräfte ſelbſtändig aus aller Gemeinſchaft mit dem Complex der göttlichen Geheimniſſe, ja als eine Religion der ſubjectiven Eigenmacht geradezu in Oppoſition gegen jenen höhern Organismus zu ſetzen unternimmt, und ſomit, gleich den gefallenen Engeln, jenſeit dem Haß, der Hoffart und all' der barbariſchen Verwirrung verfallen muß, in welcher wir ſie gegenwärtig befangen ſehen. Daß aber die Poeſie in Deutſchland unter der glänzendſten Aegide einer vielſeitigen Cultur, und nach ſo großen Anſtrengungen und

mancherlei redlichem Aufschwung, wie wir ihn in den vorhergehenden Betrachtungen wahrgenommen, endlich in der That eine solche leberkranke Gans werden konnte, ist wol einer ernstern Beachtung werth. Wir wollen daher versuchen, ihre Gänge und Irrgänge, und zwar auf dem hier zunächst liegenden Gebiet der geistlichen Poesie, noch etwas genauer zu beleuchten.

Unter geistlicher Poesie verstehen wir jedoch nicht bloß das eigentliche Kirchenlied, sondern überhaupt alle Dichtung, die aus der Betrachtung und dem tiefern Gefühl der göttlichen Dinge hervorgegangen. Alle Dichtung setzt indeß bekanntlich einige Begeisterung voraus, welche doch wieder nichts Anderes sein kann, als eben das bis zum lebendigen Schauen gesteigerte Gefühl von der Größe, Wahrheit und Schönheit des begeisternden Gegenstandes. Jede Poesie wird daher auch nur geistlich sein, insofern sie wahrhaft gläubig ist. Solche Glaubensbegeisterung, die mit der Liebe Eins ist, weht uns, wie aus einer andern Welt, aus den wunderbaren Gesängen des heiligen Franz von Assisi entgegen, sie waltet in Thomas von Aquino, in Thomas von Kempen, und hat das: Dies irae und das Stabat mater unvergänglich gemacht.

Betrachten wir aber im Ganzen noch ein mal den Gang der Poesie in der Zeit, wo die dichtenden Völker noch durch einen lebendigen Glauben mit der Kirche innig verbunden waren, so gewahren wir, gleich der Centrifugal- und Centripetalkraft zur Erhaltung der physischen Weltordnung, auch hier vor Allem zwei sich wechselseitig ergänzende Grundklänge: das Streben einerseits nach Außen, das Weltliche mit dem religiösen Element zu durchdringen und zu verklären; und andererseits, wo dieses

Element an der äußerſten Peripherie ſich zu zerſplittern ſcheint, die höhere Selbſtbeſcheidung und erwachende Sehnſucht des Weltlichen ſelbſt, zu ſeinem göttlichen Urquell wieder zurückzukehren. Wir ſahen das Chriſtenthum erſchütternd das nordiſche Naturgefühl durchleuchten, dann immer weiter hinabſteigend dem Muth, der Sitte und allen Lebenseinrichtungen der friſchen germaniſchen Völker eine tiefere Bedeutung geben, und ſo als Blüte dieſer Geſinnung endlich die Ritterpoeſie herausbilden. Als aber das chriſtliche Heldengedicht allmälig mit üppig ſpielender Zierlichkeit in den ganz weltlichen Minnegeſang austönte, rankte dieſer ſelbſt, wie in Erinnerungen ſeiner höhern Abkunft, ſich plötzlich an dem ſtarken Glauben zur göttlichen Minne, zum Symbol aller Liebe und Frauenanmuth empor, und damals erklangen die ſchönſten Marienlieder. Dieſelbe, von unſichtbaren Mächten bewegte Flut und Ebbe geht auch durch die ſpätern Zeiten noch immerfort: das ernſte Kirchenlied wird zum Volkslied, das fröhliche Volkslied zum Kirchenliede. Aus dem einfachen kirchlichen Kyrie eleison entſtanden die ſogenannten „Laiſen", Lieder, die bei Wallfahrten, Kirchweihen, Bittgängen, aber auch bei andern bürgerlichen und politiſcher. Feſten vom Volke geſungen wurden. Und umgekehrt wieder benutzte man das weltliche Volkslied mit ſeiner Melodie, und häufig auch nur mit geringer Abänderung der Worte, ebenſo zum kirchlichen Gebrauche; z. B. das Handwerksburſchenlied: „Innsbruck, ich muß dich laſſen, ich fahr dahin mein Straßen, in fremde Land dahin ꝛc.", klingt nun: „O Welt, ich muß dich laſſen, ich fahr dahin mein Straßen ins ewig Vaterland ꝛc." Ja die weltlichſte aller Dichtungsarten, die dramatiſche, nahm in den Myſterien

ihren Ursprung aus dem religiösen Gefühl und blieb harmlos in Frieden mit der Kirche. So schlang sich ein höhers, geistiges Band heiter und versöhnend durch alle Poesie, sie stets mit dem Mittelpunkte alles Daseins vereinigend.

Als aber die Reformation, dieses uralte Band lösend, das Individuum zum Meister und Richter über die Kirche bestellt hatte, mußte dort auch die Poesie, die überall den religiösen Phasen folgt, aus jener großen Gemeinschaft scheiden; das Individuum, und mit ihm die subjective Poesie, ging fortan seine eigenen Wege, und die Theologie die ihrigen. Im Anfange zwar, bevor die erste revolutionäre Begeisterung verflogen, waren die protestantischen geistlichen Gesänge noch frische Kriegslieder, und das berühmteste derselben: „Eine feste Burg ist unser Gott", wird unverkennbar noch bis auf den heutigen Tag bei den öffentlichen Manifestationen des Protestantismus als herausfoderndes Banner gegen die Kirche gerichtet. Auch starkgläubig noch in ihrer Art waren jene frühesten Lieder. Allein der Glaube selbst war spoliirt und arm geworden, das Wunderbare hinweggenommen, und dem Verstande einseitig eine unverhältnißmäßige Befugniß eingeräumt; die Poesie hatte also in diesen Regionen ihr eigentliches Terrain verloren. Und wenn dennoch das geistliche Lied der Außerkirchlichen damals in Simon Dach, Gryphius, Gerhard und Flemming seine schönste Blüte hatte, so geschah dies nicht, wie protestantische Schriftsteller uns so zuversichtlich berichten wollen, durch jene Glaubensplünderung, sondern trotz ihr, und beweist eben nur, was eine innige Glaubenskraft auch bei dieser Verschränkung der Reli-

gionsansichten noch immer vermochte. Ja, bei dem besten der genannten Dichter, bei Paul Gerhard, zeigt sich eben schon ganz deutlich die neue subjective Richtung, die nicht mehr die göttlichen Offenbarungen, sondern die eigene Empfindung neben und bei Gelegenheit der Religion feiert; und auch Paul Flemming sagt schon, mit Bezug auf seine Fahrten nach dem Orient:

— — ich will dir's besser weisen,
Wohin du sichrer sollst und mit mehr Nutzen reisen:
Geh! Sieh dich selbsten durch! Du selbst bist dir die Welt!
Verstehst du dich aus dir, so hast du's wohlbestellt.

Jedenfalls aber verhallten diese und andere schöne Lieder jener Zeit, unter denen überdies bei weitem die meisten Uebersetzungen oder Ueberarbeitungen alter katholischer Gesänge waren, gar bald in dem ungefügigen Chor, der nun allgemein angestimmt wurde. Denn die Poesie, da sie, wie gesagt, zu dem wenigen Dogma, das sie sich aus der Kirche herübergerettet, kein rechtes Herz mehr hatte, wurde nun rein didaktisch, und versank und erstickte endlich in einer starren Orthodoxie um so rascher, je zäher und hartnäckiger sich die letztere gegen die verhaßten Papisten zu verschanzen und somit zu isoliren strebte. Oder wer könnte in der That sich jetzt noch an der entsetzlichen Breite und Monotonie erbauen, womit ein Neumeister, Löscher, Marperger, Taddel, Lehmus und zahllose Andere unermüdlich einzelne Glaubenslehren und Sittengesetze in stolpernde Verse brachten, deren Keiner es leicht unter einigen Hundert Liedern that, und unter welchen ein Benjamin Schmolke mit seinen „Sonntäglichen Antrittsseufzern auf der Kanzel", seinen Cantaten, Arien und Recitativen noch als dichterischer Heros erscheint!

Es konnte nicht fehlen, dieſe bornirte Dickköpfigkeit mußte das andere Extrem hervorrufen. Der Pietismus ſetzte der Proſa die Ueberſchwenglichkeit entgegen, um die erſtarrte Mumie gewaltſam wieder zu beleben. Allein der Verſuch mislang gänzlich; denn die Wiedergeburt ſollte, mit gleicher Einſeitigkeit wie bei den Orthodoxen, durch eine bloße Steigerung des Gefühls erfolgen. Das Gefühl an ſich aber iſt nichts, ſondern erhält überall ſeine Bedeutung und Wundermacht nur durch ſeinen Gegenſtand, und an dieſem wollten und konnten ſie nichts mehr ändern. Daher das widerlich Schlaffe und Weichliche in dieſer pietiſtiſchen Poeſie, das beſtändige Umſchlagen des geſund Kindlichen in das krankhaft Kindiſche, das gemüthliche Dahinfaſeln über das Innerſte der göttlichen Wahrheiten bei dem faſt wollüſtigen Behagen an den bloßen Aeußerlichkeiten; anſtatt der gottbegeiſterten Freudigkeit einer totalen Weltentſagung, das nichtsnutzige, halbe, ängſtlich pedantiſche Mäkeln an der Moral, das den Tanz, den Scherz, das Lachen und Spazierengehen als Sünde denuncirt; jene ſich ſelbſt nicht trauende, forcirte Frömmigkeit, die endlich in den Sonntagſeufzerlein und Wiegenſänglein der Herrnhuter in der völlig lügenhaften Spielerei mit dem Heiligſten aufgeht. Ja, es iſt unglaublich und doch wahr, daß Graf Zinzendorff ſelbſt, der von Gott gewöhnlich als von dem „Papächen und ſüßem Mamächen" redete, Verſe, wie:

Ich liebe mein Papächen,
Ich liebe mein Mamächen
Und Bruder Lämmelein;
Ich lieb' die lieben Engel,
Ich lieb' den obern Sprengel,
Das Kirchlein und mein Herzelein —

als Poeſie und Andacht ausgeben durfte. So bettelhaft genügſam war die Poeſie durch ihren Abfall geworden.

Was ſonach die Pietiſten, ſowie ihre erbittertſten Gegner, die Orthodoxen, unter großem Lärm und wechſelſeitigem Gezänke vergeblich angeſtrebt, war inzwiſchen katholiſcherſeits durch Scheffler, Spee und Balde geräuſchlos und vollkommen erreicht worden. Während jene radicale Orthodoxie das Begriffsſkelet der neuen Lehre zu conſerviren meinte, indem ſie es, abſchließend und ſorgfältig einbalſamirend, mit ihren ſtereotypen Redefiguren zu Grabe trug, hatte dagegen Johann Scheffler, unter dem Namen Angelus Sileſius, in ſeinem „Cherubiniſchen Wandersmann" die Gottwerdung der menſchlichen Seele feiernd, nur einfach hingewieſen auf die unverwüſtliche Poeſie und Schönheit der Kirche mit tiefſinnigen Sprüchen, die wie feurige Gedankenblitze um den alten Münſter ſpielen. Dieſen Tiefſinn hatte Friedrich von Spee, vorzüglich in „Trutznachtigall", mit aller Innigkeit eines wahrhaft dichteriſchen Gefühls durchdrungen, und durch ſeine herzlichen Klänge das Volkslied dem kirchlichen Gebiete wieder erobert. Es ſind religiöſe Minnelieder; und gleichwie man dem weltlichen Minnegeſang, als das demſelben zum Grunde liegende edle und ſchöne Zartgefühl nicht mehr empfunden und verſtanden ward, den Vorwurf ſpielender Tändelei zu machen begann, ſo hört man wol auch jetzt, nachdem der alte Glaube ausgegangen, denſelben Tadel gegen die Spee'ſchen Dichtungen erheben. Mit gleichem Rechte freilich könnte die moderne Blaſirtheit auch den jährlichen Frühlingsblumenflor eine Tändelei der Natur nennen. Dem Halbweſen der Pietiſten endlich, das zaghaft immer

möchte und doch nicht mag, ſtellte Jakob Balde die ganze, wahrhafte und entſchloſſene Ascetik und Abtödtung des Irdiſchen um Gotteswillen, ſtreng und erſchütternd gegenüber.

Nun ſollte man meinen, ſo große Dichter müßten auch auf die außerkirchlichen Poeten einen bedeutenden Einfluß geübt haben. Dem iſt aber nicht ſo, aus dem einfachen Grunde, der noch heute gilt. Spee und Balde waren Jeſuiten, und Scheffler, von proteſtantiſchen Aeltern geboren, war zur Kirche zurückgekehrt. Ja, viele Proteſtanten haben vielleicht noch heute keine Ahnung davon, daß z. B. Balde, der größtentheils lateiniſch dichtete, durch claſſiſche Bildung und Eleganz häufig an Horaz erinnert, und daß wir dem unermüdlichen Eifer Spee's vorzüglich die Abſchaffung der grauſamen Hexenproceſſe zu verdanken haben. Genug, die proteſtantiſche Poeſie ließ ſich das wenig anfechten und ſetzte ihren Altweibertrott vom geiſtlichen Parnaß hinab ungeſtört und unaufhaltſam fort. Da ſie nun aber auch in der That da droben nichts Rechtes mehr zu thun fand, ſo wählte ſie einen andern, den einzigen Ausweg, der ihr noch blieb: das geiſtliche Lied wurde aus der Kirche in das Haus getragen, doch immer noch ſo, daß gleichſam das Haus die Kirche vorſtellen ſollte. So entſtanden jetzt Bibelſummarien in Diſtichen für Kinder, gereimte Katechismen für Handwerksburſchen auf der Wanderſchaft und in der Werkſtatt, chriſtliche Reiterlieder, Lieder für wiegende Mütter, für Dienſtmägde beim Schüſſelwaſchen, gegen das Kartenſpiel, das Tabackrauchen ꝛc.; ja eine einzige dieſer zahlloſen Sammlungen: „Des geiſtlichen und evangeliſchen Zions neue Standeslieder", enthält allein nicht

weniger als 147 Lieder für Amtsſchreiber, Barbiere und Bauern.

Auf ſolche Weiſe aber von den nach allen Seiten hin ausgetretenen Gewäſſern einmal gründlich auf den Sand geſetzt, war der Poeſie, wenn ſie überhaupt noch irgend einen Charakter behaupten wollte, der weitere Uebergang von ſelbſt gewieſen. Sie trennte ſich gänzlich von der Kirche, und nahm nun ausſchließlich die bloße Moral zu ihrer Domaine. Gellert kann als Typus dieſer Richtung angeſehen werden. Seinem empfindlichen meißner Geſchmack war die herrſchende Confuſion, die ein unmögliches Bündniß zwiſchen hausbackener Proſa und den Myſterien des Chriſtenthums erzwingen wollte, herzlich zuwider; er löſte daher die disparaten Elemente verſtändig voneinander, indem er das Poſitive lediglich auf ſich beruhen ließ, und dagegen eine vom Glaubenskern geſonderte und völlig nüchterne Ethik, die ſich auch äußerlich durch eine gewiſſe elegante Reinlichkeit der Sprache kund gab, zu populariſiren ſuchte. Seiner Intention laſſen wir vollkommene Gerechtigkeit widerfahren, ja wir geben gern zu, daß er, wie die Zeit nun einmal war, außerordentlich wohlthätig wirkte; denn wenn das Schiff zerſchlagen, iſt Jeder lobenswerth, der ſeinem ſchwimmenden Nebenmenſchen auch nur eine morſche Planke zur Rettung unterſchiebt. Aber eine Moral, die ſich nirgend an den ewigen Pfeilern der poſitiven Religion lebendig emporrankt, wird nothwendig alles wahrhaften, thatkräftigen Aufſchwungs ermangeln; vor lauter Angſt, ſich nicht auf dem Wege zum Himmel zu verirren, wagt ſie es nicht, ihn reſolut zu betreten: da ſind überall Wegweiſer mit langen, dürren Fingern, nirgend Sterne oder

Blitze, welche durchbrechend leuchten und zünden. Am wenigsten aber können wir, was auch Franz Horn und Andere gutmüthig dagegen sagen mögen, nach unserm poetischen Gewissen einräumen, daß eine so altgeborene, hüstelnde und hypochondrische Moral in irgend einer Weise dazu geeignet war, der siech gewordenen Poesie frische Jugend einzuhauchen.

Daher die freudige Ueberraschung, das allgemeine Aufsehen und Staunen, das ein unerwartet aufgehendes Dichtergestirn über ganz Deutschland verbreitete. Klopstock war es, der es jugendlich unternahm und als seine Mission betrachtete, das, was der Unverstand oder die Ermattung der Zeit geschieden, Religion und Poesie wieder zu versöhnen und wechselseitig durch einander zu beseelen. Nicht diese oder jene Glaubenslehre, noch die Moral oder einzelne Tugenden, sondern den Angelpunkt des Christenthums selbst, die Erlösung des Menschengeschlechts durch den Gekreuzigten machte er zum Gegenstande seiner Messiade; und das Selbstbewußtsein von der Größe und Würde dieses Unternehmens gab seiner Gesinnung, ja seinem ganzen Leben einen Aufschwung und Pathos, der ihn seinen Zeitgenossen, und noch lange nachher, fast als ein überirdisches Wesen erscheinen ließ. Aber jeder Dichter ist mehr oder minder ein Kind seiner Zeit, und auch Klopstock konnte dem protestantischen Zuge derselben nicht entgehen. Anstatt der höhern Allegorie und kühnen Symbolik des Mittelalters, wie sie noch im Dante großartig waltet, stellte er in der Messiade der ewigen Wahrheit das subjective Menschliche, die Naturwahrheit, mit einem Wort: das Individuum, gleichsam als ebenbürtig gegenüber, indem er das Göttliche und Ueber-

menſchliche zur reinen Herzensſache machen wollte. Allein die göttliche Offenbarung, das Poſitive der Religion iſt zu übermächtig, um ſo unvermittelt im bloßen Gefühle aufzugehen. Daher wird in der Meſſiade die ſich beſtändig übernehmende Empfindung ſo oft überſchwenglich, und das Wunderbare und Geheimnißvolle des Chriſtenthums, weil das Organ zu ſeiner Erfaſſung nicht zureicht, dagegen abſtract ohne lebendige Anſchauung. Engel und Teufel ſäuſeln und ſtürmen nicht, wie in Dante's „Göttlicher Komödie", leibhaftig, himmliſch, entſetzlich, ſegnend oder verfluchend an uns vorüber, ſondern halten lange ſchmuckvolle Reden; es iſt eine endloſe Expoſition, die es nicht zur wirklichen dramatiſchen Handlung kommen läßt. Ja, als Folge dieſer bloß ſubjectiven Auffaſſung der Dinge ſehen wir auch in Klopſtock's übrigen Beſtrebungen, bei aller tüchtigen Geſinnung, denſelben Mangel an geſunder Objectivität; in ſeinem Bardenthume eine fabelhafe, teutoniſche Urzeit, die niemals war, in ſeiner Gelehrtenrepublik eine Welt, die niemals ſein kann. Das war das alte Schauen des Glaubens nicht mehr, ſondern das immerhin edle Gefühl ſeiner eigenen ſinkenden Macht und der Nothwendigkeit daher, ihn zu ſtärken und zu vertheidigen.

Doch gibt es noch einen andern Grund, warum ſein Meſſias mehr bewundert als geleſen wurde, und als chriſtliches Erbauungsbuch niemals populär werden konnte. Klopſtock war nicht, wie er endlich ſelbſt glaubte und Andern glauben machte, ein Wiederherſteller religiöſer Ueberzeugungen, ſondern recht eigentlich ein Reformator der deutſchen Sprache und Dichtkunſt. Gleichwie er in früher Jugend lange über die Wahl für ſein ſtarkes

poetiſches Bedürfniß, zwiſchen Meſſias und einem ganz weltlichen Stoffe, geſchwankt hatte, ſo wurde auch ſpäterhin von ihm das Chriſtenthum und das teutoniſche Heidenthum, die altnordiſche wie die chriſtliche Mythologie, mit gleichem Eifer, wenn auch nicht mit gleichem Glücke umfaßt. Es war nicht ſowol die Religion, welche er mit antiken Versmaßen verweltlichend zum Stoff eines ſentimentalen Kunſtwerks gemacht, als vielmehr die Poeſie, die er durch die Wahl eines ſolchen Stoffes feierte und zu adeln ſtrebte. Gellert hat mehr auf die Gegenwart, Klopſtock mehr auf die Nachwelt gewirkt. Durch jene maßloſe Berechtigung des Subjects, der poſitiven Religion gegenüber, wurde er der Vater der neuern Poeſie überhaupt, durch ſeine Aeſthetiſirung des Chriſtenthums der Ahnherr der modernen Romantik.

Seine weniger auf das Volk, als auf die Gelehrten und Schriftſteller gerichtete Wirkſamkeit verbreitete ſich auch über das katholiſche Deutſchland; doch, wenn man den allerdings bedeutenden Vortheil einer edlern Sprache abrechnet, eben nicht zum Gewinne. Denn z. B. die geiſtlichen Dichtungen des Jeſuiten Denis, der hier vor allen Andern zu nennen wäre, werden durch die Klopſtock'ſche antike Odenform ungenießbarer, als ſie es nach ihrer innigen Frömmigkeit ſein ſollten.

Der Gang aber, den ſeitdem die proteſtantiſche Theologie genommen, iſt allbekannt; ſie endete mit dem Rationalismus oder Vernunftglauben. Die göttliche Wahrheit ſollte nicht mehr durch die Offenbarung, ſondern die Offenbarung durch die menſchliche Vernunft beſtätigt werden, das Geoffenbarte nur inſofern gültig ſein, als es von dieſer Vernunft das landesherrliche Placet erhal-

ten. Vergebens proteſtirte der ehrliche Wandsbecker Bote, Claudius, gegen ſolche Souverainetät der Vernunft, und ſuchte, was er in ſeiner Einſamkeit vom poſitiven Chriſtenthum ſich treu und herzlich bewahrt, in einem heitern, freilich mehr gemachten als naturwüchſigen Volkstone unter die Leute zu bringen. Sie fanden ihn liebenswürdig, neckiſch, unterhaltend; aber ſie wußten doch Alles beſſer. Die Vernunft wollte ihre eigene vornehme Religion haben, und erfand, wie ſchon oben berichtet worden, die Religion der Humanität, d. h. es wurde ein conventionelles Ideal des Menſchlichen als Dogma hingeſtellt, zu dem der Menſch ſich aus ſich ſelbſt und ohne göttliche Hülfe und Gnade unter der ſtolzen Firma der ſittlichen Kraft hinaufarbeiten könne und ſolle. Herder mit ſeinem bewunderungswürdigen Talent, aus dem Chriſthum, wie aus Philoſophie und Geſchichte, das Menſchliche herauszufühlen, wurde der Hauptdichter des neuen Glaubens. Auch Tiedge, wenngleich geiſtig Herder'n in keiner Weiſe vergleichbar, darf hier nicht übergangen werden. Seine „Urania", indem ſie dieſen Humanitätscultus durch äſthetiſch-rhetoriſchen Schmuck ſalonfähig machte, war faſt ein Menſchenalter hindurch das religiöſe Handbuch der Gebildeten, zumal der Frauen. Schiller folgte demſelben Gedankenzuge; ja ſein „Don Carlos" und darin insbeſondere der Poſa, ſind nur praktiſche Ausführungen dieſes Themas im großen Stil. Goethe dagegen war völlig indifferent, er nahm, wie ein Maler ſeine Farben, Lichter und Schlagſchatten aus allen Religionen, vom alten und neuen Glauben gerade das und ſoviel, als ihm eben künſtleriſch rathſam ſchien; er

kann also hier, wo von geistlicher Poesie die Rede ist, nicht näher in Betracht kommen.

Allein wie in allen Dingen, wenn sie in immer weitern Kreisen Gemeingut geworden, das Gemeine sein unverjährbares Gewohnheitsrecht geltend macht, so ist es auch mit der Erfindung der Humanitätsreligion ergangen. Als die volltönende Münze aus dem Reichthum jener vornehmen Geister unter die Armuth des gebildeten Pöbels, an Nicolai und seine Pflegebefohlenen gekommen und von groben Händen abgegriffen war, erwies sich das Gold sofort als eine bloße künstliche Composition, die das gemeine Kupfer überall durchschimmern ließ. Das merkten sie sich instinctartig sehr bald, und die ganze Sache schlug nun in die weltbekannte Aufklärung um, deren Geheimniß eben darin bestand, daß sie das überkommene Capital zu größerer Bequemlichkeit und Menschenbeglückung völlig in Scheidemünze und Kupfer umprägte, und an die Stelle jener idealen Menschlichkeit den bloßen nüchternen Verstand setzte, der fortan Haus und Kirche bestellen und die wißbegierige Welt über Alles, was er wußte und nicht wußte, gehörig aufklären sollte. Da aber in Norddeutschland der Wein theuer, und daher die Nüchternheit wohlfeil ist, auch überdem ein Jeder Verstand genug zu haben meint, so entstand jetzt in Berlin, Leipzig u. s. w. eine ungeheuere Rührigkeit im Menschenbeglücken, und aus dieser jene platte Caricaturliteratur, die wir noch bis auf den heutigen Tag nicht ganz verwunden haben. Bei der rapiden Ausbreitung des Fabrikgeschäfts mußte ohne Verzug auch die Arbeitstheilung eingeführt werden; Iffland übernahm die lahme, stolpernde, Kotzebue die gefallene Tugend, und Lafontaine

überrieselte zu besserm Gedeihen das Ganze mit seinen thränenreichen Romanen. Und weil der Verstand Alles begreifen will, so war dabei zwar von Liebe, Kartoffelbau, Unschuld und Runkelrüben viel rührendes Geschrei, von positiver Religion aber und Allem, was sich eben nicht greifen läßt, nimmermehr die Rede.

Es versteht sich von selbst, dieser alberne und unwürdige Zustand mußte endlich den Ernst der Nation zu einer umfassenden Reaction herausfodern. Es mußte vor allem Andern nur erst der innerlich verstümmelte Mensch wieder hergestellt, der einseitigen Aufklärung des überfütterten Verstandes, der sich damals exclusiv der gesunde nannte, mußte die verborgene, tiefere Nachtseite der menschlichen Seele: Gefühl und Phantasie, erfrischend wieder beigegeben und das sonach erweiterte und ergänzte Dasein mit der großen Vergangenheit, von der es die Reformation geschieden, von neuem in welthistorischen Zusammenhang gebracht werden. Jene dämonischen Grundkräfte der Seele aber können ohne Vermittelung eines Höhern über ihnen kein harmonisches Ganze bilden: man mußte daher ferner, ganz unprotestantisch, dem emancipirten Subject das Positive, dem wandelbaren menschlichen Belieben die unwandelbare göttliche Wahrheit, mit einem Wort: die Kirche entgegensetzen. Das Alles that, oder versuchte vielmehr die Romantik und zwar vorzugsweise durch das Medium der Poesie. Jene höchste Vermittelung erstrebte Novalis in seinem „Heinrich von Ofterdingen", ganz speciell für die Dichtkunst; Friedrich Schlegel, mehr kritisch als dichterisch productiv, für die Wissenschaft. Die Romantik in dichterischer Beziehung ist mithin nicht bloß in ihren einzelnen Erschei-

nungen, sondern ihrem innersten Wesen und Princip nach, ganz und gar eine geistliche Poesie.

Wir nannten vorhin Klopstock den Ahnherrn der Romantik. Die Verwandtschaft liegt aber nicht bloß darin, daß Beide der verstandesdürren Prosa und Verkommenheit des Lebens ihrer Zeit das Christenthum entgegensetzten und dadurch, weil sie zur Zeit der höchsten Noth kamen, gleich großes Aufsehen machten. Die Uebereinstimmung liegt vielmehr in der Art und Weise, wie sie das Christenthum behandelten. Beide nämlich gingen nicht eigentlich darauf aus, das religiöse Volksgefühl in seinen verborgenen Wurzeln wieder zu beleben, sondern das Christenthum — Klopstock in dem vornehmen antiken Gewande, die Romantiker durch den äußerlichen Glanz des Katholicismus — in die höhern Kreise der Gebildeten einzuführen und für die gute Gesellschaft angenehm und literaturfähig zu aptiren. Beide haben weniger die Poesie religiös, als die Religion poetisch gemacht, welche fortan nicht durch ihre Wahrheit, sondern durch ihre Schönheit siegen sollte. Man erinnere sich nur, wie z. B. Tieck die schlichten frommen Volksmärchen von der Magellone, dem Blaubart u. s. w. kritisch modernisirt und in das volle ästhetische Licht herausgearbeitet; mit welchem Kunstaufwande er die „Genoveva" in die prächtigsten italienischen und spanischen Versmaße übersetzt hat, daß man vor Glanz und Blumen die einfache Waldkapelle der Heiligen kaum mehr wiedererkennt. Im „Sternbald" ist es eigentlich auf eine Apotheose der Kunst abgesehen, welcher die Religion nur als der Goldgrund dienen muß, um ihr Bild bedeutender und würdiger darauf abzuheben. Dasselbe gilt von Wackenroder's „Kunstliebenden

Klosterbruder", wo die Religion fast ganz in Musik aufgeht. Bei Fouqué endlich erblicken wir den Katholicismus schon als bloße Decoration und Verschnörkelung eines größtentheils gemachten Ritterthums. Dieser Katholicismus der Romantiker war also wesentlich nur eine ästhetische Religion; der Nachdruck ruhte überall auf der Form, die sonach auch naturgemäß sehr bald zur Manier werden mußte, wie sie namentlich bei dem letztgenannten Dichter stehend und widerlich geworden ist. Wie Klopstock haben daher auch die Romantiker für die Dichtkunst sehr viel, für die Religion aber wenig wahrhaft Erfprießliches gewirkt, wobei wir nur Friedrich Schlegel und Görres ausnehmen, deren eigentliche Macht aber weniger auf dem Gebiete der Poesie, als auf dem der Kritik, der Geschichte und Philosophie liegt.

Doch wir sind hier bereits am Schlusse des vorigen Jahrhunderts und mithin, genau genommen, zugleich an der äußersten Grenze unserer gegenwärtigen Aufgabe angelangt. Die Tugenden und den Verfall, Schuld und Buße der modernen Romantik haben wir schon früher in einer andern Schrift („Ueber die ethische und religiose Bedeutung der neuen romantischen Poesie in Deutschschland") ausführlich darzustellen versucht, worauf wir, zur Vermeidung läftiger und unnützer Wiederholungen, Diejenigen verweisen wollen, die sich für diese Betrachtungsweise noch interessiren. Ueber diese Grenzen hinaus aber Gang, Zweck und wahrscheinlichen Erfolg der neuesten Poesie der Gegenwart, einer zugleich sterbenden und werdenden, mithin durchaus noch chaotischen Literatur, irgend genau und faßlich zu bezeichnen, dürfte zur Zeit fast eine prophetische Gabe erfodern, die wir uns keineswegs

anmaßen. Wir könnten höchstens sagen, was sie nicht ist, was aber stets ein unfruchtbares Geschäft bleibt. Sie gleicht einer reichen Erbin, von den Schätzen aller Zeiten, Völker und Formen verschwenderisch schwelgend, launenhaft, wählig und stets gelangweilt von dem Reichthum, den sie nicht selbst erworben; sie weiß wol, was sie eben nicht mag, nicht aber, was sie eigentlich will und soll. Gervinus sagt in dieser Beziehung: „Wir lassen darüber, wie jeder Historiker am besten thut, die Zeit zuerst reden. Wenn es übrigens auch möglich wäre, schon jezt diese Geschichte zu schreiben, so würde uns doch selbst dann dieselbe Rücksicht bedenklich machen, die auch Goethe abhielt, sich bestimmter über diesen Gegenstand auszulassen. Diese neueste Literatur näher zu beurtheilen, würde mehr Zeit und Hingebung fodern, als sie werth ist; und die Stimme des Beurtheilers würde doch nur unter tausenden für eine gelten, und keine Wirkung hervorbringen." Dieser Meinung stimmen wir vollkommen bei, und erlauben uns daher, hier nur noch einige allgemeine Bemerkungen hinzuzufügen.

Die proteſtantiſche Richtung, welche gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts die geſammte deutſche Literatur faſt ausſchließlich beherrſchte, der Abſolutismus des ſich ſelbſt vergötternden Subjects und die daraus hervorgegangene Verknöcherung und Langeweile hatte damals, wie wir ſchon oben geſehen, in allen beſſern Geiſtern jene totale Reaction der Romantik hervorgerufen. Die Romantik ſetzte ſofort der allgemeinen Einbildung des hochmüthigen Subjects das Poſitive, und zwar — da jede wahre Reform in ihrem tiefſten Grunde religiös iſt — die poſitive Religion, den Katholicismus, entgegen, der alſo ihre eigentliche Seele war. Allein das urſprüglich wohlgemeinte Unternehmen war nicht vorbereitet genug, weder bei den Romantikern durch Ueberzeugung, noch im Publicum durch irgend entſprechende Geſinnung; jene hatten ihren Glauben nicht innerlich erlebt, es war eigentlich nur ein improviſirter Katholicismus, mehr bloßes Kriegsmittel als Selbſtzweck. Dies hatte ſich das ſchlaue Publicum ſehr bald herausgemerkt, das ohnedem, von der blendenden Erſcheinung bloß überraſcht, die ungewohnten religiöſen Feſſeln nur unwillig trug. Und ſo entſpann ſich unter der jüngern Generation, erſt heimlich

intriguirend, dann immer lauter und tumultuariſcher, zur Wahrung der unveräußerlichen Menſchenrechte, eine allgemeine Rebellion gegen das ganze romantiſche Weſen. Sie macht faſt den Eindruck, wie wenn in Tieck's bekannter Spottkomödie die aufgeklärten Perſonen, plötzlich gegen den poetiſchen Druck ſich empörend, das Stück ruckweiſe, Scene für Scene, bis in die gute alte Zeit wieder zurückdrängen.

Dieſe abermalige Reaction hat ganz leiſe, eigentlich mit dem hiſtoriſchen Roman begonnen, der anfangs, z. B. bei van der Velde, noch leidlich den Romantiker ſpielt. Die romantiſche Abkunft dieſer Romane zeigt ſich noch in der Vorliebe für die Vergangenheit, für unbekannte Gegenden oder ungewöhnliche Zuſtände; ihre Reaction in dem allmäligen Zurückführen des Idealen zum Realen, des Wunderbaren zur Wirklichkeit, des ſchönen Formenreichthums zum bloßen Stoff. Alles wird maſſenhafter, in die Stelle der einzelnen hervorragenden Helden treten nivellirend allgemeine Begriffe von wirklichen oder unmöglichen Völkern, anſtatt der Empfindung reden die Thaten. Eine ſolche Befreiung aus der ſubjectiven Enge oder ſentimentalen Häuslichkeit könnten wir uns als willkommene Erweiterung des poetiſchen Horizonts gar wohl gefallen laſſen, wenn darin, wie etwa in Shakſpeare's hiſtoriſchen Schauſpielen, ſich die Weltgeſchichte tiefſinnig abſpiegelte. Allein dazu gehört eben Shakſpeare's Weltverſtand und vor Allem ſein religiöſer Rechtsſinn, beides Eigenſchaften, die wir unſern modernen Geſchichtsromanen durchaus abſprechen müſſen. In dem beſten unter ihnen: in Tieck's „Cevennenkriege" z. B. ſpielt die Ironie eine hier ganz unzuläſſige ſchalkhafte

Rolle, und hebt alle Geſinnung und Gerechtigkeit wieder auf. In Steffens' breitſpurigem norwegiſchen Romane hören wir faſt nur den Autor ſich ſelbſt ausſprechen. Die andern aber ſind meiſtentheils entweder bloßer Decorationsplunder, wie bei Tromlitz, Blumenhagen ꝛc., wo mit ſchneiderhafter Gewiſſenhaftigkeit maskirte ſentimentale Gardelieutenants den Dreißigjährigen Krieg oder irgend ein anderes Stück Weltgeſchichte zur Unterhaltung der Damen aufführen. Oder ſie fallen, wo die Sache wichtiger genommen wird, weſentlich mit dem Tendenzroman zuſammen, der ſeinerſeits wieder mit den modernen Zweckeſſen darin die größte Aehnlichkeit hat, daß es, wie dort, nicht etwa um geſellige Luſt, ſo auch hier nicht mehr um Poeſie oder Wahrheit, ſondern lediglich um Manifeſtationen der Weisheit einer beſtimmten literariſchen Coterie zu thun iſt. Während wir daher bei Shakſpeare überall das hiſtoriſche Gewiſſen und die geheimnißvollen Schauer der göttlichen Leitung hindurchfühlen, macht hier der Autor ſelbſt auf ſeine eigene Fauſt das Fatum. Die alten wildſchönen Helden werden wie unwiſſende Schulknaben nach den Formeln der neueſten Philoſophie gemeiſtert und eines Beſſern belehrt, der großen Vergangenheit wird die Kleinſtädterei eines preußiſchen, braunſchweiger oder reuß-ſchleizer Patriotismus obtrudirt, endlos geſchwatzt, wenig gethan und ſo die ganze Hiſtorie gleichſam rückwärts geſchrieben; ja mehre dieſer Romane ſind geradezu dialogiſirte Recommandationsreden von Wahlcandidaten für die heutigen Kammern. In der Regel aber iſt es eben nichts Anderes als die alte, ordinäre proteſtantiſche Weltanſicht und Geſchichtsverdrehung, die ſeit der Reformation unabläſſig die Vergangenheit refor-

mirt und die welthiſtoriſchen Ideen des Mittelalters, weil ſie ihre Bedeutung durchaus nicht begreifen kann, ſchadenfroh der Gemeinheit zum willkommenen Fraße hinwirft. Es iſt allerdings hier eben nicht mehr die Blumauer-Langbein'ſche Roheit, die immer vor Lachen berſten wollte. Aber die alte Frivolität wird nur um ſo widerlicher, wenn ſie jungdeutſche Prätenſionen von Philoſophie und heroiſcher Tugend macht. Pulcinelltheater ſind ein liebenswürdiger Spaß; Rieſenmarionetten aber, die im Ernſt die Welt bedeuten wollen, werden allezeit plump und abgeſchmackt.

Doch auch dies ward dem zerſtreuten Publicum bald zu viel und zu groß. Es wurde daher aus dem Geſammtleben irgend eine einzelne pikante Scene ausgeſchnitten und als Novelle ſauber eingerahmt, die ſich zum Romane etwa verhält wie das Converſationsſtück zur Tragödie, oder das Genrebild zur Hiſtorienmalerei. Die Brücke von der Poeſie herüber, um mit dieſer doch einigermaßen im Zuſammenhange zu bleiben, wurde zunächſt durch eingeflochtene Kunſtraiſonnements geſchlagen in den zahlloſen Maler- und Reiſenovellen; jetzt hat auch hier Alles die politiſche Uniform angelegt. In der Novelle iſt der Rückzug vom Romantiſchen noch augenfälliger als bei dem Geſchichtsromane; hier wird die Darſtellung ſchon ganz entſchieden aus der Vergangenheit in die allerneueſte Gegenwart überſiedelt. Das hat Cervantes, das große Vorbild dieſer kleinen Literatur, allerdings auch gethan. Dabei darf indeß nicht überſehen werden, daß die Zeit dieſes Dichters eine völlig andere, ein noch ſehr ſtarker Nachklang des allmälig verſinkenden Ritterthums war; daß man z. B. ſeine „Preciosa" heutzutage unfehlbar zu

heilsamer Correction in ein Arbeitshaus verweisen würde; und daß Cervantes dennoch mit großem poetischen Verstande hier stets am liebsten, anstatt in die Salons, in das Bettler- und Vagabondenleben hinabgriff, das zu allen Zeiten einen wunderbaren Freistaat bildet. Tieck — denn wir können uns hier überall nur auf die Hervorragendsten einlassen — gilt bei uns mit Recht als der eigentliche Meister dieses Fachs, in den Novellen vornehmlich, die er seit seinem Abfalle von der Romantik, also etwa seit 1823 geschrieben. Allein auch diese Novellen sind fast ohne Ausnahme Zwecknovellen. Irgend ein Einfall, ein Urtheil, eine Kunstansicht, oder auch Grille des Autors soll durch einige Figuren, die untereinander geistreich darüber debattiren, verkörpert und ins rechte Licht gesetzt werden. So ist die Bekehrung der phantastischen „Ophelia" speciell gegen die moderne Shakspearomanie, „Eigensinn und Laune" gegen den Sansculottismus der neuesten Poeten gerichtet; in der „Vittoria Accorombona", einer anomalen Concession an den momentanen Zeitgeist, ist es auf Verherrlichung des emancipirten Weibes abgesehen, während die meisten andern seiner Novellen eigentlich nur mehr oder minder glücklich dialogisirte Kunstkritiken sind. Das ist aber gerade der umgekehrte Weg der gesunden Dichtung. So unverständig wird freilich wol Niemand sein, die Poesie für ein zweckloses bloßes Spiel der Phantasie zu erklären, das aller beseelenden Grundgedanken entbehren könne. Aber die rechte Poesie fängt niemals damit an, für einen im voraus normirten und zu gelegentlichem Gebrauche in Bereitschaft gehaltenen Gedanken willkürlich erst den passenden Stoff zu suchen; ihr erster und letzter

Zweck ist nicht die Construction der Idee, sondern die Schönheit, die immer schon von selbst ideal ist. Sie sieht und gibt in unmittelbarer Anschauung die Idee gleich im fertigen Bilde, wie die Blume den Duft, das Auge die Seele, oder wie eine schöne Gegend ihre angeborene geistige Signatur, deren Deutung unbekümmert der Kritik des Reisenden überlassend. Jener absichtsvolle Calcul ist demnach nicht mehr der frische Hauch der Poesie, dem, weil er unbefangen durch die Wipfel weht, Blüten und Früchte von selbst zufallen; es ist vielmehr die Dichtkunst im Dienste der modernen Conversations-Geistreichigkeit. Kein Wunder daher, daß auf dieser abschüssigen Bahn endlich der Poesie, wie es scheint, der Athem ganz ausgegangen, und auch die Novelle zur Novellette eingeschrumpft ist: dem vereinzelten Triller aus dem großen Weltchor.

Die historischen Romane und Tendenznovellen aber, indem sie so nach den realen Zuständen und Zeitfragen der Gegenwart abbeugten, bildeten zugleich den natürlichen Uebergang zur politischen Poesie, die sich jetzt fast aller jungen Dichter bemeistert hat. Es ist gewiß löblich und ehrenhaft, anstatt der abgeschmackten Gewohnheitsseligkeit obligater Liebespaare, die Schmerzen, Kämpfe und Klagen eines bis in den tiefsten Grund der Seele bewegten Geschlechts in die Dichtkunst aufzunehmen, ein männlichtönender Klang, den ja zu ihrer Zeit auch Friedrich Schlegel, Uhland und Rückert in ihren geharnischten Liedern schon gewaltig angeschlagen. Denn das Leben ruht bei weitem mehr auf dem Gefühle und der poetischen Kraft in den Menschen als die Nüchternen sich träumen lassen. Der Verstand legt zwar den Pfeil auf

den Bogen zurecht, und richtet und zielt; aber das Gefühl iſt die Sehne, die den Pfeil nach dem Ziele fortſchnellt, und die That iſt zuletzt nur ein anderer Ausdruck der Poeſie. Das große Trauerſpiel in Tirol wäre nicht dageweſen, und die beſonnenſte Taktik in den Befreiungskriegen hätte nichts ergrübelt, ohne den jugendlichen Enthuſiasmus der Völker. Allein nirgend liegt auch die Gefahr für die Poeſie näher als gerade auf dieſem Felde, die Gefahr nämlich ihrer völligen Unterjochung durch den Stoff, durch die ſich ungeſtüm kreuzenden Intereſſen der Parteien und des Winkelpatriotismus, durch die feige Scheu vor dem Tagesurtheil der Menge. Der Dichter ſoll nicht neutral ſein, und es hat auch bei ſeiner erregbaren Natur gar keine Noth damit: kein wahrer Dichter wird von den großen Bewegungen der Gegenwart im tiefſten Herzen unerſchüttert bleiben. Aber er ſoll mit dem Ernſt und der Treue, für welche jeder öffentliche Charakter vor Gott und Menſchen verantwortlich iſt, nur für Das, was er nach dem Maß ſeiner Weisheit in der allgemeinen Verwirrung für wahr und recht erkannt, redlich Partei nehmen und nichts darnach fragen, ob ihm die Menge ihr: „Gut gebrüllt, Löwe!“ zurufe. Und eben das iſt für den Dichter, weil ihm außer der Rettung des ewigen Rechts und der Wahrheit zugleich auch die der Schönheit anvertraut iſt, doppelt ſchwierig in ſolcher Zeit. Denn Niemand kann mitten im Schiffbruch die Pracht des wogenden Meers beſchreiben, die Woge geht über ihn hinweg, und der Schrei der Leidenſchaft und Verzweiflung iſt noch kein Gedicht.

Auch war das Gebahren dieſer neuen politiſchen Poeſie in der That confus genug, und erinnert häufig an den

Brauch der Canarienvögel, die ſtets am heftigſten ſchreien, wenn der Lärm am größten. Sie verlangten trotzig die Einheit und Eintracht Deutſchlands, und fingen wider alles menſchliche Erwarten das löbliche Werk mit der Hauptzwietracht an, die eben geheilt werden ſoll: mit der gehäſſigſten Erneuerung des dreihundertjährigen confeſſionellen Haders; und Maler, wie Leſſing und Andere, illuſtrirten es durch analoge Tendenzbilder. Sie wollten etwas durchaus Neues, und fegten doch nur mit dem längſt ſtumpf gewordenen Beſen der bloßen Negation den alten Plunder von Aufklärung in einen neuen Haufen zuſammen, machten Schutt, anſtatt zu bauen, und erzielten am Ende nichts anderes als eine rein conventionelle Poeſie des Grams und der Verzweiflung über Polizei, Tyrannenblutdurſt, Cenſur, Jeſuiten und andere wirkliche und eingebildete Miſère. Sie ſtachelten beſtändig ſchadenfroh das Roß, daß es nicht länger Zaum und Sattel dulden ſolle, und wunderten ſich dann und ſchmähten es, da es nun die lateiniſchen Reiter ſelbſt mit abgeworfen. Mit einem Worte: ſie glaubten durchaus nicht und glauben es noch heute nicht, daß die Sache zuletzt doch nur auf dem religiöſen Boden, der überall erſt den neuen Rechtsboden ſchaffen muß, und nicht durch noch ſo gelehrte und ſchönredneriſche Poeſie der Schrift, ſondern durch die höhere Poeſie der Geſinnung und des Lebens ausgefochten werden wird.

Die Bergleute theilen ſich bekanntlich ſchon ſeit undenklicher Zeit in die vom Leder und in die von der Feder; die letztern regiſtriren, wägen und verquicken, was die erſtern aus dem ewigen Schacht zu Tage fördern, wo dieſe gar mancherlei gewahr werden, wovon jene

droben ſich nicht träumen laſſen. Dies gilt indeß begreiflicherweiſe nicht vom Bergbau allein, man könnte vielmehr die Claſſification allgemein machen und die ganze menſchliche Societät, je nach ihrem innerlichen Metier, füglich in Soldaten und Schreiber abtheilen, welche beide Claſſen jenen welthiſtoriſchen Gegenſatz vielleicht am entſchiedenſten repräſentiren; denn es iſt überall ein ſehr verſchieden Ding, ob man ein tüchtiges Roß, oder einen gepolſterten Schreibeſel reitet. Der Soldat im Kriege, auf Märſchen, im Standquartier, ſteht auf Du und Du mit lebendigen Menſchen, der excluſive Schreiber dem abſtracten Begriff eines imaginären Volks gegenüber. Jenen zwingt die überraſchende Gewalt unvorgeſehener Umſtände beſtändig, wie in höherer Eingebung, zu raſchem Beſchluß, zu dem dieſer nur auf der logiſchen Leiter der Schule mühſelig, zweifelnd und zögernd gelangt. Wenn im bunten Heereszuge, wo Luſt und Tod im raſchen Wechſel ſich brüderlich die Hand reichen, oder vor der Schlacht, oder auf nächtlich einſamer Feldwacht, wo aller irdiſche Troſt weit abliegt und keine menſchliche Hülfe mehr ausreicht, der Soldat ſeine Sache vertrauend auf Gott ſetzt, hat der Schreiber ſich commode in ſeinem Lehnſtuhl auf ſich ſelöſt geſetzt und braucht den lieben Gott nicht, ſondern Pillen gegen etwaige Hämorrhoidalübel. So lernt und beſcheidet ſich Jener, die verſchiedenen Ströme, in die der Herr das Leben gewieſen, weil er ſie befahren und erprobt hat, wohl zu beachten und in Ehren zu halten, während der Schreiber von ſeinem Iſolirſchemel herab alles Leben in Eine Schulformel einfangen zu können glaubt. Einen ſolchen in mancher dieſer Beziehungen lehrreichen Gegenſatz bildet z. B.

der wahrhaft lebende „Landsknecht“ in ſeinem bekannten „Wanderbuch“ zu einem berühmten „Verſtorbenen“, der, ſeine Lorgnette ins Auge kneifend, ſich England und andere Welttheile durch das excluſiv geſchliffene Glas der modernſten Salonbildung fein lächelnd beſchaut; der, ſeine Genialität diplomatiſch verwaltend, nach allen Seiten hin, mit Weltſchmerz und Mehmed Ali kokettirt und gewiſſe arrières pensées nur zuweilen vornehm hindurchſchimmern läßt, während unſer Landsknecht, ohne nach Dem oder Jenem zu fragen, wie ein großmüthiger Verſchwender ſich überall ganz und aufrichtig gibt.

Jene Schreiber aber treiben das Säculariſiren, nicht nur der Klöſter, ſondern aller menſchlichen Verhältniſſe, als ihr gewöhnliches Metier, und verſichern unabläſſig, man müſſe endlich von Staatswegen (und der Staat, das ſind ſie) eine Einſicht thun; die Societät, die nun in die Flegeljahre gekommen, ſei nachgerade dem kindiſchen Flügelkleide der poſitiven Religion entwachſen, das ſie ungebührlich an den Gelenken zwänge und die freie Bewegung und den Fortſchritt hindere. Sie reden in Einem fort über Dies und Jenes, über die zähe Anmaßung der Ariſtokratie und die Gleichheit Aller vor dem Geldſack, und trinken im Champagner die Geſundheit ihrer verhungernden Fabrikarbeiter. Vergebens wendet der „Landsknecht“ dagegen ein: „Was nützt es, von der Gleichheit zu ſprechen, ſo lange die höhern Claſſen Luxus und Verderbtheit, die niedern Roheit und Elend als Kennzeichen an ſich tragen, ſo lange die Einen mit Uebermuth herab, die Andern mit Neid hinauf blicken? Seid Chriſtenbrüder, verachtet nicht den armen, haßt und beneidet nicht den reichen Bruder. Nicht der Kopf gebe

den Nivellirungsmaßſtab, ſondern das Herz; dann braucht ihr weder Magna Charta, noch Ukaſe. Denn keine politiſche Form vermag die ſociale Decompoſition zu hemmen, welche einer Geſellſchaft bevorſteht, in welcher das moraliſche Cement der Religion und Nächſtenliebe fehlt.“ Aber die eiligen Schreiber, die alle Hände voll zu thun haben, hören nicht mehr, und zerfahren geſchäftig in drei breite Geſchwader. Das eine ſind die Vornehmen, die auf dem Schlamm des Indifferentismus, den die Waſſerfluten des vorigen Jahrhunderts abgeſetzt, ihr ſtolzes Lager aufgeſchlagen und, nachläſſig in einem ſelbſtverfaßten Auszug aus Confucius' Moralſprüchen blätternd, mit herablaſſendem Mitleid den religiöſen Aberglauben der Völker und Zeiten belächeln. Die Andern, die eigentlichen Combattanten: Journaliſten, Touriſten, Magiſter der freien Künſte u. dgl. m., ſind ſchon ſchlimmer daran und haben, weil ſie von der endloſen Bewegung und Negation leben, einen ingrimmigen Haß gefaßt gegen die unwandelbare Kirche und alle des Chriſtenthums Verdächtige. Und zuletzt der unüberſehbare Troß der total Confuſen, die bald dahin, bald dorthin mitlaufen und das Gedränge vermehrend dort Hurrah! hier Nieder mit ihm! ſchreien, ohne jemals zu wiſſen, wem und was es gilt. Und das iſt, wie zwiſchen geſund und krank, der bedeutungsvolle Unterſchied zwiſchen einem ehrlichen Soldaten und einem verſchnörkelten Schreiber.

Einen andern Theil der Reaction gegen die Romantik, und mit nicht geringerm Erfolge, hat neuerdings die Salonpoesie der Frauen übernommen.

Bisher waren es immer nur einzelne hervorragende Geister, welche die Welt mit sich fortgerissen. Ihre Herrschaft aber ist vorüber. Was jene einsamen Geister in der Stille der Zeiten ausgesäet, Weizen und Unkraut, ist nun endlich in Halm und Blüte aufgeschossen und ihnen unversehens über die Köpfe gewachsen, daß man sie nicht mehr bemerkt in dem Gewirre, wo Böses und Gutes üppig wuchernd durcheinandergeschlungen, bis der Herr kommt und Alles wieder sichtet. Die Bildung, die Jene erfunden, ist in ihrer natürlichen Schwere allgemach in die Breite gegangen, aus den vielen verborgenen Quellen sind Ströme geworden und wollen sich nun, alle Höhen unterwaschend, gewaltsam ihre eigenen Bahnen brechen, die keine menschliche Voraussicht mehr zu bestimmen vermag. Es ist die Zeit der Massen, die sich die Formeln abgemerkt und nun ihrerseits die Sturm- und Drangperiode des Genies nachmachen. Und in diesem Bildungsfieber, das epidemisch Alle ergriffen, ist denn auch die Poesie mehr als jemals unter die Frauen gekommen.

Es besteht ein ebenso alter als wunderlicher Streit über den Bildungsberuf der Frauen. Die Einen wollen sie nur mit der Spindel und dem rasselnden Schlüsselbunde, nur im Wochenbett und in der Kinderstube dulden, während die Andern, auch hier dem planirenden Principe unbedingter Freiheit und Gleichheit huldigend, ihnen Tribünen, Katheder, ja Schlachtfelder öffnen und die ganze Flut der Zeitbildung gegen sie loslassen möchten, um den mittelalterlichen Rost, wie sie es nennen, von ihnen abzuwaschen.

Wer den weiblichen Theil der Menschheit nicht etwa echt orientalisch als eine besondere Race zum Nutzen und Vergnügen des männlichen Publicums betrachtet, der wird natürlicherweise den Frauen auch ein Recht und die Pflicht zusprechen müssen, das Ebenbild Gottes, das ihnen der Schöpfer so gut wie uns eingehaucht, nach besten Kräften in sich zu vollenden und zu verherrlichen. Haben doch die Männer keineswegs den Himmel für sich gepachtet, und die Kirche hat ebenso viel heilige Frauen als männliche Heilige aufzuweisen. Hierzu aber ist das bloße Absperren und das Ignoriren des Feindes jederzeit unzulänglich, und um so unzureichender wird solche wehrlose Unschuld in einer ganz verworrenen Zeit, wie die unserige, sich bewähren, wo die complicirtesten geistigen Zustände und Gefahren auch besondere geistige Waffen erheischen, die, um nicht überrascht zu werden, nur im Feuer der modernen Bildung gestählt und geprüft werden können; denn der weltkluge Feind, unverdrossen mit der Zeit fortschreitend und die Mode wechselnd, erscheint immer in neuer Gestalt und Rüstung, auf die Mann und Frau gefaßt sein sollen. In dem Hauptzweck also,

für das Höchſte im Leben, fällt allerdings die Bildung der Frauen und Männer in Eins zuſammen. Allein in dem Gebrauche jener Bildung für die Welt ſind ſie weſentlich verſchieden. Durch alle äußere Weltordnung gehen zwei waltende Hauptelemente: die Sitte und das Recht. Die erſtere haben die Frauen zu wahren und zu pflegen, und zu dieſem Amte hat ſie zuerſt das Chriſtenthum längſt genügend emancipirt; das Recht dagegen haben die Männer auf Erden geltend zu machen und zu beſchützen, das iſt der ewige Gegenſatz von Kraft und Milde, damit die Weltgeſchichte ſich nicht in Einſeitigkeit monſtrös verſtocke. Beide zwar, Recht und Sitte, haben eine gemeinſame religiöſe Wurzel, in der eben, wie bereits erwähnt, die Bildung beider Geſchlechter urſprünglich zuſammentrifft; die Sitte aber in ihrer weſentlich erziehenden Gewalt wird immer vorzüglich nur in der Familie und deren geſelligen Beziehungen wirkſam ſein können, während das Recht, in ſeiner allgemeinen Bedeutung als Gerechtigkeit und Schirm des Guten, Schönen und Wahren, draußen die Welt und das Leben thatſächlich ordnen will und den Kampf aufnimmt, damit die Familie im Gottesfrieden bleibe. So ſcheint nun einmal die Vorſehung ſeit Jahrtauſenden den beiden Geſchlechtern ihre verſchiedene Stellung angewieſen und im Volksgefühl aller Nationen begründet zu haben; denn ein Mannweib iſt überall ebenſo lächerlich als ein weibiſcher Mann. Das Großſprechen und Reiten und Cigarrenrauchen thuts nicht, und macht die freie Frau ebenſo wenig, als die Schnurr- und andern Bärte den Nebeljungen zum Weltweiſen oder Helden. Die Ueberbeſorglichen aber, die in jener Beſchränkung der Frauen eine unwillkürliche Ari-

ſtokratie der Männer erkennen wollen und deshalb auf die Natur, die ja Alles gleichgeſchaffen habe, ſich berufen, verweiſen wir gerade auf die Natur ſelbſt, welche von jeher höchſt ariſtokratiſch den Starken über den Schwachen, den Hund über die Katze, die Katze über die Maus, und weiter hinauf den hohen Geburtsadel des Genies über das gewöhnliche Volk geſetzt hat. Wir werden uns alſo ſchon hierbei beſcheiden, und die Verantwortlichkeit einer höhern Leitung getroſt überlaſſen können.

Das wahre Verhältniß der Frauen iſt vielleicht niemals richtiger aufgefaßt und ſchöner dargeſtellt worden, als im ritterlichen Mittelalter, wo der Ritter vor dem Kampfe ſich ſeiner Dame, welche er oft kaum dem Namen nach kannte, als einer unſichtbaren, idealen Macht empfahl, die den Kampf erſt adeln ſollte. Wenn nun aber hiernach der ritterliche Weltkampf überhaupt vorzüglich den Männern anheimfällt, heutzutage jedoch in dieſem Kampfe die Ritter vom Schwert immer mehr durch die Ritter von der Feder abgelöſt werden, und unter den letztern auch die Dichter ihre bedeutende Stelle einnehmen, ſo ſteht eine dichtende Frau allerdings ſchon an den äußerſten Grenzen ihres natürlichen Berufs.

Jene Grundverſchiedenheit beider Geſchlechter aber, die wir oben angedeutet, iſt auch durch die oberflächlichſte Vergleichung ihrer Literaturen unverkennbar nachzuweiſen. Welch ein titaniſches Ringen der Geiſter auf der einen Seite, wie viele mächtige Gedanken, Lebensanſchauungen, ja ganz neue geiſtige Provinzen haben z. B. Herder, Goethe, die Romantiker entdeckt und erſtritten! Es iſt ſeit Klopſtock ein beſtändiger Eroberungskrieg, faſt Alle ſetzten unbe-

denklich ihr Leben an die Sache; Manche, wie Heinſe, Hölderlin, blieben verblutend auf dem Kampfplatze. Die Frauen dagegen ſind, wie billig, daheim geblieben, höchſtens hier und da im Hintertreffen bemerkbar, um den zornigen Löwen zu beſchwichtigen, die zerriſſenen Fahnen und Wämſer zu flicken, mit einem Worte: um gegen Freund und Feind den löblichen Anſtand zu wahren, der freilich von den Combattanten in der Hitze des Gefechts keineswegs immer gehörig beachtet wurde. Während der athletiſche Gottſched mehre namenloſe Flachköpfe mit ſeiner ſouverainen Allongeperücke zu Dichtern krönte, war ſeine Gattin faſt die Einzige, die über dieſen poetiſchen Scandal zu lächeln wagte. Mit gleichem poetiſch-ſittlichen Takt wußte die Karſchin das freie Gefühlselement zu überwintern, als Rammler die Poeſie an ſeinem claſſiſchen Zopfe zu meſſen unternahm. In ganz andere Noth, unter Humpen und Schlachtgebrüll, war die Frau Naubert (übrigens vielleicht die objectivſte aller dichtenden Frauen) gerathen; und doch, wie geſittet, fein und ſauber ſtehen ihre Ritterromane den Roheiten eines Kramer, Spieß u. ſ. w. gegenüber! Sophie von Laroche ſodann ſitzt ein halbes Jahrhundert lang unverrückt auf dem Throne conventioneller Grazie und hält mitten in dem ſchrecklichen Toſen und Getümmel der Kraftgenies zarten Minnehof der Sentimentalität mit reiſenden Literaten, die liebeſelig ihre langweiligen Correſpondenzen vorleſen. Und wenn endlich Rouſſeau einmal ſagt: „Nicht Einem Weibe, aber den Weibern ſpreche ich die Talente der Männer ab", ſo erinnert uns dies Eine Weib hier unwillkürlich an Sophiens Enkelin Bettina. Bettina iſt in neuerer Zeit eine ſo anomale Erſcheinung,

daß ſie allerdings als Ausnahme nur die den Frauen geſtellte Regel beſtätigen würde, wenn ſie nicht, genauer betrachtet, dennoch eben dieſer Regel ſelbſt anheimfiele.

Denn wo ſie in ernſten, und namentlich in religiöſen oder politiſchen Dingen, den Männern ins Handwerk pfuſcht, iſt ſie durchaus ungenügend, weil unklar und phantaſtiſch. Die Wurzel auch ihrer Poeſie iſt doch wieder nur das Gefühl; ſie iſt wie eine wunderbar geſtimmte Aeolsharfe, welche von den oft entgegengeſetzteſten Winden der neuern Bildung wie von unſichtbarer Hand geſpielt wird. Ihr „Briefwechſel eines Kindes" iſt durchaus bloß lyriſch, eine fortlaufende, unzuſammenhängende Reihe ſchöner ungereimter Lieder; und Goethe hat ganz Recht, da er endlich ſeine Antworten geradezu in Verſe ſetzt. Ja, das Anomale und Pikante ihrer Poeſie beſteht eben darin, daß ſie gegen die natürliche weibliche Beſtimmung und Beſchränkung beſtändig rebellirt, und doch nimmermehr heraus kann.

Verfolgen wir aber nun weiter das Unterſcheidende zwiſchen der Poeſie der Männer und der Frauen, ſo finden wir bei den letztern, außer jener bloß negativen, faſt jungfräulichen Abwehr des Ungehörigen, ferner eine gewiſſe flexible Virtuoſität des Gefühls, welche, wie die indiſchen Schlingpflanzen, Alles ſchmückend umfängt und umblüht, was ſie ihrer Natur nach irgend zu erreichen vermag. Nun ſollte man allerdings meinen, gerade eine ſolche Gefühlsausbildung könne der Frauenpoeſie nur günſtig ſein, wenigſtens der lyriſchen, da dieſe ja eben in Gefühlen denkt. Allein das Gefühl an ſich, wir müſſen es abermals wiederholen, entſcheidet überall noch nichs, es erhält ſeine Bedeutung erſt durch ſeinen Inhalt und

und Gegenstand. Und eben hier liegt die Kluft, welche die Geschlechter poetisch scheidet. Das Gefühl ohne tüchtigen Inhalt, und also auf das Unbedeutende, Minutiöse, bloß Conventionelle oder gar Verkehrte angewendet, wird, je lebhafter es ist, um so gewisser jederzeit in Schwärmerei oder fade Sentimentalität umschlagen, wie sie uns vorzugsweise in der Damenliteratur so häufig langweilt. Sehr begreiflich; denn das Verhältniß der Frauen, wie es nun einmal ist und wol auch niemals anders wird, ihre Erziehung und äußere Stellung zur Welt wehrt den Anfall des ganzen, vollen Lebens von ihnen ab, und sie wissen von den großen Kämpfen und Abgründen desselben glücklicherweise nur vom Hörensagen und aus Büchern. Darum ist auch ihre Poesie keine erlebte; reinlicher und gesitteter zwar als die männliche, aber doch meist nur ein eleganter Nachdruck des Gelesenen, ein liebevolles Ausmalen fremder Compositionen, gleichsam eine Art von ästhetischer Kochkunst, die das Wild, das die Männer draußen erbeutet, und wol auch die Böcke, die diese geschossen, zubereitet und zierlich servirt. Daher auch der fast durchgehende Mangel an kräftiger Objectivität, sowie die merkwürdige Ungeschicklichkeit, ja Unfähigkeit in Auffassung und Darstellung männlicher Charaktere, die immer wie Mädchen mit Schnurrbärten erscheinen. Die Männer dienen bloß zur Staffage, und die dargestellten Frauen dagegen gleiten regelmäßig nach allen Seiten aus, weil sie die Stelle der Männer einnehmen und auf den schlüpfrigen Boden der letztern hinausgeführt werden sollen, wozu doch ihre seidenen Tanzschuhe durchaus nicht eingerichtet sind. Daher endlich beschränkt dieses reproducirende Nachgefühl sich eigentlich

nur auf zwei, von den Männern mehr oder minder vernachläſſigte Reviere: auf die Häuslichkeit mit obligater Liebe in allen ihren Variationen, als eheliche Liebe, Mutterliebe, Kindesliebe, wie z. B. bei der Agnes Franz, Henriette Hanke, Karoline Pichler und zahlloſen Andern, oder auf den Salon, deſſen nähere Beleuchtung wir hier verſuchen wollen.

Auch hier iſt es eigentlich wieder nur die Sitte, welche vorzugsweiſe die Frauen zu hüten übernommen; aber nicht die Sitte in ihrer tiefern ethiſchen Bedeutung, ſondern die Sitte, wie ſie in der feinen, vornehmen, ſogenannten gebildeten Welt ſich ſublimirt und geſtaltet; mit einem Worte der äußerliche Anſtand, der aber dabei oft ſehr unſittlich ſein kann. In dieſer Salonpoeſie iſt daher alles Urſprüngliche, Unmittelbare, Extreme, als nicht faſhionabel, bei Strafe der Lächerlichkeit hart verpönt. Die großen Leidenſchaften, um ſich nicht etwa zu compromittiren oder durch Scham incommodirt zu werden, erſcheinen durchaus nobel maskirt, das abgründliche Geſümpf der menſchlichen Seele wird liebreich mit einem beblümten Raſenteppich bedeckt, die Naturlaute des Volksliedes, hier und da allenfalls eingeſtreut, dienen nur als pikantes Gewürz zur Aufregung oder gelegentlichen geiſtreichen Plaiſanterie. Das Lyriſche überhaupt tritt hier in den Hintergrund, ihr eigentliches Feld iſt der moderne Roman, der aber von der Romantik eben nichts als den Namen mehr hat.

Tieck's „Phantaſus", in ſeinem räſonnirenden Theile, gehört im Grunde auch zur Salonpoeſie; aber gerade hier, an der Bedeutung und Würdigkeit der behandelten Gegenſtände, in der ſelbſterrungenen vollkommenen Kennt-

niß aller Abgründe, wundervollen Erſcheinungen und Geheimniſſen der Phantaſie zeigt ſich am ſchlagendſten der Unterſchied von der weiblichen Salonpoeſie. So hat z. B. die Paalzow im „Godwie Caſtle", gleich Walter Scott, ſorgfältiges Coſtume, vollſtändige Decoration und eine miniaturartige Moſaik alter Rüſtungen, Kopfputze, Redensarten u. ſ. w. auf das gewiſſenhafteſte zuſammengeſtellt; aber es fehlt der ernſte, welthiſtoriſche Hintergrund, der die Bilderchen erſt abheben ſoll; der leiſe, tragiſche Schmerz über den Untergang der Ritterlichkeit und einer bedeutenden Nationalität, welcher Walter Scott's beſte Romane noch immer über den gewöhnlichen Leihbibliothekenſtrom ſeiner zahlreichen Nachfolger erhält.

Und ſo ſehen wir denn bei den Frauen faſt durchgängig die bloße Repräſentation als die Hauptaufgabe dieſer Poeſie, den Schein des Seins, die glänzende Oberfläche des Lebens ſtreifend, mit geiſtreichem Ueberhinfahren ſeiner Tiefen. In dieſer äußerlichen Richtung aber verfolgt ſie alle Färbungen, künſtlichen Irrwege, Verbildungen und Ueberbildungen der Societät, und iſt in dieſem Betracht allerdings ein beachtenswerthes Spiegelbild ihrer Zeit, gleichwie ein ſeekundiger Schiffer an der leiſe kräuſelnden Brandung die tiefer liegenden Klippen wohl erkennen mag. Dadurch wird ſie jedoch auch nothwendig eine durchaus conventionelle Poeſie; Gefühle, Gedanken und Sprache ſind hier mehr oder minder conventionell. So ſind wir — um vorläufig nur der letztern zu erwähnen — zwar keineswegs von ſo ſprödem Patriotismus, um da, wo unſere Sprache zu ungeſchickt oder zu unſchuldig iſt, für gewiſſe intricate Fälle den ſchlagenden Ausdruck zu finden, das rechte wälſche Wort

verketzern zu wollen; aber es erinnert uns doch oft unwillkürlich an die barbariſche Sprachmengerei nach dem Dreißigjährigen Kriege. Ueberhaupt iſt dieſe Art zu dichten, wie alles Conventionelle, dem beſtändigen Wechſel und gleich andern Modeartikeln der willkürlichen Laune, und folglich dem raſchen Veralten unterworfen; denn der Zeitgeiſt, wie man das Mäkeln und leichtfertige Vornehmthun gegen den ewigen Geiſt aller Zeiten zu nennen beliebt, iſt ein gar wetterwendiſches Ding. Oder wer möchte wol aus der überreichen Rumpelkammer unſerer Rococoliteratur, z. B. die Romane der Laroche, heut noch anders als im literarhiſtoriſchen Intereſſe leſen?

Es iſt hiernach ſehr begreiflich, daß dieſe Salonpoeſie, da ſie alle Mode mitmacht, insbeſondere auch die jetzige conventionelle Religion adoptirt hat. Ihr Katechismus lautet ungefähr folgendermaßen: Die göttliche Vorſehung und Leitung iſt „tout bonnement" zu ſtreichen und in Natur und ſubjective Eigenmacht zu überſetzen; die Barmherzigkeit Gottes, als eines polternden, gutmüthig-ſchwachen Komödienpapas, ſoll dieſen erdichteten Afanaſien, ſobald nur „le coeur palpite", gerührt alle Schande bedecken; das Gewiſſen, das durch lange äſthetiſche Berauſchung alle feinere Fühlung verloren, will ſeine Schäden geſchmackvoll mit Religion überputzen, die Sünde wird mit Tugend geflickt, Gewünſchtes und Verwünſchtes, Poſitives und Naturphiloſophiſches, und Göttliches und Thieriſches wird nach Bedürfniß durcheinander gewürfelt und verwechſelt; der mündig gewordene Unglaube, nachdem er eine bedeutende Gemeinde ſich erworben, will nun auch ſeine eigene Kirche haben — und ſo, aus dieſer ungeheuern Mengerei, iſt endlich der ſogenannte Deutſch-

katholicismus entstanden. Jeder ist tugendhaft, wenn er nur den Bedürfnissen und Anfoderungen seines innern idealen Menschen gemäß lebt; dieser ideale Mensch aber ist eigentlich die künstlerische Begeisterung, und das Wesen dieser Kunst die Leidenschaft. Die Agentien dieser Romane sind daher in der Regel: sublimer Instinct, strafbarer Leichtsinn, Ehebruch, wilde Ehen und die Emancipation des Weibes, oder, was dasselbe ist, die Emancipation der Geschlechtsliebe, die überall das Grundthema bildet, als ob Gottes weite Welt eben nichts anderes zu thun habe, als sich zu verlieben.

Aber sofort beginnt denn auch das vermittelnde Geschäft wieder, das wir oben als das Charakteristische der Damenpoesie bezeichneten. Die Sünde soll mit der Sitte ausgeglichen werden: sie soll vornehm, liebenswürdig, geachtet, mit einem Worte anständig erscheinen. Und aus derselben Wurzel entspringt noch eine andere Anomalie. Nach allen diesen Zügen frappanter Familienähnlichkeit sollte man nämlich mit gutem Recht voraussetzen, diese Literatur gehöre auch in politischer Hinsicht ganz und gar dem allerneuesten Glaubensbekenntnisse an. Allein so weit geht die völlige Verwirrung der Salonbegriffe, und so zähkräftig bleibt die ursprüngliche Natur der Damenpoesie, daß sie vor den Folgen ihrer eigenen Behauptungen zurückschaudert, wo dadurch der äußere Anstand verletzt, oder sie selbst salonunfähig werden könnte. Diese Romane sind daher in der Mehrzahl wesentlich aristokratisch. Es ist aber im Grunde wieder nur jener weibliche Widerwillen gegen die unfeinere Erscheinung, gegen die „schlechten Manieren" der untern Classen, und diese schlechten Manieren eben nichts ande-

res als verwechſelbar ſein mit Gevatter Schneider und Handſchuhmacher.

So obenhin aber wird das Gemeine, das doch hier nur gemeint ſein kann, nie und nimmermehr überwunden. Dieſe Halbheit, die mit allen Gelüſten der plebejiſchen Neuzeit ſympathiſirt, ja kokettirt, zugleich ihre Prämiſſen unbedenklich anerkennt und die unvermeidlichen Conſequenzen desavouiren will, hat den alten Adel geſtürzt, und wird auch den neuen Induſtrie- oder Geldadel verderben. Das vornehme Herabſehen und Ignoriren, der excluſive Salonjargon thut es nun einmal nicht mehr, noch weniger die äſthetiſche Bildung; denn das Talent iſt ſehr bedeutend auf der gegneriſchen Partei. Und auch im Mittelalter war der Minneſang nicht die Seele des Ritterthums, ſondern nur der Schmuck deſſelben. Jetzt aber, ſo ſcheint es, ſind alle alten Geſchwüre der Societät endlich reif geworden und aufgebrochen; die trügeriſch glatte Winterdecke über dem faulen Strom, die ewig ſchien, iſt überall geborſten, die Zeit geht mit Grundeis, und die einzelnen Blöcke drängen und ſchieben ſich gewaltſam übereinander. Was ſoll euch, ihr vom alten oder neuen Adel, nun über der allgemeinen Zerſtörung emporhalten? Das, was den alten Adel Jahrhundertelang gehalten hat: der wahre Adel der Geſinnung der das Unvergängliche, Ewige im Wechſel, über den Wogen auf ſeine Schilde nahm, der rechte Ernſt in allen ernſten Dingen. Verſucht es einmal, wenn ihr es noch vermögt, mit Opferfreudigkeit für euer Volk die Lanze gegen jegliche Unbill, alte oder neue, wieder ritterlich einzulegen, und ihr werdet von ſelbſt über jener Schichte ſtehen und, weil die Muthigſten, auch die Erſten ſein.

Doch hierzu eröffnet die Gegenwart nicht die geringste Aussicht. Und so wollen wir denn auch gar nicht in Abrede stellen, daß es in den Salonregionen heutzutage absonderlich verzwickte Verhältnisse geben könne, um solche Heldinnen, wie jene Romane sie darstellen, begreiflich zu machen. Aber eben daß das an sich Verkehrte und Nichtsnutzige zum Gegenstande einer verklärenden Literatur vor dem großen Publicum gemacht und von diesem mit einem Schrei des Beifalls begrüßt wird, daß die Poesie an dem Phosphoresciren der Fäulniß sich ergötzt, eben das ist ein trauriges Zeichen von der gänzlichen Zerrüttung unserer socialen Zustände, ihrer völligen Ablösung von ihrem ursprünglichen, religiösen Boden.

Und das ist, unsers Bedünkens, die schlimmste Literatur. Denn die ältere opponirte allerdings auch gegen die positive Religion, aber so unpoetisch-rationalistisch, daß sie endlich den Romantikern das Feld räumen mußte. Und noch giftiger zwar ist die neueste sogenannte Volksliteratur, die geradezu darauf ausgeht, das Volk zu verderben, indem sie ihm Glauben, Sittlichkeit, Nationalität, mit einem Wort alle höhern, schützenden Mächte hinwegdisputiren will, um es gänzlich wehrlos zu machen. Allein die zu dieser Wetterfahne schwörenden Dichter — wenn man sie noch so nennen mag — ringeln und recken doch noch keck den Schlangenleib an dem Baume der Erkenntniß herauf; man weiß, woran man ist, und hat die Wahl. Jenes vornehm-plaisante bloße Dahinfahren über die Dinge dagegen, Engel und Teufel mit dem wohlriechenden Weihrauch umnebelnd, wirkt narkotisch auf die Köpfe der zerfahrenen Menge, und kann nur dazu

dienen, die allgemeine Confusion der Zeit zu vermehren, die ihr wahrhaftes und größtes Unglück ist.

Es ist überhaupt eine vergebliche Täuschung, die ordinäre Unterhaltungsliteratur als eine gleichgültige Sache, durch bloßes Ignoriren so von obenher abthun zu wollen. Sie ist allerdings gleichgültig für die Literaturgeschichte; denn sie erfindet nichts, sie schafft kein neues Leben und vernichtet keines, letzteres höchstens durch ihre eigene Langweiligkeit. Aber sie ist, wie Gervinus es nennt, die Scheidemünze und das Kupfer, um das klingende Capital, das die Andern ausgeprägt, gleichviel ob echtes oder falsches, in kleinen Portionen von geringstem Werthe fließend zu machen und unter die Armuth zu bringen. Nektar ist nun einmal nicht für jeden Magen, er muß erst bedeutend verwässert werden, um der Menge zu munden.

Alle Phasen der vornehmen Literatur hat diese Unterhaltungsliteratur mitgemacht bis auf den heutigen Tag. Kaum war der Pistolenschuß verknallt, womit sich Werther tödtete, so überrieselte Lafontaine mit einer Thränenflut von Sentimentalität das gerührte Deutschland. Hinter Goethe's Berlichingen kamen Spieß und dessen Spießgesellen. Nachdem die Kraftgenies, ja nachdem Lessing in indirecter, fast zu gewagter Opposition, Herder, Schiller u. A. in vollem systematischen Ernst das Individuum emancipirt und für die positive Religion der Offenbarung eine ästhetische Religion der subjectiven Eigenmacht erfunden hatten, welche dann die Romantiker ihrerseits wieder in einen phantastischen Pantheismus vernebelten, da griffen sofort die Kärrner zu, dieses künstliche Heidenthum in alle Leihbibliotheken vertreibend, wo wol gegenwärtig kaum noch

ein Roman zu finden sein dürfte, der nicht wenigstens ein Tausendtheilchen von einer jener Ideen debütirte.

Seit Bibel und Hauspostille aus dem bürgerlichen Haushalt verschwunden, hat nun diese Schmierliteratur ihre Stelle eingenommen als das Evangelium der neuen Bildung, und gerade die eifrigsten Leser sind die Frauen, diese passiven Genies. Und da die Leserinnen natürlicherweise wieder am liebsten nach Frauenbüchern, als den ihnen verständlichern, und Frauen von Talent daher auch lieber zur Feder, als zum Strickstrumpf greifen, um der hitzigen Nachfrage und Bildungswuth ihrer Mitschwestern zu begegnen, so befindet sich jetzt die Unterhaltungsliteratur sowol hinsichtlich der Producenten als Consumenten in der That zum größten Theil in den der Händen der Frauen. Das ist aber keineswegs gleichgültig, wenn man erwägt, daß den Frauen wesentlich die Bildung der Familie obliegt, und sie hiernach, jene Leihbibliothekenweisheit auf künftige Generationen zu verpflanzen, gar wohl die Macht und den allerbesten Willen haben.

Wir haben schon vorhin die Wahrung der Sitte als das Eigenthümliche der Frauenpoesie angedeutet, zugleich jedoch nachzuweisen versucht, wie die Sitte, mit der wachsenden Verwickelung der modernen Bildung immer mehr von ihrem natürlichen religiösen Boden abgelöst, endlich in ihren bloßen ästhetischen Schein, den sogenannten Anstand umgeschlagen; die Frauenpoesie aber diesen Wechselbalg, der von seiner edlern Herkunft nichts mehr weiß, und selbst die Unsitte nobel darstellen möchte, mit mütterlicher Zärtlichkeit groß gesäugt hat. Es wäre daher nicht mehr als billig, und ohne Zweifel jetzt recht

eigentlich die schöne Aufgabe der dichtenden Frauen, sich ihres höhern Berufs erinnernd, jenen ästhetischen Schein zu seiner ursprünglichen Bedeutung wieder zurückzuführen und anstatt das Unsittliche anständig, lieber den Anstand wieder sittlich zu machen. Denn was ist denn Sitte und Anstand anders als das empfindlichere Gewissen, auf die socialen Verhältnisse angewendet? Die moralische Welt ist so kräftig und unverwüstlich angelegt, daß es überall nur des entschlossenen Wegräumens der verwirrenden Staubdecke bedarf, womit die Zeit sie angehaucht, um das Bild in seinen ursprünglichen Farben wieder aufblühen zu machen, und seine verborgene Schönheit zu erkennen. Unser moderner Roman würde zwar allerdings, sowie das Lustspiel, gar nicht existiren können, ohne von den Faseleien, Irrthümern und Verzerrungen der Gegenwart Notiz zu nehmen. Allein, wie gesagt, nicht im Stoffe schon liegt ja die Sünde oder Tugend der Poesie, sondern in der Auffassung und Gestaltung dieses Stoffes. Gleichwie das Heiligste durch eine gewisse perfide Ironie ins Lächerliche oder Zweideutige gezogen werden kann, so ist auch das Falsche und Schlechte durch die Aufrichtigkeit eines tiefern dichterischen Gefühls künstlerisch zu bewältigen. Die große Weltlüge mit ihrer hoffärtigen Pracht verbleicht und zerrinnt, sobald man ihr nur nicht mehr glaubt. Es gibt überhaupt gegen alle schlechte Literatur zwei Waffen, die schärfer als bloß rhetorische oder allegorische Moral in das wilde Fleisch einschneiden. Eine Poesie der Wahrheit nämlich gegen die Poesie der Lüge, welche, von dieser keinerlei Ausgang nehmend, wie der Frühling mitten in die Dinge hineinbricht und mit stiller Bildungskraft alle schlummernden Keime weckt, die dann

schon von selbst den faulen, schmutzigen Winter überwachsen und unter Grün und Blüten begraben. Und die zweite ist ein heiteres Spiel mit und über den Dingen, das die aufgeblasenen Narrheiten der Welt zu Tode lacht; denn nichts kann die Lüge, die nur von Eitelkeit lebt, weniger ertragen als lächerlich zu erscheinen vor der Welt. Beiderlei Waffen haben zu ihrer Zeit die Romantiker gegen die Nüchternheit der damaligen Literatur mit Glück geführt, und sie würden sich ohne Zweifel gegen die Betrunkenheit der jetzigen ebenso siegreich bewähren und die schreibenden und lesenden Damen bewegen, sich endlich ihrer schlampigen Genialität zu schämen. Scham aber ist der Anfang der Besserung, und ansteckend wie Lachen und Gähnen, zumal wenn die Frauen erst wieder gewahr werden, um wieviel schöner das Morgenroth der Zucht und Unschuld ihre Wangen kleidet, als die Hitzblattern der emancipirten Leidenschaft.

Gegen diesen allgemeinen Krieg konnte die Romantik nicht Stand halten. Schon die nächsten Nachfolger von Novalis und Friedrich Schlegel, mehr oder minder in ihrer Zeit befangen, hatten selbst den vollen Glauben nicht mehr, den sie verfochten: ein innerer Widerspruch, der bei der eigenthümlichen Natur dieser Poesie, dieselbe von Grund aus zerklüften mußte. Dieser Grundmangel ergibt sich namentlich bei August Wilhelm Schlegel unumwunden aus seinen erst späterhin veröffentlichten Selbstgeständnissen, worin er den Katholicismus und seinen Bruder Friedrich vornehm desavouirt, und den erstern, ohne alle eigene Ueberzeugung, nur als moderne Mythologie und geschicktes Reizmittel gegen die geistige Apathie seiner Zeitgenossen benutzt zu haben bekennt. Tieck zwar hat sich dergleichen niemals offen merken lassen, aber nur um so wirksamer kundgegeben durch eine gegen die Sache selbst gerichtete feinzersetzende Ironie, die sich durch alle seine Dichtungen schlingt und unter dem Vorwand, über den Dingen zu schweben, anmuthig spielend mit der einen Hand wieder nimmt, was sie mit der andern gegeben. Ein so perfides Halb- und Scheinwesen konnte aber natürlicherweise ebenfalls nicht dauernd

befriedigen. Es that sich daher sehr bald dieselbe Erscheinung hervor, die wir unter ähnlichen Verhältnissen schon bei Klopstock bemerkt haben. Der selbstbewußte Mangel gläubigen Inhalts sollte durch prächtige Formen ersetzt, die Verarmung durch Luxus überboten werden; und wie in der Messiade der Protestantismus, wurde nun auch hier der Katholicismus, von dem sie nur noch ein vages Kunstgefühl hatten, ästhetisch gemacht. Mit dem Unterschiede jedoch, daß die wieder entfesselte Phantasie, welche sich bei Klopstock noch schüchtern mit der gewissenhaftesten Ausschmückung ihres Stoffes begnügte, jetzt mächtiger und tiefer greifend die göttlichen Wahrheiten selbst in ihrer Weise umzudeuten unternahm und nicht ruhte, bis sie bei einem ihr zu allen Zeiten besonders zusagenden Pantheismus angelangt. Ein Uebel, das im Keime schon bei Novalis sich andeutet, in Werner's frühesten Schriften künstlerisch systematisirt wird, bei Platen und Andern endlich offen zu Tage kommt. Kein Wunder daher, daß wir diese Poesie in raschem Absturz vom Katholicismus zum ästhetischen Katholisiren, von diesem aus natürlicher Unbefriedigtheit zur philosophischen Umdeutung der Religion, und sofort durch das Medium des modernen Pantheismus ins Leere wieder zur alten Aufklärung und Vergötterung des Subjects zurücksinken sahen. Aus diesem Bankrott blieb uns nur die größere Kunstvollendung durch Aneignung altdeutscher, italienischer und spanischer Formen, eine bedeutende Aufregung der Geister, und, weil diese Aufgeregtheit ihr eigentliches Ziel verfehlt hatte, die Zerrissenheit.

Die Romantik hatte sonach sich selbst gerichtet. Heine war der Erste, der in diesem verwilderten Feldzuge das sauve

qui peut! öffentlich ertönen ließ, und mit zweischneidiger Ironie, von dem in der eigenen Phantasterei steckengebliebenen Munitionskarren der Romantik rasch die letzten Gurten und Stränge durchschneidend, mit Sattel und Zeug zu dem schon lange schadenfroh gegenüber lauernden Heidenthum Reißaus nahm. Eine ganze Freischar romantischer Trainknechte, Nachzügler und Marodeurs, ja Alles, was inzwischen am Glauben Schiffbruch gelitten, folgte ebenso frech, aber weniger witzig als Heine seinem willkommenen Signalrufe, und so entstand bei einer neuern Generation, die, durch die Befreiungskriege von Jenen geschieden, die Romantik kaum als fabelhafte Tradition mehr kannte, die allerneueste Poesie, die wir füglich als antichristliche bezeichnen können.

Es ist merkwürdig, in Oestreich ist die Poesie von der Romantik fast gänzlich unberührt geblieben; die Leistungen Collin's und Anderer sind vielmehr nur mislungene oppositionelle Versuche, sie auf das Prokrustesbett der Classicität zu spannen, eine beim ersten Anblick auffallende und doch sehr natürliche Erscheinung, da Das, was wir als den Nerv der Romantik bezeichnen, der Katholicismus, für sie den belebenden Reiz der Neuheit nicht haben konnte, auch andererseits dadurch gewissermaßen profanirt zu werden schien. Genug, die östreichischen Dichter sind von der sogenannten classischen Zopfzeit, als wäre inzwischen gar nichts vorgefallen, sogleich bei den Trümmern der Romantik angelangt, und haben jene verhängnißvolle Erbschaft der Aufgeregtheit, Subjectsvergötterung und Zerrissenheit wohlgemuth und ohne alle rechtliche Verwahrung angetreten.

Gleichwol sind sie, sowie die neuern Dichter über-

haupt, von ihren Erblaſſern ſehr weſentlich unterſchieden. Während dieſe, im Kriege geboren und aufgewachſen, eine äußerlich bewegte, bedeutende Zeit durchlebten, waren jetzt die Donner längſt verhallt, man hörte nur noch das Rauſchen der Federn durch ganz Europa, der offene Krieg war nach der einen Seite hin ein diplomatiſcher, nach der andern ein innerer Bürgerkrieg materieller Intereſſen geworden, deſſen imaginärer Boden nicht mehr der Phantaſie, ſondern vorzugsweiſe dem Verſtandesgebiete angehört, und daher hat die neue Dichtergeneration damit begonnen, womit jene kampfesmüd geendet: mit einer altklugen Tendenzpoeſie. Die Romantik hatte ferner zu ihrer Zeit etwas durchaus Neues, damals Unerhörtes geſchaffen, und mit der dumpfen Menge, die ſie über ſich ſelbſt heben wollte, einen Kampf auf Tod und Leben durchzufechten; die neue Poeſie dagegen hat ſich kopfüber in den breiten Strom der gemeinen Meinung geſtürzt, der ſie trägt und mit ſich fortreißt; ſie hatte weit und breit keinen Feind, als die ohnmächtige Cenſurſchere, und mußte daher, um nicht ſpurlos in den Maſſen zu verſchwinden, erſt ſich ſelbſt einen Gegner künſtlich ſchaffen, den ſie endlich in einer allgemeinen Jeſuitenverſchwörung glücklich gefunden zu haben wähnte. Und ebenſo, da ſie hiernach niemals mit einem wahrhaften, lebendigen Feinde innerlich gerungen und alſo nichts zu verfehlen und nichts zu gewinnen hatte, iſt auch ihre Zerriſſenheit nur eine willkürliche, äſthetiſche, ein fingirter Kampf gegen Fictionen.

Nun liegt es aber überall in der Natur der Sache ſolchen äſthetiſchen Experimentes, daß daſſelbe, da es keinen Inhalt hat, ſich ſelbſt als Gegenſtand nimmt, und

dieſen zur möglichſten Virtuoſität auszubilden ſtrebt. Alle revolutionäre Säure, die der Krieg nicht ausgegohren und ein dreißigjähriger Frieden auf die edlern innern Theile zurückgedrängt hatte, wurde von der ſtoffbedürftigen Poeſie begierig aufgegriffen, und dieſe Krankheit als unfehlbares Symptom der Genialität ſo lange ſorgfältig gehegt und künſtleriſch formulirt, bis ihnen der muthwillig verhätſchelte Dämon unverſehens über die Köpfe wuchs, und der Haß, als die einzige Wahrheit in der Sache, die eigentliche Seele dieſer Poeſie geworden iſt. Und weil dies im Grunde auch nur eine andere Art von Subjectsvergötterung, dieſem Götzendienſte und ſeiner angemaßten Weltherrſchaft aber nun einmal nichts fremder, feindlicher und ſtörender iſt, als die poſitive Religion, ſo hat ſich jener Haß inſtinctartig und mit aller fanatiſchen Wuth des Selbſterhaltungstriebes auf die Kirche geworfen.

Bei alledem begreifen wir zwar recht wohl, wie eine junge ſtarke Seele in ſo anarchiſchen Zeiten zu einer erhabenen Troſtloſigkeit kommen, und an dem Ausmalen dieſer troſtloſen Abgründe ein poetiſches Gefallen finden kann. Aber eben dieſes ausſchließliche Gefallen daran iſt auch jederzeit nur das ſicherſte Kennzeichen von dem Juvenilen und Schülerhaften einer literariſchen Epoche. So grübelte und raſte einſt in ähnlichen hypochondriſchen Gelüſten die Sturm- und Starkgeiſterei der Kraftgenies einem Goethe voran. Ja daſſelbe thun faſt alle begabtern Jünglinge in ihren Flegeljahren, wo Phantaſie und Verſtand noch unmittelbar miteinander ringen, wie z. B. Tieck im „William Lovel", Clemens Brentano in ſeinem „Godwi". Allein bei Beiden, und gewiſſer-

maßen ſelbſt bei Goethe im „Fauſt", war es nur ein vielleicht nothwendiger, raſcher Durchgang ihres Bildungsproceſſes, den ſie gar bald als ſolchen erkannt und entſchloſſen hinter ſich warfen. Bei jenen Andern dagegen, obgleich ſie größtentheils das normale Schwabenalter bereits überſchritten, hat ſich das Gift mit den Jahren immer tiefer eingefreſſen, und das Verkehrte, ja Frevelhafte liegt hier eben in dem Hochmuth, der ſein bloß äſthetiſches Spielzeug als Ernſt, als etwas Selbſtändiges, Dauerndes geltend machen, alſo die Lüge allem Heiligen im Leben frech entgegenſetzen will; denn wozu wären denn die bevorzugten Geiſter überhaupt in der Welt, wenn ſie mit der Alltagsweisheit des gebildeten Pöbels fraterniſiren und ſich damit begnügen wollen, die totale Zerfahrenheit nur künſtleriſch zurechtzumachen; anſtatt, ihrer göttlichen Sendung getreu, ſchlicht und unverzagt auf die unvergänglichen Höhen hinzuweiſen, wohin die arme Menſchheit ſich aus der allgemeinen Sündflut der Gedanken zu retten habe?

Faßt man ihr wunderliches Gebahren näher ins Auge, ſo könnte einen dabei wahrlich der Glaube an Seelenwanderung überkommen. Es iſt als wären die alten berliner Jeſuitenriecher, um ihre austrocknende Langweiligkeit abzubüßen, unverhofft in eine Poetenhaut gefahren und wüßten nun nicht ein noch aus. Der ſelige Nicolai muß zur Strafe in den kunſtreichſten Terzinen, Sonetten und Ottaverimen das Längſtabgemachte unaufhaltſam fortreden, und über ſich ſelbſt erſtaunt und an Chamiſſo's „Tragiſche Geſchichte vom Zopf" erinnernd, müht er ſich verzweifelt ab, ſein Incognito in den neuen ungewohnten Faltenwurf zu verhüllen, und wendet ſich rechts und

dreht sich links, es hilft doch Alles nichts: „der Zopf, der hängt ihm hinten!“ Oder unbildlich mit andern Worten: Es ist ein bedeutendes poetisches Talent der Darstellung, verbunden mit einer aller Poesie diametral entgegengesetzten Grundansicht der göttlichen und menschlichen Dinge; Skeptik, Unglaube, das Nivelliren und Gleichmachen aller Eigenthümlichkeiten im Leben, kurz, die baare Prosa im poetischen Sternenmantel.

Diese Poesie hat demnach mit dem Ende der Romantik angefangen, mit einer totalen Verstimmung, die aber, wie wir sahen, bei beiden ganz verschiedener Art ist; dort das natürliche Unbehagen irrthümlichen und folglich vergeblichen Suchens, hier die Blasirtheit vermeintlichen Gefundenhabens. Die Zerrissenheit der Romantik war noch der nachtönende Schmerz getäuschter Sehnsucht und herben Mislingens eines hochgemeinten Aufschwunges, und hat insofern etwas Tragisches. Die moderne Zerrissenheit dagegen hatte gar keine innere Nothwendigkeit, sie wurzelte vielmehr, ohne vorgängige Geschichte und Erinnerung, einzig in der Unverträglichkeit der beiden künstlich in ihr verschlungenen Naturen: der poetischen Formel und des Nicolai'schen Zopfs, also in der Impotenz einer unmöglichen Poesie, und hat daher in ihrem Grundwesen etwas Lächerliches, das Schlimmste, was einer anfangenden Poesie begegnen kann.

Verfolgen wir aber die Jünger der von uns als die antichristliche bezeichneten Poesie genauer in ihren etwas verworrenen Evolutionen, so sehen wir sie zunächst sich in zwei Hauptcorps, in die Sanguinischen und die Cholerischen, theilen. Die erstern, die lachenden Erben des

alten Rationalismus, machen sich die Sache leicht, indem sie frischweg ihre Liederlichkeit als neue Weltordnung octroyiren. Gott ist abgeschafft und die Unsterblichkeit bei Strafe unnachsichtlicher Lächerlichkeit verboten; das Kreuz Christi, dieses bleichen bluttriefenden Juden, der das heitere Heidenthum verstört und die arme lustige Menschheit so lange mit seinem moralischen Spleen geplagt hat, wird zu gerechter Rache unter Katzenmusik umgeworfen, und dafür die von ihm gemishandelte Materie als Gott eingesetzt, die mithin nie sündigen kann; und es gibt daher fortan kein Laster mehr, als etwa die Dummheit der Enthaltsamkeit. Die jungen Dichter sind ganz außer sich vor Vergnügen über dieses glückliche Changement. Da ist nichts als Umarmen des schönen Fleisches, Trüffelpasteteneſſen, Becherklang und „Freude, schöner Götterfunken, Tochter aus Elysium!" Dieser vergnügten Gemeinde, die freilich oft an die Walpurgistänze auf dem Blocksberg erinnert, hat lange Zeit Heine als Oberpriester vorgestanden. Es ist, wie es scheint, das letzte Stadium: die endliche Verwesung der alten falschen Aufklärung, um deren stinkenden Leichnam jene Goldkäfer schwärmen.

Bedenklicher, schwerfälliger, aber auch hämischer tritt dagegen die andere Abtheilung der Cholerischen auf. Die schwere materielle Kost des Rationalismus hat ihnen bei ihrer sitzenden Lebensart das Geblüt dick gemacht und aus dem Herzen zu Kopf getrieben. Gleichsam in geistiger Indigestion von einer übellaunischen und hochmüthigen Negation ausgehend, improvisiren sie, ohne vorherige Kämpfe oder Erlebnisse, gleich von vornhinein in dem einmal hergebrachten Dialekt der modernen Zerris-

senheit eine conventionelle Verzweiflung, die, wie bei militärischen Friedensmanövern, willkürlich sich selbst einen maskirten Feind setzt, und hinter der Larve einer abstracten Freiheitsliebe fingirte Tyrannen wüthend anfällt, bis sie endlich in der positiven Religion ihren wahrhaften Feind erkennt und sich fast ausschließlich gegen diesen wendet. Da ist keine Spur mehr von Harmlosigkeit, Alles ist tendenziös, geharnischt, epigrammatisch oder allegorisch, eine wahre Apotheose des Hasses, eine in die Welt verbissene Selbstquälerei, wie sie kaum bei einem Schubart auf dem Hohenasperg begreiflich gewesen wäre. Sie begnügen sich nicht, wie die Sanguinischen, das Christenthum bloß zu ignoriren oder zu verhöhnen, nicht mit der Liederlichkeit und einem bloß imaginären Triumphe; sie wollen das Christenthum wirklich und gründlich ausrotten, und unterscheiden sich von Jenen vorzüglich durch ihren Fanatismus.

Von ihnen erfahren wir denn abermals und zum tausendsten male die außerordentliche Entdeckung, wie bisher nur der Priesterstolz die Welt, gleich Puppen im Marionettenspiel, an seinem Drahte gelenkt; die Welt aber, den Göttern sei Dank! jetzt klüger geworden, und endlich die Hände des Puppenspielers bemerkt habe. Die Gründlichsten unter ihnen, noch tiefer und bis zu den Uranfängen hinabsteigend, belehren uns, Christus sei ein Narr und Betrüger, die Apostel Ochsen und Esel, und das ganze Christenthum nur Heuchelei und eine unleidliche Zwangsjacke gewesen. Ja, ihr eigentlicher Kirchenhistoriker, G. F. Daumer, in seinem Buch: „Geheimnisse des christlichen Alterthums", hat es glücklich herausgebracht, daß das Christenthum, seinem innersten Wesen

nach ein scheußlicher menschenmörderischer Molochdienst und Jesuitismus des Judenthums, die von den Griechen begründete heidnische Weltbildung langsam und listig untergraben hat, um an ihre Stelle ein Zeitalter der drückendsten, grausamsten Priesterherrschaft und der äußersten Verwilderung aller menschlichen Zustände zu setzen; daß wahrscheinlich schon beim letzten Abendmahle ein Kind geopfert und verzehrt, und dies von dem menschenfreundlichen Judas aus humaner Entrüstung denuncirt worden sei; daß der heilige Bernard von Clairvaux die Mönche zu anthropophagischen Mahlen anhielt; daß der heilige Franciscus ein Menschenfresser und überhaupt die Heiligen der katholischen Kirche besondere Gourmands in diesem Genre waren.

Und nachdem sie sich nun so untereinander — mit wirklichem oder strategisch fingirtem Wahnsinn — nach und nach in eine Byron'sche Beserkerwuth hineingeredet, geht es dann frisch ans eigentliche Demoliren des alten finstern Münsters, damit die bürgerlichen Haushaltungen, deren Fenster er so lange verdüstert, endlich Licht bekommen. Da wird gedreht und verdreht, gebogen und gelogen, und Kreuz und Klingelbeutel, und Tiaren und Amulete, und Glauben und Aberglauben fliegen so wirr und für durcheinander, daß der gaffende Pöbel unten vor Jubel gar nicht mehr weiß, was Wunder oder Plunder. Ueber dem Schutt aber, nachdem der Staub sich ein wenig verzogen, erblicken wir nach so ungeheuern Anstrengungen unerwartet und mit gerechtem Befremden gerade wieder nur das alte Voß'sche Pantheon für Celt' und Griech' und Hottentott: eine Art von antediluvianischem Naturgottesdienst, wo jeder Baum eine Fahne,

der Himmel der Baldachin, die Wolken der Opferduft, und zwiſchendurch die Sonne als „der Lieb' und Freiheit Hoſtie" in der Luft ſchwebend; eine Vornehmthuerei, die ſich ſelbſt die Prieſterweihe und ihr eigenes ſtolzes Wohlbehagen für Andacht gibt. Ueber die Zukunft, wenn es überhaupt eine gibt, ſind ſie aber noch nicht ganz einig untereinander. Die Einen begnügen ſich in einem Anfall von pantheiſtiſcher Sentimentalität damit, dereinſt als Roſen zu duften, in Sonnen zu flammen, in Palm' und Reben zu grünen. Die Andern dagegen, mehr einem religiöſen Communismus huldigend, werden völlig confus. Während ſie kraft ihres gemeinſchaftlichen Dogmas vom All-Eins keinen perſönlichen Gott ſtatuiren, erboſen ſie ſich gleichwol beſtändig gegen die göttliche Majeſtät, die auf ihrem Thron ſich mit ihrem Schweiß und Harm zu ſchmücken unterfängt, und beſchließen daher, künftig ohne Umſtände auch vom Himmelreich Beſitz zu nehmen, nicht betend, ſondern trotzig rechtend, „nicht wie Einer, der zu danken, nein, wie der zu fodern naht!"

Mit Recht könnte man hiernach wol fragen: Was wollt ihr denn nun eigentlich? Die Poeſie als ſolche fördern? Vergebliche Täuſchung! Die Poeſie iſt nur der künſtleriſche Ausdruck der Weltanſicht; eine Weltanſicht aber, indem ſie das Diesſeit außer allen geheimnißvollen Rapport mit dem Jenſeit ſetzt, iſt trotz aller äſthetiſchen Anſpannung in ihrem Grundweſen eine nüchterne, verſtandesbornirte, mithin durchaus proſaiſche. Das thut es nimmermehr! Oder wollt ihr, wie es allerdings den Anſchein hat, weitergreifend eure Zeit von dem finſtern menſchenfreſſenden Mittelalter emancipiren,

die arme Menschheit vom Priesterjoche, das ihr freilich seit Jahrhunderten sehr empfindlich auf das wilde Fleisch drückt, großmüthig befreien? Macht euch nicht überflüssige Müh! Der ungebildete Pöbel kennt euch nicht und fragt auch nicht im mindesten nach euch, sie haben ihren absonderlichen Fortschritt für sich. Und der gebildete Pöbel braucht euch nicht; der weiß euern Katechismus längst auswendig und geht viel lieber bei seinen praktischern Vortänzern in die Schule. Aber hinter den Bergen wohnen auch noch Leute, die Ultramontanen, wie ihr die Katholiken, d. h. die es in der That noch sind, zu nennen beliebt; und auf diese ist es ohne Zweifel vorzüglich abgesehen. Nun werdet ihr aber doch nimmermehr so gutmüthig sein und alles Ernstes meinen, diese verstockten Finsterlinge jemals durch eure Liebes- und Freiheitshostie der Sonne bekehren und zufriedenstellen zu können. Oder mögt ihr euch denn gar nicht herablassen, zu merken, wie neben und trotz euch ein großes religiöses Volksgefühl wieder wach geworden und gewaltig ringt mit der Zeit? Das Volk läßt sich seine heiligsten Güter, seine mit ihm historisch gewordene Religion nicht so leicht philosophisch über dem Kopf hinwegdichten und dafür eure ungebetene Glücklichmacherei und Schulweisheit sich aufdrängen.

Noch ist jenes Volksgefühl mächtiger als die Schreiber. Damit wollen wir jedoch keineswegs behaupten, daß dieses antichristliche Element sich nicht dennoch, wenigstens momentan, bis zu den Massen Bahn brechen könnte. Die eigentliche Poesie wird es allerdings, bei all ihrer Renommisterei, nicht vermögen, denn ihre bis aufs höchste gesteigerten Formen machen sie nur den

Gebildeten zugänglich. Allein wir sahen schon oben, wie geschäftig sich die gewöhnliche Unterhaltungsliteratur erweist, das Profuseste populär zu machen. Ja, wir haben bereits einen ganz ähnlichen Bildungsproceß von oben herab erlebt; ein bedeutender Theil des Volkes steht unläugbar fast überall schon in der Vorhalle zu der allerneuesten Lehre: in dem Stadium der falschen Aufklärung, die es auf eben diesem Wege von den Schriftgelehrten überkommen, deren Geheimwissenschaft sie noch vor kurzem war. Das Jahr 1848 hat auch in diesem Betracht merkwürdige Aufschlüsse gegeben, und es ist daher von einer gewissen Seite her jetzt Mode geworden, diesem Jahre alles nur ersinnliche Schlechte zuzuschreiben und ihm dagegen jede historische Bedeutsamkeit abzusprechen. Aber was da Verkehrtes geschehen, war nicht die Schuld von 1848, sondern der frühern Decennien. Das sollte man wohl bedenken, und nicht das Neue nun wieder mit dem Alten anfangen wollen, das doch, nach diesen seinen Früchten, unmöglich so überaus vortrefflich und unfehlbar sein konnte. Es ist thöricht und von uns gehörigen Orts auch überall gerügt worden, daß die seichten Aufklärer und ihre terroristischen Nachfolger die ganze große Vergangenheit ausstreichen, um ihre kleine impertinente Gegenwart an die Stelle zu setzen; aber es ist ebenso thöricht, die Gegenwart mit ihren unabweisbaren Existenzen zu ignoriren und das Vergangene als Zukunft firiren zu wollen, als ob nicht alle drei Zeitwandelungen Ein unzertrennlicher Strom wären. Das Wahre ist freilich immer wahr und insofern stabil, aber es wiederholt und verjüngt sich, in Sitten wie in Staatseinrichtungen, stets in neuen zeitgemäßen Formen. Es

nützt daher gar nichts, mit den Revolutionen zu brechen, sondern mit Dem, was die Revolutionen erzeugt, und gegen unsichtbare Gedanken mit Bayonneten fechten, ist allezeit eine Donquixoterie; sie gehen wie ein Miasma durch die Luft über die Bayonnete aller Sanitätscordons hinweg und lassen sich nieder, wo und wann ihnen die Atmosphäre eben zusagt.

Haben aber ohne Zweifel die Gebildeten das Volk inficirt und zuerst den Gottesfrieden gebrochen, so wäre es jetzt auch recht eigentlich ihres Amtes, anstatt kindisch zu schmollen, im Bessern wieder voranzugehen. Es sollten, namentlich in religiöser Beziehung, die Protestanten, die noch Christen sind, es endlich verschmähen, in unwürdiger Kameradschaft mit dem schadenfroh applaudirenden Zeitgeist, gegen den Katholicismus offen oder hinterrücks zu agitiren; gleichwie nach ehrlichem Kriegsgebrauch im Angesicht des Feindes das persönliche point d'honneur der höhern Ehre, das Duell dem offenen Kampfe weichen muß. Beide aber stehen in der That jetzt im Angesicht ein und desselben Feindes; es gilt nicht mehr der oder jener Confession, sondern dem Beiden gemeinsamen Boden des Christenthums. Die Katholiken dagegen, von der allgemeinen Influenza mehr oder minder mit ergriffen, sollten ihrer ursprünglichen tiefpoetischen Heimat gedenken, anstatt in der Fremde längst ausgetretene Pfade noch breiter zu treten. In solchem unnützen Bemühen erblicken wir z. B. die neue östreichische Literatur, die man die jungjosephinische nennen könnte. Sie wird, wenn sie auf diesem Wege fortfährt, dem Protestantismus nachzuahmen, aus Mangel an gründlicher Vorbildung in diesem Fache, trotz allem sauern

Schweiße der angeſtrengteſten Aufklärung, doch immer wieder hinter der eilfertigen Zeit zurückbleiben; denn die Proteſtanten haben ſchon ſeit mehren Generationen von der Negation Metier gemacht, ſie ſind daher auf dieſem Felde bedeutend im Vorſprunge und aus demſelben Grunde die faſt alleinigen Führer der neuern Literatur geweſen. Die Andern aber, die unumwunden ihre Intelligenz nicht bloß über die poſitive Religion, mit der ſie längſt fertig geworden, ſondern auch über die altfränkiſche Moral geſtellt haben, lächeln nur mitleidig über jene halb reſoluten und halb ſchüchternen Exercitien und weitſchweifigen Complimente vor irgend einer noch ſogenannten Religion der Liebe oder des Haſſes. Vor Allem aber ſollten, da nun einmal die Religion faſt überall in Politik umgeſchlagen, die Regierungen es herzhaft wagen, die Politik wieder religiös zu machen, und in ihrem öffentlichen Leben mit dem engbrüſtigen Egoismus, dem falſchen Schein, mit Einem Wort: mit der Lüge, die doch Niemand mehr glaubt, zu brechen. Wir dürfen uns heutzutage keine vergeblichen Illuſionen machen: die Völker haben mit dem religiöſen Glauben auch die Ehrfurcht verlernt, ohne die keine Regierung möglich iſt. Wie ſollen ſie ſie wiedergewinnen durch unmoraliſche Spiegelfechterei und diplomatiſche Kunſtſtückchen? Schlauheit iſt jederzeit nur eine Nothwaffe der Dummheit, und nur der ſchon Schwankende fängt an zu balanciren. Nicht auf dieſer equilibriſtiſchen Weisheit daher, die doch über kurz oder lang einmal vom Seile fällt, ſondern auf der Gerechtigkeit beruht alle Ordnung; es gibt aber nicht zweierlei Gerechtigkeit auf Erden, eine nach unten und eine andere nach oben.

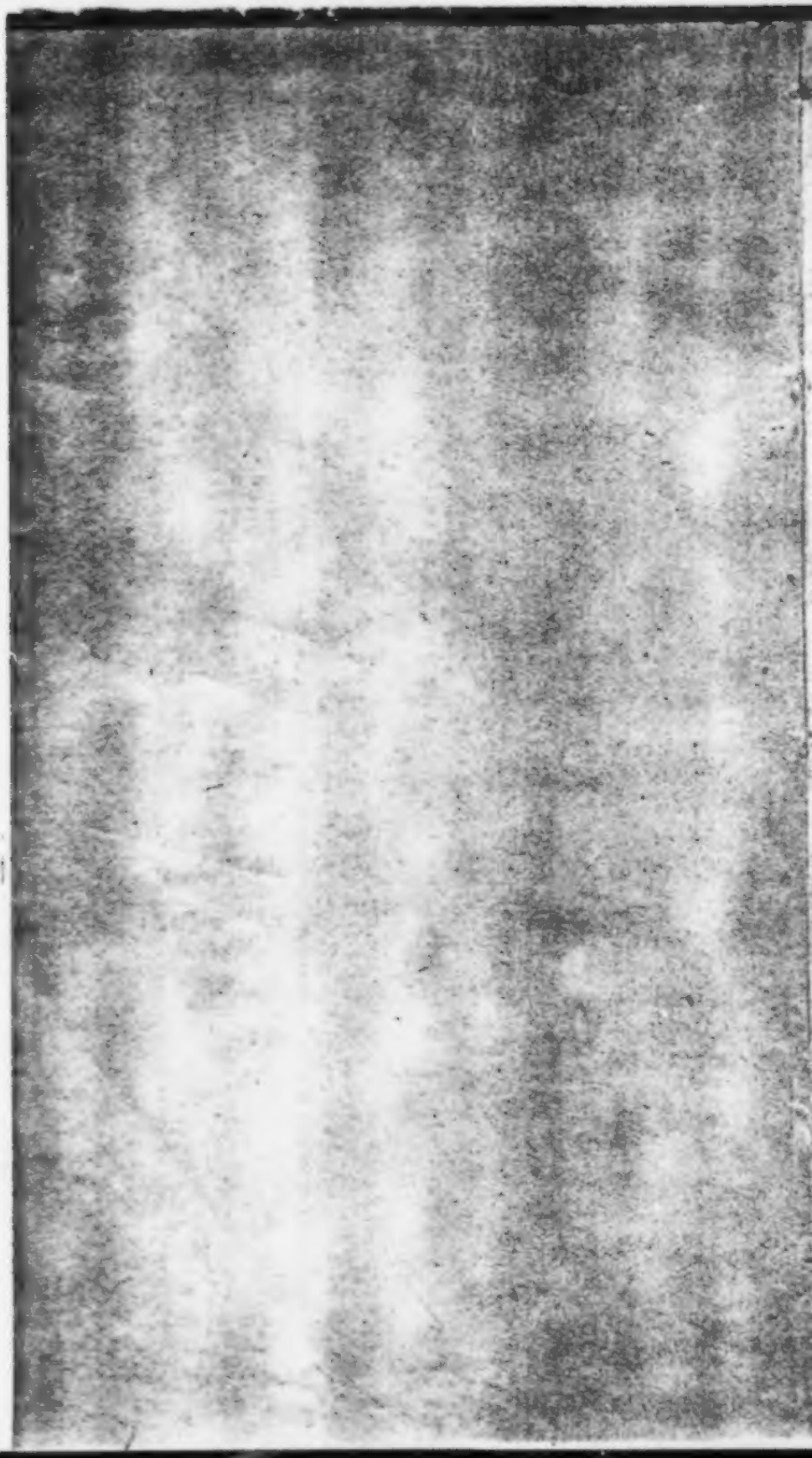
Jene antichriſtliche Poeſie nennt ſich ſelbſt die jungdeutſche, eine ganz unhiſtoriſche Anmaßung, die wir durchaus nicht gelten laſſen können. Sie iſt nicht deutſch, denn wir Alle haben ihre Großväter Rouſſeau und Voltaire in Frankreich und ihren engliſchen Vater Byron noch recht gut gekannt, und jung iſt ſie auch nicht, wenn man unter Jugend nicht Juvenilität, ſondern nur Das verſtehen will, was wirklich friſche Triebkraft zeigt. Sie hat aber, wie wir oben geſehen, nichts Neues erfunden, ſondern nur dem längſtvorbereiteten Unglauben poetiſchen Ausdruck, und ſomit allerdings eine verſchärfte und allgemeinere Wirkſamkeit gegeben; ſie hat die alte Negation, die weder mehr leben noch ſterben konnte, endlich in allen ihren Variationen zu Tode geſpielt. Ihr unterſcheidender Charakter liegt daher keineswegs etwa in einer Umwandelung des Princips, ſondern bloß in ſeiner praktiſchern und bis zur völligen Erſchöpfung erſchöpfenden Anwendung; er liegt darin, daß dieſelbe, nachdem ſie die poſitive Religion abgeſchafft, jetzt aus derſelben eigenen Machtvollkommenheit auch das Joch der Moral abſchüttelt, und, da ſie in dieſem Fortſchritt von gewiſſen mittelalterlichen Erinnerungen ungebührlich beläſtigt wird, mit geſteigertem Fanatismus und Wegwerfung aller bisherigen Scham und Scheu, dem Chriſtenthum Haß und gänzliche Vernichtung offen proclamirt, gleich jenem Wahnwitzigen, der den Tempel der Diana in Brand ſteckte, in der wüſten Zerſtörung des Heiligen eine eitele Unſterblichkeit ſuchend. Es iſt eben nur der farbigſchillernde Giſcht der Brandung, die ſeit vielen Menſchenaltern unwillig an dem Fels der Kirche ſich emporbäumt, nur die faſt unvermeidliche Conſequenz

der dreihundertjährigen protestantischen Gedankenströmung, die sich nun plötzlich als Nemesis entlarvt hat. Habt ihr einmal, direct oder indirect, dem emancipirten Subject die Souverainetät zuerkannt, aus welchem Grunde wollt ihr ihm nun die Befugniß absprechen, dieses Recht jetzt auch gegen den Protestantismus selbst zu kehren und, eine Schranke nach der andern durchbrechend, unbedingte subjective Freiheit bis zum Naturstande des Orang-Utang zu erstreben? Denn das ist eben das Wesen dieser Poesie, daß sie keinen Inhalt hat, als ihre Leidenschaft und das dämonische Spiel der losgebundenen Elementargeister; daß sie, an den äußersten Grenzen menschlicher Freiheit und Willkür endlich angelangt, faustisch taumelnd über diese hinausverlangt, und da auf dieser wüsten Höhe der Versucher zu ihr getreten, sich mit ihrem Herzblut ihm verschrieben und vor Baal das Knie gebeugt, der ihr dafür nun Macht gegeben über alle Lande und Weltherrlichkeit. Aber der Teufel ist ein falscher Gesell. Er hat ihr zugleich heimlich den Stempel der Philisterei als Emblem ihrer Weltherrschaft aufgedrückt; denn ein Philister ist, wer mit Nichts geheimnißvoll und wichtig thut, wer die hohen Dinge materialistisch und also gemein ansieht, wer im vornehmgewordenen sublimirten Egoismus sich selbst als Goldenes Kalb in die Mitte der Welt setzt und es ehrfurchtsvoll anbetend umtanzt.

Doch alle Poesie ist, wie schon oft bemerkt, immer nur der Sprecher der Lebensgesinnungen einer Culturperiode. In einer Zeit daher, wo Alles von dem bisherigen Temporisiren, Leben und Lebenlassen, ungestüm, gewaltsam und überstürzend zu endlicher Entscheidung in

den Dingen, im Guten wie im Böſen, drängt, wird die Kunſt allein nicht neutral bleiben können, vielmehr auch die antichriſtliche Begeiſterung ihre Poeſie haben müſſen. Darum wollen wir indeß die Kunſt ſelbſt nicht verkennen und verſchmähen, weil jene ſie zu theuer mit ihrer Seele erkauft und misbraucht haben; denn ſie iſt ein von Gott beſtimmtes Gefäß himmliſcher Wahrheiten. Aber gebt dieſem entweihten Gefäße, bevor ſie es ganz zerſchlagen, den urſprünglichen Wein des Lebens wieder; gebt dieſer jungbyron'ſchen Poeſie, gleichviel ob im Drama, im Roman oder Liede, wieder jene große tiefſinnige Weltanſicht, welche, indem ſie das Diesſeit an das Jenſeit knüpft, aller irdiſchen Erſcheinung eine höhere Bedeutung, Wahrheit und Schönheit verleiht. Ob und wie bald oder ſpät der friſche Lebenstrank dem von jenem potenzirten Schnaps verbrannten Gaumen der Menge munden wird, iſt menſchlicher Weiſe nicht vorauszuſehen. Aber in Zeiten gährenden Kampfes kommt es darauf an, ſich vor Allem ſeiner eigenen Stellung klar bewußt zu werden, gegen das erkannte Böſe, unbekümmert um die Ordonnanzen des Journalismus, nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen Einſpruch zu thun, und ſo das ewige Banner, das die Nachwelt von uns fodern wird, wenigſtens für eine beſſere Zukunft unbefleckt über dem Getümmel aufrecht zu erhalten.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.



Geschichte

der

poetischen Literatur Deutschlands

von

Joseph Freiherrn von Eichendorff.

Erster Theil.

Paderborn,

Verlag von Ferdinand Schoningh.

1857.

Druck von G. G. Elbert in Leipzig.

Inhalt zum ersten Theil.

Seite.

Einleitung 1

I. Das alte nationale Heidenthum 23

II. Kampf und Uebergang 38

III. Die christliche Poesie 44

IV. Weltliche Richtung 86

V. Die Poesie der Reformation 110

VI. Die Poesie der modernen Religionsphilosophie 209

Einleitung.

Die deutsche Nation ist die gründlichste, innerlichste, folglich auch beschaulichste unter den europäischen Nationen, mehr ein Volk der Gedanken, als der That. Wenn aber die That nichts ist ohne den zeugenden Gedanken und nur erst durch den Gedanken ihre welthistorische Bedeutung erhält, so dürfen wir wohl sagen, daß diese beschauliche Nation dennoch eigentlich die Weltgeschichte gemacht hat. Dieser Hang, die Dinge in ihrer ganzen Tiefe zu nehmen, scheint von jeher der eigenthümliche Beruf der germanischen Stämme zu sein. An ihrem tiefen Freiheitsgefühl ist das römische Weltreich, in welchem die andern mehr oder minder aufgingen, einst zusammengebrochen. Die germanischen Völker waren es, die das Christenthum, da es unter den Byzantinern kränkelnd zu Hofe ging, zuerst in seiner vollen Würde erkannten und ihm seine weltgeschichtliche Wirksamkeit gaben. In den Kreuzzügen waren allerdings die Franzosen und Engländer weit voraus, aber die Deutschen, als sie endlich dem allgemeinen Zuge folgten, bewahrten diesen Kämpfen, die bei jenen immer politischer wurden, am getreuesten ihren ursprünglichen religiösen Charakter. Die Minnehöfe blühten in Deutschland weniger, aber ihre Minne war ernster und keuscher, als an den wälschen Minnehöfen. So hat diese Nation später sich ihre

eigentliche ideale Waffe, die Buchdruckerkunst, selbst erdacht, sie hat das Pulver erfunden, womit dann die Franzosen ihre schönsten Burgen sprengten, sie hat endlich die Reformation erzeugt und das neue Weltkind in ihrem eigenen Herzblut ausgebadet. Die Idee ist ihr Schwert, die Literatur ihr Schlachtfeld.

Ideen lassen sich aber nicht in Provinzen einfangen und begrenzen, sie sind ein Gemeingut der Menschheit und greifen über die einzelnen Nationen hinaus. Daher hat das deutsche Volk auch, auf Unkosten seines Patriotismus und Nationalgefühls, einen beständigen Zug nach dem Weltbürgerthum verspürt. Sehr begreiflich; wir wollen die ganze Wahrheit, und finden sie natürlicherweise weder bei uns, noch bei unseren Stammesverwandten genügend ausgeprägt, wir greifen daher, wo irgend ein Lichtblick aufleuchtet, in die Vergangenheit, in die Fremde, und lassen diese eben so bald wieder fallen, wenn wir uns getäuscht, oder noch immer nicht vollkommen befriediget sehen. Darüber gehen freilich oft ganze Generationen in täppischer und lächerlicher Nachäfferei zu Grunde, wie die Geschichte unserer Poesie, die bald mit der römischen Toga, bald in rasselndem Ritterharnisch, dann wieder in arkadischer Schäfertracht oder mit Haarbeutel und Stahldegen einherschritt, hinreichend nachweist. Aber wer frägt bei Eroberungszügen und Weltschlachten nach dem verlorenen Pulverfutter? Aus jeder dieser Invasionen ins Ausland und in die verschiedensten Zeiten ist uns doch immer irgend eine Beute geblieben, und so haben wir ohne Zweifel in Kunst und Wissenschaft nach und nach einen weitschichtigen Besitz und eine universelle Umschau erfochten, wie keines der mitlebenden Völker. Wir sind die geistigen Erben fast aller gebildeten Nationen.

Jener Grundzug des deutschen Charakters, die Beschaulichkeit und der Ernst, der uns Alles zu durchforschen und

zu prüfen nöthiget, bedingt indeß gleichzeitig auch den Trieb, aus der allgemeinen Rundschau immer wieder in uns selbst heimzukehren, das Errungene innerlich zu verarbeiten, und die eigene besondere Natur möglichst eigenthümlich auszuprägen. Und diese einsiedlerisch individualisirende Eigenthümlichkeit führt, wie bei den einzelnen Stämmen, so auch in den geistig bevorzugten Persönlichkeiten, nothwendig zu der größten Mannigfaltigkeit. In Frankreich hat die dynastische Politik den freien Adel zu Hofe gezähmt und die Physiognomie der Provinzen verwischt, in England die Reformation fast Alles uniformirt. In Deutschland dagegen geht jene Sonderbündlerei durch die ganze Geschichte. Vom Uranfang an sitzen die alten Sassen ein jeder für sich auf seinem Hofe ohne Städte, im Mittelalter gruppiren sich zahllose Kleinstaaten, wie Planeten mit eigenem Licht und Kreislauf, um die Centralsonne des Kaisers. Welcher Reichthum der verschiedensten Bildungen vom kaiserlichen Hoflager durch die vielen kleinen Residenzen bis zur einfachen Ritterburg hinab; dann das bunte Leben der Reichsstädte, und endlich die noch fortdauernde Mischung von Katholisch und Protestantisch! Es ist natürlich, diese Mannigfaltigkeit mußte auch in unserer Literatur, namentlich in der Poesie, sich abspiegeln, und nicht nur in dem sehr verschiedenen Klange des Volksliedes in Pommern, Tyrol, Westphalen oder Oesterreich, sondern auch bei den Heroen unserer Literatur. Oder wo wäre bei uns jene stereotype Familienähnlichkeit der einzelnen Dichter, wie wir sie bei den französischen Klassikern finden? Man denke nur z. B. an Lessing und Klopstock an Goethe und Schiller! Jeder zieht, unbekümmert um den Andern, mit seiner scharfen Eigenthümlichkeit aus, um sich eine neue Welt zu erobern. Da giebt es denn freilich auch tüchtige Wunden und Scharten und es fehlt niemals

an dem Troß gemeiner Landsknechte, die nicht für die beste Sache, sondern um den besten Lohn an Geld oder Weltlob mitfechten wollen und Alles möglichst verwirren. Wir streifen sonach allerdings fast beständig an die Grenzen der Anarchie. Aber im großen Ganzen ist es doch immerhin ein frischer Wellenschlag, wenn auch die siebente Welle sich immer wieder rückwärts überstürzt; ein unausgesetzter herzhafter Kampf, der uns einerseits vor Stagnation, und anderseits vor dem Geistesdespotismus einer Pariser Hauptstadt bewahrt, denn welcher Tyrann wäre mächtig genug, so viele absonderlich formirte Köpfe und Querköpfe unter Einen Hut zu bringen? Nirgends hat daher, etwa Spanien ausgenommen, das volksthümliche Element so dauernd und tapfer mit der Kunstdichtung der Gelehrten, die Gelehrtenpoesie dann ihrerseits wieder mit der Kirche, die Romantik mit dem unpoetischen Verstande gerungen, wie in Deutschland, wo der ganze Boden mit den Trümmern der wechselnden Niederlagen bedeckt ist, und die Geister der Erschlagenen und die versprengten Troßbuben noch beständig mitten unter den Siegern umherirren, die bald selbst wieder die Besiegten sein werden.

Bei dieser Universalität und individuellen Mannigfaltigkeit unserer Literatur ist es denn nicht zu verwundern, wenn dieselbe im Verlauf der Jahrhunderte jetzt endlich zu einer Masse herangewachsen ist, die sich kaum mehr bewältigen läßt. Es ist wie im Meere, auf dem die contrairsten Winde sich so ungestüm kreuzen, daß man schon einigermaßen des Steuers mächtig sein muß, um nicht schmählich unterzugehen, oder von den regelmäßig streichenden Passatwinden und Strömungen verjährter Vorurtheile nach ganz verkehrter Richtung verschlagen zu werden. Nur Wenige aber haben in dieser industrieseligen Zeit, wo nur Kauffahrer vom Butter- zum

Käsemarkt zu segeln pflegen, Lust und Gelegenheit, sich in dem Piotenhandwerk auf solchem Geisterschiffe einzuüben. Und doch verlangt jeder Gebildete billigerweise wenigstens einige Kenntniß dieses wichtigen Zweiges der Nationalgeschichte. Das Material ist allerdings mit lobenswerthem Fleiße bereits hinreichend zusammengetragen, aber großentheils noch ungeordnet, oder, was noch schlimmer, nach jenem windigen Paſſatſyſtem willkürlich, oft geradezu falsch registrirt. Es scheint uns daher jetzt vorzugsweise auf eine bloße Orientirung, d. h. darauf anzukommen, aus der Masse die hervorragendsten Momente, die dem Ganzen Farbe und Gestalt geben, hervorzuheben und auf diese Weise aus jenem Material ein klares organisches Bild möglichst herauszuarbeiten. Nur von den einsamen Höhen gewinnt man einen freien Blick über die labyrinthische Landschaft, in welcher man unten sonst den Wald vor Bäumen nicht sieht.

Indem wir jedoch aus dem ungeheuern Vorrath hier vorweg die Poesie ausscheiden, haben wir gleichwohl dadurch nur wenig gewonnen. Denn diese Beschränkung ist eigentlich nur eine scheinbare. Wir haben schon oben bemerkt, daß das Leben der Deutschen am entschiedensten durch die Literatur, und ihre Literatur wiederum vorzugsweise durch die Poesie vertreten wird. Unsere Poesie aber ist kein bloßer Luxus, keine isolirte Kunstfertigkeit zum Nutzen und Vergnügen des müßigen Publicums; sie hat, mehr als bei Andern, ihre innere Nothwendigkeit in dem allgemeinen Organismus der Nationalbildung. Sie ist daher so mannigfaltig, wie diese Bildung selbst, und ihr Einzelnes wird nur aus dem Ganzen verständlich. Ein Blick in die Vergangenheit läßt diesen beständigen Parallelismus zwischen der Poesie und den übrigen Zweigen der Literatur deutlich erkennen.

Ziehen wir, wie billig, zunächst die Philosophie in Betracht, so sehen wir zwei, aus den Trümmern des Alterthums hervorgegangene Hauptströme das ganze Mittelalter durchziehen, die Philosophie des Aristoteles und die des Plato. Die Aristotelische suchte die Fülle der Erscheinungen und Erfahrungen zu begreifen und zu ordnen, sie war mehr ein Schematismus der Wissenschaften als eine Wissenschaft. Die Platonische dagegen ging, nicht ohne christliche Ahnungen, tiefer auf den Urquell aller Wissenschaft, auf eine allen Erscheinungen zu Grunde liegende göttliche Weltseele. Jene entsprach mehr dem Verstande, diese mehr der Phantasie und dem Gefühl; beide zusammen umfaßten also so ziemlich das ganze intellectuelle Gebiet der menschlichen Natur. Beide aber waren im Mittelalter theils durch orientalische Umdeutungen, theils durch das Bestreben, sie mit dem Christenthum und der durch dasselbe veränderten Weltansicht zu vermitteln, mannigfach alterirt, verstümmelt und fast sagenhaft geworden. — Später, nachdem die Welt gealtert, gewann indeß der Verstand allmählich immer mehr die Oberhand, und es entstand namentlich in Deutschland eine Art mathematischer Philosophie. Leibniz zeichnete mit seinem System angeborener Ideen einen abstracten Grundriß des Verstandes, dessen Linien und Conturen von dem bei solcher Prädestination vorweg gebundenen inneren Walten des Geistes nicht belebt werden konnte, während er eben so mechanisch auch in Raum und Zeit nur die Ordnung der nebeneinander bestehenden oder aufeinander folgenden Dinge erkannte. Wolf führte diese Lehre in die Schule ein, wodurch sie bald in ein todtes Formelwesen ausartete, und die Lichtblicke ohne weitere Folge blieben, womit Leibniz, den Herder einen Dichter in Philosophie und Mathematik nennt, in seiner fragmentarisch-divina-

torischen Natur beständig über sein eigenes System hinauslangt. — Kein Wunder daher, daß durch diese Breche nun in Deutschland die Philosophie des Auslandes immer siegreicher eindrang. In Frankreich hatte es Descartes unternommen, die Entstehung der Welt, wie ein sich selbst fabricirendes Uhrwerk, aus hypothetischen Wirbeln zu erklären und das Dasein Gottes streng mathematisch aus der menschlichen Vernunft zu erweisen, also gewissermaßen den Schöpfer zum Geschöpf des Erschaffenen zu machen. Vergebens suchte der Engländer Locke mit dieser Philosophie der Sinnlichkeit noch den Glauben an eine Gottheit zu vereinigen; der einmal emancipirte Menschengeist, da dergleichen Palliative nicht genügen konnten, stürmte von Zweifel zu Zweifel bis zum nackten Atheismus fort, den Voltaire und Diderot für die Gebildeten salonmäßig zu bekleiden bemüht waren. Diese flache Freidenkerei scheuchte Lessing mitten unter seinen kritischen und theatralischen Jugendarbeiten zu einem verzweifelten Kampfe auf Tod oder Leben auf. Mit fast verwegener Kühnheit stellte er die Sache auf die äußerste Spitze aller ihrer Consequenzen, von wo sich plötzlich der unverschleierte Blick in den gähnenden Abgrund auftut, um die Welt zur endlichen Wahl und Entscheidung zu nöthigen, entweder über die Kluft, wenn sie's vermöchte, hinwegzusetzen, oder resolut umzukehren. Aber die Welt that weder das Eine noch das Andere, acceptirte jene Consequenzen als eine neue, willkommene Groberung, und jubelte nur um desto selbstgefälliger am Rande des Abgrundes fort, ohne ihn zu merken.

In diesem Heidenlärm des eingebildeten Fortschritts-erscheint Kant gewissermaßen als ein Reactionair, indem er die übermüthig gewordene Vernunft lediglich auf das Gebiet der Erfahrung zurückweist, und jenseits dieses Gebiets ihr

die Fähigkeit zur Erkenntniß der übersinnlichen Welt abspricht. Es ist weder unseres Berufs, noch der Ort hier, näher zu erörtern, wie Kant dennoch einen sogenannten Vernunftglauben statuirt und also mit seinem eignen System in Widerspruch geräth. Wir wollen, unserer eigentlichen Aufgabe gemäß, hier nur erwähnen, daß er von der tieferen Bedeutung der Poesie kaum eine Ahnung hatte, da er dieselbe im Grunde für ein bloßes Zerstreuungsmittel hielt und sie daher auf das Prokrustesbett seiner rigoristischen Begriffsmoral strecken wollte, weshalb denn auch in einer Zeit, wo schon Klopstock, Goethe und Herder blühten, Pope und Haller seine Lieblingsdichter waren. — Aber sehr bald wurden die Schranken in die Kant die Vernunft eingehegt, von Fichte gewaltsam wieder durchbrochen. Fichte wollte jenseits des Kant'schen bedingten Wissens eine unbedingte Denkfreiheit geltend machen, er unternahm es wirklich, über den Abgrund, den Lessing aufgethan, hinwegzusetzen, das Princip des Protestantismus in seiner ganzen Strenge als souveraines Ich über die Welt auf die letzten unwirthbaren Gipfel des Idealismus emporzuheben, und es ist jedenfalls ein denkwürdiger Anblick, mit welcher athletischen Kraft er mit dieser an sich unmöglichen Aufgabe gerungen. Dieses Extrem konnte indeß keinen Bestand haben. Schelling suchte daher, wie schon die Bezeichnung seiner Lehre als „Naturphilosophie" andeutet, das die Natur und Geschichte verschmähende, unbedingte Wissen mit dem bedingten der äußern Wahrnehmung zu vermitteln, und den geheimnißvollen Goldgrund, den Schimmer Gottes, der alle Erscheinungen durchleuchtet, in wesentlich Platonischer Anschauung nachzuweisen.

Zu allen diesen philosophischen Evolutionen nun stand unsere Poesie beständig in einem wahlverwandtschaftlichen Ver-

hältniß, entweder auf ihren besondern Wegen nachfolgend, oder als Divination, Ahnung, Aperçu, gleichsam prophetisch ankündigend. So sehen wir sie schon im Mittelalter in jene zwei Hauptstrahlen der vom Alterthum ererbten Philosophie sich spalten. Der Geist des Aristoteles zeigt sich in einer oft ganz trockenen scholastischen Richtung, die, wo sie namentlich dogmatische Gegenstände berührt, nicht selten sogar an's Sophistische streift; er zeigt sich in der haarspaltenden Casuistik des überkünstlichen Minnegesangs, und scheint in der dialektischen Verstandespoesie des berühmten Wartburgkriegs die Hauptrolle gespielt zu haben. Bei weitem gewaltiger und tiefer dagegen geht die andere, Platonische Anschauungsweise durch die größern und bedeutenderen Dichtungen des Mittelalters in der mystisch-allegorischen Symbolik, womit damals Geschichte und Sage z. B. in den Gedichten von König Artus Tafelrunde und dem heiligen Graal aufgefaßt wurden. — Als sodann die mathematische Philosophie aufkam, ward auch sofort der freie Lichterwald zu einem wunderlichen französischen Garten mit geometrisch abgezirkelten Bäumen, Alleen und Scherbenbeeten verschnitten, wo die Musen in Reifröcken die ungezogene Natur bewachten, ja unter dem spärlichen Blumenflor sogar einzelne Gedichte vermittelst künstlicher Gruppirung von kurzen und langen Versen allerlei allegorische Figuren, als: Palmbäume, Tempel u. s. w. abbilden sollten. — Der Herrschaft von Descartes und Locke aber, die durch das Medium des Materialismus nothwendig zu einer epikuräischen Auflösung führte und die wir daher als die Philosophie der Sinnlichkeit bezeichneten, entsprach eben so eine Poesie der Sinnlichkeit. Jene Philosophie ist zwar glücklicherweise in Deutschland niemals allgemein geworden; dennoch tauchen auch bei uns vereinzelte Symptome derselben auf, in einem

völlig dissoluten, atheistischen und sittenlosen „Seelenpriapismus", einem Naturdienst, welcher Wollust und Andacht als Schwesterkinder poetisch feiert. Wir erinnern hier nur an Mauvillon's Freundeskreis, der fanatisch gegen alle und jede Religion gerichtet war; an Unger, an Heinse's Jugendschriften, an den Freiherrn von der Golz und dessen Gedichte in Grécourts Geschmacke.

Bald darauf übte die Kant'sche Philosophie einen unverkennbar deprimirenden Einfluß auf die deutsche Dichtung. Es konnte auch füglich nicht anders sein. „Indem diese Lehre die Poeten an der Schwelle des Allerheiligsten von der Erkenntniß Gottes und der überirdischen Dinge zurückwies, verwandelte sie nothwendig die Religion in bloße Moral, welche, so isolirt vom Glauben und dem lebendigen Zusammenhange mit den göttlichen Dingen, zu einem abstracten Tugend-Stoicismus erstarrte. [redacted] diese abstracte Moral sehen wir denn bei Rosegarten idyllisch schwärmen, in Tiedge's Urania vornehm vom Katheder docciren, und mit Schiller's Marquis Posa die Bretter betreten, um endlich in zahllosen pragmatisch-psychologischen Romanen und bürgerlichen Schauspielen ziemlich seicht wieder zu verlaufen. Es ist daher eben so natürlich als charakteristisch, daß, mit Ausnahme von Schiller, alle bedeutenden Dichter jener Zeit, Herder, Goethe und Jean Paul, entschiedene, zum Theil erbitterte Gegner Kant's waren und Schiller selbst wurde durch seine fast leidenschaftliche Theilnahme für Kant ohne Zweifel in seiner poetischen Production mehr aufgehalten, als gefördert. — Inzwischen hatte schon früher eine ungestüme, philosophisch exaltirte Jugend voraneilend die extreme Lehre poetisch angekündigt, welche sodann von Fichte wissenschaftlich formulirt werden sollte. Wir meinen die Sturm- und Drangperiode der Originalgenies und Starkgeister in den Achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts:

das leibhaftige absolute Ich, das in seinen Gedichten, Romanen und Schauspielen die ganze Vergangenheit anstrich und die Weltgeschichte von vorn anfangend aus eigner Machtvollkommenheit sich selber Moral, Sitte und Religion machen wollte. — Der Naturphilosophie endlich entsprach unsere neuere Romantik. Gleich jener Philosophie hat die Romantik aus dem beschränkten Erfahrungsgebiete Kants, so wie von der stoffloſen Luftspiegelung der Fichte'schen Ichheit, kühner wie beide, wieder zu der innern Wahrnehmung des Uebersinnlichen und der in der äußeren Welt waltenden ewigen Naturkraft sich zurückgewendet, sie ist aber auch sehr häufig der naheliegenden Gefahr dieser Philosophie, dem Irrthum einer phantasirenden Naturvergötterung, nicht entgangen. Novalis versuchte es, auf diesem Wege durch eine tiefsinnige Symbolik alles Lebens eine Weltwissenschaft poetisch darzustellen, während Werner in seinen frühesten Dramen in pantheistischer Leere adirrte. Am innigsten unter den Dichtern schließt sich wohl Goethe, ohne es zu wissen und zu wollen, der naturphilosophischen Anschauung an, indem er überall unbefangen und unmittelbar in das Leben greift und uns daher in den klar durchsichtigen äußeren Erscheinungen mehr oder minder die verborgene Geisterseele enthüllt, wenngleich er uns nirgends bis zu dem letzten wahren und eigentlichen Grund der Dinge blicken läßt. — Welchen Einfluß die Hegelsche Philosophie auf die Poesie ausübt, läßt sich jetzt noch kaum bestimmen, da sie ihren Kreislauf noch immer nicht abgeschlossen hat. Auffallen jedoch muß es, daß ihr die moderne Poesie des Hochmuths und des Hasses auf der Ferse gefolgt ist.

Gleich wie wir also eine philosophische Poesie besitzen, so haben wir auch eine philologische Poesie. Die Reformation hatte zum Behuf ihrer biblischen Kritik und Exegese

die Philologie auf einmal aus der natürlichen bescheidenen Stellung verrückt, die sie im Mittelalter fortdauernd eingenommen. Die Philologie war das verzogene Kind der protestantischen Theologie, und hat sich daher sehr bald völlig emancipirt und aus einem bloßen Mittel höherer Bildung zum Zweck dieser Bildung gemacht. Sie ist ohne Zweifel der unentbehrliche Schlüssel zu den geistigen Schätzen des Alterthums; aber eben so gewiß ist es doch ein seltsamer Irrthum, den Schlüssel als die Hauptsache, als den Schatz selbst, zu nehmen. Und das geschah in der That. Auf den protestantischen Schulen wurde nun namentlich auch die Poesie eine bloße Hülfswissenschaft der Philologie. Homer, Pindar, Sophokles und Virgil hatten nur gedichtet, um der Nachwelt die Regeln der alten Grammatik anschaulich zu machen, oder höchstens um den gelehrten Scharfsinn an neuen Conjecturen und Lesarten zu üben; die Schüler sollen lateinisch und griechisch dichten, so antik denken und glauben lernen. Diese servile Nachahmung der Alten — welche, wie die damaligen Römer, Alles für barbarisch erklärt, was nicht römisch oder griechisch ist — hat aber die moderne Barbarei herbeigeführt: die stupide Verachtung unseres Mittelalters und seiner großen Dichterwerke. Eine solche totale Rückwendung zum classischen Alterthum wird überall schulmäßig als nothwendig und überaus heilsam gepriesen. Wir können Beides, auf die Gefahr hin verketzert zu werden, keineswegs so unbedingt zugeben. Nothwendig allerdings war es nur für die Protestanten, weil sie mit dem Mittelalter gebrochen hatten und also gleichsam von vorn wieder anfangen und einen neuen Anknüpfungspunkt erst suchen mußten. Aber natürlicher und heilsamer wäre es gewesen, an den nationalen Bildungsgang anzuknüpfen, der durch den dreißigjährigen Krieg zwar gestört, aber durchaus

nicht vernichtet war. Dies thaten in Spanien Lope de Vega, in England Shakespeare, und als dort die neuern Poeten, hier Ben Johnson sich zu den Alten wandten, folgte hier und dort der Verfall der Poesie.

Und was war denn factisch die hochgepriesene Wirkung für Deutschland? Zunächst jene lächerliche gelehrte Hofpoesie, die an die Stelle der vertriebenen Heiligen die heidnischen Götter mit Haarbeutel und Stahldegen setzte, und ihren allerunterthänigsten Pegasus vor den Triumphwagen krähwinkliger Heroen und Mäcenaten spannte. Sodann das grobe Mißverständniß der Aristotelischen Poetik, das uns langehin zu ziemlich possierlichen Affen der französischen Bühnenregelmäßigkeit machte. Später dann wieder die sogenannte Poesie der Grazien, eine salonkünstelnde Lebensweisheit und liederliche Leichtfertigkeit, welche wir füglich entbehren konnten. Und endlich durch die Gräkomanen eine Verrenkung und Verzerrung der Sprache, die mit Klopstocks Oden und Bardieten beginnt, und bei Voß eine schreckenerregende Virtuosität erreicht, ja man kann in diesem Betracht gewissermaßen auch Platen noch zu den philologischen Tichtern rechnen.

Wir sind weit entfernt, die sonnenklare altclassische Schönheit und ihren wohlthätigen Einfluß namentlich in formaler Hinsicht zu verkennen. Das gründlichere Studium des Alterthums hat ohne Zweifel zur Bildung unserer Sprache, da sie eben in inneren und äußeren Kämpfen beispiellos verwildert war, wesentlich beigetragen, und uns in einer engen philisterhaften Zeit den kräftigenden Blick auf eine größere, heroische Zeit wieder eröffnet. Aber eben so entschieden müssen wir die Abgötterei anklagen, die mit dem Griechenthum, als dem einzig würdigen, getrieben wurde und uns ganz übersehen ließ, daß unsere eigene Sprache früher einen Wohllaut, eine

Anmuth und dichterische Kraft besaß, die der Entwickelung und Sorgfalt nicht weniger fähig und werth waren, so wie daß das Mittelalter uns noch häufigere und größere Vorbilder von Heldenmuth, Arbeit und Tugend darbietet, deren moralische Gewalt über die jugendlichen Gemüther um so wirksamer sein mußte, da sie uns innerlich verwandt und verständlicher sind, als die der alten Welt. Und so hat denn diese Alterthümelei in der That großentheils den nationalen Quietismus verschuldet, der um Hekuba weint, und für Glück und Unglück des deutschen Vaterlandes kein rechtes Herz hat. Das Große der alten Welt ist das Reinmenschliche, das allen Völkern gemein ist, bei jedem Volke aber sich naturgemäß anders gestalten muß, um wirklich lebendig zu werden. Jedenfalls hat somit durch jenes Sichoversehen in das griechische Wesen unsere ganze Poesie etwas Fremdes, Gelehrtes, und Irreligiöses erhalten, das sie unpopulair und zu einem bloßen Steckenpferde der sogenannten Gebildeten machte. Auch haben unsere größten Dichter, wie Goethe, Schiller und Tieck, jederzeit ein gut Theil Mittelalter sich reservirt, und namentlich Goethes bedeutendste Werke: Götz, Tasso und Faust, sind grade diejenigen, auf die das Alterthum am wenigsten influirt hat.

Auch die wandelbaren Principien der Erziehungslehre sind bei uns durch eine sehr mannigfaltige pädagogische Poesie vertreten. Der steifen Anstandsschule der guten alten Zeit, wo die Kinder nur frisirt und gepudert vor ihren Eltern erscheinen durften, entspricht genau die gleichzeitige mathematische Lehrpoesie, die das ganze Leben als eine feierliche Menuett mit geometrisch abgemessenen Touren und symmetrischen Bücklingen auffaßte. Bald darauf folgte plötzlich Basedow's Naturstarm, eine Art Urwälderei und natürlicher Moral;

jeder sollte, wie Kraut und Rüben, blos aus einem angebornen Naturell herauswachsen, und zu allgemeiner Nützlichkeit praktisch dressirt und verbraucht werden. Goethe hat diese Wirthschaft, wir wissen nicht recht, ob im Ernste oder ironisch, jedenfalls aber sehr treffend in der pädagogischen Provinz seiner Wanderjahre geschildert. Als poetisches Gegenbild aber erschienen nun sogleich zahllose rührende Romane von unübertrefflichen Wilden, erkam das Weib, wie es sein sollte, der Jüngling, der Gatte, die Köchin, wie sie sein sollten; ja selbst Iffands Schauspiele gehören recht eigentlich hierher. Später jedoch hatten die Pädagogen sich ein Eldorado erdacht, zu dessen Eroberung die Jugend zurecht gemacht werden sollte. Sie sollte schlechterdings dereinst Kirche und Staat reformiren, und hierzu frühzeitig heroisch gestimmt und gestählt werden; es wurde daher selbst das freie Spiel der Kinder als Turnkunst in ein spartanisches System gebracht, und von der Kirche und Religion nur der Haß gegen das katholische Mittelalter beibehalten. Aber die geharnischten Jungen acceptirten natürlicherweise das ihnen prädestinirte Heldenthum vor der That; so entstand die Altklugheit, aus der Altklugheit der Dünkel, und aus diesem die neueste politische Poesie, die grade die Unreifsten beschäftigt und begeistert hat, und im Grunde auch nur eine versüßirte Turnübung war, so wie denn überhaupt diese ganze, beständig wechselnde, pädagogische Poesie nur eine psychologische Experimentalpoesie ist und sein kann. — Neuerdings endlich scheint wieder eine ganz materielle Richtung vorzuwalten, eine allgemeine Realschule zu Erzielung einer industriellen Reichsritterschaft, wo der erfinderische Eigennutz die Heldenrolle übernommen hat, und die Geldaristokratie, anstatt des alten Adels, in den dampfenden und klappernden Fabriken über ihre Leibeigenen ziemlich barbarisch verfügt.

Hiermit aber hat die Poesie, als eine brodlose Kunst, gar nichts zu schaffen, gegen welche sich daher auch eine auffallende Gleichgültigkeit und Verachtung überall bemerkbar macht.

Vorstehende Skizze, die leicht noch in's Unendliche fortgeführt werden könnte, mag hinreichen, um die oben erwähnte große Mannigfaltigkeit unsrer poetischen Literatur anzudeuten. Sie zeigt aber auch, daß auf diesem vergleichenden Wege, anstatt eines geschlossenen Gesammtbildes dieser Literatur, vielmehr eben nur ihr Zerfall in sehr verschiedene verwandschaftliche Gruppen klar zu machen ist. Es giebt bekanntlich mehrere Gesichtspunkte, unter welchen der Werth und die Gestaltung einer Literatur überhaupt sich auffassen läßt.

Der unfruchtbarste derselben ist wohl der ästhetische, die Beurtheilung nämlich nach einer allgemeinen Theorie der Kunst. Eine poetische Zeit denkt nicht an ihre Schönheit, weil sie dieselbe von selbst besitzt, gleich wie ein Gesunder seine Gesundheit nicht merkt. Erst wenn die Schönheit abhanden gekommen, wird die verlorene absichtlich gesucht oder philosophisch construirt, und so entsteht die Aesthetik. Wir hatten allerdings zu jeder Zeit auch eine ästhetische, d. h. nach den eben gangbaren Schönheitsregeln gemachte Poesie. Aber jeder wahre Dichter hat, meist ohne es zu wissen, seine eigene Aesthetik. Jene allgemeinen Theorien sind begreiflicherweise einem beständigen Wechsel unterworfen und zu subjectiv, um als Norm zu gelten, und es wäre eben so ungerecht als unhistorisch, irgend eine entferntere Periode der Poesie nach der gegenwärtig eben beliebten Theorie abschätzen zu wollen. Man denke hier z. B. nur an die unübersteigliche

klafft zwischen Gottsched's und Lessing's Lehre, oder in neuerer Zeit auch zwischen Jean Paul und Solger, von denen jeder in gewissem Sinne Recht hat oder doch Recht zu haben glaubte.

Ein anderes Verfahren ist das chronologisch-geographische, das wohl auch historisch genannt zu werden pflegt, indem hier die Literatur nach ein für allemal geschichtlich bestimmten Zeitabschnitten, die aber durch ganz andere Ereignisse bedingt sind, zurechtgelegt, und innerhalb dieser Abschnitte wieder in eine sächsische, östreichische, schwäbische, niederrheinische u. s. w. eingetheilt, und durch Jahreszahlen möglichst genau begrenzt wird. Das giebt allerdings einen bequemen Schematismus für die Schule, allein die dadurch bezweckte Ordnung ist durchaus nur äußerlich. Das poetische Element geht wie ein Frühlingshauch durch die Luft über die Kalenderjahre und provinziellen Marken hinweg und hat seine eigenen imaginairen Provinzen, die mühsam gezogenen Grenzen und Abschnitte greifen prophetisch, ergänzend oder verwirrend beständig ineinander, ja oft staut die leichtbewegliche Luftströmung weit zurück, um dann plötzlich wieder Jahrhunderte zu überspringen. Es herrscht also hier ein anderes geheimnißvolleres Gesetz, als in der politischen Historie.

Tiefer schon greift der nationale Gesichtspunkt, die Würdigung nämlich einer Literatur nach ihrer Uebereinstimmung mit dem Geiste der Nation, welcher sie angehört. Wir haben oben den deutschen Nationalgeist als einen vorzugsweise nach Innen gewandten bezeichnet, und als natürliche Folge davon die freie Ausbildung individueller Eigenthümlichkeiten erkannt, woraus wieder die auffallende Mannigfaltigkeit unserer Literatur sich selbst erklärt. Und in diesem Sinne dürfen wir allerdings, wenn wir von weltlichen Interessen und untergeordneten Partheizwecken absehen, die deutsche Litera-

tur unbedenklich eine nationale nennen. Die italieniſche Poeſie ging ſchon ſehr früh auf die Denkart und Kunſtformen ihrer claſſiſchen Vorzeit zurück, die aber, bei der ſeitdem durch das Chriſtenthum völlig veränderten Weltlage, nicht mehr wahrhaft national ſein konnte; während in der engliſchen der Einfluß der heterogenſten, einander oft gradezu widerſprechenden Völkerelemente, mit einem Wort: die geiſtige Compoſition eines Miſchvolkes ſich häufig fühlbar macht und bis heut noch nicht vollkommen beendigt und geſchloſſen ſcheint. Unter allen iſt ohne Zweifel die ſpaniſche Poeſie die nationalſte; aber ſie iſt es auf eine ganz andere Weiſe als die unſere. In Spanien iſt es die Freude und begeiſterte Verherrlichung einer durch Jahrhunderte erkämpften Errungenſchaft von Religion, Ehre und Ritterlichkeit, welche ihr prächtiges, aber durchaus einförmiges Zauberlicht über alle Dichtungen und Dichter wirft, die ſich daher nur durch die größere oder geringere Kunſtvollendung voneinander unterſcheiden. In Deutſchland dagegen iſt eben das Ringen ſelbſt, der ſich beſtändig erneuernde Kampf um jenes Eldorado, und, da jeder einſam für ſich kämpft, die totale Verſchiedenheit das Charakteriſtiſche und Nationale. Betrachten wir aber dieſen Kampf genauer, ſo erkennen wir, daß derſelbe, wie wir auch ſchon aus dem oben angedeuteten Zuſammenhange der Dichtkunſt mit der Philoſophie erſehen, in ſeinem Grundzuge unausgeſetzt grade den höchſten Gütern des Lebens, der Erkenntniß Gottes und der überirdiſchen Dinge gilt. Der durchgreifende Geſichtspunkt zur Beurtheilung der deutſchen Literatur, der hiernach zugleich auch den nationalen mit umfaßt, wird alſo nur der religiöſe ſein können.

Es geht durch alle Völker und Zeiten ein unabweisbares Gefühl von der Ungenüge des irdiſchen Daſeins, und

daher das tiefe Bedürfniß, daſſelbe an ein höheres über dieſem Leben, das Dieſſeits an ein Jenſeits anzuknüpfen, Vergangenheit und Gegenwart beſtändig mit der geheimnißvollen Zukunft zu vermitteln. Und dieſes Streben, durch welches alle Perfectibilität und der wahre Fortſchritt des Menſchengeſchlechts bedingt wird, iſt eben das Weſen der Religion. Wo aber dieſes religiöſe Gefühl wahrhaft lebendig iſt, wird es ſich nicht mit müßiger Sehnſucht begnügen, ſondern in allen bedeutenderen Erſcheinungen des Lebens ſich abſpiegeln; am entſchiedenſten in der Poeſie, deren Aufgabe, wenngleich auf anderem Gebiet und mit anderen Mitteln, offenbar mit jenem Grundweſen der Religion zuſammenfällt, alſo in ihrem Kern ſelbſt religiös iſt.

Und ſo iſt denn auch in der That, genau genommen, die Geſchichte der poetiſchen Literatur, dem Kreislaufe des Blutes vom und zum Herzen vergleichbar, eigentlich nichts Anderes, als das beſtändig pulſirende Entfernen und wieder Zurückkehren zu jenem religiöſen Centrum. Alle Revolutionen der Poeſie ſind durch die Religion gemacht worden. Schon im Alterthum, und namentlich bei deſſen poetiſchſtem Volke, den Griechen, ging die Poeſie, da der alte Götterglaube, auf dem ſie ruhte, verloſchen war und philoſophiſch umgedeutet wurde, von ihrer urſprünglichen ſtrengen Größe zu ſkeptiſch vermittelnder Weltlichkeit, von Aeſchylus zu Euripides über. Das Chriſtenthum ſodann, die ganze Weltanſicht verwandelnd und wunderbar vertiefend, ſchuf aus der anarchiſchen Verwirrung, welche dieſer Geiſterkataſtrophe unmittelbar folgte, an die Stelle der alten Verherrlichung des Endlichen die romantiſche Poeſie des Unendlichen. Späterhin war es abermals der auf demſelben Gebiet durch die ſogenannte Reformation herbeigeführte Umſchwung, welcher unſere Poeſie in eine völlig

veränderte Bahn mit sich fortriß; und noch in neuester Zeit entstand aus der religiösen Reaction gegen den Unglauben einer flachen Aufklärung die moderne Romantik, die noch bis heut nicht ganz verklungen ist.

Und das kann auch nicht anders sein. Denn was ist denn überhaupt die Poesie? Doch gewiß nicht bloße Schilderung oder Nachahmung der Gegenwart und Wirklichkeit. Ein solches Uebermalen der Natur verwischt vielmehr ihre geheimnißvollen Züge, gleich wie ja auch ein Landschaftsbild nur dadurch zum Kunstwerke wird, daß es die Hieroglyphenschrift, gleichsam das Lied ohne Worte, und den Geisterblick fühlbar macht, womit die verborgene Schönheit jeder bestimmten Gegend zu uns reden möchte. Auch die noch so getreue Darstellung der Vergangenheit giebt an sich noch keine Poesie, wenn der historische Stoff nicht durch überirdische Schlaglichter belebt und gewissermaßen erst wunderbar gemacht wird; und jedenfalls wird sie stets an Genialität der wirklichen Geschichte weit nachstehen müssen, die der göttliche Meister nach ganz anderen ungeheueren Dimensionen und Grundrissen dichtet, wofür wir hienieden keinen Maßstab haben. Aber eben so wenig darf die Poesie auch anderseits eine unmittelbare Darstellung der übersinnlichen Welt unternehmen wollen; denn diese entzieht sich, wie der Abgrund des gestirnten Himmels in unbestimmte Lichtnebel zerfließend, in ihrer unermeßlichen Ferne und Höhe beständig der Kunst und ihren irdischen Organen; wie denn an dieser Aufgabe auch wirklich die größten Dichter, Milton, Klopstock u. a. gescheitert sind. Die Poesie ist demnach vielmehr nur die indirecte, d. h. sinnliche Darstellung des Ewigen und immer und überall Bedeutenden, welches auch jederzeit das Schöne ist, das verhüllt das Irdische durchschimmert. Dieses Ewige, Bedeutende ist aber

eben die Religion, und das künstlerische Organ dafür das in der Menschenbrust unverwüstliche religiöse Gefühl.

Auch das hat die Poesie mit der Religion gemein, daß sie wie diese den ganzen Menschen, Gefühl, Phantasie und Verstand gleichmäßig in Anspruch nimmt. Denn das Gefühl ist hier nur die Wünschelruthe, die wunderbar verschärfte Empfindung für die lebendigen Quellen, welche die geheimnißvolle Tiefe durchranken; die Phantasie ist die Zauberformel, um die erkannten Elementargeister herauf zu beschwören, während der vermittelnde und ordnende Verstand sie erst in die Formen der wirklichen Erscheinung festzubannen vermag. Ein so harmonisches Zusammenwirken finden wir bei allen großen Dichtern, bei Dante, Calderon, Shakespeare und Goethe, wie sehr auch sonst ihre Wege auseinandergehen. Der Unterschied besteht nur in dem Mehr oder Minder jener drei Grundkräfte. Wo aber dieser Dreiklang gestört und eine dieser Kräfte alleinherrschend wird, entsteht die Dissonanz, die Krankheit, die Karikatur. So entsteht die sentimentale, die phantastische und die Verstandespoesie, die eben bloße Symptome der Krankheit sind.

Es geht, wie durch die physische Welt, so auch durch das Reich der Geister, eine geheimnißvolle Centripetal- und Centrifugalkraft, ein beständiger Kampf zwischen himmlischer Ahnung und irdischer Schwere, welcher in dem großen Ringe, der die Geister wie die Planeten umfaßt, je nach den engeren oder weiteren Kreisen, die sie um den ewigen Mittelpunkt beschreiben, Licht oder Schatten, belebende Wärme oder erstarrende Kälte, sehr verschieden vertheilt. Aber das, was in dem Sonnensystem als unvermeidliches Naturgesetz erscheint, ist im Geisterreich ein Act der Freiheit, die Nothwendigkeit dort wird hier durch freie Wahl zur Tugend oder Sünde.

jenachdem die natürliche Harmonie bewahrt oder willkürlich gebrochen wird. Wir scheuen uns daher nicht, diesen höchsten Maßstab alles Lebens auch an die bedeutendste Manifestation des Geisterreiche, an die Literatur, anzulegen. Und diesen großen Weltgang, namentlich in den einzelnen Zweigen und Evolutionen unserer Poesie, näher nachzuweisen, ist eben die Aufgabe, die wir nachstehend zu lösen versuchen wollen, auf die Gefahr hin, daß dann vielleicht manches Hochgepriesene klein, manches Geringgeachtete groß erscheinen dürfte.

Schließlich nur noch die Bemerkung, daß wir in dem Abschnitt von der neueren Romantik den Inhalt unserer früheren Schrift über denselben Gegenstand mit wenigen Zusätzen wieder aufgenommen haben, weil dieses Werkchen im Buchhandel vergriffen ist, weil unsere dort ausgesprochenen Ansichten und Ueberzeugungen seitdem unverändert geblieben sind, und weil es hiernach jedenfalls eine eben so unnütze als unerträgliche Arbeit wäre, dasselbe mit anderen Worten sagen zu wollen.

I.

Das alte nationale Heidenthum.

Es geht in der alten Geſchichte eine noch nicht ganz überwundene Fabel um, die Meinung nämlich, daß die Deutſchen, als ſie in die Weltgeſchichte eintraten, noch Wilde waren, die, etwa wie die Irokeſen, Pontokuden und andere Menſchenfreſſer, in ihren Urwäldern in Erdhöhlen hauſten, und ihren Geſang dem Zwitſchern der Vögel oder dem Geheul der Wölfe ablernten. Eine Tradition, die von den Künſtlern bis in die neueſte Zeit fortgepflanzt wurde, indem ſie in den illuſtrirten Geſchichtshandbüchern unſere Vorfahren als leibhaftige Bärenhäuter darzuſtellen pflegen. Und allerdings ſcheinen auch vielfache Nachrichten von damaligen Schriftſtellern dieſe Anſicht zu beſtätigen. Da iſt meiſtentheils von nichts Anderem als von undurchdringlichen Sümpfen, Auerochſen und Barbaren die Rede, und noch Julian, der Apoſtat, berichtet, daß ihm die Volkslieder der Deutſchen am Rhein wie das Gekrächz ſchreiender Raubvögel geklungen.

Allein einmal iſt es ſchon an ſich eine hiſtoriſche Unmöglichkeit, daß ſolche Wilde dem Stoße der römiſchen Civiliſation dauernd widerſtehen, ja endlich gar die in allen Kriegskünſten weit überlegene Macht der Römer brechen konnten.

Die Rohheit ist niemals eine Weltkraft; die Geschichte aller Zeiten lehrt das grade Gegentheil. Die Celten in Gallien und Spanien mußten damals in der römischen Bildung aufgehen, oder sich vor ihr in die unzugänglichsten Gebirge flüchten, und noch neuerdings hat die europäische Civilisation die wilden Ureinwohner Amerika's fast spurlos vernichtet. Sodann darf man auch nicht vergessen, daß wir jene alte Zeit nur im römischen Spiegel erblicken, der aber damals schon zu künstlich geschliffen war, um so ganz fremde Zustände rein und einfach zu reflectiren; abgesehen davon, daß überdies die Römer eigentlich nur die Grenzvölker kannten, die, beständig im Feldlager und gerüstet gegen ihren Erbfeind, nothwendig ein wilderes und ungeregelteres Aussehn haben mußten, als das unberührte Wesen im Innern und Norden Deutschlands.

Demungeachtet waren die Römer ein viel zu praktisches und welterfahrenes Volk, um nicht das Großartige des deutschen Wesens zu empfinden und über den totalen Gegensatz zu erstaunen, in welchem dasselbe zu der übrigen alten Welt gestanden. Und wir können dieses Erstaunen nur theilen, wenn wir aus den wenigen, bis auf uns gekommenen Zügen jener Zeit in der That schon die Physiognomie und sittliche Grundlage des Ritterthums erkennen, das nachher, als es durch das Christenthum erst seine Weihe und rechte Bedeutung erhalten, ganz Europa regeneriren sollte.

Es ist zunächst der erfrischende Hauch eines unverwüstlichen Freiheitsgefühles, der uns aus jener schönen Waldeinsamkeit entgegenweht. Zwar bestand eine Gliederung jedes Stammes in Adel, Freie und Dienstmannen unter einem erblichen Fürsten oder Könige. Aber wie der wahrhaft Freie überall die Freiheit ehrt, so waren auch die Dienst-

mannen weder Leibeigene noch Sklaven im römischen Sinne; der Adel hatte größtentheils nur Ehrenrechte, und die Gewalt des Fürsten war sehr beschränkt, da ihm das wirksamste und gefährlichste Organ derselben, das Recht des Blutbanns und des Heerbanns fehlte. Denn der Krieg wurde vom versammelten Volk und Adel beschlossen, und bei dessen Ausbruch jedesmal ein besonderer Heerführer (Herzog) erwählt, und eben so durften Todesurtheile nur von einem, gleichfalls von Volk und Adel gewählten Priester der Nation gesprochen und festgesetzt werden. Ueberdies hatte jeder Freie das Recht, in den allgemeinen Volksversammlungen bewaffnet zu berathen. Jeder also fühlte sich als ein lebendiges Glied des Ganzen, und die ganze Nation war ein zu Schutz und Kampf bereites Heer von Wehrmannen (Germanen), die jederzeit den Tod unbedenklich einer schimpflichen Gefangenschaft vorzogen.

Damit jedoch diese höchste persönliche Freiheit nicht in Willkür auseinanderfallend sich selbst vernichte, vereinigten sich, namentlich in Zeiten der Gefahr, mehrere Stämme zu einem nationalen Völkerbunde, dessen Verletzung, als das einzige Capitalverbrechen, mit dem Tode, so wie Feigherzigkeit im Kriege mit der Acht bestraft wurde. Innerhalb dieser größeren Kreise aber bildeten sich jederzeit wieder eigenthümliche Waffenfreundschaften, indem einzelne Kampflustige einem durch Macht oder Heldenruhm hervorragenden Führer als freie Gehülfen sich anschlossen, und von ihm dann mit erobertem Lande betheilt zu werden pflegten. Nur muß man sich hüten, dabei etwa an die späteren Karikaturen dieser Zustände, an Condottieri und Landsknechte zu denken, die nur dem wechselnden Glück und höherem Solde folgten. Hier handelte es sich nicht um materielle Interessen, sondern um ein persönlich

moraliſches Band, das keine irdiſche Macht zu löſen vermochte, um eine Waffenbrüderſchaft auf Sieg oder Tod; und es war eine unauslöſchliche Schande eben ſo für das Gefolge, den Waffenherrn zu überleben, wie für dieſen, ſeine Edeldiener jemals zu verlaſſen. Wir erblicken alſo hier ſchon die erſten Lineamente der nachherigen Lebensverfaſſung, oder vielmehr deren eigentliche Bedeutung und ſittlichen Grund: die Tugend aufopfernder Treue, die bei uns ſprichwörtlich geworden und einen weſentlichen Charakterzug des deutſchen Mittelalters bildet. Wie in den Einrichtungen des Lebens daher ſpiegelt auch ſchon in unſeren älteſten Heldengedichten dieſe unerſchütterliche Treue ſich ab, und führt namentlich im Nibelungenliede die tragiſche Kataſtrophe herbei, indem der grimme Hagen aus Treue gegen ſeine Königin Brunhild den Sigfried erſchlägt, und dann mit ſeinen Herren unbedenklich nach dem Hunnenlande in den ſicher vorausgeſehenen Tod geht; während dagegen die Burgunderkönige lieber Leben und Land laſſen, als ihre Freiheit durch die verlangte Auslieferung des getreuen Hagen zu erkaufen.

Wir erwähnten ſchon oben, daß der Vorrang des Adels mehr ſittlicher als materieller Art war. Er ſcheint, außer dem Recht des erſten Vorſchlages auf den Bundesverſammlungen, vorzüglich in dem ſtets höher geachteten Kriegsdienſt zu Pferde beſtanden zu haben. Vor Allem aber in der hiſtoriſchen Erinnerung an die Thaten der Vorfahren, in einem traditionellen Heldenruhm des Geſchlechts, den zu behaupten und zu vermehren der Stolz der Nachkommen war. Eben ſo wurde in Kriegszeiten der Herzog, wie Tacitus ausdrücklich ſagt, nicht nach Geburt, ſondern nach Verdienſt gewählt. Endlich war auch jeder Freie in perſönlichen Dingen ſelbſtändig auf ſein eigen Schwert gewieſen; er hatte

das Recht der Selbsthülfe gegen jeden einzelnen Beleidiger, ja in äußersten Fällen sogar die Pflicht der Blutrache. Und so entwickelte sich schon so frühe ein anderes charakteristisches Element des Ritterthums: der wunderbare Geist der Ehre, jene erhabene Gesinnung, die, wie ein weltliches Gewissen über alle materiellen Rücksichten hinausgehend, die rohe Kraft bändiget, und im Bunde mit der Religion die Nationen groß macht.

Am folgenreichsten aber vielleicht für alle künftigen Zeiten hat sich wohl die hohe Stellung erwiesen, welche die Frauen bei den Germanen einnahmen, während sie bei den andern alten Völkern zu dumpfer Sklaverei herabgewürdiget, oder höchstens, wie in Rom und Griechenland, als pikanter Zeitvertreib und Zierrath des souverainen Männerlebens geduldet wurden. Bei den Germanen dagegen war die Strenge und Innigkeit der nach freier Wahl und Neigung geschlossenen Ehen ein Gegenstand allgemeiner Verwunderung der Römer, und wir sehen die Frauen überall an Kampf, Noth und Freude der Männer tröstend, hülfereich und erfrischend theilnehmen. Daher bestand, wenigstens bei den adligen Geschlechtern, die Morgengabe der Frau in Schlachtroß, Schild und Waffe. Denn die Frauen folgten dem Heere in den Krieg, die Verwundeten pflegend und nicht selten durch ihren beseelenden Muth die wankende Schlacht wendend, oder, wenn Alles verloren schien, sich selbst einem freiwilligen Tode weihend. So ergänzten sich fortdauernd beide Geschlechter, Kraft und Milde. Und nur aus solcher wechselseitigen Achtung konnte die Macht geistiger Liebe hervorgehen, deren Glanz das ritterliche Mittelalter so wunderbar beleuchtet, und die das Christenthum als ebenbürtig anerkannt hat.

Man sagt, der allgemeine Schönheitssinn der Griechen

sei vorzüglich durch den täglichen Anblick der Tempel und Kunstwerke auf allen öffentlichen Plätzen geweckt und genährt worden. Mit noch größerem Rechte darf man behaupten, daß die ernste und strenge Schönheit unserer Heimat einen ähnlichen Zauber auf ihre Bewohner ausgeübt hat; dieses von Gebirgen, kräftigen Strömen und grünen Thälern durchzogene Land mit seinen Felsentrümmern und geheimnißvollem Quellenrauschen, wo, nach der Beschreibung des älteren Plinius, „tausendjährige Eichen mit gegeneinander strebenden, ineinander verschlungenen Wurzeln und Aesten, hohe Schwibbögen, Gänge und Gestalten bilden, sonderbar ähnlich den kühnen Gebäuden der Menschenkunst, nur größer, lebendiger und freier, wie zu einem Riesentempel der Natur erhoben." Daher bauten die germanischen Völker nur wenige Städte, sondern wählten ihren Wohnsitz, ohne Rücksicht auf gemeines Bedürfniß, am liebsten auf freien Höhen oder in einsamen Thälern. Daher das tiefe Naturgefühl, das in Deutschland alle Wandelungen der Jahrhunderte überlebt hat, und noch bis heut, wie ein erfrischender Waldeshauch, auch unsere Poesie, wenn wir etwa den wesentlich germanischen Shakespeare ausnehmen, von der Poesie aller anderen Nationen unterscheidet.

Wenden wir uns nun nach diesem kurzen Ueberblick des innern Lebens jener Zeit, die, wie wir gesehen, poetische Elemente genug aufzuweisen hat, zu ihrer Poesie selbst, so müssen wir uns abermals lediglich auf das Zeugniß der Römer verlassen. Diese römischen Nachrichten aber sind verworren, lückenhaft und durchaus unzureichend. Wir haben schon oben gelegentlich Julian's verwerfendes Urtheil über den

deutschen Kriegegesang vernommen; Andere urtheilen nicht günstiger und klagen besonders über die vermeintliche Härte und Ungeschlachtheit der germanischen Sprache. Nur Tacitus, dessen Tiefsinn und unbeugsame Wahrheitsliebe freilich alle Andern überwiegt, spricht auch hier mit besonnener Anerkennung des deutschen Wesens. Er gedenkt ihrer begeisternden Schlachtgesänge, Götter- und Heldenlieder, und rügt die vornehme Beschränktheit der Griechen, die nur das Ihrige kannten und schätzten, und der Lieder von Hermanns Heldenthaten nicht achteten, die noch damals durch alle deutschen Gauen erklungen.

Diese Rüge aber und der scheinbare Widerspruch jener alten Nachrichten erklärt sich einfach daraus, daß die Griechen und Römer dazumal nur eine bereits überfeinerte Kunstdichtung, die Deutschen nur eine Volkspoesie besaßen, welche zu allen Zeiten einander unverständlich und daher auch stets gegeneinander ungerecht sind. Eine eigentliche Volkspoesie in so umfassendem Sinne haben überhaupt die andern alten Völker niemals gehabt. Bei den Griechen durchzogen besondere, mehr oder minder geschulte Sänger das Land, und in ihrem Homer sind die alten Volkssagen bereits in eine, sehr fühlbare Kunstdichtung verschmolzen, gleich wie auch unsere vaterländischen Sagen später in unserem Nibelungenepos zusammengefaßt und zu ihrer jetzigen Gestalt verarbeitet wurden, als die Heldenlieder, die es enthält, nicht mehr lebendig von Mund zu Munde gingen. Bei den ältesten Römern dagegen gehörte die Poesie ganz und gar dem Gottesdienste an, und Vates war mit Dichter, Priester oder Seher, Carmen für Dichtung und jederlei gottesdienstliche Formel gleichbedeutend. Eben so befand sich bei den Celten, deren Gebräuche und Einrichtungen bisher mißverständlich den germanischen Völkern

angefabelt worden, die Poeſie ausſchließlich in den Händen einer beſonderen Künſtlerclaſſe, der Barden, die nur das poetiſche Organ ihres Druidenordens war. Die Deutſchen aber hatten weder Druiden, noch Barden, d[illegible] weder eine erbliche Prieſterkaſte, noch eine von den Prieſtern abhängige Dichterzunft. Ihre Dichterſchule war das Leben, und ihre Poeſie die Freude und Seele dieſes Lebens. Die Helden waren ſelbſt die Dichter, ſie thaten, wie ſie ſangen, und ſangen, was ſie thaten, Allen gleich verſtändlich, weil in allen weſentlichen Lebensanſichten noch ein gemeinſamer Geiſt die ganze Nation verband, die nicht in Herren und Sklaven, wie bei andern gleichzeitigen Völkern, und noch nicht wie bei uns in Gebildete und Pöbel zerfallen war. Daher ſehen wir hier Fürſten und Mannen an der fröhlichen Sangeskunſt gleichmäßig theilnehmen; der Held Horant betritt ſingend die Hallen der ſo eben von ihm eroberten Burg, Regner Lodbrog haucht im Geſange ſein Leben aus, ſelbſt der ſchon chriſtliche König Alfred geht als Sänger verkleidet in das feindliche Dänenlager, und der Spielmann Volker im Nibelungenliede ſchwingt mit gleicher Gewalt den Fidelbogen wie das Schwert. Daher kreiſte an den Königshöfen und in ihren Volksverſammlungen die Harfe von Hand zu Hand, während die Zuhörer in den Geſang mit einſtimmten, gleichſam wie der Chor der alten Tragödie in die beſungene Handlung lebendig hineinrankend. Es war der Hauch nationaler Heldenerinnerungen, der durch die Wipfel dieſes uralten Dichterwaldes in wunderbaren Liedern ging, von deren mächtigem Einfluß auf das ganze Leben die Römer voll Erſtaunen erzählen.

Wollen wir uns aber das eigentliche Grundweſen dieſer Volkspoeſie klar machen, ſo müſſen wir auch hier auf die

religiösen Quellen zurückgeben, die ihr' ihre Eigenthümlichkeit gegeben. Die Religion der alten Germanen war allerdings, wie die aller Urvölker, ein Naturglaube; sie verehrten die Sonne, das Feuer und Wasser. Was uns aber dabei zunächst auffällt, ist die Einfachheit ihres Gottesdienstes, der weder Götzenbilder, noch irgend weitläufige Ceremonien kannte; ihr Tempel war der Wald mit seinen grünen Bogen und schlanken Säulenhallen. Vor Allem aber ist es das Uebersinnliche dieser Götterlehre, die sie von den andern Religionen des Alterthums unterscheidet. Die Römer, und noch mehr die Griechen, zogen ihre Götter zur Erde in den Kreis der menschlichen Leidenschaften herab. Ihr Olymp, wenn wir durch den überreichen Fabelschmuck auf den eigentlichen Kern sehen und diesen als die sittliche Grundlage des Volksglaubens nehmen müssen, erscheint doch nur als ein fast kindischer Religionsversuch; ein lustiges Herrenhaus genialer Dynasten, die, weil sie sich selbst durchaus nicht zu regieren wissen, ein gar wunderliches Weltregiment führen. Wie unendlich größer, tiefer und wahrer, als dieser Zeus oder Jupiter, der mit sultanischer Laune heut die Europa entführt und morgen wegen derselben Galanterie den Paris andonnert, ist die altgermanische Idee der ewigen Gerechtigkeit, des „Allvaters" Wodan, des höchsten Richters und Rächers des Unrechts. Weder König noch Volk hatten das Recht des Blutbanns, die seltenen Todesurtheile wurden nur in Wodans Namen gesprochen und verkündigt. Und mit dieser Vorstellung hing wesentlich auch ihr fester Unsterblichkeitsglaube zusammen. Das Jenseits der Griechen war nur ein ungewisses nebelhaftes Schattenspiel des irdischen Daseins, die Walhalla der Germanen dagegen eine freudige Zuversicht, die in Schlacht oder Gefangenschaft heldenmuthige Todesverachtung erzeugte.

Am unmittelbarſten aber blickt der Geiſt dieſer Götterlehre uns aus der Edda an, ſeltſam fremd und doch befreundet. In dieſem mythologiſchen Götter- und Heldengedicht, das von Deutſchland ausgegangen und in der ſpätern ſkandinaviſchen Auffaſſung bis auf uns gekommen iſt, waltet ein tragiſcher Tiefſinn, in welchem wir, da ein Einfluß des Chriſtenthums darauf hiſtoriſch ſich nicht nachweiſen läßt, bereits eine Ahnung der göttlichen Wahrheit kaum verkennen können. Unter dem Baum des Lebens, der heiligen Eſche Yggdraſill, die ihre Wurzeln durch alle Tiefen und ihre Zweige über das Weltall ausbreitet, kämpfen die Aſen und Lichthelden mit den alten Naturkräften und Rieſen der Finſterniß. Aber alle dieſe Helden ſind dem Untergange geweiht, der ſich durch den Tod Balder's, des ſchönſten unter ihnen, wehmüthig ankündigt. Denn die Dämmerung der Götternacht bricht unaufhaltſam herein, und noch einmal ſiegt die alte Finſterniß und der furchtbare böſe Loke, bis endlich die neue Götterwelt in himmliſcher Verklärung emporſteigt.

Erblichen ſind dieſe Göttergeſtalten vor dem neuen Morgenroth, verklungen alle Heldenlieder dieſer Zeit, nur zwei erſt vor kurzem in Merſeburg wieder aufgefundene Zauberſprüche gemahnen uns noch wie räthſelhafte Trümmer einer verſunkenen Welt. Aber eine dunkle Erinnerung an die verſchloſſenen Heroen und Sagen iſt im Volke geblieben, und mit ihr jener wundervolle Naturklang und tragiſche Geiſt der Edda, der mythiſche Kampf mit den Rieſen und Ungeheuern der Finſterniß, und der großartige Untergang der alten Heldengeſchlechter, der das Grundthema aller ſpätern Volksepen und mittelalterlichen Rittergedichte bildet.

II.

Kampf und Uebergang.

Die alte Welt war allmählich eine Lüge geworden; Götter, an die niemand mehr glaubte, Staatseinrichtungen für Tugenden, die man nicht mehr verstand oder verlachte, und dabei noch immer die fortgeerbte römische Prätension einer Weltherrschaft, die doch nur von den sogenannten Barbaren noch gehalten wurde. Der Schutt der Jahrhunderte, auf dem nur üppige Giftblumen wucherten, mußte hinweggeräumt, das ganze trügerisch morsche Prachtgerüst erst gebrochen werden, damit es das neue Leben nicht weiter hindere. Und dies eben war die welthistorische Bedeutung der Völkerwanderung, jener räthselhaften Völkerströme, die erfrischend von Norden und Osten über den todtmüden Süden hereinbrachen; und eben deshalb ist das einzige Wandervolk, welches diese Mission nicht begriffen und dem Lichte des neuen Lebens sich störrig verschlossen hatte, das wilde Heer der Hunnen, nachdem es die untergeordnete Aufgabe des bloßen Niederwerfens erfüllt, auch spurlos von dem großen Schauplatze wieder verschwunden.

Das deutsche Volk ist irgendwo mit Recht der Riese Christophorus genannt worden, der das Christkind durch die

Fluten einer wildempörten Zeit getragen. Denn allerdings hatten die südlichen Nationen schon lange vor den Deutschen sich zum Christenthum bekannt; allein im byzantinischen Kaiserthum war daſſelbe in eine zweideutige, den weltlichen Staatsinteressen dienstbare Hofſache umgeſchlagen, und in Rom hatte theils das ungeheure Gemisch der verſchiedensten Nationalitäten und Religionen, theils die Anstrengung der Gelehrten, die alte Mythologie durch den Neuplatonismus philoſophiſch umzudeuten und wieder zu beleben, einen vielfach ſtörenden und zerſetzenden Einfluß ausgeübt. Man darf daher wohl behaupten, daß erſt die jugendfriſche und tiefere Auffaſſung der germaniſchen Völker das Chriſtenthum in Europa wirklich einheimiſch gemacht hat.

Indem aber das Chriſtenthum den Blick von den geheimnißvollen Naturkräften zu dem Urgrund alles Creatürlichen, von der Sinnenwelt zum Ueberſinnlichen wandte, mußte es nothwendig überall eine totale Umwandlung der Lebensanſicht und Geſammtbildung, und ſomit auch ihres poetiſchen Ausdrucks herbeiführen. Dies konnte jedoch grade bei einem ſo treu und ernſt geſtimmten Volke, wie das deutſche, nicht plötzlich und nicht ohne bedeutende Kämpfe geſchehen. So rang im nordöſtlichen Deutſchland das nationale Heidenthum noch lange und hartnäckig mit Karl dem Großen, und endete nur mit der völligen Unterjochung der Sachſen. Eben ſo entzündete ſich in England ein ähnlicher Kampf zwiſchen den eingewanderten heidniſchen Angelſachſen und dem chriſtlichen Celtenkönig Artus, den nachher die chriſtliche Ritterdichtung ſagenhaft verklärt hat. Und da nun die alte Odinslehre vom deutſchen Boden vertrieben war, flüchtete ſie zu den gothiſchen Stämmen in Schweden, wo ſie noch lange die bedeutſame Geſtalt

bewahrte, wie ſie uns in der isländiſchen Edda erhalten worden.

Bei dieſer Nachbarſchaft von Heiden und Chriſten und dem nationalen Verkehr derſelben konnte es nicht fehlen, daß nun hier zunächſt eine Art von Kriegszuſtand permanent wurde. Nicht nur mußten die gewaltſam bekehrten Sachſen ihre alten Götter ausdrücklich abſchwören, auch die alten Heldenlieder, mit denen die heidniſchen Traditionen fortwährend noch herüberklangen, wurden von den geiſtlichen Behörden als Teufelswerk verboten, woraus denn ihr gänzliches Verſchwinden einigermaßen erklärlich wird. Ja ſelbſt die uralte Form dieſer Lieder, die Alliteration oder der ſogenannte Stabreim, der, wie eine poetiſche Runenſchrift, die bedeutſamſten Worte jedes Verſes durch gleiche Anfangsbuchſtaben betonte, ward jetzt mit Mißtrauen betrachtet und allmählich außer Gebrauch geſetzt. — Wir können vom poetiſchen und hiſtoriſchen Standpunkte aus allerdings nur bedauern, daß dieſe alten Heldengeſänge auf dieſe Weiſe verloren gegangen, aber wir dürfen auch nicht vergeſſen, daß das, was uns jetzt nur noch als ein ſchönes und harmloſes Spiel der Phantaſie erſcheint, damals als wirklicher Volksglaube galt, und alſo überwunden werden mußte.

Auch noch eine andere Folge des Chriſtenthums griff wenigſtens mittelbar in die germaniſche Geiſtesentwickelung ein. Die Deutſchen hatten nämlich das Chriſtenthum von den Römern, und mit ihm die lateiniſche Sprache empfangen, die überdies, da ſie bereits eine Weltſprache, auch zur Verbreitung der neuen Weltreligion am geeignetſten war. Die Sprachen der andern, ſogenannten romaniſchen Völker waren ſchon früher allmählich der übermächtigen römiſchen gewichen, oder ſie hatten ſich vielmehr, jede in ihrer Art, lateiniſch regenerirt.

Die deutsche Sprache aber war noch zu kerngesund, um nicht, mit Ausscheidung des fremden Elements, ihre Selbständigkeit und Eigenthümlichkeit zu behaupten. Und so erhielten wir schon damals eigentlich zweierlei Sprachen, eine gelehrte und eine Volkssprache, ein Dualismus, den unsere Literatur noch bis jetzt nicht ganz beseitigt hat.

Unter den eingewanderten Völkern ragten ohne Zweifel die Gothen an hohem Sinn und Bildung über alle anderen hervor. Weit entfernt daher, die alte Cultur zu zerstören, wie Attila mit seinen Hunnen that, suchten sie vielmehr alles Große und noch Lebensfähige, das sie vorfanden, auf ihre Weise sich anzueignen. So wissen wir durch gleichzeitige Schriftsteller, daß der Gothenkönig Adolf seinen Ruhm darin suchte, die Herrlichkeit der Römer durch die Kraft der Gothen wieder herzustellen und noch zu vergrößern, und daß es schon damals Römer gab, die lieber unter den Deutschen in Freiheit, obwohl dürftig leben mochten, als wie ehemals in steter Angst vor den Erpressungen der alten Regierung. Ihr großer König Theodorich sorgte gleichmäßig für die Erhaltung der römischen, wie der gothischen Sprache und Bildung, beide, eine durch die andre wechselseitig ergänzend und neubelebend; und an seinem Hofe wurden die ersten christlichen Heldenlieder gesungen.

Sie sind zwar sämmtlich verloren, so wie die Lieder, welche später Karl der Große sammeln ließ, aber dennoch können wir auf diesen Spuren den Strom der deutschen Poesie aus dem alten Sagenwalde bis tief in das Mittelalter hinein verfolgen. Denn jene Gothenlieder, die von lateinischen Schriftstellern als Volksgeschichte in Prosa aufgelöst worden, feierten vorzüglich den Ruhm und die Thaten des Heldengeschlechts der Amelungen, später auch Attila, Odoaker und

Theodorich selbst in ihren Kreis mit aufnehmend; sie wurzelten also noch in den Nationalerinnerungen der ältesten Vorzeit. Eben diese Lieder aber waren es, wie wir anzunehmen berechtigt sind, welche die erwähnte Sammlung Karls des Großen bildeten, aus welcher dann wiederum Vieles und vielleicht das Bedeutendste im Nibelungenliede und Heldenbuche nachgeklungen hat. Und so geben denn auch wirklich die Nibelungen, selbst in ihrer jetzigen kunstmäßigen Gestalt, noch ein lebensvolles Bild jenes allmählichen Ueberganges vom Heidnischen zum Christlichen. Hier sehen wir noch die starren Zacken des alten Urgebirges drohend hereinragen, aber schon wunderbar beglänzt von dem Morgenroth des Christenthums, bei dessen Wiederscheinen gleichwohl in den nur erst ungewiß beleuchteten Abgründen noch die alten Ungeheuer und Drachen sich widerwillig ringeln, unzähmbare Kraft, Rache, und alle die entsetzliche Naturgewalt menschlicher Leidenschaften, bis zuletzt die furchtbare alte Heldenwelt, wie im Zorne, vor dem milderen neuen Lichte tragisch zusammenbricht.

Erhalten hat sich von den Gothen nur ein einziges schriftliches Denkmal, das aber von dem majestätischen Klange, dem Reichthum, Wohllaut und strengem Bau ihrer Sprache ein überraschendes Zeugniß giebt. Es ist dies die vom gothischen Bischof Ulfila verfaßte Uebersetzung der vier Evangelien. Die im 16ten Jahrhundert aufgefundene und später in Prag aufbewahrte Handschrift wurde am Schluß des dreißigjährigen Krieges von den Schweden entführt, und befindet sich gegenwärtig in Upsala; während erst im Jahre 1818 durch den Cardinal Mai auch noch die Briefe des Apostels Paulus in Ulfila's Uebersetzung im lombardischen Kloster Bobbio entdeckt worden sind. Von Dichtungen aber besitzen wir aus der ältesten Zeit überhaupt, d. i. aus dem 8ten oder 9ten Jahr-

hundert, nur noch drei in ihrer damaligen Gestalt: das Hildebrandlied, den Walter von Aquitanien, und den Beovulf.

Das Hildebrandlied bekundet auf eine merkwürdige Weise den vorhin behaupteten Zusammenhang der uralten und spätern Sagenwelt, indem es den Inhalt des, also schon damals alten, Nibelungenliedes zum Hintergrunde hat. Denn Hildebrand ist der Waffenmeister Dietrichs von Bern (des Gothenkönigs Theodorich), mit dem er nach der furchtbaren Schlußkatastrophe der Nibelungen vom Hofe Etzels (des Hunnenkönigs Attila) in seine Heimat zurückkehrt. Hier hatte er vor dreißig Jahren seinen Sohn Hadubrad verlassen, der nun selbst seitdem zum Helden herangewachsen ist, und dem Vater, den er nicht kennt, den Eingang verwehrt. Vergebens erzählt dieser ihm seine Geschichte, der mißtrauische und trotzige Sohn ist nicht zu überzeugen. Da ruft Hildebrand: „Weh, waltender Gott, jetzt kommt das Wehgeschick! Sechzig Sommer und Winter bin ich außer Landes gewallet, und nun soll mich mein Kind mit dem Schwerte hauen oder ich zum Mörder an ihm werden!“ Aber es wäre unerhörte Feigheit, den Sohn vom Kampfe abzuhalten, nach dem ihm so gelüstet. Und so kämpfen sie miteinander auf Tod und Leben. — Man sieht, das ist noch wesentlich heidnische Tugend. Und dieselbe wildfremde Urgebirgsluft weht uns auch aus den beiden andern obenerwähnten Dichtungen an: wie dort Walter von Aquitanien, dem man die aus dem Hunnenlande entführte Braut und Schätze rauben will, in einem Engpasse der Vogesen mit zwölf Helden, und unter ihnen auch mit dem schrecklichen Hagen von Troni, kämpfen muß, wie sie einander Auge, Fuß und Hand abhauen und dann beim Friedensmahle über das Grauenvolle heiter scherzen; während in dem angelsächsischen Beovulf dieser

heldenhafte Jütenkönig mit dem Seeungeheuer Grendel und dessen Mutter ficht, und dann in einem mörderischen Kampfe mit einem Drachen seinen Tod findet.

Außerdem blieben zwei große Sagenstoffe, die ein Jahrtausend überdauert haben. Der heidnische Siegfried, der mit seinem Schwert Balmung den goldhütenden Drachen Fafnir erschlägt, die Walküre Brunhild aus der Flammenburg erlöst und durch Verrath umkommt, erscheint demnächst von neuem als Christ im ersten Theile des Nibelungenliedes, und macht später als der hörnerne Siegfried durch die Volksbücher die Runde, um uns endlich in Fouqué's Sigurd dem Schlangentödter noch einmal zu begrüßen. Und dieselbe poetische Lebenskraft hat der berühmte Fuchs Reinhart bewährt, von seiner ersten Ausfahrt im fünften Jahrhundert, als Reginhart mit den Franken über den Rhein, bis zu Goethe's Hexametern vom Reinecke Fuchs.

Der durch das Christenthum erfolgte Umschwung aber übte einen doppelten Einfluß auf die Poesie aus. Während nämlich, wie wir schon oben angedeutet, mit dem erlöschenden Glauben an die heidnische Mythologie auch die in diesem Glauben wurzelnden Heldenlieder immer mehr verklangen, suchte man zugleich dem wachsenden christlichen Volksbewußtsein poetischen Ausdruck zu geben, und die alte weltliche Poesie durch eine geistliche zu ersetzen. So entstand im 9ten Jahrhundert das sogenannte Wessobrunner Gebet, das nur noch im Fragment vorhandene Gedicht Muspilli, und die unter dem Namen Heliand (Heiland) bekannte altsächsische Evangelienharmonie. Aber alle diese Gedichte, wiewohl durchaus christlichen Inhalts, können in ihrer ganzen Physiognomie die heidnische Abkunft noch keineswegs verläugnen. Es ist noch immer der Klang der alten Heldenlieder, aus denen sie hervor-

gegangen, die Form ist noch immer die alliterirende, ja Muspilli sogar noch die heidnische Benennung des Weltendes, von dem dieses Fragment handelt. Im Heliand aber erscheint Christus noch ganz wie ein Heldenfürst der alten Epen, der mit seinem Gefolge eine beglückende Volksfahrt hält, und in den Versammlungen der Völkerstämme mit seinen Getreuen tagt. — Näher schon und an den äußersten Grenzen der alten und neueren Welt steht dagegen die oberdeutsche Evangelienharmonie des Benediktinermönches Ottfried aus den dreißiger Jahren des neunten Jahrhunderts, indem hier bereits das volksmäßig Epische mehr in den Hintergrund und an die Stelle der Alliteration zum erstenmal der Reim getreten ist.

Allein abgesehen davon, daß zu allen Zeiten das Göttliche an sich undarstellbar ist, so war auch das christliche Leben noch nicht erstarkt genug, um die neue Weltansicht poetisch zu bewältigen. Es entstand daher vom 10ten Jahrhundert ab eine momentane Stockung der poetischen Production, die sich erst innerlich sammeln und orientiren sollte. Man hatte noch Dringenderes zu thun, nämlich das Christenthum erst mit den Sitten, Lebensgewohnheiten und Staatseinrichtungen zu vermitteln.

III.

Die christliche Poesie.

Die alten Mythologien waren, bis auf einige vorgreifende Ahnungen und Lichtblicke, wesentlich auf das Diesseits beschränkt, ihre Götter waren potenzirte Menschen oder Naturkräfte. Daher ist auch die alte Poesie, als der Reflex dieser religiösen Anschauungen, im Homer wie in den altdeutschen Heldenliedern, sinnlich, klar und reinmenschlich. Als aber das Christenthum das irdische Dasein in geheimnißvollen Rapport mit dem Jenseits gesetzt und jene zerstreuten Ahnungen als vorzugsweise berechtigt in Einen leuchtenden Brennpunkt zusammengefaßt hatte, so entstand auch sofort eine entsprechende Poesie des Unendlichen, die das Irdische nur als Vorbereitung und Symbol des Ewigen darzustellen suchte. Diese christliche Poesie ist daher übersinnlich, wunderbar, mystisch, symbolisch; und das ist eben der unterscheidende Charakter des Romantischen.

Die sogenannte classische Poesie der Alten verhält sich zu der romantischen ungefähr wie die Plastik zur Malerei. Dort die Schönheit der menschlichen Gestalt versteinert, und das todte Auge; hier das räthselhafte Spiel des Lichts in wunderbaren Farben, und das lebendige Auge, durch das

man in die geheimnißvollen Abgründe der Seele schaut. Wahrheit ist in der alten wie in der romantischen Poesie, aber dort die sinnliche, endliche; hier eine übersinnliche, überirdische Wahrheit. Daher macht die praktische Sicherheit, heitere Genüge und abgeschlossene Vollendung jener alten Poesie überall den befriedigenden Eindruck eines in ihrem beschränkten und klarumschriebenen Kreise fertigen Ganzen, wie denn auch wirklich seit den Griechen weder in der Plastik noch in der antiken Dichtung, trotz aller Vorliebe und Anstrengung, etwas Besseres oder auch nur Neues erfunden worden ist. Das eigentliche Wesen aller romantischen Kunst dagegen ist das tiefe Gefühl der Wehmuth über die Unzulänglichkeit und Vergänglichkeit der irdischen Schönheit, und daher eine stets unbefriedigte ahnungsreiche Sehnsucht und unendliche Perfectibilität. Ihr ernster Geist ist, wie schon oft bemerkt, am deutlichsten in der sogenannten gothischen Baukunst ausgeprägt, wo die Gedanken mit allem irdischen Blütenschmuck aus der Tiefe sehnsüchtig zum Kreuze emporpfeilern in kühnen Bogen und Münstern, die fast niemals fertig geworden.

Derselbe Geist hat auch das Ritterthum geschaffen, auf dem die christliche Poesie des Mittelalters ruht. In gleichem Sinne, wie einst Schlegel die altdeutsche Baukunst eine versteinerte Musik genannt, könnte man das Ritterthum die Musik des Heldenlebens nennen, die starre Memnonsäule heidnischer Tugend, die, vom Morgenroth des Christenthums berührt, melodischen Klang gab. Der altgermanische Heldensinn hatte sich vor der wachsenden Civilisation auf die natürlichen Felsenburgen Skandinaviens zurückgezogen und nachdem er dort in der Einsamkeit der freien Gebirge sich neu gestählt, seinen bewaffneten Weltgang angetreten. Als ge-

borene Seekönige umschifften die kühnen Normannen alle Küsten von Norwegen und Island bis nach Italien und Sicilien, überall die schönsten Provinzen Europa's sich erobernd, weniger aus Bedürfniß, als aus romantischer Lust an Kampf, Gefahr und Abenteuer. Hier nahmen sie indeß sehr bald mit aller Herzensfreudigkeit der Jugend das Christenthum auf, und das Christenthum vergeistigte ihnen dafür das ganze Heldenleben. Denn das altheidnische Heldenleben beruhte im Grunde doch nur auf materiellem Egoismus, auf der Freiheit und Verherrlichung der sinnlichen Leidenschaften, der unbedingten Selbsthülfe, der Geschlechtsliebe und der Rache, die jederzeit blutdürstig ist; ein Zustand, der lediglich durch das Riesenhafte der Naturgewalt groß wird und erschüttert, wie Sturm, Gewitter oder Meeresbrandung. Das Alles aber verwandelte nun das Christenthum, ohne es abzuschwächen, indem es das Heldenleben nur anders motivirte, vorzüglich durch die tiefere Bedeutung, die es der Liebe und der Ehre gab. Die irdische Liebe verklärte sich in dem Bilde der heiligen Jungfrau, deren Himmelsglanz auf die irdischen Frauen zurückstrahlte und den ritterlichen Frauendienst durchaus mystisch gemacht hat. Eben so wurde die Ehre eine moralische Macht, indem die Kraft und Tapferkeit nicht mehr um materiellen Gewinn oder Weltlob, sondern opferfreudig auf dem Felsen der Armuth nur um Gotteswillen kämpfen sollte; und Roland, obgleich bei Roncesvalles besiegt und getödtet, ward dennoch als Sieger gefeiert, weil er für den Glauben gefallen. Es war eine allgemeine Idealisirung des gesammten Lebens, das sich kühn ein höheres Ziel gesteckt hatte.

So ging das Ritterthum, dessen eigentliches Symbol das Kreuzesschwert ist, vorzüglich von Frankreich über ganz Europa aus, aber nicht von den Franzosen, sondern von den

in Frankreich angesiedelten Normannen. Jene höhere Weihe des Ritterthums aber in seinen allgemeinen großen Umrissen manifestirte sich in zwei welthistorischen Erscheinungen, in den Kreuzzügen und in den geistlichen Ritterorden, und am glänzendsten und dauerndsten in Spanien, wo in dem beständigen Kampfe gegen die Mauren eigentlich die ganze Nation ein einziger geistlicher Ritterorden war. Und dieser wesentlich tragische Doppelgeist des Ritterthums, die gewaltige Naturkraft und die freiwillige Demüthigung vor einem Höheren, mit Einem Wort: das durch das Christenthum verklärte Heldenleben, ist denn auch der eigentliche Gegenstand der Poesie des Mittelalters, die fortan jeden weltlichen Kampf mehr oder minder zum Kreuzzuge gestaltet.

Alle Poesie nimmt ihren Ursprung aus der Sage. In der Sage aber sind die productiven Seelenkräfte eines Volkes, Verstand, Phantasie und Gefühl, alle Blüte künftiger Bildung, wie ein Märchen, noch ungetrennt in einer gemeinsamen Knospe, wunderbar verhüllt und abgeschlossen. Die Sage wird, wie ein Naturproduct, nicht erfunden, sie ist nur der innerliche Reflex der Erlebnisse eines Volkes, ihre Lapidarschrift sind die Thaten dieses Volkes, welches sie poetisch nachträumt. Die Sage ist also ganz objectiv, und führt daher einerseits zur Geschichte, die noch halb erdichtet, und andrerseits zum Epos, das noch halb historisch ist. Und gleich wie in der Sage auch die Götter- und die Heldenwelt noch nicht voneinander geschieden sind, so wiederholt sich derselbe Organismus auch im Epos; und in dem ältesten nordischen Heldengedichte, in der Edda, erscheint Odin zugleich als Gott, König, Held und Seher.

Das Epos ist sonach überall die früheste Dichtungsart, oder vielmehr die poetisch verklärte Sage selbst. In der altdeutschen Heldenzeit unterscheidet man aber vorzüglich drei verschiedene Sagenströme, die im nationalen Epos ausmünden. In dem ersten und ältesten dieser Ströme vernehmen wir noch deutlich den gewaltigen Wogenschlag der Völkerwanderung, auf ihm kommen noch Heiden und Christen, der mythische Siegfried, die fränkischen, gothischen und burgundischen Helden Dietrich von Bern und die Wölsinge, Gunther, Gernot, Giselher, Hagen und Volker, der Hunne Etzel, die normännischen Seekönige, so wie die longobardischen Recken Rother, Otnit, Hugdietrich und Wolfdietrich waffenbrüderlich dahergefahren. Exclusiv christlich dagegen und schon in entschiedenem Kampfe mit dem Heidenthum begriffen zeigt sich der zweite Sagenkreis, welcher die Geschichten von Karl dem Großen, seinen Palladinen, und deren Heldenfahrten gegen die Mauren umfaßt. In dem dritten Fabelkreise endlich, vom König Artus, von seiner Tafelrunde und dem heiligen Graal, ist das Heidenthum schon fast überwunden, auf dessen Trümmern nun das neue christliche Ritterthum aufgebaut wird; und der Inhalt dieses merkwürdigen Sagenkreises ist es insbesondere, der mit dem Tiefsinn und der strengen Kühnheit seiner Grundzüge überall an den wunderbaren Geist der altdeutschen Baukunst erinnert.

Aus dem ersten, umfassendsten Sagenkreise treten vorzüglich zwei leuchtende Gestalten, und zwar zunächst erst einzeln in das Gebiet des Heldenliedes heraus, gleich wie beim wachsenden Morgenroth die höchsten Gebirgsgipfel aus der alten Nacht. Der eine ist der „hürnin" Siegfried, wie er, von dem verrätherischen Schmiede in den Wald nach Kohlen geschickt, dort Riesen und Drachen erlegt, die schöne Kriemhild

aus dem Drachenstein befreit und den verborgenen Schatz des Königs Nibelung erhebt. Der andere, Dietrich von Bern (Verona), kämpft in „Ekkens Ausfahrt" mit dem Riesen Ecke, der in weiten Sprüngen wie ein Leopard durch den dichten Wald hinsetzt, daß sein Helm wie eine Glocke klingt und das Wild und Waldgevögel überall erschrocken auffährt und ihm verwundert nachschaut; und als Dietrich dann in dem endlich Ueberwundenen den starken Riesenhelden erkannt, gräbt er selbst ihm ein ehrlich Grab, dem Todten „Gnad dir Gott, lieber Ecke" nachrufend. Eben so ficht Dietrich im „Laurin" gegen den durch einen Zauberring geschützten Zwergkönig Laurin, der in Tirol in einem schönen Rosengarten die aus Steiermark von ihm entführte Jungfrau Similde bewacht, und zuletzt, nachdem in einem furchtbaren Kampfe sein ganzes unterirdisches Zwergvolk erschlagen, in Verona die christliche Taufe empfangen, oder nach einer andern Erzählung als Gaukler sein Brod verdienen muß.

Der eigentliche Hauptinhalt dieses ganzen Sagenkreises aber ist zusammengefaßt in dem **Nibelungen-Epos**, das in seiner frühesten, verloren gegangenen Gestalt wahrscheinlich zu den von Karl dem Großen gesammelten Heldenliedern gehörte. Und an diesem wunderbaren Gedicht läßt sich auch der allmähliche Uebergang vom Heidnischen zum Christenthum, wenngleich nirgends ausdrücklich und absichtlich ausgesprochen, selbst in seiner gegenwärtigen Fassung noch deutlich erkennen. Dieselben Gestalten nämlich, die wir in den vorhin erwähnten zerstreuten Heldenliedern wie einzelne Felsenkuppen hervorragen sahen, Siegfried, Dietrich von Bern, Kriemhild und Brunhilde, finden wir auch im Nibelungenliede wieder, welches jenen altheidnischen Heimatsboden, auf dem es ruht, noch überall stillschweigend als wohlbekannt voraussetzt. Die Ver-

theidigung und Verherrlichung des Christenthums ist noch nicht die ausschließliche Aufgabe des Heldenlebens, die christlichen Helden verkehren noch als getreue Waffengenossen am Hofe des heidnischen Königs Etzel, „der jedem nach seinen Thaten lohnt." Aber die Physiognomie der Helden, der Gegend und Kämpfe, die ganze unsichtbare Atmosphäre, ist bereits wesentlich eine andere geworden. So hat der Dietrich der alten Sage noch durchaus etwas Elementarisches, z. B. in dem grausenhaften Kampfe mit Ecke, oder wenn er, vom Zwergkönig Laurin in einer unterirdischen Höhle gefangen, durch seinen zornigen Heurathem Fels und Bande sprengt, und endlich im Tode von Geistern in eine unbekannte Wüste entführt wird. Vollkommen mythisch, ja elbisch, erscheint dort auch der ursprüngliche sagenhafte Siegfried als leuchtender Frühlingsgott, der auf prächtiger, aber kurzer Heldenfahrt alle schlummernden oder gebundenen Kräfte von den Ungeheuern und finstern Mächten der alten Nacht befreit, und seine furchtbar schöne Ordenbraut Brunhilde als eine von einem Flammenwalle eingeschlossene Walküre.

Man fühlt schon bei oberflächlicher Vergleichung, das ist derselbe Abgrund, den auch das Nibelungenlied vor uns aufthut und aus dem besonders der grimme Hagen noch als starre Felsenzacke hervorragt; nur daß hier schon einzelne Streiflichter des Christenthums wie Blitze einer Gewitternacht, Alles anders, fast gespensterhaft beleuchten. Die wilde Blutgier, womit z. B. der bürnin Siegfried in seinem Kampfe mit dem Riesen dessen klaffende Wunden mit den Händen auseinanderreißt, ist hier schon an die furchtbare Tugend einer unerschütterlichen Treue geknüpft in dem finstern Hagen, der den Siegfried und seine liebsten Waffengenossen erschlägt, blos weil er Brunhildens Dienstmann ist. Der schöne Siegfried selbst tritt aus

seiner Götterdämmerung, die Walküre Brunhild aus den Lohen ihres Feuerwalles in die menschliche Heldenwelt hervor. Mit einem Wort: die Drachen, Lindwürmer und alle Schrecken der alten Naturgewalten verwandeln sich hier in das Dämonische in der Menschenbrust; aber Alles, Tugend, Haß, Eifersucht und Rache, ist noch ungeheuer und riesenhaft, und deutet, wie mit blutigem Finger, auf seinen Ursprung zurück. Und eben an dieser noch ungebändigten Naturkraft, dem hereinbrechenden Christenthum gegenüber, geht in der erschütternden Schlußkatastrophe, die vom Anfang an wie ein langsam steigendes Gewitter drohend über Allen hängt, das ganze Heldengeschlecht unter, gleichsam der Zusammensturz der alten Heidenwelt. Es ist ein wahrhaftes Weltdrama, die großartigste Tragödie, welche die deutsche, ja die europäische Literatur überhaupt aufzuweisen hat.

Zugleich zeigt dieses Gedicht am deutlichsten den volksmäßigen Gang der alten Poesie. Es ist organisch aus einer allmählichen Gruppirung der einzelnen Heldenlieder, wie sie damals noch von Mund zu Mund gingen und von denen neuerdings Lachmann zwanzig entdeckt und bekannt gemacht hat, wie ein Strom aus seinen Waldquellen entstanden, und wahrscheinlich erst zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts von einem unbekannten Meister in seine gegenwärtige Fassung gebracht worden. Leider ist dasselbe auch in dieser Fassung, ohne philologische Vorbereitung, noch immer eine Art Runenschrift und daher dem größeren Publicum unzugänglich. Simrock hat in seiner noch unübertroffenen Uebersetzung die schwierige Aufgabe gelöst, das große Frescobild, wo es im Verlauf der Jahrhunderte nachgedunkelt, für unser verwöhntes Auge wahrhaft künstlerisch zu restauriren, ohne die eigenthümlich nationalen Grundzüge zu verwischen.

Bei weitem näher schon steht unserer christlichen Anschauungsweise das Lied von Gudrun, welches Kaiser Maximilian I. in einer Abschrift auf Schloß Ambras der Nachwelt aufbewahrt hat. Was im Nibelungenliede kaum nebenher erst angedeutet ist, wird hier zur Hauptsache. Das christliche Element, das wir dort nur in einzelnen Morgenblitzen erkannten, hat hier bereits über Freud und Leid seinen milden Glanz verbreitet; vor Allem durch die ganz veränderte Auffassung des Frauencharakters, der hier die wildschöne Waffenpracht abgelegt hat und zum erstenmal in rührender Demuth st[illegible]. Gudrun ist mit dem Könige Herwig verlobt, wird aber von dem Normannenkönig Hartmut entführt und in der Fremde, weil sie in unwandelbarer Treue dem Räuber ihre Hand verweigert, von dessen Mutter Gerlinde als Magd gehalten und schimpflich mißhandelt. Demungeachtet sucht sie, als sie dann endlich durch ihren Verlobten mit Hülfe ihres Bruders wieder befreit wird, großmüthig die Ermordung der bösen Gerlinde auf alle Weise zu verhindern; und ihr Bruder Ortwin, obgleich er sie unbewacht am Meeresstrande gefunden und sofort auf seinem Schiffe zurückführen könnte, sagt ritterlich: „Was mir im Sturm des Kriegs ist abgenommen worden, das will ich heimlich nicht entwenden, und eh ich heimlich stehle, was ich mit Waffenkampf erringen muß, eher mögen, hätte ich hundert Schwestern, sie hier alle sterben!“ — Der wunderbare Gesang, womit im Eingange um Gudrun's Mutter geworben wird, so wie Gudrun's Heimweh am Seegestade des Normannenlandes, giebt fühlbar dem Ganzen schon einen durchaus romantischen Klang; und wenn das Nibelungenlied in eiserner Consequenz mit den Schrecken der Rache schließt, endigt hier Alles in Versöhnung und Frieden.

Zu diesem ersten großen Sagenkreise — wenn wir, wie billig, nicht die dabei betheiligten Volksstämme, sondern Stoff und Geist allein in Betracht ziehen, — müssen endlich auch noch König Rother, die Rabenschlacht (Ravennaschlacht), eine versuchte Nachahmung des Nibelungenliedes, so wie Otnit, Hug- und Wolfdietrich, und der Rosengarten, auf den wir weiterhin noch einmal zurückkommen, gerechnet werden. Die drei letzteren Gedichte, nebst dem schon oben erwähnten Laurin, bilden das sogenannte Heldenbuch, wo die Recken bereits allmählich von ihren Bergen in die Studirstube herabsteigen und zu Buch gebracht werden. Hier ist nicht mehr das Abenteuer um des Helden willen, sondern der Held um der willkürlichen Abenteuer willen, und immer ferner und verworrener schon verklingt das alte Heldenlied, um endlich in vielfachen Umarbeitungen bis zum Bänkelsängerstone herabzusinken.

Der zweite, Karolingische, Sagenkreis führt uns bereits völlig aus dem streng Volksmäßigen zur Kunstdichtung und auf das eigentlich romantische Gebiet. Wir haben schon oben angegeben, was wir und unsere Zeitgenossen allgemein unter Romantisch verstehen, müssen uns aber, um Verwirrung und Mißverständnisse zu vermeiden, hier zunächst gegen eine gelehrte Neuerung verwahren, wonach nur das ursprünglich Romanische romantisch genannt werden soll. Es kann uns im Grunde ziemlich gleichgültig sein, woher wir das Romantische überkommen haben; es ist jedenfalls ein ganz eigenthümlicher, vom classischen Alterthum, wie von der nordisch-heidnischen Weltanschauung verschiedener Geist, der vorzüglich in Deutschland Aufnahme und Vertiefung erhalten hat und also wesentlich deutsch ist. Romantisch kann diese Erscheinung,

trotz der verführerischen Klangähnlichkeit, schon darum nicht genannt werden, weil grade die romanischen Franzosen und Italiener sich am wenigsten dabei betheiligt haben, dieselbe vielmehr durch germanische Völker, durch die Gothen in Italien und Spanien, und durch die Normannen in Frankreich, in's Leben gerufen worden ist. Christlich wäre ohne Zweifel die angemessenste Bezeichnung dafür, wenn sie nicht zu allgemein wäre, indem wir, zumal in der neueren Zeit, eine Menge christlicher, ja geistlicher Gedichte besitzen, die nichts weniger als romantisch sind. Wir sehen daher, der Name Romantisch mag nun alt oder von den Schlegel's erfunden sein, überall keinen vernünftigen Grund, von einer Bezeichnung abzuweichen, die einmal in's Volksbewußtsein gedrungen, und deren angebliche Unklarheit und Nebelhaftigkeit hier am wenigsten störend ist, da ja das Romantische selbst, nach allen Seiten in's Unendliche auslaufend, sich nirgend in feste und bestimmte Begriffsgrenzen einhegen läßt.

Die schon in grauer Vorzeit schlummernden Keime jenes romantischen Geistes aber sind vorzüglich durch die Kreuzzüge geweckt und lebendig geworden, ja diese zweite Völkerwanderung, nicht nach den Goldgruben Californiens, sondern zur Eroberung des Himmelreichs, diese ungeheuere Geistesbewegung, die wie Flut und Ebbe von unsichtbaren Himmelskräften allein regiert wird, ist schon an sich ein durchaus romantisches Weltereigniß. Das ganze irdische Leben scheint plötzlich höher gerückt, andere Heldengestalten, die nur dem König aller Könige dienen mögen, schreiten mit Schwert und Fahne voran, und eine neue Welt, von der die Abendländer schon längst sehnsüchtig geträumt, steigt mit ihren Palmen, Elfen, Sagen und Geschichten märchenhaft auf. Es ist das idealisirte Abenteuer, das kühn an den Himmel geknüpfte

Heldenthum, der belebende Frühlingssturm des jungen Chriſtenthums, kurz, eine Zeit, die wir heutzutage als unbegreifliche Dummheit und Phantaſterei in die beliebte Rumpelkammer des dickfinſteren Mittelalters werfen, und deren Helden wir unbedenklich in's Irren- oder Arbeitshaus zu heilſamer Kur und Beſſerung verweiſen würden. Wir haben gewiß von unſerem Standpunkt eben ſo Recht, als jene Zeit von dem ihrigen, es handelt ſich dabei eben nur darum, welches der wahrere und höhere Standpunkt ſei.

Die Kreuzzüge ſind es denn auch, die auf die Dichtungen des Karolingiſchen Sagenkreiſes weſentlich influirt haben. Das Charakteriſtiſche derſelben iſt der Kampf für das Chriſtenthum, und dieſer Kampf, obgleich im fernen Weſten gegen Mauren geführt, hat durchaus die Phyſiognomie und Färbung der Kreuzzüge. Alles hat hier bereits ein allegoriſch geiſtliches Gewand angelegt: Karl der Große, als der Mittelpunkt des chriſtlichen Völkervereins, faſt regungslos in majeſtätiſcher Götterruhe über dem Ganzen waltend, und um den Allgewaltigen ſeine zwölf Palladine gleich den zwölf Apoſteln gruppirt, ja ſelbſt Judas, wie wir ſogleich ſehen werden, fehlt nicht.

Am ſchärfſten iſt dieſe veränderte Anſchauungsweiſe in dem herrlichen, aber faſt einzigen würdigen Repräſentanten dieſes Fabelkreiſes, in dem Rolandsliede, ausgeprägt. Und an dieſem Gedicht erkennen wir zugleich am beſten, wie das an ſich Unſcheinbare und Unbedeutende einzig und allein durch die erhöhete Auffaſſung und Geſinnung gehoben wurde. Der Gegenſtand iſt eine hiſtoriſch beglaubigte Niederlage, die Karl's Heer durch einen Ueberfall der Ungläubigen im Jahre 778 in den Pyrenäen erlitten, und wobei ein Held Hruodlandus geblieben ſein ſoll. Aber durch welche übermächtigen Schlag-

lichter, die Alles wunderbar beleuchten, wird dieser einfache Vorgang hier in ein wahrhaft tragisches Weltereigniß verwandelt! Karl der Große ist mit seinen zwölf Heldenfürsten gegen die Heiden in Spanien gezogen. Da beschließt in dem hartbedrängten Saragossa der Heidenkönig Marsilie, sich scheinbar der Taufe zu unterwerfen, um den Kaiser zum Abzug zu bestimmen und die harmlos Abziehenden dann zu vernichten, und zu diesem Zwecke wird eine Gesandtschaft zu Karl nach Cordres abgeordnet. Prächtig ist die Schilderung des rüstigen Heldenlebens in Karl's Heereslager, so wie des Kaisers selbst. „Seine Augen leuchteten wie der Morgenstern, so daß man ihn von ferne kannte und niemand fragen durfte, wer der Kaiser sei; niemand war ihm gleich, mit vollen Augen konnten die Gesandten ihn nicht anschauen, der leuchtende Glanz seines Antlitzes blendete sie, wie die Sonne um Mittag; den Feinden war er schrecklich, den Armen heimlich, im Volkskrieg siegselig, dem Verbrecher gnädig, Gott ergeben, ein rechter Richter, der die Rechte alle kannte und sie allem Volk lehrte, wie er sie von den Engeln gelernt hatte; und mit dem Schwerte endlich war er Gottes Knecht."

Die zwölf Fürsten des Kaisers wittern Marsilie's Argliſt, aber der verrätherische Judas, Ganelun, lauert auf eine Gelegenheit, seinen Stiefsohn Roland, den er tödtlich haßt, im Einverständniß mit dem Heidenkönig zu verderben. Auf seinen Rath wird Roland mit der Hälfte Spaniens belehnt, und bei seinem Einzuge mit den Seinigen in dem Thale Ronceval von einem zahllosen Heidenheer überfallen. Und diese Katastrophe ist der eigentliche Brennpunkt, der hier über das Ganze, so wie über die tiefere Bedeutung der Kreuzzüge überhaupt, sein eigenthümliches Licht wirft. Von allen Seiten rettungslos umzingelt kämpfen die christlichen Streiter

gegen die stündlich wachsende Uebermacht bis zum letzten Athemzuge mit ungebrochener Freudigkeit, denn sie streiten für das Gotteereich, zu dem, wie beim jüngsten Gericht, die Heldenseelen der Erschlagenen glorreich emporsteigen; und Roland, da endlich Alles verloren, giebt sterbend sein Schwert Durendarte, nachdem er es vergeblich zu zertrümmern gesucht, in die Hand seines unsichtbaren Führers Jesus Christus zurück, damit es nicht durch weltlichen Kampf entweiht werde. Obgleich irdisch besiegt, ist er dennoch der Sieger in höherem Sinne, es ist das ritterliche Märtyrerthum, das er errungen. Und in diesem Sinne wurde das Rolandslied häufig bei den Normannen als Schlachtlied gesungen, um den Muth durch ein erhabenes Vorbild zu beseelen.

Das Rolandslied ist allerdings deutschen Ursprungs, es gehört zu den Liedern, die, nach dem neuen Aufschwung, den das Ritterthum durch die Kreuzzüge erhalten, im Frankenlande das Andenken Karl's des Großen feierten, und um das Jahr 1093 vom Bischof Turpin in einer lateinischen poetischen Chronik gesammelt, späterhin aber theilweise in französischer Sprache aufgezeichnet wurden, und aus einer dieser letzteren Aufzeichnungen ist das Rolandslied vom Pfaffen Konrad übertragen. Eine spätere, vielfach verstümmelnde Bearbeitung durch den Oesterreicher Stricker ist kaum der Rede werth.

Aus dem Karolingischen Sagen- und Liederkreise haben wir auch noch die Heimonskinder und den Wilhelm von Oranse. Allein das Gedicht von den vier Heimonskindern, das die weltliche Seite dieser Sagen, Karl's Kampf mit seinen Vasallen, behandelt, hat gar keinen deutschen Bearbeiter gefunden, sondern nur eine schlechte Uebersetzung aus dem Niederländischen erlitten. Wolfram von Eschenbach's Wilhelm

von Oranse dagegen, meisterhaft in der Form, steht nur in mittelbarem Bezug auf die Karlssagen, und ist ein unvollendetes Bruchstück geblieben. Sonst enthält es alle die großen Grundzüge des Rolandsliedes, die nach dem Himmelreich strebende Ritterschaft und den Preis dessen, der „um Gott sich in Noth läßt finden, denn ihm sind die himmlischen Sänger hold, deren Ton so hell erklingt"; und auch das bedeutendere Verständniß des weiblichen Gemüths, das wir oben als ein charakteristisches Symptom der neuen christlichen Poesie bezeichneten, findet hier in den Frauengestalten der Alyze und Arabele eine glänzende Vertretung.

Auch dieser Sagenkreis aber ging, und zwar früher und rascher als die anderen, seinem Verfall entgegen. Die Kreuzzüge, die ihn hervorgerufen, haben ihn auch verdorben. Alle fremdartigen Zaubereien, Märchen und Fabeln des Orients zogen in die einfachen Geschichten von Karl dem Großen überwältigend ein, und verwandelten sie allmählich in einen rein phantastischen Boden für jede willkürliche Erfindung.

Wir sahen bisher das christliche Bewußtsein, allmählich wachsend, alle bedeutenderen Dichtungen jener Zeit durchdringen. Diese religiöse Weltansicht aber culminirt endlich in den epischen Gedichten, welche aus dem dritten Fabelkreise vom heiligen Gral und Artus und seiner Tafelrunde hervorgegangen.

Es ist für unsere Betrachtung ziemlich gleichgültig, ob diese Sage, wie Gervinus meint, eine blos willkürliche Dichtererfindung, oder, nach Vilmar, orientalischen Ursprungs sei. In der christlichen Auffassung, die wenigstens in der Poesie Jahrhunderte lang Geltung hatte, war der heilige Graal

eine aus köſtlichem Stein gearbeitete und im Beſitz Joſephs von Arimathia befindliche Schüſſel, in welcher nicht nur beim letzten Abendmahle Chriſti Leib seinen Jüngern dargereicht, ſondern auch am Kreuze das Blut des ſterbenden Erlöſers aufgefangen worden, und das daher große Wunderkräfte beſaß, alljährlich am Charfreitage durch die heilige Hoſtie erneut, welche eine leuchtend weiße Taube vom Himmel brachte und in den von ſchwebenden Engeln oder reinen Jungfrauen getragenen Graal niederlegte. Der Graal wurde in einem waldumkränzten runden Tempel aufbewahrt, an deſſen Wunderpracht und ſinnreicher Conſtruction alle Glut dichteriſcher Phantaſie ſich wahrhaft erſchöpft hat. Hüter aber, oder König des Graals zu ſein, war der höchſte Ruhm des Ritterthums, denn nur ein tapferes, keuſches, aller Welteitelkeit entſagendes Gemüth konnte zu dieſer Ehre gelangen.

Der andere Theil dieſer Sage dagegen iſt notoriſch britiſchen Urſprungs. Der fabelhafte chriſtlich-keltiſche König Artus, unabläſſig gegen das aus Sachſen eindringende Heidenthum kämpfend, hält prächtig Hof zu Kaerlleon in Wales inmitten ſeiner Heldengenoſſen, von denen die zwölf Hervorragendſten um ſeine Tafelrunde ſitzen. Die Fahrten dieſer Helden, deren vorzüglichſter Schauplatz der noch heut dieſen Namen führende Wald von Brezilian in der Bretagne iſt, ſind der Gegenſtand vieler britiſchen Erzählungen, welche, wie wir aus der neuerdings aufgefundenen Geſchichte vom Peredur erſehen, nur das durchaus rohe und unkünſtleriſche Material ſinnloſer Abenteuer enthalten. Immerhin aber lag es ziemlich nah, jenen Kampf der Blüte britiſcher Ritterſchaft um das Chriſtenthum mit dem höchſten Ziel alles Ritterthums, mit dem Ringen nach dem heiligen Graal, in Verbindung zu ſetzen.

Dies that der größte Dichter seiner Zeit und des Mittelalters überhaupt, Wolfram von Eschenbach, in seinem Parcival, indem er kühn jenes äußerliche Heldenleben abenteuernder Ritterschaft nur als den irdischen Gegensatz eines inneren geistigen Heldenthums auffaßte. Der Grundklang dieses merkwürdigen Gedichts ist das tiefe Gefühl von der Unzulänglichkeit alles Weltruhmes, daher die Sehnsucht nach etwas Höherem und der Versuch, das Ritterthum unmittelbar an das Ewige zu knüpfen. Parcival nämlich, dessen Seelengeschichte der eigentliche Gegenstand ist, wird in tiefer Abgeschiedenheit erzogen, aber von dem Glanze fröhlicher Ritter, die in blitzendem Waffenschmuck am Saum seines Waldes vorüberziehen, unwillkürlich in die Welt verlockt. Mit der Unbefangenheit jugendlichen Ungestüms stürzt er sich nun in die rauschende Flut des Weltlebens. König Artus will den tapferen Jüngling an seine Tafelrunde aufnehmen, sein ernstgestimmtes Gemüth aber strebt höher, er sucht den Graal. Ja seine einsame Wanderschaft führt ihn, scheinbar zufällig, eines Abends wirklich zu dem Tempel des heiligen Graals, dessen nächtliche Pracht sich wahrhaft geisterhaft vor dem Erstaunten aufthut. Aber noch immer in irdischen Banden verstrickt, unterläßt er es mit dumpfer Gleichgültigkeit, dort nach dem ihm angetragenen Heile zu fragen, und als er am anderen Morgen erwacht, stehen die Hallen lautlos und öde, und er muß traurig wieder weiterziehn. So in lauer Halbheit vergeblich mit der Welt ringend, deren Lust und Glanz ihn doch nirgend zu befriedigen vermag, wendet sich nun Parcival verzweifelt und trotzig von Gott ab, und stürmt in wüster Hast von Zweifel zu Zweifel, von Abenteuer zu Abenteuer fort. Da tritt ihm ein grauer Ritter mahnend entgegen und geleitet ihn zu dem Einsiedler Trevrizent, der den Verirrten

belehrt, daß nur eine gänzliche innere Umkehr den Graal gewinnen könne. Jetzt ringt Parcival das hochmüthig-verzagte Weltkind in sich gewaltig nieder, seine innere Reinigung auch äußerlich durch Kämpfe für die Sache Gottes mit dem Schwert bewährend, und zieht endlich siegreich als König in die Graalsburg ein.

Man sieht, es ist die ewig alte und neue Geschichte des inneren Menschenlebens, wie es zu allen Zeiten in erhabenen und starken Seelen sich kämpfend offenbart. Das Ganze aber mit seinem streng architektonischen Bau ist wie ein Münster, der von der breiten Grundlage irdischen Treibens zwischen sehnsüchtig emporrankenden Reben- und Blumengewinden allmählich in die feierliche Einsamkeit der höheren Luftschichten aufsteigt, wo über dem wertosenden Leben der Tiefe nur noch steinerne Heiligenbilder mahnend stehen, bis zuletzt Alles sonnentrunken im Kreuze gipfelt. Der Tiefsinn und symbolische Gedankenzug erinnert häufig an Dante, noch mehr aber, trotz der ganz verschiedenen äußerlichen Form, an die Autos von Calderon, indem hier wie dort das durchgehends Allegorische in wirklichen Gestalten persönlich und lebendig wird.

Außer dem Parcival besitzen wir von Wolfram von Eschenbach leider nur noch zwei unvollendet gebliebene epische Fragmente: den Willehalm (Wilhelm von Oranse) und den Titurel. Auch das erstere, das jedoch zu der Graal- und Artussage in gar keiner Beziehung steht, bekundet wieder den gedankenvollen Ernst des Dichters in dem unverwandten Streben der Ritterschaft nach dem Himmel, so wie in der tiefwahren Charakterzeichnung der schönen Heidin Kirabele, welche Vater, Gatten und Kinder verläßt, um Christin zu werden, dann aber vor der Schlacht um Schonung der Heiden fleht, und den Christen zürnt, weil sie wähnten, sie habe nur aus

menschlicher Liebe ihren Göttern entsagt, „sie hätte auch dort Liebe gelassen und holde Kinder bei einem Gatten, an dem sie keine Unthat gefunden, um Gottes Huld trüge sie jede Schuld, und einen Theil auch um den Marquis (Willehalm)." — Der Titurel dagegen knüpft unmittelbar an die Graalsage an. Es ist die Geschichte des alten Graalkönigs Titurel, besonders hervorleuchtend durch die noch unübertroffene Schilderung des wunderbaren Liebespaares Schionatulander und Sigune. Hier tönt aller Nachtigallenlaut der zartesten Jugendliebe in Sigune, von welcher Tieck so schön und wahr sagt: „Gestorben, wie man sagt, sind längst Isolde und Sigune, ja, du lächelst über mich, denn sie haben wohl nie gelebt, aber das Menschengeschlecht lebt fort, und jeder Frühling und jede Liebe zündet von neuem das himmlische Feuer, und darum werden die heiligsten Thränen in allen Zeiten dem Schönsten nachgesandt, das sich nur scheinbar uns entzogen hat, und aus Kinderaugen, von Jungfrauenlippen, aus Blumen und Quellen uns immer wieder mit geheimnißvollem Erinnern anblickt und anlächelt, und darum sind auch jene Dichtergebilde belebt und unsterblich."

Es ist indes überall dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Der Tiefsinn und die kräftige Darstellung Wolfram's sind immer nur die Gabe seltener Geister und können nicht leicht zu allgemeinem Verständniß der Menge gelangen, welche das Behagen bloßer Unterhaltung, einen mäßigen Spaziergang durch ihre Küchengärten den unbequemen Höhen und großen Aussichten vorzuziehen pflegt. Und so sehen wir denn auch innerhalb dieses Sagenkreises dem Parcival eine ganze Reihe größtentheils unbedeutender Dichtungen gegenüberliegen. Wir übergehen hier die bloßen Nachahmer, den Albrecht von Scharfenberg, welcher das Wolfram'sche

Bruchstück vom Titurel zu einer langweiligen Geschichte der Tempelritterschaft des Graals in die Breite geschlagen, so wie den unbekannten Dichter des Lohengrin, wo, bei mancher Schönheit im Einzelnen, Parcival's Sohn Lohengrin mit gleicher Langweiligkeit bedacht ist und nicht die geringste Familienähnlichkeit mit seinem Vater bewährt. Beide Gedichte jedoch, der sogenannte jüngere Titurel und Lohengrin, galten lange für Wolfram's Werke, dessen Namen sie frech usurpirt hatten, zum Beweise, wie berühmt und dennoch unerkannt in seinem eigentlichen Geiste Wolfram gewesen. — Aber selbst bei Anderen, welche die Sage selbstständiger behandeln, zeigt sich der große Abstand. Der bedeutendste unter ihnen ist ohne Zweifel Hartmann von der Aue. Aber in seinen beiden Gedichten, in Erek und Einte so wie in Iwein, hat er von der Graalssage nur den weltlichen Theil derselben, Königs Artus Hofhaltung, die Wolfram als bloßen Gegensatz aufgegriffen, herauszufinden vermocht. Anstatt Wolfram's einsamen Berggipfeln, seinen großen Intentionen und Weltsymbolen haben wir hier nur die sprachgewandte Liebenswürdigkeit eines frommen, friedlich gestimmten Gemüths, anstatt der himmelstürmenden Kühnheit des Ritterthums nur dessen passive Tugenden: Mäßigung, Milde, Zucht und feine gesellschaftliche Sitte, die wir loben müssen, ohne davon ergriffen zu werden.

Man sieht wohl, Hartmann's Rittermoral war leichter nachzumachen, als der Parcival, König Artus' Tafelrunde allgemein faßlicher, als die Graalsburg. Und so wurden denn auch in der That nach Wolfram's Zeiten fast alle Helden dieser Tafelrunde poetisch, oder vielmehr unpoetisch genug, einzeln verarbeitet, theils als Nachahmung Hartmann's, wie der Wigalois des Wirnt von Gravenberg, theils blos

roh und stoffartig allen Abenteuerwust der alten britischen Erzählungen zusammenfegend, wie im Lanzelot vom See von Ulrich von Zazichoven, im Wigamur und Gabriel von Muntavel.

Wo irgend der religiöse Glaube wahrhaft lebendig das Innerste eines Volkes durchdrungen, wird er sich nicht mit der kirchlichen Devotion begnügen, sondern, wie die Seele den Leib, zugleich die ganze Physiognomie der Lebenseinrichtungen bestimmen, und vor Allem seine Liebe, Sehnsucht, Furcht und Hoffnungen auch in der Poesie, die ja überall der Spiegel des nationalen Seelenlebens ist, künstlerisch darzustellen streben. Wir sahen im Parcival das Ritterthum mitten aus dem wilden Gestein der vorchristlichen Sage, durch die es seine Wurzeln getrieben, plötzlich wie eine Eiche emporpfeilern und mit Aesten und Zweigen geheimnißvoll rauschend in den Himmel greifen. Es ist der ernste Geist der neuen Zeit, den Wolfram, wie kein Anderer vor und nach ihm, erkannt und hieroglyphisch anzudeuten gewagt hat. Das alte, rauhe, noch halbheidnische Heldenthum der übermüthigen Kraft, der Habgier, des Hasses und der Rache verwandelt sich in einen Heroismus der Selbstbezwingung, Entsagung und himmlischen Minne. Derselbe Geist, der sich in dem Klosterleben zeigt, welchem grade die kräftigsten Gemüther zu strenger Buße oder in lebendiger Erkenntniß der Armseligkeit des Irdischen sich zuwandten, der die geistlichen Ritterorden geschaffen, und in dem idealen Kampfe der Kreuzzüge ganze Nationen gleichsam zu Einem großen Ritterorden vereinte, erscheint nun auch in der Poesie als Legende.

Unter der großen Menge legendarischer Dichtungen jener Zeit kann man füglich, nach Inhalt und Zeitfolge, mehrere

einzelne Gruppen unterscheiden, die sich aber freilich, da Allen die unwandelbare Ueberzeugung von der bergeversetzenden Wunderkraft des rechten Glaubens zum Grunde liegt, nicht compendienartig und haarscharf voneinander abgrenzen lassen. Den Anfang machen die apokryphischen Geschichten von der Jugend Christi und der heiligen Jungfrau. Dann, organisch aus diesen sich fortbildend, folgen die Gedichte von den einzelnen Heiligen und Märtyrern; und endlich, in immer weiteren Kreisen auslaufend, die das Kirchliche mit dem Weltlichen vermittelnden, geistlichen Erzählungen. Es wird hier genügen, bei jeder Gruppe nur die bedeutendsten Werke zu nennen, und wenigstens einige davon mit kurzen Worten näher zu bezeichnen, um Gedanken und Darstellungsweise anschaulicher zu machen.

Die apokryphischen Geschichten stehen dem eigentlichen Mittelpunkte aller dieser Gruppen, dem Evangelium, noch am nächsten. Sie bilden miniaturartig gleichsam die bunt ausgemalten Initialien zu den Evangelien und sind in ihrer innigen Beschränkung kirchliche Idyllen, die Evangelien, wo sie die frühesten Lebensjahre Christi und seiner heiligen Mutter kaum andeuten, mit frommer Erfindung, oder nach uralten christlichen Sagen liebevoll ergänzend. Solche lieblich-umhegte, einfachherzliche Idyllen, in denen Frühlingsgrün und Himmelsbläue ineinander spielen, sind: „Die heilige Familie" von dem Karthäusermönch Bruder Philipp, und insbesondere „Die Kindheit unseres Herrn" von Konrad von Fußesbrunnen, beide aus dem 13ten Jahrhundert. — Noch älter ist die von dem Tegernseer Mönch, dem Pfaffen Wernher, im Jahre 1173 gedichtete Legende von dem ersten Jugendleben der heiligen Jungfrau, mit deren Geburt „wird erlöschet der Zorn über die Unwürdigkeit zu Gott zu gelangen,

und die fleiſchliche Gier, da wird auch der Menſch geladen zu Gottes Tiſche, zu dem lebendigen Brod, das die Seele nimmt aus der Noth; der Menſch ward Engels Genoß, Gott die Welt da ſeegnete und Heil vom Himmel regnete, da Gott leuchtete überall u. ſ. w." — Hierher gehört endlich auch „die goldene Schmiede" Konrad's von Würzburg, und es iſt ein wahrer Jubel, mit anzuſehen, wie da der wackere Meiſter in ſeiner einſamen Werkſtatt unermüdlich ſchmelzt und fügt und ſchmiedet und hämmert, daß wunderbare Funken überall umherſprühen, um mit Gold, Smaragden, Karfunkel und allem köſtlichſten Edelgeſtein, das die Erde birgt, ſeine hohe „Himmelskaiſerin" Maria würdig auszuſchmücken; denn „wenn auch ſeine Rede auf zu Berge flöge wie ein edler Adler, über ihr Lob hinaus vermöchten die Schwingen ſeiner Worte ihn nicht zu tragen, und wenn man ausrechnet das Geſtirn, und der Sonnen Staub und allen Sand und alles Laub vollkömmlich hat gezählet, dann erſt wird ihr Preis recht gerungen!"

Aus dieſem friedlichen Stillleben treten die eigentlichen Heiligen-Legenden bereits immer weiter in die Welt und ihren verworrenen Kampf heraus. Zu den älteſten Legenden dieſer Gruppe gehört — außer der nach ihrer früheſten Abfaſſung von Karl Simrock überſetzten vom „ungenähten Rocke Chriſti" — die noch in einem Bruchſtücke aus dem 9ten Jahrhundert vorhandene, ſpäterhin aber von dem bereits erwähnten Dichter Hartmann von der Aue meiſterhaft bearbeitete Legende vom „heiligen Georg vom Stein", ſo wie die wunderliche Sage „vom Pilatus", in welcher der römiſche Statthalter dieſes Namens mit einem deutſchen grimmen Königsſohne Pontus identificirt wird, der ſich nach Chriſti Tode wegen ſeines ungerechten Urtheilſpruches ſelbſt um das Leben bringt, deſſen Leichnam ſodann erſt in die Tiber, ſpä-

ter in die Rhone geworfen wird, aber immer wieder herausgeholt werden muß, weil er als ein böser Geist überall große Ueberschwemmungen verursacht, bis man ihn endlich in den See am Pilatusberge in der Schweiz versenkt, wo er liegt bis an den jüngsten Tag, aber die bösen Wetter in den Bergen erzeugt und den See zornig aufwühlt, so oft man einen Stein hineinwirft. — In der Legende vom heiligen „Alexius" des vorhin genannten Konrad von Würzburg entsagt Alexius, der Sohn eines reichen römischen Bürgers, am Abend seines Hochzeittages der Welt und ihren Freuden, giebt den goldenen Ring seiner Braut Adriatica zurück, und zieht in ärmlicher Kleidung hinaus. Nach mancherlei strengen Bußübungen und Pilgerfahrten wird er zuletzt in einem Meersturm nach Rom verschlagen. Hier findet er in dem Palast seines Vaters unter der Treppe als Bettler eine Lagerstatt, von Allen unerkannt, so bleich waren Antlitz und Locken durch die freiwillige Noth geworden. Die Diener verhöhnen den vermeintlichen Bettler, der Vater fragt ihn nach seinem Sohne, die treue Adriatica nach ihrem Gemahl. Dort stirbt er bald darauf, nachdem er seinen Lebenslauf auf ein Pergament niedergeschrieben und dieses fest in seine Hand geschlossen hatte; im Augenblick seines Todes aber fangen alle Glocken Rom's von selbst zu läuten an, und es verbreitet sich die Kunde, daß unter der Treppe des Palastes der Heilige verschieden. Nun versuchen erst der Vater, dann die beiden Kaiser Arkadius und Honorius, und endlich selbst der Papst vergeblich, das Pergament aus der erstarrten Hand des Todten zu ziehen, sie öffnet sich nur der stillweinenden Adriatica. Wunderlieblich endlich ist in der Legende von der heiligen „Elisabeth" das zarte Bild der Heiligen gleichsam von einem milden Glorienschein umgeben: wie sie während der

Messe mit innerlichen Augen das göttliche Wunder schaut, dann in ihrer Gefährtin Isentrut Schooße einschlummert und im Schlafe bald lächelt und bald weint, in ihrer Sterbestunde aber unsichtbar himmlischer Gesang ertönt.

Das Wesentliche der geistlichen Erzählungen, die wir oben als die dritte legendarische Gruppe unterschieden, ist, wie bereits erwähnt, die versuchte Vermittelung, oder wohl auch willkürliche Vermischung des Weltlichen mit dem Göttlichen, indem sie entweder Novelle und Profanhistorie unmittelbar an das Kirchliche anknüpfen, oder ihre Geschichten, auch ohne solchen kirchlichen Boden, nur durch großartige Züge christlicher Tugenden beseelen. So ist z. B. in dem aus dem 13ten Jahrhunderte herrührenden Gedichte „Heraklius" eine ziemlich zweideutige Liebesgeschichte, welche übrigens die Grundlage unserer heutigen Theater-Griseldis bildet, mit dem Feste der Kreuzeserhöhung lediglich dadurch in Verbindung gesetzt, daß Heraklius zuletzt Kaiser wird und als solcher von den Persern das von ihnen geraubte heilige Kreuz wieder erobert. — Das vortreffliche sogenannte „Annolied" (um 1170) enthält, neben dem Lebenslaufe des Erzbischofs Anno von Köln, zugleich auch eine bedeutend confuse Profangeschichte, insbesondere des Julius Cäsar, der mit seinen „guten Helden aus dem deutschen Lande" den Pompejus in die Flucht jagt. — Hiermit nahe verwandt sind die beiden, beinah gleichzeitigen großen Reimchroniken: die sogenannte „Kaiserchronik" und die etwas spätere „Weltchronik" des Rudolph von Ems. Die erstere verbindet, im guten alten Stil, die Legende fast aller Heiligen ebenfalls mit einer verworrenen Profanhistorie, während in der Weltchronik die Geschichte des alten Testaments bis auf Salomo, zugleich aber die Geschichte der heidnischen Völker sehr anmuthig er-

zählt wird, so daß also hier das Göttliche und Weltliche schon immer weiter auseinanderfällt, oder doch, fast unvermittelt, nebeneinander herläuft.

Geistlicher, obgleich ohne eigentlich kirchlichen Hintergrund, ist die andere, oben erwähnte Art christlicher Erzählungen, wie der arme Heinrich und der gute Gerhard. Im „armen Heinrich" von Hartmann von der Aue (aus den letzten Jahren des 12ten Jahrhunderts) ist es die rührende Gestalt eines armen, kindlichfrommen Mädchens, die freiwillig in den Tod gehen will, um einen reichen Herrn vom Aussatz zu retten, der nach damaliger Sage nur durch das Blut einer reinen Jungfrau geheilt werden konnte. Der Kranke trägt sein Unglück nicht mit Geduld, sondern ingrimmig und unter ungestümen Verwünschungen, wird aber durch die christliche Liebe und Aufopferung der Jungfrau so erschüttert, daß er sich zu Geduld und Gottergebung wendet, sonach auch ohne Blutvergießen geheilt wird, und dem frommen Mädchen endlich seine Hand reicht. — Im „guten Gerhard" des Rudolf von Ems dagegen wird Kaiser Otto der Rothe, der sich selbstgefällig seiner guten Werke gegen Gott rühmt, durch das Beispiel anspruchloser Bescheidenheit eines Kölner Kaufmanns zu Demuth und Buße bekehrt. — Allenfalls könnte zu diesem ganzen Kreise, wenigstens als letzter Ausläufer, auch noch die Erzählung vom „Herzog Ernst" insofern gerechnet werden, als der Held zur Sühne eines verübten Mordes einen Zug nach Jerusalem unternimmt und in diesem Gedichte dieselbe Verwirrung von historischen Personen und Zeiten sich wiederholt, die wir vorhin im Annoliede und in den Reimchroniken bemerkt haben. Außerdem aber bringt dieser abenteuerliche Ritterpilger auch noch alle phantastischen Fabeln und Wunder des Orients, wie sie in den Kreuzzügen umliefen, aus Jeru-

salem mit nach Hause. Denn er hat auf seiner Irrfahrt das „Schnabelvieh" der Kraniche, die eine indische Jungfrau entführt hatten, geschlagen, für den König der einäugigen Arimaspen gegen die Völker der Plattfüße und Langohren gekämpft, am Magnetberg des Labbermeeres Schiffbruch gelitten und von dort, in ein Seehundsfell eingenäht, sich durch einen Greifen forttragen lassen. Man sieht, er ist der Uebergang und erste Hauptanführer nach dem Lande der ungeheuerlichen Reise- und Lügenpoesie, die in ihrer Uebertreibung später in's Komische umschlug und deren wir weiterhin noch besonders erwähnen werden.

Was insbesondere jene Reimchroniken wohlmeinend, aber ungeschickt und unkünstlerisch und daher vergeblich erstrebten, eine Vermittelung des Kirchlichen mit dem Weltlichen, ist in den alten Gedichten, welche speciell antike Geschichten und Sagen zum Gegenstande haben, wirklich erreicht worden. Es sind vorzüglich dreierlei Stoffe, die sie behandeln: die wunderbaren Thaten und Heereszüge Alexander's des Großen, die Geschichte des Aeneas und der trojanische Krieg. Alle diese Gedichte haben Das miteinander gemein, daß sie nicht aus den classischen Originalen, Homer oder Virgil, sondern aus mannigfach abgeleiteten Quellen und Volkssagen schöpfen, und daß alle ihre griechischen und römischen Helden in Costüm, Physiognomie und Reden durchaus deutsch sind. Aber ganz abgesehen von diesen Aeußerlichkeiten, welch' ein innerer Abstand dieser Gedichte von unserer modernen Auffassung des Alterthums! Während in unseren heutigen Nachbildungen das Christenthum, gleichsam verlegen, geblendet und beschämt, in der heidnischen Schönheit bis zur Abgötterei aufzugehen pflegt, schreitet dort der Glaube noch geharnischt und un-

angefochten mitten durch die ſchöne Fremde, die verlockenden Fernen als eine neue Provinz ſich erobernd. Die alten Helden und Halbgötter müſſen ſich der Feuertaufe unterwerfen, und das Charakteriſtiſche jener Gedichte iſt eben die Chriſtianiſirung des Antiken, eine freie Ueberſetzung in's Chriſtliche.

Am leuchtendſten tritt dieſer Charakter grade in dem ſchönſten und bedeutendſten dieſer Gedichte, in dem „Alexander" des Pfaffen Lamprecht, hervor. Hier haben wir, anſtatt der antiken Ruhe und Selbſtgenüge, das überall durchtönende Gefühl von der Vergänglichkeit alles irdiſchen Größe und Schönheit, und daher die Wehmuth, das immer weiter und höher ſtrebende Sehnen und zuletzt die Demuth, die der Kraft ſo wohl anſteht; mit Einem Wort: alle eigenthümlichen Züge eines chriſtlichen Ritters ohne Furcht und Tadel. Wie morgenkühl und thaufriſch iſt da in dem Briefe, in welchem Alexander ſeinem Lehrer Ariſtoteles die ihm zugeſtoßenen Abenteuer beſchreibt, der Wunderwald geſchildert, wo beim Rauſchen der Wipfel zwiſchen rieſelnden Quellen und Vogelſang hohe duftige Blumen ſtehen, deren halbaufgeſchloſſenen Knoſpen wunderſchöne Mädchen entſteigen und ihren lieblichen Geſang mit dem der Waldvögel vermiſchen. Aber der Sommer gehet dahin: „die Blumen all verdarben, die ſchönen Mägdlein ſtarben, ihr Laub die Bäume ließen, die Brunnen all ihr Fließen, die Vögelein ihr Singen — die Freuden all zergingen." Man würde indeß ſehr irren, wenn man glaubte, daß durch ſolche zarte Wehmuth etwa der Kraft irgend Eintrag geſchieht. Vielmehr thut Alexander ſchon als Knabe, „wenn ihm etwas übel wider ſeinen Sinn fuhr, wie der Wolf thut, wenn er über ſeinem Raube ſteht", und ficht in den ſpäteren Kämpfen „mit grimmigem Muth, wie der zornige Bär thut, wenn ihn die Hunde beſtehen, die er mit

den Klauen mag fangen, an denen tächet er seinen Zorn." Und es ist eben so groß als wahr, wenn der Held sodann, auf die Frage, warum er als ein Sterblicher die Welt so in Bewegung setze und nicht Mäßigung lerne, den zagen Warnern zur Antwort giebt: „Uns ist von der höchsten Gewalt eingepflanzt, zu üben, welche Kraft wir erhalten haben; das Meer ist dem Winde gegeben, es aufzuwühlen." — Als aber Alexander nun bis an das Ende der Welt gekommen, erfaßt ihn auf dem höchsten Gipfel irdischer Macht der menschliche Schwindel; er will auch das Paradies haben und Zins von den englischen Chören. „Hie muget ir tumpheit horen!" ruft da der Dichter aus. Aber der Held pocht vergeblich an das Himmelsthor, die Schaaren der Engel beachten es nicht und der Alte am Thore warnt ihn vor Gierigkeit, denn die Gierigkeit sei der unersättliche Schlund der Hölle. So, von der himmlischen Warnung wunderbar getroffen, kehrt Alexander um und wendet sich fortan von Kampf und Habsucht zur Demuth. „Da ward ihm vergeben", — von der ganzen eroberten Welt aber blieb ihm nichts übrig, als „Erde sieben Schuhe lang, wie dem allerärmsten Mann."

Gedankenarm dagegen und im Grunde nur eine neutralisirende Abschwächung der antiken Größe sind die anderen bis auf uns gekommenen Gedichte dieser Gattung. Demungeachtet zählen sie noch immer zu dieser Reihe, durch eine traditionelle Erbschaft christlicher Gesinnung und ritterlicher Ehrenhaftigkeit. In der „Eneit" (einer Bearbeitung von Virgils Aeneide) von Heinrich von Waldeke entschädigt wenigstens einigermaßen die Unschuld und Reinheit der irdischen Liebe in den eingeflochtenen Episoden; und Herbort von Fritzlar erklärt in seinem „liet von troje" gleich vornweg, daß er nie einen Mann loben werde, der untreu sei, und ob sich

auch alle anderen Tugenden in ihm vereinten. Außerdem aber zeichnet sich die Eneit und insbesondere der „trojanische Krieg" von Konrad von Würzburg durch eine Sprach- und Reimgewandtheit und eine Anmuth der Formen aus, die gewissermaßen den Uebergang zur höfischen Kunstdichtung, vom alten Epos zum Minnegesange bildet.

Die Lyrik ist von aller Poesie die subjectivste, sie geht nicht auf die gewordene That, wie das Epos, und nicht auf die werdende That, wie das Drama, sondern auf den eigentlichen tieferen Grund von beiden: auf den inneren Menschen; sie hat es mit der Stimmung und nicht mit der äußeren Manifestation dieser Stimmung zu thun. Wie das Epos die Poesie der Vergangenheit, der Sage und traditionellen Heldengeschichte, so ist die Lyrik, da sie an die Individuen gewiesen, wesentlich die Poesie der Gegenwart, und folglich unruhig und wandelbar wie diese; von den Wellen der Zeit erweckt und getragen, gleichsam eine unsichtbare geheimnißvolle Aeolsharfe, die von den wechselnden Lüften gespielt wird und einer wundervaren unendlichen Modulation fähig ist. Sie ist daher auch ihrer Natur nach musikalisch und singbar, und ihr eigentliches Organ ist das Lied.

Aus dieser ihrer Eigenthümlichkeit aber läßt sich die Geschichte der Lyrik leicht erklären und in wenige Hauptzüge zusammenfassen.

Sie kann nämlich hiernach nirgend den Anfang einer Nationalpoesie bilden, wo vielmehr das Epos liegt. Denn die poetische Wahrnehmung des äußerlich Gegebenen, es sei nun Mythe oder historische Thatsache, geht naturgemäß überall der subjectiven Verarbeitung dieses Gegebenen voraus, und

es bedarf schon einer weiter fortgeschrittenen Civilisation, um das Innerliche künstlerisch zu verklären. Auch sind in der That die ersten lyrischen Versuche aller Völker, wie namentlich die Schlachtlieder der alten Deutschen, eben nur epische Fragmente und Erinnerungen an die sagenhafte Heldenzeit.

Sodann hat die Lyrik diesen idealen Zug nach dem Inneren mit dem Wesen des Christenthums gemein. Daher tritt sie überall erst durch das Christenthum selbstständig und vorwaltend auf, während sie bei den Alten stets nur noch episodisch an das Epos oder Drama, wie eine blütenreiche Liane am Hauptstamm, angelehnt erscheint.

Als Poesie der Gegenwart mußte ferner die Lyrik immer mehr aus der klösterlichen Beschaulichkeit in das wirkliche Leben hervortreten, von der Geistlichkeit zu den Laien übergehen, und grade in der reichsten Gegenwart, in der ungeheuren Bewegung und Anregung der Kreuzzüge, ihre eigentliche Blütenzeit feiern. Aber diese Poesie war eben darum nicht mehr eine halbhistorische, von Geschlecht zu Geschlecht sich forterbende Tradition, sondern individuell und persönlich geworden. Und so fiel sie denn auch sehr bald den Rittern anheim, als dem Stande, der das äußere Leben am entschiedensten bestimmte und führte. Daher kommen nun die fahrenden Sänger und Harfner allmählich in Verachtung, wir sehen fast nur adelige Dichter; ja Kaiser, Könige und Fürsten, wie Konrad IV., Heinrich VI., Friedrich II., Wenzel II. von Böhmen, Heinrich der Löwe, verschmähen es nicht, sich den zahllosen Sängern anzureihen. Da jedoch die Ritter an Bildung noch hoch über dem anderen Volke standen, so nahm bei ihnen die Poesie einen fast exclusiven höfischen Kunstcharakter an; und so entstand der Minnegesang.

Eben durch ihre subjective Natur aber ist die Lyrik auch

bei den verschiedenen Nationen, die ja in der Weltgeschichte mehr oder minder gesonderte Volksindividualitäten darstellen, verschiedener, und bezeichnet jeden besonderen Volkscharakter schärfer, als andere Zweige der Poesie. Ja wir möchten sie in diesem Betracht vorzugsweise eine deutsche Kunst nennen, wegen der größeren Innigkeit, die an der Glätte des Liedes romanischer Völker nirgend recht haften will und doch der eigentliche Grundklang aller Lyrik ist. Diese Innigkeit ist allerdings, wie jedes Talent, ursprünglich eine freie Gabe Gottes, steht aber fortwährend in so lebendiger Wechselbeziehung mit der Geschichte der Nation, daß sich hier Ursache und Wirkung schwer voneinander sondern lassen. Schon das erste Auftreten der germanischen Völker mitten zwischen den vom Morgenroth des Christenthums wunderbar beleuchteten Trümmern der alten Welt mußte ihrer an sich ernsten Sinnesart eine tiefere, gedankenvollere Richtung geben. Eben so wirkten weiterhin auch die Kreuzzüge hier anders ein, als bei den anderen Nationalitäten. Denn die romanischen Völker — die Spanier in der Heimath, die Franzosen im Orient — streiften gleichsam im Fluge die Blüten der ersten Begeisterung, ja die letzteren gründeten im Siegesjubel neue Königreiche, die freilich eben so rasch wieder verschwanden, als sie entstanden waren. Die späteren Kreuzzüge der Deutschen dagegen waren unglücklich und endigten tragisch mit dem Tode eines großen Kaisers. Daher drängten hier die gewaltigen Ereignisse zur Entsagung, zur Wehmuth über die Vergänglichkeit aller menschlichen Größe, vom äußeren Ruhmesglanz zum Streben nach innerer Weihe.

Es ist hiernach schwer begreiflich, wie in neuerer Zeit von namhaften Literarhistorikern die fröhliche Kunst der Troubadours und Provenzalen so hoch über das deutsche Minne-

lied erhoben werden konnte. Offenbar hat hierbei der politische Historiker dem poetischen Urtheil vorgegriffen. Allerdings glänzten die Troubadours an prächtigen Minnehöfen und bildeten selbst an den Höfen der Könige durch Lob und Tadel eine politische Macht, während die meisten deutschen Dichter in der einsamen Freiheit ihrer Berge und Burgen sangen. Allein Politik und Königshöfe sind nie und nirgend die rechte Schule der Poesie, und so mußte auch hier das, was den deutschen Sängern äußerlich fehlte, innerlich ihrem Liede zu Gute kommen. Der Minnegesang der Troubadours mag daher immerhin reicher, künstlicher, beweglicher und mannigfaltiger sein; der deutsche dagegen ist bei weitem intensiver, keuscher, inniger, natürlicher und gedankenvoller. Wir finden bei den Troubadours im Grunde schon alle Eigenschaften, die uns bei den heutigen Franzosen, je nach der individuellen Ansicht, anwidern oder blenden: Nationaleitelkeit, maßlose Ruhmredigkeit, Frivolität, dialektische Virtuosität und sehr viel Politik. Da aber die Lyrik eben die Geschichte der Seele ist, so entscheidet hier nicht die noch so reich auf der Oberfläche glänzende Aeußerlichkeit, sondern einzig die Tiefe, und diese ist ohne Zweifel auf deutscher Seite.

Der deutsche Minnegesang ist bereits öfters und treffend mit der Frühlingszeit verglichen worden, die mit ihren Blumen und Vogelsang im Schimmer der ersten Jugendliebe wie eine zauberische Feeninsel unversehens auftaucht. Auch nannten die Sänger sich selbst gern Nachtigallen, und schon Gottfried von Straßburg, dessen wir weiter unten noch besonders erwähnen werden, erkannte freudig an, „daß diese Nachtigallen ihres Amtes wohl pflegten und lobwürdig ihre süße Sommerweise mit lauter Stimme sangen, das Herz mit Wonne füllten und der Welt hohen Muth gaben, die alles

Reizes entblößt und sich selbst lästig wäre, wenn nicht der liebe Vogelgesang dem Menschen, dem ja nach Liebe sein Herz stand, die Freude und Wonne und die mancherlei Lust in's Gedächtniß riefe, die edle Herzen beseligt; daß es freundlichen Muth und innigliche Gedanken weckt, wenn der süße Gesang der Welt ihre Freuden zu sagen beginnt." — Dieser Minnegesang aber war eben nur der Wiederklang und poetische Ausdruck des damaligen Lebens, seinen Gegenstand bildeten fast ausschließlich dieselben geistigen Elemente, die auch das Rittertum in seiner schönsten Blüte umfaßte: Gottesdienst, unverbrüchliche Treue im Herren- und Frauendienst, und endlich dieser Frauendienst selbst.

Außer mehreren Liedern, die von Kaiser und Reich und Lehensmannen handeln, besitzen wir nämlich aus jener Zeit auch viele eigentlich geistliche Lieder von den göttlichen Dingen, unter denen sich besonders die des Minnesängers Spervogel durch ungesuchte Erhabenheit auszeichnen. Ja eine der musikalischsten Liederformen, die Leiche, ist aus der sogenannten Sequenz des Kirchengesanges entstanden; während späterhin die weltlichen Tage- oder Wächterlieder, wo der Wächter von der Zinne den kommenden Tag verkündet und die Liebenden an das Scheiden mahnt, gleichfalls geistlich umgedeutet wurden.

Den bei weitem überwiegenden Stoff des Minnegesanges aber bildete, wie schon der Name andeutet, der Frauendienst. Dieser scheint uns indeß keineswegs, wie Andere wollen, aus dem mit der zunehmenden Civilisation wachsenden Bedürfniß der durch Erwerb immer mehr belästigten Männer nach häuslichem Trost und Erholung entstanden zu sein. Ja, unsere sogenannte Häuslichkeit, die sich mit dem Stillleben ihrer Krautgärten begnügt, ist grade ein rechtes

Gegenſpiel jenes phantaſtiſchen Cultus, wo der Ritterſänger von Land zu Land ſchweifend und toaſtirend, die Dame, die er feiert, oft nicht einmal von Angeſicht geſehen hat. Wie hätte auch ſonſt grade ſpäterhin, als die Sorge des Mannes für Haus und Hof doch offenbar immer läſtiger geworden, der fromme freudige Glaube aber geſunken war, jene Verehrung beinah in rohe Verachtung der Frauen umſchlagen, und der alte Frauendienſt allmählich ganz in Verfall gerathen können? Der Frauendienſt in ſeiner erſten ungetrübten Blüte, wuchs vielmehr lediglich aus der chriſtlichen und alſo idealeren Auffaſſung der irdiſchen Schönheit — die Natur mit ihren Bergen, Wäldern und Vogelſang mit eingeſchloſſen — und aus dem daraus folgenden Gefühle der unſichtbaren Gewalt, welche die Unſchuld und Reinheit dieſer Schönheit, die im Weibe ihre höchſte Blüte hat, über das zerfahrene Treiben und die verworrenen Leidenſchaften des Mannes ausübt. Es iſt, wie Gervinus richtig bemerkt, mehr die Verehrung des weiblichen Geſchlechts, als einzelner Frauen. Daher ſehen wir dieſe Verehrung überall kühn an das höchſte Ideal geiſtiger Schönheit, an die Verherrlichung der Jungfrau Maria geknüpft, als des himmliſchen Symbols weiblicher Milde und Reinheit, das ſeinen überirdiſchen Glanz verklärend auf alle irdiſchen Frauen herniederſtrahlte. Vergeblich ſuchen wir in allen anderen Sprachen einen Ausdruck für unſere deutſche Minne, für jene höhere Liebe, „die alle Enge und Weite umſpannt, die auf Erden und im Himmel thront, die überall, nur in der Hölle nicht, gegenwärtig iſt.“

Wir bemerkten ſchon vorhin, daß die Lyrik, als die ſpecifiſch ſubjective Poeſie, ſich von den Maſſen auf die Individuen zurückzog, und natürlicherweiſe, namentlich im Minnegeſange, eine kunſtreichere Form annahm. Doch darf man

sich hier die Kluft noch keineswegs so bedeutend denken, wie sie etwa in neuerer Zeit die sogenannten Gebildeten vom sogenannten Volke scheidet. Der Adel theilte noch immer das tiefe Naturgefühl des Volkes, und stand im Wissen nur wenig über demselben; Wolfram von Eschenbach selbst konnte weder lesen noch schreiben. Daher sind diese ritterlichen Minnelieder noch ganz frei von aller gelehrten Prätension und Pedanterie, und wurden nicht, wie die späteren Kunstgedichte, declamirt, „gesagt", oder gar aufgeschrieben, sondern stets, wie das Volkslied, gesungen; und wer nicht selbst singen konnte, hielt sich sein „Singerlein", einen Knaben oder Jüngling, der die Weise der Geliebten vorsingen mußte. Und welch' ein überreicher Frühling mußte das sein, der so plötzlich ganz Deutschland von einem Ende zum andern durchklungen, da wir, ungeachtet so Vieles verloren gegangen, dennoch Lieder von 160 Minnesängern besitzen. Gleich wie aber die Nachtigallen sich gern und dankbar in schattenreichen Gärten niederlassen, wo ihnen liebreicher Schutz und Pflege geboten wird, so gruppirten sich auch diese Sänger sehr bald um die kleineren deutschen Höfe, unter denen besonders der des thüringischen Landgrafen Hermann und die babenbergischen Herzoge von Oesterreich durch ihre Kunstliebe und ungemessene Gastfreiheit gegen die Dichter sich unsterblich gemacht haben. Wie rein aber die Saiten dieser Sänger gestimmt sein mußten, zeigt schon der Umstand, daß damals die heilige Elisabeth an der Seite ihres Gemahls zu Eisenach Hof hielt, wo sie von den Flügeln dieses melodischen Gesanges zur göttlichen Minne emporgehoben ward, und schwerlich einen störenden Mißklang geduldet hätte.

Ein Denkmal jener poetisch bewegten Zeit ist uns in dem Wettgesange übriggeblieben, der von einem späteren

Dichter unter dem Namen des Sängerkrieges auf der Wartburg in ein Ganzes zusammengefaßt worden. Dieser Wartburgkrieg ist zwar, wenigstens in seinen hier angeführten Nebenumständen, offenbar nur sagenhaft, beruht aber, wie alle Sage, ohne Zweifel ursprünglich auf historischem Boden. Es scheint in der That um das Jahr 1207 ein solches poetisches Turnier auf der Wartburg stattgefunden zu haben, bei welchem Wolfram von Eschenbach, Walther von der Vogelweide, Heinrich von Osterdingen, ja sogar ein entschieden mythischer Sänger, der Ungar Klingsohr, aus dem Stegreif mitgefochten haben sollen. Manches in dem Gedichte mag vielleicht aus diesem Kampfspiel noch wörtlich übernommen sein, das Ganze, wie es uns hier dargestellt wird; mit seinen räthselhaften Spitzfindigkeiten, macht jedoch einen fast wehmüthigen Eindruck, als Nachklang einer großen untergegangenen Dichterzeit, die der neuere Sänger nicht mehr verstanden hat.

Zu den frühesten Minnesängern gehören, außer dem schon erwähnten Spervogel, der von Kurenberg, Walram von Gersten, Dietmar von Aist, und der im Kreuzheere vor Philomelium heldenmüthig gefallene Friedrich von Hausen. Auch die eigentlich erzählenden Dichter: Gottfried von Straßburg, Heinrich von Veldeke, Hartmann von der Aue und Wolfram von Eschenbach mit seinen schönen Tage- und Wächterliedern, reihten sich diesem Frühlingschore an.

Der ausgezeichnetste unter ihnen aber ist Walther von der Vogelweide, dessen Gedichte von Simrock trefflich übersetzt, und von Lachmann und Uhland vielfach besprochen und erläutert worden sind. Manche neuere protestantische Schriftsteller, wieder einmal die heutige Weltansicht um eine handvoll Jahrhunderte zurückdatirend, haben ihn vergnüglich zu

den Übrigen zählen wollen. Auch hat er allerdings in seinen Gedichten oft an Papst und Geistlichkeit scharf genug gerügt, was zu rügen war, denn „sie bannten, die sie wollten, und nicht den, den sie sollten; da störte man das Gotteshaus." Aber man übersieht eben hierbei, oder will vielmehr nicht sehen, daß er überall nur das damalige politische Treiben des römischen Hofes rügt um des Heile der Kirche willen, welcher er getreulich anhing, und ohne Zweifel gegen den neuen Protestantismus mit großer Entrüstung protestirt haben würde.

Walther steht schon darum an der Spitze jener Sänger, weil er, fern von aller conventionellen Spielerei, am entschiedensten und männlichsten die dreierlei Elemente umfaßt, die wir oben als das Charakteristische des Minnegesanges bezeichnet haben. Kein Anderer sang so rein, so süß und wahr, wie Walther, von der ewigen Schönheit der Frauen, „wenn lieblich lacht in Lieb' ihr süßer rother Mund und Pfeile aus spielenden Augen schießen in Mannes Herzens Grund." Dieser liebliche Frauendienst aber ruht bei ihm, wie ein Heiligenbild auf Goldgrund, auf einem tiefen religiösen Gefühle. „Da dacht' ich mir vielange (angstvoll) wie man zu Welt hier sollte leben: und keinen Rath ich konnte geben, wie man drei Dinge erwürbe, der keines nicht verdürbe. Die zwei sind Ehre und fahrendes Gut, das oft einander Schaden thut, das dritte ist Gottes Hulde, der zweien Ueberguldе; die wollt' ich gern in einen Schrein. Ja leider, das kann nimmer sein, daß Gut und weltlich Ehre und Gottes Hulde mehre zusammen in ein Herze kommen. Steg und Wege sind ihnen benommen, Untreue ist in der Saße (Hinterhalt), Gewalt führt auf der Straße, Friede und Recht sind sehre wund. Die drei zusammen haben kein sicheres Geleite, nur

zwei, die werden ehe gesund." — Eben so ernst wahrt er in Lied und That den Herrendienst, indem er mit unwandelbarer Treue in Glück und Noth zu seinen rechtmäßigen Kaisern hält. — Wie wahr und ergreifend endlich ist bei ihm die Wehmuth und Klage über die Vergänglichkeit der irdischen Dinge: „O weh, wohin geschwunden sind alle meine Jahr! hat mir mein Leben geträumt oder ist es wahr? Was ich je wähnte, daß es wäre, ist das icht etwas? Darnach hab ich geschlafen und ich weiß es nicht. Nun bin ich aufgewacht, und mir ist unbekannt, was einst vertraut mir war wie meine andre Hand. Leut' und Lande da ich von Kindheit bin erzogen, die sind mir fremd geworden, als wär' es all erlogen. Die mir Gespielen waren, die sind träge und alt, und öde liegt das Feld, verhauen ist der Wald — nur daß das Wasser fließet, so wie es weiland floß — wie ich gedenke manchen wonniglichen Tag, der mir zerronnen ist, wie in das Meer ein Schlag. Immer mehr o weh!"

Und mit dieser Klage wollen wir von jenem lieblichen Reich der Liederträume Abschied nehmen. Der Frühling ist längst verrauscht, und ein scharfer trockener Herbstwind streift über das verwandelte Land. Aber wem erwecken solche ferne Klänge, wie das Alphorn dem Schweizer, nicht noch heut ein wunderbares Heimweh nach seiner stillen harmlosen Jugendzeit, deren Erinnerung in jedem gesunden Herzen unvergänglich ist.

Die Poesie hat, wie jedes geistige Leben, ihren nothwendigen Entwickelungsprozeß, der sich, weil er der natürliche ist, bei allen Völkern wiederholt. Die erste jugendlichfrische, fast noch kindliche Anschauung der Welt erzeugt das Epos.

Diese Anschauung, je lebendiger sie ist, weckt indeß sehr bald ein nach den verschiedenen Individualitäten verschiedenes Interesse und Mitgefühl an dem großen Sagenstoff; die Poesie wird eine mehr innerliche und wesentlich lyrisch. Eine solche bloß experimentale und vorbereitende Trennung der beiden ursprünglichen Grundelemente aller Poesie kann aber nirgend von Dauer sein, und strebt unablässig nach Wiederversöhnung. Und diese Vermittelung ist eben das Wesen des Drama's, wo das lyrisch Subjective, ohne sich selbst aufzugeben, in der darzustellenden Handlung wiederum objectiv wird. Man begreift hiernach leicht, daß schon das bloße Bedürfniß solcher Vermittelung einen höheren Grad, wir möchten nicht sagen, menschlicher Bildung, sondern künstlerischer Ausbildung und Reife voraussetzt, als jene Vorbereitungszeit. Daher erscheint auch das Drama, gewissermaßen Epos und Lyrik in Ein Ganzes zusammenfassend, überall zuletzt. Daher hat das Mittelalter eigentlich noch gar kein Drama; wohl aber schlummern in diesem großen Völkerfrühlinge schon alle verhüllten Keime dazu, welche bei den Völkern des Abendlandes das Christenthum allmählich in's Leben rief, nachdem die Alten ihren künstlerischen Cyklus geschlossen hatten, und das classische Drama in der allgemeinen Fäulniß längst in sich selbst zerfallen war.

Das Drama ist überall, bei den Alten wie bei den neueren Völkern, religiösen Ursprungs und aus dem natürlichen Bedürfniß hervorgegangen, den religiösen Cultus durch Wechselgesänge zu feiern, zu beleben und zu erläutern. Das Drama ist ferner, seiner Natur nach, in seinen ersten Anfängen durchaus tragisch, die versuchte Darstellung des Conflictes zwischen Subjectivem und Objectivem, des unvergänglichen Kampfes der in der Menschenbrust begründeten

Sehnsucht und Forderung des Ewigen und Unendlichen gegen die begrenzenden Schranken des Endlichen. Wo aber, auch vom blos künstlerischen Standpunkt betrachtet, fände wohl die Poesie in der ganzen Weltgeschichte einen so tragischen Stoff, als im christlichen Glauben? Was waren den Alten ihre wetterwendischen Götter mit ihren menschlichen Launen und Tücken, ihr Ajax und Hektor gegen die einzige Heldengestalt Christi, wie Er, in jenem ungeheuren Kampfe des Unendlichen mit dem Irdischen Allen voranschreitend, zuletzt verkannt, verrathen und von Allen verlassen in furchtbarer Einsamkeit durch alle Grauen und Schrecken des Todes geht, um das arme Menschengeschlecht aus seiner uralten Knechtschaft zu befreien?

Und so ist denn diese große Welttragödie auch wirklich der Ausgangspunkt und erste Gegenstand unserer Drama's; ja die Kirche selbst vermittelte den Uebergang. Es ist bekannt, und von Anderen bereits hinreichend nachgewiesen, wie dramatisch bald im Anfange der christliche Gottesdienst sich gestaltete. Die ganze christliche Weltansicht von Erschaffung der Welt bis zu Christus war durch gegenüberstehende Wechselgesänge und musivisch-plastische Darstellungen schon in der zwölfstündigen Urliturgie angedeutet, deren tiefe Symbolik, in ihre Hauptzüge zusammengedrängt, uns noch bis heute in dem heiligen Meßopfer aufbewahrt ist. Fast ebenso alt war die Sitte, während der Passionszeit die Leidensgeschichte Christi in der Kirche aus den Evangelien vorzulesen, wobei die Reden Christi von dem Priester, dagegen die Reden der Apostel, des Herodes, des Pilatus, der Hohenpriester und des jüdischen Volkes von verschiedenen Personen vorgetragen wurden. Es ist aber natürlich, daß man hierbei in den Text der Evangelien, theils zur Erläuterung, theils zur

Verstärkung des Eindrucks, sehr bald Versification, kirchliche Traditionen, ja sogar Recitative und einzelne Gesangstücke mit einwob, während schon im 12ten Jahrhundert ein Costüm der Vortragenden, und höchstwahrscheinlich auch eine Art von Action hinzukam. Auch diese Anfänge aber nahmen in nächster Folge denselben Gang, den wir oben bei der Legende bemerkten. Erst war Christus, seine Geburt, sein Wandel, sein Leiden und sein Sieg der einzige Gegenstand und Alles streng an die Evangelien angeschlossen; später aber wurden allmählich auch einzelne Momente und Gestalten des großen Weltdrama's, wie die Jungfrau Maria, die Heiligen und Märtyrer zum Gegenstande eigener Darstellungen gemacht. So entstanden die ersten christlichen Dramen, die Mysterien; und aus ihnen — da die Aufgabe, das Uebersinnliche darzustellen nur annähernd und sinnbildlich gelöst werden kann — die wesentlich allegorischen Moralitäten, wo Zeit und Wald, die einzelnen Seelenkräfte, die biblischen Gedanken, ja der Gedanke selbst, neben historischen Personen, wie eine wunderbare Hieroglyphenschrift, redend und handelnd auftraten. Und so lebenskräftig und unversehrt war damals noch der Glaube, daß es keineswegs zu Aergerniß und Störung, sondern durch den Gegensatz vielmehr nur zur Verstärkung des Eindrucks gereichte, als nach und nach auch derbe Scherze und komische Zwischenspiele eingeschoben wurden, in denen besonders ein Marktschreier, der an die zum Grabe wallenden Frauen Salben und Spezereien verkauft, und der um die falschen Silberlinge schachernde Judas die Lieblingsrollen übernehmen mußten.

Die Spur dieser geistlichen Dramen läßt sich mit Sicherheit bis in das 8te Jahrhundert verfolgen, aus welchem ein aus dem Griechischen übersetztes Passionsspiel, angeblich von

dem Kirchenvater Gregor von Nazianz, bis auf uns gekommen ist. Auch aus dem 9ten Jahrhundert, wo sie wahrscheinlich unter Karl's des Großen geistreicher Mitwirkung allgemeiner wurden und wobei besonders der Abt Angilbert thätig war, besitzen wir noch ein lateinisches Drama in Versen über die Geburt Christi, und aus dem 10ten die sechs legendarischen Moralitäten der Benedictinernonne Roswitha (Helene von Rostow im Kloster Gandersheim am Harz). Im 12ten Jahrhundert aber sehen wir schon in den meisten großen Städten eigene Brüderschäften zur Aufführung von Passionsspielen sich vereinigen; so in Rom die dei Gonfalomi, die der Batutti in Treviso, und 1404 die Confrérie de la Passion in Paris. Während also Mysterium und Moralität hiernach im Süden und Westen Europa's, so wie in England, schon einen Cyklus stehender Vorstellungen bildeten, der sich den Festen des Kirchenjahres anschloß, scheinen sie in Deutschland erst im 14ten Jahrhundert sich allgemein verbreitet zu haben. Wenigstens erhalten wir wunderlicherweise durch Eulenspiegel die früheste Andeutung davon, welche aber zugleich beweist, wie bald das geistliche Schauspiel hier national geworden, indem dort von einer solchen Vorstellung auf einem Dorfe die Rede ist. Die erste Aufführung dagegen, von der wir bestimmte Kunde haben, ist ein Spiel von den klugen und thörichten Jungfrauen, welches 1322 die Predigermönche in Eisenach gaben, und das den Markgrafen Friedrich von Meißen so gewaltig ergriff, daß er in tiefem Hinbrüten vom Schlage gerührt wurde.

Dem gottesdienstlichen Ursprunge und Charakter entsprach auch die ganze äußere Erscheinung dieses Schauspiels. Gleich den Liturgieen, aus denen sie hervorgegangen, bestanden sie in lateinischen Recitativen, erst später wurden zur

Erklärung und Erweiterung des Bibeltextes gereimte Verse in der Landessprache eingeschoben und gesprochen. Die Schauspieler waren Geistliche, der Schauplatz die Kirchen, oder wenn diese nicht Raum genug boten, die Kirch- und Klosterhöfe. Die Bühne selbst aber hatte gewöhnlich drei Stockwerke übereinander, von denen das obere und untere Himmel und Hölle, das mittlere die Erde vorstellte. Das gesammte Personal stand oder saß im Halbkreise auf der Bühne in der jedesmaligen Tracht der Zeit, nur Gott Vater, die Engel und Apostel in priesterlichen Gewändern, Christus als Bischof. Alle intonirten vor Beginn des Schauspiels das: veni sancte spiritus, worauf der „expositor ludi", als Heiliger oder wohl auch als der „alte Heidenmann" Virgilius, mit den nöthigen Aufklärungen über Zeit, Ort und Gegenstand das Spiel eröffnete und überhaupt die Stelle des Prologs und Chorführers vertrat, während die Andern, wenn die Reihe an sie kam, aus jenem Halbkreise vortraten und dann wieder dahin zurückkehrten, die Chorknaben aber die geistlichen Zwischengesänge ausführten. Die Vorstellung, meist an den Nachmittagen, dauerte oft mehrere Tage (Tagewerke) und bedurfte besonders in der späteren Zeit eines sehr zahlreichen Personals, ja ein im Jahre 1498 zu Frankfurt gegebenes Passionsspiel hat nicht weniger als 243 Personen. Wie volksmäßig aber diese Stücke geworden, bezeugt schon der Umstand, daß sie, gleich dem alten Epos, nicht aufgeschrieben wurden, sondern als Nationalgut traditionell von Geschlecht zu Geschlecht sich forterbten. Daher sind auch, außer einigen Oster- und Heiligenspielen, grade von den gangbarsten, den Passionsspielen, bis jetzt nur drei vollständige Texte aufgefunden, während wir von anderen lediglich einige sogenannte Spielbücher besitzen, welche blos im

Allgemeinen den Gang des Stückes und die Lösung und Stichworte der Rolle angeben.

So waren denn also auch auf diesem Gebiet schon früher die Fundamente zu einem kühnen Prachtbau gelegt, der alle mannigfaltigen Erscheinungen des Lebens symbolisch erfassen und schließlich bis zum Himmel emporranken sollte. Allein der Bau blieb unvollendet, wie so viele Wunder. Nur in dem tiefernsten Spanien, das bis in die neueste Zeit für seinen Glauben ritterlich gefochten, hat das Mysterium in Calderon's Autos seine künstlerische Vollendung und Verklärung erlebt. Warum es aber in Deutschland sich nicht eben so naturgemäß fortentwickeln konnte, sondern mit seinem ersten, fast vollendeten Aufbau abbrach, werden wir weiterhin Gelegenheit genug finden näher nachzuweisen.

IV.

Weltliche Richtung.

Wir verließen eben bei Wolfram von Eschenbach das Epos auf einer Höhe, wie sie in aller Literatur nur selten erreicht wird. Sein Parcival ist durchaus eine tiefsinnige Symbolik der christlichen Lebensansicht. Allein wir stoßen in diesem Gedicht zugleich auch häufig auf eine geharnischte Entrüstung des Dichters, auf bittern Spott und herbe Ironie, die schon auf bedenkliche Symptome der Zeit und auf einen scharfen Gegensatz des Dichtergemüths mit der Wirklichkeit hindeutet. Zwar hat der ernste Ton, den Wolfram angeschlagen, als der bei weitem noch vollkommlichste, lange und unter allen damaligen Dichtweisen am dauerndsten nachgeklungen; zahllose Anstieger und Nachahmer quälten sich ab, ihn fortzusetzen, und was allgemein gelten wollte, suchte unter Wolfram's Schild, ja womöglich unter seinem Namen sich in die Welt einzuführen. Aber es ist seit dem Sündenfalle in der menschlichen Natur ein furchtbarer Zwiespalt, dessen Wiederversöhnung eben die große Aufgabe des Christenthums ist. So geht durch die ganze Geschichte, neben der unabweisbaren Sehnsucht nach Erlösung, eine Opposition des menschlichen Trotzes und Hochmuths, ein uralter, mehr oder minder

verhüllter Protestantismus. Er selbst und aus eigener Kraft und Machtvollkommenheit das Erlösungswerk zu übernehmen sich vermißt. Er versucht sich in den verzweifelten Anstrengungen der Waldenser und florirt in dem welthistorischen Kampfe der Hohenstaufen mit der Kirche. Es ist natürlich, dieser Geist mußte auch in der Poesie sich abspiegeln, und der mit Wolfram gleichzeitige Gottfried von Straßburg ist der Führer und Meister dieser antikirchlichen Kunst.

In seinem berühmten Gedichte Tristan und Isolde kehrt er gradezu den Parcival um, mit offenbar feindseliger Absichtlichkeit geschäftig, den hehren Bau, den Wolfram aufgeführt, zu untergraben und niederzureißen, um über dem Schutte zwischen prächtigen Giftblumen für die irrische Genußseligkeit der emancipirten menschlichen Natur einen bequem gemüthlichen Lustgarten anzulegen. Wir sind weit davon entfernt, die Poesie mit unzeitigem Rigorismus einzig nach der kurzen moralischen Elle messen zu wollen; allein hier handelt es sich nicht mehr um Moral, sondern um Vernichtung von Religion, Tugend, Ehre und Allem, was das Leben groß und edel macht. Hier wird zum erstenmal das, in allen späteren Romanen bis zum Ekel wiederholte, Dogma von der unbedingten Geschlechtsliebe verkündigt, welcher alles Andere unterthänig weichen und die ganze Welt nur zu würdigem Aufputz und Zierrath dienen soll. Ja, der Dichter sagt: „Das Weib, das aus dieser Art schlägt und die gerne Lob und Ehre bewahrt, sei ein Mann an Gesinnung und nur mit Namen ein Weib.“ Und wahrlich, die Heldin Isolde ist nicht aus dieser Art geschlagen und wird daher auch als ein Muster der Weiblichkeit aufgestellt. Der Stoff des Gedichtes ist durchaus gemein: die Verführungsgeschichte einer verheiratheten Frau, die gern Lob und Ehre und Seele ihrer

ehebrecherischen Liebesbrunst opfert; ein artiger, sich vor den Damen niedlich machender Fant, wie wir ihm wohl allezeit unter den eleganten Pariser Pflastertretern begegnen, der sich in seiner liebenswürdigen Flatterhaftigkeit zuletzt noch gar in eine zweite Isolde verliebt; und endlich ein schwacher Ehemann, der nicht blos gefoppt, sondern auf das schändlichste verrathen und betrogen wird und welcher am Ende noch alle Schuld allein tragen soll, weil er sich unterstanden hat, sein tolles Weib zu hüten und in ihren sauberen Kunststücken zu stören. Ueberhaupt aber muß man dem Dichter nachrühmen, daß er mit wahrhaft dämonischer Consequenz Alles jenem Dogma von der alleinseligmachenden Geschlechtsliebe beugt und unterordnet und auf diese Weise in moralischer Beziehung eine vollkommen verkehrte Welt zu Tage bringt. Da wird verrätherische List und Betrug als Cardinaltugend belobt, das gewissenlose Beharren bei der Sünde heißt Treue, und die Treue der Hofleute, die es mit dem betrogenen Ehemanne gut und ehrlich meinen, wird als Untreue gebrandmarkt; ja der freigeisterische Dichter scheut sich nicht, mit der Heiligkeit des Eides und des Gebetes frevelhaften Spott zu treiben. Isolde hat nämlich, um die ihr zuerkannte Feuerprobe des Gottesgerichts für sich unschädlich zu machen, eine Lüge erfunden, „die ihr in Noth und Gebet und Fasten der gnädige Christ eingegeben.“ Nun schwört sie, in „göttlicher Andacht“ betend, keck den falschen Eid und faßt dann unversehrt das glühende Eisen an — „da ward es offenbar, daß der viel tugendhafte Christ viel schlaffer wie ein Aermel ist, er ist allen Herzen bereit, zum Guten und zum Betrug, sei es Ernst, sei es Spiel, er ist ja, so wie man will.“ — Und eine solche gleißende und funkelnde Kette von Abscheulichkeiten wird nicht etwa mit verhüllter Ironie vor uns aufgerollt,

sondern unbefangen und scheinbar harmlos, als ob sich das Alles eben so ganz von selbst verstünde. Wie schade um so viel Schönheit, die hier an das absolut Häßliche verschwendet ist, um diese scharfe und tiefwahre Charakteristik des Laster, um so viel bewundernswerthe Gewandtheit und Anmuth, die, wie ein lieblicher Strom, Alles in ihre melodischen Zauberwirbel hinabzieht!

Es ist in dem Ganzen allerdings eine indirecte tiefmoralische Lehre verborgen; aber wer mag sie in diesem betäubenden Duft der Geistblumen erkennen und herausfinden, ohne sich vielleicht tödtlich zu verwunden? Auch lag eine solche verhüllte ernste Mahnung schwerlich in der Absicht des Dichters, der vielmehr ausdrücklich erklärt, daß sein alleiniges Ziel die Darstellung des vollen Reizes und Genusses der irdischen Liebe sei, „eines so seligen Dinges, daß Niemand ohne ihre Lehre weder Tugend noch Ehre habe." Wir bezweifeln daher, daß er, wie Manche gutmüthig vermuthen, wenn er das zuletzt abgebrochene Gericht wirklich vollendet hätte, zum Schluß noch den Teufel als Vogelscheuche oder als Pitropfen auf seine schäumende Champagnerflasche gesetzt haben würde. Der weltliche Meister Gottfried wußte gewiß recht gut, daß der Teufel in solchem Handel nur dann seine unfreiwillige Schuldigkeit thut, wenn er mit seinen Schaudern und Schrecken insgeheim schon die ganze Geschichte durchschritten und nothgedrungen mitten im Taumel der trunkenen Sinnlust, die grauenhaften Abgründe und den ganzen geheimnißvoll lauernden Hintergrund der Geisterwelt auf Augenblicke aufgedeckt hat, wie etwa in der Mozartschen Geistermusik zum Don Juan.

Es ist hiernach begreiflich, daß Gottfried, welcher der Schwäche der Menge schmeichelte und sie gleichsam in den

poetischen Adelstand erhob, faßlicher und beliebter war als Wolfram, der sie streng und unbequem zum inneren Kampfe mit sich selbst herausforderte. Daher hinterließ Wolfram zwar viele Nachahmer, die ihn nicht verstanden und plump zu überbieten suchten, aber keine Dichterschule wie Gottfried, weil wohl höhere Formengewandtheit, nicht aber Adel der Gesinnung und der gedankenvolle Tiefsinn des Genies sich lernen und einschulen lassen. Das Verhältniß beider war ungefähr eben so, wie in neuerer Zeit zwischen Klopstock und Wieland. Gottfried's unvollendeter Tristan fand nicht nur zwei ziemlich ungeschickte Fortsetzer in Ulrich von Thürheim und Heinrich von Freiberg; auch sein Geist verbreitete sich wie ein heimlich zehrendes Fieber in den verschiedensten Krankheitssymptomen über mehrere Dichtergenerationen, aus denen Rudolf von Ems und Konrad von Würzberg als die bedeutendsten hervorragen.

Das Charakteristische der Gottfriedschen Schule aber ist eben die laxe weltmännische Lebensansicht des Meisters, die mit Sage und Heidenthum nichts mehr anzufangen weiß, daher am liebsten nach gewöhnlichen, ja gemeinen Stoffen greift und, um das Kleine groß zu machen, allen Nachdruck fast ausschließlich auf eine geleckte Form der Darstellung legt. Die Dichter, da sie nichts Bedeutendes aus der Geisterwelt zu offenbaren haben, dichten nicht mehr aus innerem Bedürfniß, sie wollen geständlich nicht belehren oder erheben, sondern nur angenehm unterhalten. Kein Wunder daher, daß die Besseren unter ihnen allmählich ein Ueberdruß und Verzagen an der Würdigkeit ihrer Kunst überkommt und häufig in laute Klagen ausbricht.

So ist Heinrich von dem Türlin in seinem Gedicht von der (Abentiure) Krone schamlos bemüht, die schlanken Gott-

fried'schen Umrisse der sinnlichen Liebe ganz in's Nackte und Feiste herauszuarbeiten, und in der Heidin (angeblich von Rüdiger von Hindthofen) bildet das Alles schon den Kern und Zweck des Ganzen, bis nach und nach der trübe Strom, allen Schlamm aufwühlend, in farbigen Schiller der Fäulniß ausläuft. — Nichts von alle dem enthält Flore und Blancheflur von Konrad Flecke, die unschuldige, einfache Geschichte von der Jugendliebe zweier Kinder; dafür drängt sich hier die breite Gemüthlichkeit, Schwäche und Weichlichkeit Gottfried's, die dieser im „Tristan" noch liebenswürdig zu machen verstand, unangenehm in den Vordergrund. Die artigen Kinder wissen schon in ihrem fünften Jahre den ganzen Katechismus der Liebe auswendig, sie dichten und sprechen nur von Minne, Blumen und Vögelein, und der Knabe, da sie dann getrennt werden, fällt in Ohnmacht, während das Mädchen sich mit ihrem Griffel erstechen will; Scenen, die fast schon an die spätere Liebeskarikatur Ziegwart's erinnern. — Dagegen hat Konrad von Würzburg verträglich und mit großem Glück und Geschick die formale Seite Gottfried's erfaßt; seine meisterhaft gereimten Erzählungen gehen fast in lauter Duft und Blumen auf, während in seinem „Schwanritter" der abenteuerliche Stoff mit seinem noch etwas altfränkisch eckigen Flittern überall das neue, knappe und elegante Kleid aus den Nähten zu reißen droht. — Rudolf von Ems endlich ist allerdings nichts weniger als trivial, folgt aber getreulich der von Gottfried eingeschlagenen Bahn von den Gipfeln des Lebens in's platte Land. Sein „Wilhelm von Orleans" handelt, unter Beseitigung alles Wunderbaren, von den gewöhnlichsten und prosaischsten Verhältnissen der Gegenwart, von Haus und Hof, guter Wirthschaft und anderen nützlichen Dingen, und der trockene, aber wackergesinnte

Dichter hat sonach ganz Recht, wenn er zuletzt selbst darüber stutzig wird und die lügenhaften Mähren bereut, die er früher im lieben Wahn auf Ehre und Ruhm mit sündhaftem Munde gedichtet.

Man sieht, wir sind hier unversehens bereits in eine ganz andere Luftschicht gerathen, das Ritterthum steigt allgemach von seinen Felsenburgen zu den Meierhöfen der Niederungen herab, um feinordentlich Junkerthum zu treiben. Diese Unterhaltungsdichter bilden schon sichtbar den Uebergang zu unserem modernen Roman, während die aufgelösten Elemente des alten Epos, einzeln und mannigfach zerstreut, sich vor dem abtrünnigen Adel in die sogenannten Volksbücher flüchten. Es scheint daher der geeignete Ort, diesen auch in seiner Uniformlichkeit noch höchst interessanten Ausgang hier etwas näher in's Auge zu fassen.

Unter diesen Volksbüchern machen sich nun zunächst verschiedene Gruppen bemerklich, in denen sich jene Elemente, die in den älteren Gedichten mehr oder minder ein organisches Ganze bilden, einzeln abgelagert haben. So ist von dem noch halbheidnischen Urgebirge der Nibelungen fast nur eine einzige Felsenzacke, die wilde Kraft des hörnernen Siegfried's, übriggeblieben, wie er seinen Vater Sieghard verläßt, im Walde den Drachen tödtet, mit dessen Fett er sich bestreicht, daß von dem erstarrenden Drachenblute sich ihm der ganze Leib, nur zwischen den Achseln nicht, mit einer Hornhaut überzieht, und wie er dann des Königs Gibichungs Tochter, die ein Drache entführt hatte, errettet, sie zur Ehe nimmt und endlich vom grimmen Hagenwald an der Quelle erschlagen und in der Folge von seiner Gattin gerächt wird: Alles in bloßen schmucklosen, aber sicheren und kräftigen Umrissen. — Auch aus dem karolingischen Sagenkreise wird nur der

weltliche Theil im Kaiser Octavian und vorzüglich in der Historie von den vier Haimonskindern repräsentirt: der furchtbare Vasallentrotz gegen den gleich eisernen Kaiser Karl neben rührender Treue; der gutmüthige, ehrliche Held Reinhold mit seinen ungeheueren Leidenschaften, mit seiner Klinge Florenberg und dem Heldenrosse Bayard, daneben seine drei tapferen Brüder und sein Vetter, der schlaue Negromante Malagys; gleichsam nur ein verfärbtes Abbild des wilden, man möchte sagen, mit Blut geschriebenen Gedichts von den älteren Haimonskindern oder Reinold von Montalban. — Das unmittelbar Kirchliche und Legendarische dagegen erscheint hier nicht mehr in seiner großen symbolischen Auffassung, sondern nur in einzelnen Gestalten, in der Geschichte der seligen Euphemia, der heiligen Pfalzgräfin Genoveva und vor Allen in unseres Herrn Jesu Christi Kinderbuch (Beschreibung der Kindheit Jesu, der Flucht nach Aegypten u. s. w.), einer wunderlieblichen „Idylle in der Religion", wie es Görres nennt, welche zwar zunächst dem Leben Maria's und Christus vom Karthäusermönch Philippus (im 13ten Jahrhundert) nachgebildet ist, aber ursprünglich zu den alten apokryphischen Schriften gehört, die schon Papst Gelasius I. im Jahre 495 von den echten heiligen Büchern schied. — Die Wunderwelt der alten Dichtungen aber wird hier durch eine besonders reichhaltige Gruppe vertreten. In der Reise des engelländischen Ritters Johannis de Montevilla sind fast alle Wunderdinge, die Alexander der Große auf seinem sagenhaften Zuge angetroffen, mit eingeflochten: das Paradies im fernen Indien auf dem Berge von Adamanten, der bis zum Monde reicht; das Höllenthal, über welchem der Teufel in Gestalt eines grauenvollen Hauptes schwebt; das dunkle Land, aus dem beständig Menschenstimmen tönen, der goldene Baum mit den künstlichen Vögeln,

der Vogel Phönix, die Amazonen u. s. w. Hierher gehört auch der einer Erzählung in den „Gesta Romanorum" entlehnte Fortunatus mit seinem Seckel und Wünschhütlein, so wie die aus dem gleichnamigen Gedichte Heinrich's von Veldeck in Prosa aufgelöste Historie vom Herzog in Baiern und Oesterreich, der von seinem Vater, dem Kaiser Otto, aus seinem Lande verjagt wird, nach Jerusalem wallfahrtet, Schiffbruch am Magnetberge leidet, auf einem Floß durch den Karfunkelberg fährt und in Indien für die Pygmäen gegen das Volk der Kraniche ficht. Dagegen haben aus der in den Kreuzzügen eroberten orientalischen Feenwelt die Erd-, Luft- und Feuergeister, wie eine leichte Luftspiegelung, die jeder Hauch phantastisch wandelt, sich im „Schloß der alabastrischen Höhle Kaza" angesiedelt. Diese Feenwelt wird aber in ihrer neuen Heimat durch ein tiefes religiöses Gefühl gehoben, von dem liebevollen Bestreben nämlich, gleichsam aus Schmerz und Mitleid mit ihrer heidnischen Schönheit, dieselbe menschlich und christlich, und somit der ewigen Seligkeit theilhaftig zu machen. Ein Zug, der namentlich der bekannten Historie von der schönen Melusine einen so eigenthümlich rührenden Reiz verleiht: wie sie, von irdischer Liebe bezwungen, sich treu und fromm zu den Menschen gesellt und dann noch, durch menschlichen Vorwitz verscheucht und einem geheimnißvollen Naturgesetz folgend, zuletzt von Gatten und Kindern scheiden und unter herzzerreißender Wehklage wieder in das Feenreich zurückkehren muß. Das schöne Thema wiederholt sich noch in manchen anderen Volkssagen, z. B. vom Donauweibchen. Jenes Volksbuch selbst aber ist aus einem altfranzösischen, schon im 14ten Jahrhundert von Jean d'Arras verfaßten und 1500 in Paris gedruckten Gedicht, dieses aber wiederum aus einer uralten Familiensage entstanden,

wonach die Melusina noch oft in Wittwenkleidern erscheint und jeden Samstag um die Vesperzeit sich badet, bald als schönes Weib und bald als Schlange, oder auch, wie die spätere weiße Frau, sich am Fenster des Thurmes zeigt, einen furchtbaren scharfen Schrei ausstoßend, wenn ihren Nachkommen oder dem Lande ein großes Unglück bevorsteht. — Die einfältige fromme Schönheit der alten Minne endlich nimmt rührend Abschied von uns in der Magellone.

Es ist bekannt, daß diese fragmentarische, nur noch in einzeln abgerissenen Klängen nachhallende Poesie auch größtentheils formlos des Schmucks der Verse entbehrt. So macht sie den fast wehmüthigen Eindruck von Trümmern einer untergegangenen Welt, die in der Waldeinsamkeit längst vergessen sind, die aber der ursprüngliche Boden, als wollte er nicht von ihnen scheiden, mit Epheu und wilden Blumen mannigfach umschlungen und überrankt hat. Das Volk träumt hier zum letztenmale von der alten Herrlichkeit, von der das Rauschen der Wipfel, die Waldvögel und Quellen den einsamen Hirten und Jägern noch immer Wunderdinge erzählen.

Diese Volkspoesie hat aber auch ihre Kehrseite. Die gleichzeitige Strömung des Urprotestantismus, die, wie wir gesehen, die oberen Regionen der Gesellschaft durchdrang und erkältete, mußte natürlicherweise in ihrem Fortgange auch die unteren Volksschichten berühren und um so veränderter und geräuschvoller werden, je tiefer sie hinabkam. So war der allerdings im Anfange nur noch die frische, kecke Lust an der Negation und Neuerung, die sich eben so natürlich gegen das Positivste und Conservativste im Leben, gegen die Kirche, kehrte. Wir sehen daher nun einige alte Gesellen, die wohl schon früher ziemlich unschuldig rumorten, plötzlich als entschiedene Lieblinge in der Volksgunst hervortreten. So

Morolf (den das Volk in Marcolph umtaufte), dann der Pfaffe Amis, und der Pfaff vom Kalenberg. In „Frag und Antwort König Salomoni's und Marcolphi" zieht der Bauernwitz zunächst erst gegen die geistliche Schulweisheit zu Felde. König Salomon setzt vom Throne mit salbungsvoller Feierlichkeit alle seine weisen Sprüche dem Marcolph und seinem Weibe auseinander, welche dann sogleich jeden Spruch in ihrem Volksidiom parodisch verarbeiten. Ueber Geist und Ton dieses ergötzlichen Dialogs mag das plastische Signalement des tölpischen Gesellen vielleicht die kürzeste und getreueste Auskunft geben. „Und die Person Marcolphi war kurtz, dick und grob, und hat ein groß Haupt und eine breite Stirn, roth gerunzelte harige Ohren, hängende Wangen, groß fließende Augen, der untere Lebs als ein Kalbslebs, ein stinkenden Bart, als ein Bock, plochent Händ, kurze Finger und dicke Füß, ein spitze hagerte Nasen und groß Lefzen, ein eselich Angesicht, Haar als ein Igel u. s. w." Man sieht, das Volk war in seiner Lustigkeit noch weit entfernt, seinen eigenen Anwalt zu verschonen. — Bedenklicher schon verhält es sich mit den beiden Pfaffen: Amis und vom Kalenberg. Nicht darum, weil hier derber Scherz und Schwank neben dem Heiligen und Kirchlichen ihr kecles Spiel treiben, denn wir sahen dieselbe Erscheinung auch in den dramatischen Mysterien, wo der unbefangene und seiner selbst noch sichere Glaube nicht den geringsten Anstoß daran nahm. Aber unangenehm auffallen muß es, daß hier alle erdenklichen Schelmenstreiche und Lächerlichkeiten mit einer gewissen Schadenfreude grade den Priestern, wie eine Narrenjacke, angehängt werden; ja, wenn wir genauer zusehen, finden wir hier bereits die rohen Fundamente gelegt zum künftigen Aufklärungspalais Es erinnert wenigstens schon sehr lebhaft an Tartüffe, an

die spätere Jesuitenriecherei, und alle die wohlfeile Weltweisheit, womit seitdem der Unglaube sich zu rechtfertigen und zu beschönigen sucht, wenn z. B. der Pfaffe Amis eine reiche und alberne Gutsbesitzerin, da ihr Mann eben nicht zu Hause ist, durch Scheinheiligkeit um ein Stück feiner Leinwand betrügt, und dann bei dreißig Lichtern, die er um sich stellt, herrlich die Mette und eine Messe dazu singt, und solchen Ablaß ertheilt, daß der, welcher nach dem Ablaß auch den stärksten Appetit hatte, daran Genüge gehabt hätte, alle Sünden, die gethan waren und noch gethan werden sollten und wollten durch das ganze Leben, die wurden von dem Pfaffen alle vergeben.

Andere alte Stoffe dagegen verwandelten in dem neuen Klima allmählich ihre angeborene Physiognomie. Auch das uralte Thier-Epos beruhte ursprünglich auf dem eigenthümlich deutschen Naturgefühl, auf der poetischen Anschauung des geheimnißvollen Geisteslebens der Thierwelt, dessen Darstellung der einzige Sinn und Zweck war. Jetzt aber sehen wir den alten einfachen Reinhart im Reinecke Fuchs polemisch in Satire umschlagen, nicht in eine gewöhnliche Satire einzelner Personen oder Geschichten, sondern der mittelalterlichen Historie überhaupt. Es ist, wie wir schon anderswo bemerkt haben, die Opposition des sich emancipirenden Verstandes gegen den Geist des Ritterthums, des Realen gegen das Ideale, des klugen Fuchses gegen den alt und matt gewordenen Löwen. — Noch kecker und unumwundener verfährt Till Eulenspiegel in dieser geistigen Revolution. Er hat aus den Schwänken und Schelmenstreichen der Amis, Kalenberg und aller Volksnarren sich ein schweinsledern kugelfestes Wamms zusammengeflickt, an dem, wie bei seinem Vetter Marcolph, jederlei Tugend und Weisheit, die Tapferkeit an

der List, höhere Bildung am hausbackenen Verstand, Gelehrsamkeit am Bauernwitz, abprallt und stumpf wird. Hier ist das Ritterthum bereits zum Don Quixote geworden, und Till ist sein Sancho Pansa.

Eben so wenden sich nun die vielen Schelmenromane und lügenhaften Reisehistorien gegen das Wunderbare der alten Geschichten. In den Schelmenromanen müssen bereits Verschlagenheit und Zufall bei der Leitung des Ganzen die Stelle der göttlichen Vorsehung übernehmen; während in jener Reiseliteratur das Wunderbare des alten Abenteuers so übertrieben aufgeblasen wird, daß es an seiner eignen Ungeheuerlichkeit lächerlich zerplatzt. In dem ergötzlichen Guerillakriege der letzteren Gruppe hat sich besonders der „edle Finkenritter mit dem tapfern Monsieur Hans Guck in die Welt" einen Namen gemacht, indem er noch vor seiner Geburt die Welt durchwandert, seinem eignen Kopfe, den ihm der Wind abgewehet, nachläuft u. s. w. Ihm folgt der zwischen Schelm und Prahlhans schwankende Schelmufski, der mit seinem „Bruder Graf" herumtiostirt, bettelhaft den Cavalier spielt, mit der „Frau Großmoguln" einen Ehrentanz aufführt, dann unversehens in's Lebbermeer geräth, und uns endlich noch spät im Münchhausen einen Urenkel hinterlassen hat.

Ein anderes wichtiges Moment dieser Volkspoesie aber, die Sage vom Faust, ist, wenn gleich einzelne zufällige Züge derselben an den mittelalterlichen Zauberer Virgilius erinnern, doch in seinem Grundwesen neueren Ursprungs, und kann daher erst weiter unten in Betracht gezogen werden.

Dem sinkenden religiösen Glauben sank das Ritterthum, das ihn vertheidigen sollte, dem sinkenden Ritterthume der

Minnegesang nach, der durchaus vom Ritterthum lebte und dessen eigentliche Blüte war. Denn wenn die Poesie überhaupt mit den religiösen und sittlichen Zuständen der Nation innig zusammenhängt, so muß für deren Temperaturwechselgrade die Lyrik, als die subjectivste Dichtungsart und Darstellung der Gegenwart, am empfindlichsten sein und, sobald dort die Nation an ihrem Innersten ungewiß und irre wird, hier auch zuerst die Verwirrung eintreten. Um aber in jener Zeit diese Verwirrung vollkommen zu machen, spielt auch noch eine mißverständliche Verwechselung und Vermischung des Neuplatonismus und des wahren Plato mit hinein, und erzeugt in der Poesie eine Art heidnischchristlicher Mythologie, wo, wie in einem nebelhaften Traume, die Heiligen der Legende und die Götter des Olymp's einander brüderlich begegnen. Daher sehen wir denn in dieser schwankenden Uebergangsperiode auch die Lyrik in alle möglichen Richtungen und Gegensätze ausfahren, Didaktisches, Rhetorik, Mystisches und Schwank bunt ineinander wirrend, so daß eine genauere Grenze kaum mehr zu erkennen ist.

Schon in Ulrich von Lichtenstein's „Frauendienst" (1255), wo Lyrisches und Episches confus durcheinanderläuft: welche widerliche Verzerrung der Minne, welch' ein durchaus unsittliches Verhältniß, das ihr zum Grunde liegt! Der verheirathete Sänger wirbt auf Tod und Leben um die Gunst einer gleichfalls verheiratheten Dame, weil es Mode ist, und die Dame, obgleich beständig höhnend, duldet es, weil es Mode ist. Er trinkt ihr Waschwasser, schneidet sich, ihr zu Liebe seine Doppellefze und einen krumm gewordenen Finger ab, und sie bewahrt gerührt den ihr verehrten Finger und betrachtet ihn alle Tage. Er tioſirt ihr zu Ehren als Venus durch 29 Tage, besucht sie als Aussätziger verkleidet,

und will, da die Dame denn doch noch klüger ist als der tolle Phantast, sich zuletzt noch gar ersäufen. — Man sieht, hier ist die Minne und der Frauendienst bereits rein conventionell geworden, die Dichter glauben und fühlen selbst nicht mehr, was sie singen, Alles wird gemacht und affectirt, und das ist überall der Tod der Lyrik. Kein Wunder daher, daß nun der Minnegesang sehr bald in's Parodische, und später immermehr in sein gerades Gegentheil, in das Materielle, Grobsinnliche und Obscöne umschlägt. Ganz den Eindruck wenigstens einer absichtslosen und unbewußten Parodie macht es, wenn jetzt Nithart die Scene von den Ritterhöfen, in die Dorfschenke und die Minne unter die Knechte und Mägde verpflanzt, dabei aber, da er selbst noch zu den adeligen Sängern gehört, an die übermüthiggewordenen bäurischen Knollfinken rechts und links tüchtige Kopfstöße austheilt. Noch tiefer hinab führen dann der Tanhuser und Hadloub, wo der Minnegesang, mit Ausnahme einiger herzhaften Tanzweisen, in lauter Zech- und Schmausliedern austönt.

Aber wer hinkt, greift nach der Krücke; wo die Moral zu Ende geht, fängt das Moralisiren an. Und so folgt auch hier auf die invaliden Minnesänger die Gruppe der gnomischen Dichter, eine Erscheinung, die sich auch bei einzelnen Dichterindividuen wiederholt, wie z. B. bei Goethe, dessen wunderbares Lied zuletzt ebenfalls in Gnomologie ausgeht. Man könnte diesen Uebergang die altgewordene Lyrik nennen, grämlich, superklug, grübelnd und lehrhaft in epigrammatischen Spitzen und Sprüchen, weil der innere Lebenshauch zu langathmigen Liedern nicht mehr ausreicht. Bei der versiegenden Productionskraft lehnen sich nun jene Dichter begreiflicherweise immer mehr an die großen Vorgänger, und zwar

vorzüglich an das Realistische Walther's von der Vogelweide, aber ohne dessen herzlichen Klang, und an den Ernst des Wolfram von Eschenbach, aber ohne dessen Tiefsinn; beides jedoch keineswegs entschieden getrennt, sondern wiederum verworren ineinanderlaufend, was oft die seltsamste Mischung von Dogma, Moral, Schwank und ritterlicher Konvenienz giebt. Hierher gehören u. a. Reimar von Zweter, der bei aller Frömmigkeit gleichwohl gegen Papst und Kirche polemisirt, der ältere Meißner, Wernher und Marner. Am schärfsten aber wird die Walther'sche Richtung durch den heiteren Regenbogen, so wie die Wolfram'sche durch den mystischen Frauenlob bezeichnet. Die letzten Ritterſänger, wie Hugo von Montfort und Oswald von Wolkenstein, schlagen schon einfache volksthümliche Klänge an, während bürgerliche Dichter noch überkünstlich in den alten Minnegesang hineinpfuschen, z. B. Muscatblüt, der noch wirkliche Minnelieder hat, noch an den Herrenhöfen sang, und die abenteuerlichsten Marienlieder dichtete. Ja diese allgemeine Unruhe und Rathlosigkeit zeigt sich selbst in der rastlosen phantastischen Reisewuth dieser Epigonen, die nicht mehr singend von Schloß zu Schlosse, sondern, wie mit Siebenmeilenstiefeln, von Welttheil zu Welttheil schweifen. So erblicken wir den Hugo von Montfort bald als Troßbube mit den deutschen Rittern in Preußen, bald in Rußland, Norwegen, England und Schottland, dann als Koch und Ruderknecht auf dem schwarzen Meer, als Pilger in Jerusalem, als Sänger und Possenspieler am Hofe des maurischen Königs von Granada, und in Paris, wo ihm die Königin von Frankreich einen kostbaren Diamanten in seinen weißen Bart einband.

Weil aber jetzt der rechte Mittelpunkt, aus welchem allein bisher der Umkreis des irdischen Daseins bis zu seinen fern-

sten Stadien so scharf und klar beleuchtet worden, nach und nach abhanden gekommen war, so vermochte auch die am Gleichgültigen ermattende poetische Productionskraft nicht mehr, die Erscheinungen des Lebens unmittelbar zu individualisiren, und nahm daher zu dem abstracten Abbild desselben ihre Zuflucht. Und so sehen wir nun die **Allegorie** in das Lied einziehn und es bald gänzlich überwältigen. Eine der beliebtesten Allegorien war die Darstellung des Liebenden als Jäger, wie z. B. in der **Jagd des Hadamar von Laber**, wo das Herz des Jägers als rastlos umherspürender Hund, und der Merker als Wolf erscheint, der den Hund zu zerreißen droht. Im **Spiegel** wird die Treue von ihrer Kaiserin Frau Aventeuer ausgesandt, um Liebestreue zu finden. In dem **Gedicht von der Liebe und dem Pfennig** streitet die Liebe gegen den Weltbeherrscher Pfennig, der am Ende die Liebe in's Wasser stößt. Die Minne selbst tritt nun als bloße allegorische Figur auf, und wird — nachdem sie bei der allmählichen Herabstimmung sinnlich geworden, ganz consequent — erst zur heidnischen Frau Venus, wie in der **Mohrin**, und endlich gar zur Teufelin, wie in dem Gedicht vom **treuen Eckart**. Ja in dem vom Kaiser Maximilian 1517 entworfenen und von seinem Geheimschreiber Melchior Pfinzing ausgeführten **Theuerdank** werden nicht mehr die Minne, Gedanken und Gefühle, sondern die gewöhnlichsten Jagd-, Krieges- und Brautfahrten pomphaft allegorisirt; ein Werk, das nicht seine Poesie, sondern seine vornehme Herkunft und prachtvolle Ausstattung berühmt gemacht.

Diese Entartung des Minnegesanges aber war nicht geeignet, die Lyrik in der Höhe und allgemeinen Achtung zu erhalten, die sie so lange behauptet hatte. Das Dichten hörte auf, eine freie ritterliche Kunst zu sein, und wurde ein

besonderes Metier, das Lied war nicht mehr singbar, der Dichter nicht mehr ein Sänger, sondern ein „Sprecher". Sehr natürlich daher, daß diese Poeten, wie sie so häufig klagen, nun als Bänkelsänger an den Höfen „hinausgeworfen" wurden, und sich immer mehr zu den Städten wandten, von deren realistischem Zunftgeist die wachsende Opposition gegen das Ritterthum ausging.

Im Epos geht das Subjective im Object, in der Lyrik das Object in der subjectiven Empfindung auf. Dort verschwindet der Dichter, die Ereignisse sprechen, wie in der Geschichte, für sich selbst; hier wird der Dichter zum alleinigen Sprecher, indem er uns nur den Nachhall giebt, den das Ereigniß in seinem Herzen geweckt. Das Drama dagegen ist, wie wir schon oben angedeutet, die Durchdringung und Wiederversöhnung beider getrennten Elemente; eine Vereinigung, die jederzeit erst spät und nur dann mit Erfolg versucht wird, wenn beide Elemente selbständig ausgebildet und stark genug geworden, um sich aneinander messen zu können. Das Object ist hier entweder die Sage und historische Vergangenheit, oder die unmittelbare Gegenwart, oder der Conflict der letzteren mit der, jedem Zeitalter eigenthümlichen idealen Gedankenwelt, wonach das Drama sich in Lustspiel, Schauspiel oder Tragödie vertheilt. In allen diesen Verzweigungen aber wird Auffassung und Darstellung nothwendig den subjectiven Farbenton des Dichters annehmen und, da der Dichter, er stelle sich wie er wolle, selbst in seinen Idealen, immerdar ein Kind seiner Zeit bleibt, zugleich in dem jedesmaligen besonderen Schliff des Zeitgeistes sich abspiegeln. Daher giebt das Drama, wo es sich wahrhaft volksmäßig ausgebildet hat, unter allen Dichtungsarten die

schärfste Signatur der wechselnden Bildung, Gesinnung und Sitte einer Nation; daher erscheinen dieselben dramatischen Gegenstände verschieden in den verschiedenen Zeiten und Völkern, und die Jungfrau von Orleans, die bei Shakespeare eine Hexe ist, fährt bei Schiller visionair auf romantischem Gewölke gen Himmel.

Hiernach sehen wir denn auch unser Drama, obgleich es niemals zu nationaler Entwickelung gelangt ist, genau dieselben Bildungsphasen des Zeitgeistes durchmachen, die wir vorhin auch beim Epos und bei der Lyrik bemerkt haben. Auf das christliche Dogma gestellt, geht in den ursprünglichen Mysterien und Moralitäten noch alles Subjective in den religiösen Geheimnissen auf, noch scheu und unbeholfen mit dem übermächtigen Stoffe ringend. Zwar werden schon früh komödienhafte Zwischenspiele mit eingeschoben, anfänglich jedoch nur in gewissenhaftem Dienst der Kirche, um die biblischen Texte volksmäßig zu paraphrasiren und durch den Contrast noch mehr zu heben. Bei der wachsenden Verweltlichung des Lebens aber verweltlicht auch das Zwischenspiel immer mehr; einheimische und fremde Volksnarren, wie der Bott Jan Posset, Pickelhäring, Stockfisch und der französische Jean Potage, laufen immer bunter, lauter und kecker dazwischen, so daß endlich die Kirche zögernd und ungern sich gedrungen sah, dieser Profanation durch Verbote entgegenzutreten. Allein zu offenbarem Nachtheile beider. Denn jetzt vereinsamte das Mysterium, da das mit der Welt vermittelnde Zwischenspiel wegfiel, und das Zwischenspiel, leichtsinnig und trotzig, sagte sich von seiner ursprünglichen Bedeutung völlig los, ging aus der Kirche in die Schenke und verwilderte dort zum possenhaften Fastnachtsspiele; das Mysterium wurde langweilig, und das Fastnachtsspiel gemein.

Aber die Scheidung von urſprünglich Verwandtem geſchieht nirgends, ohne einen nachhaltigen moraliſchen Stachel im Innern zurückzulaſſen. Auch das excommunicirte Zwiſchenſpiel vergalt den geiſtlichen Bann mit heimlichem Groll. Dieſer Groll war zwar anfangs noch keineswegs unmittelbar gegen den Glauben und die Kirche, um ſo ſchlagfertiger aber gegen alles Höhere im äußeren Leben gerichtet, das ſich im Mittelalter auf der Grundlage der Kirche aufgebaut hatte. Und ſo ſehen wir denn in dieſer Uebergangsperiode auch beim Drama dieſelbe Erſcheinung, wie bei dem Epiſchen und Lyriſchen: eine, vorerſt noch kaum ſich ſelbſt bewußte und daher harmlosluſtige und ergötzliche Negation des Ritterthums, ſeiner Tugenden, ſeiner Tapferkeit, ſeiner Minne und ſeiner Uebertreibungen; nur daß hier die Stelle des Eulenſpiegels und ſeiner Geſellen durch den Hanswurſt vertreten wird, deſſen Charakter weder polemiſch noch ſatiriſch, ſondern durchaus parodiſch iſt.

Mit dem Weſen der Poeſie mußte ſich nothwendig auch die Form nach und nach verwandeln, die ja ſelbſt hier ein Theil des Weſens iſt. In der allgemeinen Herabſtimmung entſtand aus dem ſingbaren Liede das geſprochene Gedicht, und aus der Rhetorik des geſprochenen: die poetiſche Proſa, ein zwitterhaftes Mittelding, das man auch wohl proſaiſche Poeſie nennen könnte. Die Phantaſie, welche alles Gewöhnliche und Wirkliche in eine höhere Region emporzuheben ſtrebt und daher auch in ihrem Ausdruck luſtig und ungewöhnlich iſt, hatte wegen zunehmender Alterſchwäche ihre Herrſchaft allmählich an den Verſtand abgetreten, deſſen maſſiver Boden eben die praktiſche Wirklichkeit iſt. Die Sprache der Phan-

taſie aber iſt die geheimnißvolle Muſik des Verſes, die Sprache des Verſtandes die Proſa.

Schon früher hatten die Reimchroniken hart und mühſam die ſchwerfälligen Fundamente zu der Uebergangsbrücke gelegt, welche dann von den Volksbüchern, die wir in anderer Beziehung ſchon oben erwähnt, anmuthig überbaut und vollendet wurde, indem ſie die alten Gedichte für das neue Bedürfniß in Proſa auflöſten. Wir müſſen hier noch immer die unzerſtörbare Gewalt des Inhalts bewundern, können aber nur bedauern, daß die ſchöne Form zertrümmert ward. Wie aber auf dieſem tonloſen Wege die poetiſche Proſa zuletzt unvermeidlich bei der völlig proſaiſchen Poeſie anlangen mußte, bezeugt am deutlichſten der Weißkunig, ein, gleich dem Theuerdank vom Kaiſer Maximilian I. entworfenes Geſchichtswerk, das mit allegoriſcher Dichterprätenſion die Regierung dieſes Kaiſers, ſo wie Kaiſer Friedrich's III. verſchnörkelt und hölzern ſchildert.

Den letzten und nicht geringſten Stoß nach der Proſa hin gab endlich auch die Erfindung der Buchdruckerkunſt, indem nun gar an die Stelle des lebendigen Worts der Buchſtabe in die Stelle des perſönlichen mimiſchen Sprechers der einſame Leſer trat. Das gedruckte Buch hat, wie der Rechenknecht für das Gedächtniß, für den Geiſt überhaupt etwas Mumienhaftes, Stationaires und Abgemachtes, worauf ſich zu jeder Zeit bequem ausruhen läßt, während die lebendige Tradition, ſo lange ſie wirklich lebendig, nothwendig in einer beſtändigen Fortbildung begriffen iſt. Durch den Druck iſt aber in der That die ganze Literatur ein Buch geworden, in welchem Jeder nach Belieben blättern mag, und daraus ein allgemeiner Dilettantismus der Producenten wie der Conſumenten, entſtanden. Ehedem dichtete der Sänger für eine

gewiſſe ideale Totalität ſeiner Nation, oder auch für einen beſtimmten Kreis ſpruchfähiger Freunde und Gönner, und war in beiden Fällen des Verſtändniſſes und geiſtigen Widerhalls gewiß; ganz abgeſehen davon, daß bei der Koſtbarkeit und zeitraubenden Mühe einer Vervielfältigung der Gedichte in der Regel nur das Beſte ſich erhalten und vererben konnte. Jetzt dagegen bringt jeder Phantaſt — das Volk ſagt treffend: „er lügt wie gedruckt“ — ſeine wohlfeile Weisheit auf den großen Plundermarkt, wo Perlen und Kraut und Rüben durcheinanderliegen, und ein Jeder nach ſeines Herzens Gelüſten auf's Gerathewohl zugreifen kann. Eine erſtaunliche Confuſion, die noch bis heut fortzuwachſen ſcheint; die Köchin lieſt beim Meſſerabwiſchen ihre Jungfrau von Orleans, die Dame ihre „Mimili“. Eine maßloſe Concurrenz mag für alles Fabrikweſen ganz dienlich ſein; hier führt ſie ſelbſt zur Fabrikation. Der arme Poet, wenn er wenigſtens auf ein Decennium unſterblich werden will, muß unausgeſetzt ſeine Rivalen in der Gunſt der chaotiſchen Menge durch immer neue Knalleffecte auszuſtechen ſuchen; und ſo erzeugt ſich fortwährend ein ekelhaft zärtliches Verhältniß und Liebäugeln zwiſchen Dichterpöbel und Leſepöbel. Nun iſt allerdings die Poeſie nie und nirgends ausſchließliche Sache der Ariſtokraten, der Gelehrten oder ſonſt einer Kaſte, und wo ſie es eine Zeitlang wirklich war, iſt ſie auch jedesmal ſchmählich zu Grunde gegangen. Aber eben ſo verderblich iſt jene communiſtiſche Rebellion gegen die hohe Ariſtokratie, den Geburtsadel des Genies, der nun einmal auf dieſem Gebiet von Gottes Gnaden ſouverain iſt. Denn ſelbſt das freie Volkslied wird nicht von der wüſten Menge, ſondern von einzelnen berufenen Hirten und Jägern auf einſamer Alp, oder vom Liebenden oder jauchzenden Tänzer und Zecher in glück-

licher Stunde weniger erfunden, als vielmehr nur der durch's ganze Volk gehende Klang von Freud und Leid gefunden; und nur in diesem Sinne ist es wahr, daß das Volk dichte.

Die wahre Poesie ist indeß glücklicherweise, wenngleich in der äußerlichen Form verwundbar, doch in ihrem Grundwesen unverwüstlich. Mitten in diesem weltlichen Getümmel flüchtete sie sich daher unerwartet aus dem Buche wieder zum lebendigen Worte, indem sie in ihrem neuen Prosa-Gewande noch einmal zu ihrer ursprünglichen Heimat, zur Kirche, zurückkehrte. Es ist nicht blos der große Inhalt, sondern auch die wunderbare Poesie der Darstellung, welche die Predigten des Franziskaners Berthold von Regensburg so gewaltig machte, daß ihm Tausende folgten, wenn er von Bergen, an einsamen Feldkapellen oder im Walde zum Volke redete. In den Predigten Suso's, wie in den Betrachtungen des Thomas von Kempen, steigt die uralte Minne noch einmal in ihrer reinsten Flamme schlank und klar zum Himmel auf. Dieselbe Kraft poetischer Weihe hat in den Predigten Johann Tauler's und Geiler's von Kaisersberg — obgleich der letztere, um populair zu sein, mit seinen seltsamen Vergleichungen schon öfters wieder in's Weltliche abschweift und gewissermaßen der Vorläufer Abraham's a Santa Clara ist — einen Blick in den Abgrund der göttlichen Geheimnisse eröffnet, von dem die scholastische Theologie nichts ahnte.

Diese großen Männer bewähren am leuchtendsten den ewigen Bund von Religion und Poesie. Wie sehr irren daher diejenigen, welche aus Verstandeshochmuth oder vielleicht noch häufiger aus schwächlicher Scheu und Zaghaftigkeit jenen Bund als eine sündhafte Profanation verläugnen möchten, weil sie in ihrer Gemüthstrockenheit in der Poesie nur eitel

Schmuck und Spiel zu erkennen im Stande sind. Die Religion aber nimmt — es kann nicht oft genug wiederholt werden — den ganzen Menschen, mithin auch Gefühl und Phantasie in Anspruch, welches eben die Grundelemente der Poesie sind. Warum denn also dem Menschen grade für seinen höchsten Flug die ihm von Gott verliehenen Schwingen brechen? Alle Religion ist, weil unergründlich, wesentlich zugleich auch mystisch; die Mystik aber kann nicht unmittelbar in Begriffen, sie kann nur in Anschauungen, also nur symbolisch und bildlich zu uns reden; und es wäre daher thöricht, ja frevelhaft, der Kirche das Bild, und der Wahrheit der Religion ihre Schönheit rauben zu wollen.

V.

Die Poesie der Reformation.

Alle Poesie ist nur der Ausdruck, gleichsam der seelische Leib der inneren Geschichte der Nation; die innere Geschichte der Nation aber ist ihre Religion; es kann daher die Literatur eines Volkes nur gewürdigt und verstanden werden im Zusammenhange mit dem jedesmaligen religiösen Standpunkt derselben. So erscheint auch die deutsche Poesie der neueren Zeit von der sogenannten Reformation und deren verschiedenen Entwickelungen und Verwickelungen wesentlich bedingt. Die Reformation aber hat einen durch alle ihre Verwandlungen hindurchgehenden Faden: sie hat die revolutionaire Emancipation der Subjectivität zu ihrem Princip erhoben, indem sie die Forschung über die kirchliche Autorität, das Individuum über das Dogma gesetzt, und seitdem sind alle literarischen Bewegungen des nördlichen Deutschlands mehr oder minder kühne Demonstrationen nach dieser Richtung hin gewesen.

Es geht durch unsere ganze Literaturgeschichte ein alter, Recht und Unrecht seltsam verwirrender Streit, der noch bis heut nicht beigelegt ist. Wenn man die Einen anhört, sollte man in der That meinen, die deutsche Poesie sei erst von der

Reformation erfunden worden, während die Anderen ihr allein den gänzlichen Verfall aller Kunst zuschreiben. Die Wahrheit liegt jedoch hier, wie fast überall in solchen Fällen, zwischen den beiden Extremen. Der Protestantismus der menschlichen Natur ist bei weitem älter, als die Reformation; er hatte, wie wir oben gesehen, schon längst die beiden Pfeiler der alten Poesie, die Kirche und das auf ihr aufgebaute Ritterthum, heimlich zerfressen und gelockert. Die Reformation hat diesen Protestantismus nur vollendet und zum allgemeinen Volksbewußtsein gebracht und ihm dadurch allerdings eine unberechenbare Kraft verliehen. Und eben darin liegt die Größe und welthistorische Bedeutung dieser geistigen Revolution, daß sie in der allgemeinen Verwirrung die ungewissen Zustände klar machte und Jeden nach seiner Farbe keck auf seine rechte Stelle wies; denn jede heimlich zehrende Krankheit kann nur, nachdem sie offen erkannt worden, durch eine entscheidende Krise geheilt werden.

Die Krise aber ist noch nicht die Heilung selbst, sie ist nur die Möglichkeit der Heilung und steigert vielmehr für den Augenblick das Uebel auf Tod oder Leben; der Ausgang steht allein in Gottes Hand. Und so sehen wir denn auch die Reformation auf die Poesie von der hier natürlicherweise allein die Rede sein kann, zunächst einen fast tödtlichen Einfluß ausüben und zwar durch zwei ihrer Hauptmomente, durch den Umschwung des religiösen Glaubens und durch die scharfe Scheidung der berauschten und mit sich selbst hochzufriedenen Gegenwart von der großen Vergangenheit des Volks.

Der Glaube nämlich, da ihm der rechte Inhalt genommen war, wurde nun allmählich auf die knappe Diät der bloßen Moral gesetzt, bei der eine gesunde Poesie nicht wohl bestehen kann. — Indem aber ferner die Reformation mit

der neuen Weltansicht die ganze Weltgeschichte gleichsam von neuem anfangen wollte, zerriß sie zugleich auch willkürlich und gewaltsam den goldenen Faden der Tradition, die im Verlauf der Jahrhunderte die wechselnden Geschlechter verbunden. Es war natürlich, daß dieselbe, da sie hiernach ganz folgerecht das Mittelalter ignoriren oder als katholische dicke Finsterniß überspringen mußte, in ihrer plötzlichen Isolirung und Verarmung nun, wie in der Religion auf ein vermeintliches Urchristenthum, auch in der Poesie auf einen völlig neutralen Boden, auf das griechische und römische Alterthum zurückgriff, und anstatt der Kirchenheiligen die alten Heroen und Götter, an die Stelle der Legende die heidnische Mythologie setzte. Hierzu bedurfte sie jedoch vor allem Andern der Philologie, die sich auch schon von anderer Seite wegen der nunmehrigen Uebersetzungen und Auslegungen der Bibel unentbehrlich gemacht hatte und daher jetzt zu einer monströsen Wichtigkeit gelangte. Dies bedingte aber, wie sich von selbst versteht, Vorstudien, die das Volk nicht machen konnte und wollte, und so entstand die Gelehrtenpoesie, welche zunächst fast nur lateinisch redete. Nun wissen wir zwar sehr wohl, daß auch schon die mittelalterliche Poesie das classische Alterthum kannte und mannigfach benutzte, aber blos um es zu christianisiren. Eben so wissen wir, daß der vornehme Minnegesang dem Volke großentheils fremd geblieben; aber er hing, wenn auch nicht im Tone, doch in seinem innersten Kern und Wesen noch überall mit dem Glauben, den Vorstellungen und Traditionen des Volkes lebendig zusammen, und diese adeligen Dichter waren am wenigsten in der Lage, sich als Gelehrte zu überheben, da ihre Hauptführer, wie z. B. Wolfram von Eschenbach und Ulrich von Lichtenstein, bekanntlich nicht einmal lesen und schreiben konnten.

Jetzt dagegen wurde auf einmal eine noch bis heut nicht überbrückte Kluft zwischen Volk und Dichtern gerissen und mitten in Deutschland ein heidnischer Parnaß, künstlich aufgethürmt, von dem die gelehrten Poeten mit derselben Verachtung auf das Volk herabblickten, als das Volk zu ihnen hinauf, wo es nicht vielmehr völlig gleichgültig daran vorüberging. Wenn aber dennoch in späterer Zeit die deutsche Poesie allerdings einen sehr merkwürdigen und glänzenden Aufschwung nahm, so geschah dies nicht durch die neue Glaubenslehre, sondern in Folge einer Philosophie, die mit Katholisch und Evangelisch und mit dem Christenthum überhaupt nichts mehr zu schaffen hat; und ist diese Philosophie wirklich nur durch die Reformation veranlaßt und möglich geworden, wie ihre Vertheidiger von ihr rühmen, so ist dies wenigstens ein Verdienst, um das wir sie nicht beneiden möchten.

Jenes Isoliren und Verpflanzen der Poesie aus dem alten nationalen Boden in ein ganz fremdes Klima mußte nun zunächst das Epos, das nur von der Vergangenheit lebt, am empfindlichsten treffen. Daher verklangen nun die alten Volksgesänge, und die einzelnen Erinnerungen, die sich noch in die Volksbücher und fliegenden Blätter herübergerettet hatten, wurden von den Gebildeten als mittelalterliches Unkraut verspottet und voll Entrüstung ausgejätet, damit es ihre Versailler Schnörkelgärten nicht überwuchere. Die Nibelungen und Parceval waren gänzlich vergessen und mußten später erst gleichsam wieder neu entdeckt werden. Der Schweizer Bodmer war es, der sie, gleich versteinertem Riesengebein, aus dem allgemeinen Schutt hervorholte, ohne jedoch sich selbst noch darin zurechtfinden, oder bei den Zeitgenossen irgend eine Theilnahme dafür erwecken zu können. Erst der

neueren Romantik war das bedeutende Verdienst vorbehalten, diese alte Heldenwelt wieder ebenbürtig und national zu machen.

Aber auch das Kunstepos ruhte jetzt und hätte recht klug daran gethan, diese ganze Zeit zu verschlafen. Aber das that es nicht; es schwieg nur so lange, bis die Gelehrten ihr Surrogat-Schaugerüste mühselig zusammengezimmert hatten. Der Reichsfreiherr Christoph Otto von Schönaich faßte sich endlich ein Herz und trat kühn mit seinem Cheruskerhelden Hermann hervor, der sich mit Allongeperücke und obligatem Galanteriedegen gar wunderlich ausnimmt. Der Stoff ist gewiß groß und der Patriotismus nicht gering; der Dichter aber verhält sich dabei eben wie ein damaliger Gardelieutenant zu einem Helden. Auch dieser Hermann war billigerweise längst begraben und vergessen, als er, zu gerechtem Erstaunen der verwandelten Welt, wie ein spukhafter Revenant, im Jahre 1805 noch einmal auf der Leipziger Messe erschien. — Der Nimrod eines gewissen Heldendichters Naumann ist nur noch als literarisches Curiosum bemerkenswerth. Leider müssen wir aber hier auch den alten wackeren Bodmer nennen, der, mit eben so viel poetischem Sinn als Dichterungeschick, in seiner Noachide bis in die vorsündfluthliche Zeit zurückgriff, für deren Nebelferne sich Niemand lebhaft interessiren mochte; die schwerfällige Arche blieb schmählich auf dem Sande sitzen.

Da ging unerwartet mitten in dieser falbgrauen Nacht ein Dichtergestirn auf, das wir füglich als den Morgenstern der neueren Poesie begrüßen können. Klopstock versetzte 1748 durch die drei ersten Gesänge seiner Messiade die Mitwelt in eine seitdem nie wieder vorgekommene Bewegung und Bewunderung. Klopstock war überhaupt ein durchaus aufregender Geist,

und hatte das Ritterliche der alten Heldendichter. Wie diese verbrachte er seine Jugendzeit in freier Luft mit kräftigenden Körperübungen, er war ein gewandter Reiter und Schwimmer und der berühmteste Meister im Schlittschuhlaufen; und wenn Wolfram von Eschenbach und die Andern persönlich in Palästina mitfochten, so hat Klopstock eben so tapfer auf der mehr innerlich gewordenen Wahlstatt für das Kreuz gestritten. Man muß sich nur die damaligen Zustände vergegenwärtigen, um seine hohe Bedeutung und seinen Muth gehörig zu würdigen. Auf der einen Seite standen die Orthodoxen, für jeden Andersdenkenden heimlich den Scheiterhaufen rüstend; und ihnen gegenüber die eben so intoleranten Freigeister, die sich um Voltaire's windige Fahne schaarten. Kein Wunder daher, daß Klopstock bei seiner ersten wie aus den Wolken gefallenen Erscheinung von Gottsched und seinem hölzernen Gefolge auf das gemeinste verhöhnt und verläumdet wurde, während ihn namentlich die ernstere und begabtere Jugend stürmisch als ihren Schutzheiligen anrief, so daß er selbst zwischen den beständigen Weihrauchwolken sich mit einer gewissen priesterlichen Feierlichkeit bewegte.

Einen Theil dieses großen Interesses hatte unser Messiade auch dem Umstande zu verdanken, daß sie in ihren Vorzügen wie in ihren Mängeln unverkennbar ein echtes Product der Reformation ist, welche damals in der deutschen Literatur fast ausschließlich den Ton angab. Die Reformation hatte, wie schon oft bemerkt worden, die gottesdienstliche Wahrheit mehr oder minder von deren individueller Auffassung und der Empfindung jedes Einzelnen abhängig gemacht. Und dieses tiefe religiöse Gefühl, womit die Messiade den Buchstabenglauben der Orthodoxen gewaltig aus seiner Erstarrung geweckt und von neuem belebt hat, ist eben die

unvergängliche Schönheit dieses Gedichts. Aber eben darum ist auch, dem Sinn und Wesen des Epos gänzlich zuwider, hier alles Objective in dem subjectiven Gefühl des Dichters aufgegangen. Nicht die gewaltige überirdische Welt redet hier durch den Dichter, sondern der Dichter spricht in den Worten Gottes, in den Gesängen der Engel wie in den Flüchen der verdammten Dämonen. Ja, einer seiner Teufel ist gradezu sentimental und hat sich durch seine Liebenswürdigkeit besonders die Theilnahme der gerührten Frauen gewonnen, die für seine Begnadigung zärtlich besorgt waren. Ueberall hat hiernach das Lyrische, Elegische und Rührende die plastische Erzählung überwältigt, und es ist in diesem Betracht bezeichnend, daß Klopstock bekanntlich als Schüler der Schulpforte durch einen Traum zu der Messiade inspirirt wurde, und daß eben die ersten Gesänge derselben, die er noch als Jüngling gedichtet, auch die gelungensten sind.

Außer jener Souverainetätserklärung des subjectiven Dafürhaltens und Gefühls in religiösen Dingen hat indeß die Reformation mit ihrer geistigen Bilderstürmerei auch den Himmel so ziemlich verödet und die frommen Traditionen und Heiligen der vergangenen Jahrhunderte in der finsteren Rumpelkammer des Mittelalters beigesetzt. Und auch diese Richtung der neuen Glaubenslehre macht sich in der Messiade empfindlich fühlbar. Wie viele erhabene Gestalten und Momente hätte die altkirchliche Tradition, selbst für seine Neigung zum Pathetischen und Rührenden, hier dem Dichter dargeboten! Klopstock verschmähte sie, weil er sie nicht kannte, oder aus protestantischer Scheu vor katholischem Aberglauben, da freilich Sinn und Bedürfniß dafür längst verloren waren. Daher in seinem Gedicht die auffallende Armuth an Handlung und lebendiger Anschauung; Gott und Menschen und

Engel und Teufel machen eben nichts, als lange rhetorische Debatten über das, was und warum sie es thun wollen. Da ist keine kühne Symbolik der göttlichen Geheimnisse, wie etwa bei Dante, sondern nur mehr oder minder willkürlich ideale, farb- und gestaltlos verschwimmende christliche Mythologie, welche nicht selten an die feierlich verüberziehenden Schatten erinnert, womit Ossian die alte Helden- und Sagenwelt vernebelt.

Der besondere Nachdruck endlich, den die Reformation auf das Studium des Alterthums gelegt, hat auch der Messiade wunderlicherweise eine gelehrt antike Färbung gegeben. Wir verkennen nicht einen Augenblick das unberechenbare Verdienst, das sich Klopstock durch seine ernste und geistvolle Behandlung der alten Metrik um die Reinigung und Veredelung der damals theils verwilderten, theils künstlich verdrehten Sprache erworben hat. Aber wir müssen durchaus in Abrede stellen, daß grade hier das Griechenthum die natürliche oder auch nur entfernt angemessene Form der Darstellung war. Der Reim, den Klopstock überall verbannen wollte, ist keine leere Spielerei oder willkürliche Erfindung, er ist die geheimnißvolle Melodie zum Text, die Musik der Gedanken. Es ist überhaupt eine bloße Einbildung der Gelehrten, daß dieser Strecvers von Hexameter, der ja selbst bei den alten Römern nie volksthümlich wurde, jemals wirklich deutsch geworden. Es bleibt immerhin ein erzwungener fremder Klang darin, ein leiser Anhauch gelehrter Stubenluft, der grade in dem Innerlichsten am empfindlichsten stört und verletzt. Oder wer möchte wohl im herzlichen Gebet zu Gott, oder auch nur mit seiner Geliebten in Hexametern sprechen?

Allen diesen reformatorischen Eigenthümlichkeiten der Messiade aber ist es vorzüglich zuzuschreiben, daß dieses groß-

artig gedachte, hochgestimmte und durchaus christliche Gedicht niemals wirklich und lebendig in's Volk gegangen; und dieser halbmißlungene Versuch eines mächtigen Dichtergeistes zeigt eben nur, daß die Richtung, welche die Reformation in die Poesie gebracht, jedenfalls am allerwenigsten für das Epos geeignet war.

Diese Richtung drängte vielmehr nothwendig vom Epos zum modernen Roman; und zwar durch die Wichtigkeit, die sie der Subjectivität eingeräumt, so wie durch die Herrschaft, die sie demzufolge dem Verstande zutheilen mußte. Beides aber widersprach der Natur des Epos. Das Epos ist der Mensch in der Welt, der Roman die Welt im Menschen. Dort verschwindet das Subjective in dem großen Strom des Weltganges, der, weil er im Zweck und Ursprung unerforschlich, nur durch die Phantasie gleichsam divinatorisch aufzufassen ist. Im Roman dagegen ist nicht das Factische, nicht die plastische Gewalt der Handlungen, sondern deren Motiv der eigentliche Gegenstand der Darstellung. Die pragmatische Motivirung aber, diese Naturgeschichte des inneren Menschen, ist wesentlich Sache des Verstandes, und der Verstand, da es ihm weniger um die Schönheit, als um Deutlichkeit und Klarheit zu thun ist, wählt sich überall die freieste Form des Ausdrucks die Prosa. Der Roman ist daher die Poesie des Verstandes in ungebundener Rede.

Hiernach können jedoch die sogenannten Ritter- und Volksromane, obgleich sie die alten Heldengedichte auch bereits in Prosa aufgelöst hatten, noch keineswegs zu den eigentlichen Romanen gezählt werden. Sie adoptirten die Prosa nicht aus innerem Bedürfniß, sondern aus leidiger Noth, weil die Lesewelt für den Vers schon zu flügellahm geworden war. In

ihnen ist noch gewaltiger Stoff, und nichts als Stoff. Die Phantasie, wenn gleich schon bedeutend abgeschwächt, hat noch immer die Alleinherrschaft, ihre Helden stürmen noch immer von That zu That, von Abenteuer zu Abenteuer, während der spätere Romanheld sich passiv in sich selbst zurückzieht, retardirend, reflectirend, exponirend und raisonnirend, eine Art von Maulheld, der nicht die Ereignisse macht, sondern von den Ereignissen gemacht wird. Es handelt sich hier nicht mehr um ein großes objectives Weltbild, sondern um ein subjectives Seelengemälde.

Von diesem seinen Ziele ist indeß der Roman der Periode, in welche wir hier eingetreten sind, noch weit entfernt. Der regierende Verstand stand so eben noch in der derbsten Blüte seiner Lümmeljahre, er hatte die Poesie, wie andere unnütze Dinge prüfend in ihre Elemente zerlegt, und nun wollten die auseinandergefallenen Glieder nicht wieder zusammenpassen. Da schloß er aus Abscheu vor der gemeinen Volksphantasie, die ihn beständig in seinem mühsamen Calcül störend, dazwischenfuhr, ein Schutz- und Trutzbündniß mit der ebenbürtigen Gelehrsamkeit. Und so erzeugten die Beiden, wie bei der ersten Erdformation der Urwelt, jene mißgeschaffenen Ungeheuer von Romanen, wahre Mammuths und Mastodone, deren ungestalte Riesenleiber Gras und Blumen des Parnasses zertrampelten und sich Holz und Rinde ungeschlacht zum Fraße brachen.

Dies begab sich aber, bei der deutschen Gelehrtengründlichkeit, nicht ohne vorherigen Anlauf weitläuftiger Vorstudien. Der unfruchtbare Verstand, da er sich der erfinderischen Phantasie vornehm entschlagen hatte, mußte nun erst beim Auslande in die Schule gehen und sich anfangs mit bloßen Uebersetzungen begnügen. Unter diesem aus der Fremde her-

beigeholten Succurs zeichnet sich besonders der berühmte Amadis von Gallien aus, ein Held zweifelhafter, wahrscheinlich ursprünglich portugiesischer Herkunft, der aber zunächst über Frankreich zu uns gekommen. Er tostirt noch frisch und keck genug durch ganz Europa, gleichsam zum letzten Scheidegruß des alten Ritterthums, hat sich indeß auf seiner Fahrt doch schon manches Neue abgesehen. Unter seiner Pickelhaube macht sich bereits ein leiser Ansatz zum künftigen Haarbeutel bemerkbar; ja, seine funkelnde Pickelhaube selbst gemahnt uns nicht selten an Don Quixote's Barbierbecken, das bekanntlich Mambrin's Helm vorstellen soll.

Endlich aber faßten sich denn doch die Gelehrten ein Herz und brachen massenhaft und unter nicht geringem Lärm mit ihren Liebes- und Heldengeschichten aus den Studierstuben in die erstaunte Welt hervor. Alle diese Helden- oder Wundergeschichten, wie sie gleichfalls genannt werden, lassen sich trotz der Feindschaft und Gehässigkeit, womit sie zum Theil selbst untereinander hadern und streiten, dennoch an einigen, Allen gemeinschaftlichen, Familienzügen leicht als Eine Sippschaft erkennen. Was uns zunächst fast schreckhaft an ihnen auffällt, ist ihre monströse Unförmlichkeit, eine elementarische Confusion aller möglichen und unmöglichen Dichtungsarten, die hier chaotisch nebeneinander liegen und kaum noch den Versuch machen, sich zu einem organischen Ganzen zu gestalten. Da sind mitten in die episch fein sollende prosaische Erzählung lange Reimereien, einzelne Lieder, zierliche Schäferspiele, ja ganze Dramen eingeschoben, und zwischen durch, um die Verwirrung vollkommen zu machen, laufen noch sogenannte „Nebengeschichten", die mit der Hauptsache gar nichts zu schaffen haben und einen am Ende völlig unentwirrbaren Knäuel von Verwicklungen bilden. Kein Wun-

der daher, daß faſt jeder dieſer Romane mehrere Foliobände füllt, wie denn z. B. die „Aramena“ des Herzoge Ulrich von Braunſchweig nicht weniger als 6822 Seiten enthält.

Noch widerlicher aber berührt uns die allgemeine Herabſtimmung des Lebens, die ſich hier kundgiebt. Die friſche, kühne, wildfreie Waldeinſamkeit erſcheint jetzt als ein franzöſiſcher Luſtgarten mit verſchnittenen Bäumen, bunten Scherbenbeeten und geradlinigen Alleen; die ungezogenen Gebirgsquellen ſind eingefangen, um unten als Fontainen artige Kunſtſtücke zu machen, die Berg- und Waldgeiſter haben ſich in bleiche ſtumme Statuen heidniſcher Götter und Allegorien, die ganze Natur in einen großen Converſationsſaal verwandelt. Aus den Rittern aber ſind ſchnöde Cavaliere und Kammerherren, aus den alten Heldenthaten und Abenteuern adelige Spazierfahrten und Hofſitte geworden. So wird von Joſ. Ulr. König in ſeinem „Auguſt im Lager“ eine ordinaire Heerſchau allen Ernſtes als hochwichtiger Heroismus gefeiert, wo unter anderen Allegorien auch die Eintracht erſcheint, „das ſilberhelle Haar hinterwärts von einem Band umwanden und unauszreißlich feſt in einen Zopf gebunden.“

Hiernach iſt denn auch die Liebe, da ſie, wie beim Verfall des Minnegeſanges, rein conventionell geworden, hier nur noch als eine einmal hergebrachte Arabeske und Einrahmung des eigentlichen Textes verwendet; und was für eine Liebe! In der „aſiatiſchen Baniſe“ von Ziegler z. B. harangirt eine liebende Prinzeſſin, mit einem Dolche in der Hand, den ſie verſchmähenden königlichen Liebhaber folgendermaßen: „So ſchaue demnach, unbarmherziger Tyranne, wie dieſes verſpritzte Blut auf ewig um Rache wider Dich ſchreien und Dein unempfindliches Herze Tag und Nacht vor den Göttern verklagen ſoll. Rühme Dich nicht, diamantene Seele! daß

Dich Deine Prinzessin bis in den Tod geliebet und um dieser Liebe willen ihre Brust durchbohret habe, denn dieser Stich wird mir durch's Herze, Dir aber durch die Seele dringen, mir kurze Schmerzen und Dir ewige Qual verschaffen: weil Dich mein blutiger Geist auch bis an's Ende der Welt verfolgen, stündlich vor Deinen Augen schweben und Dir Deine Grausamkeit verrücken soll.“ In solcher convulsivischen Erhitzung suchte jetzt die Liebe, weil nicht mehr empfunden und durchaus unwahr, sich überall selbst zu überbieten; einem furchtsamen vergleichbar, der seinen defecten Muth durch furchtbares Bramarbasiren zu verdecken und zu ersetzen meint. — Außer dieser gemeinsamen Physiognomie aber hat diese Literatur noch einen ganz allgemeinen Grundtypus: Das ist ihre unerhörte Langweiligkeit.

Wie verbreitet übrigens dieselbe gewesen, mag man schon daraus abnehmen, daß der Magister Schwab in Leipzig noch zu Gottsched's Zeiten allein aus dem 17ten Jahrhundert über anderthalb Tausend solcher deutscher Romane besaß. Es ist bei so immenser Fabrikation daher natürlich, daß sie, trotz aller Familienähnlichkeit, sich mehr oder minder in die Arbeit theilen mußten; und so wollen wir denn versuchen, sie nach ihrer speciellen Handthierung wenigstens in einige Hauptgruppen zu sondern.

Die bei weitem zahlreichste Classe ist die der eigentlich Gelehrten, denen es lediglich um eine breite Schaustellung ihrer Gelehrsamkeit zu thun ist, wo alle erdenklichen Artikel des Wissens, nur leider eben die Poesie nicht, unter der Firma irgend eines gleichgültigen Liebespaares mit großer Prätension und Selbstsatzung an die lernbegierige Lesewelt ausgeboten werden. Man könnte ihre Romane poetische, gewissermaßen tollgewordene Realencyklopädien nennen. Zierlicher nennt sie

Birken in seiner Vorrede zur Aramena: „Gärten, in denen auf den Geschichtestämmen die Früchte der Staats- und Tugendlehre mitten unter Blumenbeeten angenehmer Gedichte herfürwachsen und zeitigen"; und Lohenstein sagt „die Weisheit und ernste Wissenschaft müssen der Grund, jenes (das Dichten) der Auspuz sein, wenn ein gelehrter Mann einer korinthischen Säule gleichen soll." — Solcher korinthischen Säulen aber gab es hier vorzüglich drei: Zesen, Ziegler und Lohenstein selbst.

Philipp von Zesen benuzt in seiner „Assenat" beiläufig die magere Geschichte des Patriarchen Joseph, um uns in kurzhüpfenden Sätzen und langathmigen Anmerkungen über das Staatsregiment und den Hofprunk Aegyptens aufzuklären. Er verwahrt sich daher auch ausdrücklich gegen jeden Verdacht etwaiger Erfindung und nennt selbstzufrieden seinen Roman eine Staats- und Liebesgeschichte. Dabei hat er eine solche Freude darüber, etwas Originaldeutsches zu schreiben, „worin auch eine liebliche Ernsthaftigkeit gemischet wäre", daß er in der Hize seines puristischen Patriotismus flink alle Fremdwörter verdeutscht und dadurch eine wunderliche Abenteuerlichkeit der Sprache zu Tage fördert, die in der That höchst ergözlich und jezt wohl nur noch das einzige Genießbare an dem dickleibigen Buche ist. — Heinrich Anselm von Ziegler und Kliphausen (1663—1697) dagegen hat sich insbesondere auf das Ethnographische gelegt. In seiner berühmten „asiatischen Banise, oder blutiges, doch muthiges Pegu, in historischer und mit dem Mantel einer Helden- und Liebesgeschichte bedeckten Wahrheit beruhend", schildert er uns die Sitten und Gebräuche eines barbarischen Volks und beginnt den Roman fürchterlich genug mit „Blitz, Donner und Hagel, als die rächenden Werkzeuge des Himmels,

zerschmettere die Pracht deiner mit Gold bedeckten Thürme, und die Rache der Götter verzehre alle Besitzer der Stadt, welche den Untergang des königlichen Hauses befördert oder solchen nicht nach äußerstem Vermögen auch mit Daransetzung ihres Blutes gebührend verhindert haben. Wollten die Götter, es könnten meine Augen zu donnerschwangeren Wolken und diese meine Thränen zu grausamen Sündfluthen werden: ich wollte mit tausend Keilen als ein Feuerwerk rechtmäßigen Zornes nach dem Herzen des vermaledeiten Bluthundes werfen und dessen gewiß nicht verfehlen; ja es sollte alsobald dieser Tyrann sammt seinem götter- und menschenverhaßten Anhange überschwemmt und hingerissen werden, daß nichts als ein verächtliches Andenken überbliebe!" — Doch Daniel Caspar von Lohenstein überbot sie Alle, indem er in seinem „großmüthigen Feldherrn Arminius nebst seiner durchlauchtigen Thusnelda" (1689) endlich Alles, was damals die Gelehrten wußten oder zu wissen sich einbildeten, Geographie, Völker- und Länderkunde, Astrologie und Geschichte unausreißlich fest in Einen ungeheueren Zopf zusammengebunden, der für jeden Kopf paßte und daher auch in der That eine geraume Zeit lang in die Mode kam.

Eine zweite, der vorigen nahverwandte Gruppe bilden die Räthselromane, riesenhafte Geschichtecharaden, deren politische Nüsse, je härter sie zu knacken, nur um so willkommener und angesehener waren. Sie sind ganz besonders bezeichnend für ihre Zeit. Das invalide Ritterthum hatte sich bei den Höfen in Pension gegeben, welche nun ihrerseits das Ritterthum verstellen sollten, und die Höfe, da ihnen der auf das Christenthum gebaute Staatsorganismus abhandengekommen, hatten dafür ihre Sache auf eine Cabinetsweisheit gestellt, die nicht durch die Treue, sondern durch die

Ueberlistung und Schwäche der Andern stark werden wollte; ein überkünstliches Gewebe von Halblügen, Schlauheiten und Täuschungen, das sie prächtig ratio status nannten. Und eben dies ist der Gegenstand dieser Räthselromane. Sie handeln mit unendlicher Wichtigthuerei von den geheimen Hofintriguen, und wie der ratio status reden sie von dem und jenem und meinen etwas ganz Anderes. So erzählt uns Dietrich von dem Werder in seiner „Diana" (1611) eine Menge Liebeshistorien von Dinanderso, Lodaso, Lasteyn u. s. w., und versteht darunter die Geschichte des dreißigjährigen Krieges und seiner Helden; weshalb denn damals rühmend gesagt wurde, daß man diesen Roman „zum ersten male der Fabel wegen, das erste bis drittemal der Reden und Sachen, und das viertemal der politischen Weisheit und verdeckten Geschichte wegen lesen müße." — Der Meister dieses Versteckspiels aber war der Herzog Anton Ulrich von Braunschweig. Sämmtliche Prinzessinnen seines Romans „Der durchlauchtigen Syrerin Aramena Liebesgeschichte" sind Allegorien von Ländern, Künsten und Ereignissen seiner Zeit; und in seiner „Octavia" bildet die Erzählung der römischen Geschichte von Claudius bis Vespasian nur den Rahmen für 48 Episoden, worin eben so viele Begebenheiten und Zustände der damaligen Höfe räthselhaft angedeutet werden. Diese verhüllten Hofräthsel sind nicht mehr zu lösen, denn jene Zustände sind, wie das Buch, längst vergessen. Dauernder aber ist das Andenken des Verfassers selbst, der ein thätiges und segenreiches Regentenleben mit seiner Rückkehr zur Kirche würdig beschloß.

Das alte Heldengedicht, oder wenn man es so nennen will: der Ritterroman, beruhte, wie wir oben gesehen, wesentlich auf der Kirche, ihrer Verherrlichung und Vertheidi-

gung. Nachdem aber die Reformation die alte Kirche erschüttert und in eine bloße praktische Erbauungsanstalt eingerichtet hatte, sind auch in der Poesie sofort an die Stelle der Mystiker die Moralisten eingerückt. Unter ihnen hat besonders der braunschweigische Superintendent Andreas Heinrich Buchholz sich hervorgethan. Seine beiden Romane: „Herkules und Herkuladiela", so wie: „des christlich deutschen Großfürsten Herkules und der böhmischen königlichen Fräulein Valisca Wundergeschichte" (1659), in welchem letzteren die Bekehrung zum Christenthum geschildert wird, haben dreierlei höchstlöbliche Zwecke. Der wohlgesinnte Superintendent will nämlich zeigen, „daß die Deutschen nicht lauter wilde Säne und Bären sind"; er will ferner die beliebten Ungeheuerlichkeiten des Amadis, „die Amadisschützen", aus dem Felde schlagen, und endlich darthun, wie die Gottesfurcht der eigentliche Mittelpunkt aller Tapferkeit und Liebe sei. Allein es ist ihm schlecht geglückt. Seine deutschen Großfürsten sind immer noch ganz waidliche Bären geblieben; auf seinem Feldzuge gegen Amadis ficht er gegen die altritterlichen Wunder mit eben so ungeheuerlichen Wunderlichkeiten: Entführungen, Weltschlachten, Errettungen u. s. w.; und die Gottesfurcht seiner Helden hat, trotz der zahllos eingemischten geistlichen Lieder und Gebete, etwas so trocken Schulmeisterliches, daß man an ihre Frömmigkeit, so wie an ihre Tapferkeit oder Liebe nicht im mindesten glauben kann.

Einigermaßen glücklicher waren die Naturalisten in ihrem Kampfe gegen den vornehmkünstlichen und bombastischen Schwulst des Arminius Lohenstein und seiner Genossen und Nachfolger, indem sie einfach der betrunkenen Anspannung eine nüchterne Abspannung entgegensetzten. Es scheint auf den ersten Blick nichts leichter, als das an sich Verkehrte

über den Haufen zu werfen, wenn man die zähe Macht der Gewohnheit und der Gelehrtenprätension, welche jederzeit der Menge imponirt, nicht mit in Anschlag bringt. Jedenfalls aber ist dabei mit dem bloßen Gegensatze wenig geholfen; man muß entweder das Nichtsnutzige unwiderstehlich todtlachen, oder, was freilich wirksamer und schwieriger ist, Besseres bieten. Beides war indeß hier keineswegs der Fall. Christian Weise (1642—1708) sucht ganz ernst und ehrbar „die Sachen also vorzubringen, wie sie natürell und ungezwungen sind," und lenkt daher in seinen Romanen (die drei klügsten Leute; die drei ärgsten Erznarren; der politische Näscher) von der modischen Verstiegenheit kopfüber in's Wirkliche, Gewöhnliche, ja Gemeine hinab, so daß Leibnitz mit vollem Recht von ihm sagt: „daß er etwas schmutzig zu reden kein Bedenken trage." Mit solcherlei Natürlichkeit war aber der Poesie eben so wenig gedient, als mit der Unnatur Lohensteins. Und eben so „natürell" und unwirksam ist auch die Religionsansicht, womit er überall das Gemeine würdig auszustatten sich bemüht. Einen Vorschmack davon giebt schon der ganz praktische Zweck, den er in seinen „nothwendigen Gedanken der grünenden Jugend" der Poesie setzt, indem er dort sagt: „sofern ein junger Mensch zu etwas Rechtschaffenes will angewiesen werden, daß er hernach mit Ehren sich in der Welt kann sehen lassen, der muß etliche Nebenstunden mit Versschreiben zubringen." Diese gar nicht jugendlich grünende Gedanke in's Religiöse übersetzt, will eben nichts Anderes sagen, als: kümmere dich nicht sonderlich um alles Höhere, sondern sei nur hübsch artig und fromm, damit es dir wohlgehe auf Erden; denn die Vernunft lehrt: „Nichts ist gut, was nicht einen guten Ausgang hat." Ein Grundsatz, den uns Weise's Romane in dem Charakter

des sogenannten Curiosus eindringlichst predigen, und der von seinen zahllosen Nachahmern, z. B. in Riemer's, politischem Stockfisch, politischem Maulaffen u. s. w., des Breiteren ausgeführt wird. Also bildet sich schon damals die knollige Wurzel jener selbstsüchtigen Genußreligion und praktischen Lebensphilosophie, welche späterhin zur Weltherrschaft gelangen sollte.

Zu den Naturalisten, wenngleich in einem etwas umfassenderen Sinne, muß auch noch eine andere sehr zahlreiche Gruppe: die der Robinsonaden, Schäfer- und Schelmenromane, gerechnet werden. Der Faden der Tradition konnte unmöglich in der Religion abgerissen werden, ohne zugleich auch in dem ganzen darauf basirten Leben eine störende Lücke zu hinterlassen. Um sie auszufüllen, versuchte man daher, unter Beseitigung aller Ueberlieferung und Erbschaft der vergangenen Jahrhunderte, ein völlig neues Dasein willkürlich zu improvisiren, und griff, wie im Glauben auf ein vermeintliches Urchristenthum, hier auf einen sogenannten Naturzustand der Menschheit zurück. Allerdings war das damalige hochfrisirte Leben unpoetisch und närrisch genug. Der sogenannte galante Roman, z. B. v. Winkler's „Edelmann", August v. Bois's „hoher Personen unterschiedliche Liebesgeschichten" und „Liebescabinet für Damen" und vor Allen: „Der im Irrgarten der Liebe herumtaumelnde Cavalier" geben uns ein getreues Bild dieser, zum Theil schon durch die Büchertitel angedeuteten Seltsamkeiten. Man mußte sich also wohl endlich aus dem conventionellen Zwange in die Freiheit hinaussehnen, und wäre es auch nur die momentane Täuschung einer Maskenfreiheit gewesen. Und eine solche Maskerade der vornehmen Societät war in der That der aus jenem Gefühl und Bedürfniß entstandene Schäferroman: eine imaginaire

Welt, wo der galante Cavalier aus Langerweile zur Abwechselung einmal unter die Hirten flöten ging; es war eben nur ein anders gewickelter Zopf, eine Unnatur gegen die andre.

Gründlicher gingen in dieser Richtung die Robinsonaden zu Werke, indem sie nicht blos das Kostüm wechselten, sondern wirklich ein Leben ohne Herkommen, Cultur und Gesetz herzustellen suchten. Ihr Urahn, der schon 1721 in's Deutsche übersetzte Robinson Crusoe des Engländers Daniel Foe, that es lediglich aus Noth, sein einsames Naturleben ist daher noch vollkommen berechtigt und oft von rührender Schönheit. Seine zahllosen Nachkommen dagegen, der deutsche, italienische, sächsische, fränkische, westphälische, schlesische, geistliche, medicinische, moralische, unsichtbare Robinson u. s. w., haben in ihrer abgeschmackten Abenteuerlichkeit schon etwas durchaus Willkürliches und die Prätension, aus der Noth eine Tugend machen zu wollen. Eine ganze Colonie von Robinsonen finden wir endlich auf der „Insel Felsenburg", einem zu seiner Zeit sehr beliebten Romane von Schnabel, wo Seefahrer der verschiedensten Nationalitäten und Physiognomien unter ihrem „Altvater" auf eigene Hand einen Staat ohne Staat und eine Religion ohne Kirche gründen. Aber es gelingt nicht sonderlich; das Ganze kränkelt an weiter Gewissensfreiheit, gelegentliche Seeräubereien und Entführungen sind ihre Heldenthaten, und das bischen Frömmigkeit hat eine protestantisch abgeblaßte Färbung, die oft schon an den späteren Pietismus erinnert.

Man sieht, von diesen schiffbrüchigen Abenteurern bedarf es nur noch einer kleinen Schwenkung zu den eigentlichen Schelmen. Man könnte jene Robinsonaden, da sie doch mehr oder minder einen angeblich besseren Naturzustand anstreben, immerhin noch die Idealisten, die Schelmenromane da-

gegen Realisten nennen, indem die letzteren die alte Aventüre gradezu in die gemeine Wirklichkeit verpflanzen. Sie wollen nicht, wie die Robinsonaden, reformiren und anstatt der überlieferten langweiligen und unnatürlichen Societät etwas vermeintlich Höheres geben; sie setzen vielmehr keck die offenbare Anarchie entgegen, und sind daher mit Civilisation, Ehre, Sitte, Staat und Kirche in einem fortwährenden Krieg auf Tod und Leben begriffen. Sie repräsentiren auf eine bitterwahre, aber oft höchstergötzliche Weise das gefallene, entadelte Rittertum, die aus dem Stegreif lebende Raubritterschaft der niederen Volksschicht. Ihr eigenthümlicher Reiz liegt in dem poetischen Hauche, welcher die Freiheit selbst in ihrem extremen Mißbrauch noch begleitet.

Es ist begreiflich, diese allgemeine Herabstimmung mußte edlere Gemüther mit Zorn und Schmerz erfüllen, und somit eine bisher größtentheils noch schlummernde Seelenkraft, den Humor, gewaltsam herausfordern. Gervinus nennt den Humor eine Krankheit des Geistes und Gemüthes, die das Unerträgliche sich erträglich zu machen suche, wo einem Individuum oder Volke die Fähigkeit oder Möglichkeit gebricht, gesund und resolut im Glauben und in der Poesie zu leben. Und in der That, grade dies war jetzt der Fall, die durch die Reformation hervorgerufenen schwankenden Zustände waren die Krankheit, deren poetisches Symptom die Humoristik ist. Denn der Humor ist eben nichts Anderes, als der Conflict der höheren menschlichen Anlage mit der jämmerlichen Gegenwart und Wirklichkeit, gleich wie Stein und Stahl in ihrem Zusammenstoße Funken geben, die oft das Nächste und Gewöhnlichste unerwartet scharf und seltsam beleuchten. Er hat daher in seinem Grundwesen etwas durchaus Tragisches, von dem er sich nur dadurch unterscheidet, daß er gegen das

Unerträgliche nicht unmittelbar ankämpft, vielmehr von dem buntverworrenen Lebensteppich mit keckem Wurfe nur die fadenscheinige Kehrseite aufdeckt und so den falschen Glanz durch sich selbst vernichtet; sein Organ ist nicht das Pathos, sondern die Ironie und der Witz. Und eben dieser individuelle Tiefblick, der stets vom Besonderen auf das Allgemeine, von der zufälligen Erscheinung auf deren verhüllten Urgrund dringt, und mit seinen raschen Streiflichtern häufig das Abgebrochene und Sprunghafte der Lyrik annimmt, unterscheidet den Humor auch von der ganz äußerlichen Parodie und Satire. Oder wer möchte wohl Cervantes' Don Quixote, diese große Tragödie des Ritterthums, oder die Witzgefechte der weisen Narren Shakespear's Satire nennen? — Wir finden zwar, unter ähnlichen Verhältnissen und aus demselben Gefühle des Conflicts, schon in Wolfram von Eschenbach's Parcival einige humoristische Züge, aber erst unmittelbar nach der Reformation blitzen die blanken Geschosse, bei Sebastian Brant, Fischart u. a., immer dichter und deutlicher auf, bis endlich dieser oppositionelle Geist, mit dem fortwährend wachsenden Gegensatze von Ideal und Wirklichkeit, in künstlerischem Selbstbewußtsein völlig herrschend wird und in allen möglichen Abstufungen und Schattirungen den eigentlichen Inhalt unseres modernen Romanes bildet.

Und diese Wahrnehmung führt uns hier auf den einzigen wahrhaften und großartigen Roman jener Zeit, auf den „abenteuerlichen Simplicissimus" von Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen, oder German Schleifheim von Sulsfort, auch Samuel Greifenson von Hirschfeld, wie er sich abwechselnd anagrammatisch in seinen Werken genannt hat. Dieser im Jahre 1669 erschienene Roman hätte, der Zeitfolge nach, allerdings schon früher erwähnt werden

sollen, ja er gehört überhaupt nur insofern dem gegenwärtigen Abschnitte an, als er, wenngleich nicht als ein Werk der Reformation, doch nur in Folge der Reformation und in genauem Zusammenhange mit derselben in's Leben treten konnte. Wir stellen ihn aber absichtlich an den Schluß dieser Romanenschau, weil er fast alle vorbezeichneten Gruppen humoristisch in sich umfaßt, und eben durch diese Humoristik die eigentliche Brücke vom Mittelalter zum modernen Romane darstellt.

Wie im Don Quixote ist es auch hier das scheidende Ritterthum, das furchtbare Epos des dreißigjährigen Krieges, das in seinen geistigen Hauptmomenten, gleichsam als ein vom anbrechenden Morgen überraschtes verspätetes Gespenst, an uns vorübergeht, hier wie dort, nicht elegisch klagend, sondern in der scharfen Beleuchtung einer Alles durchdringenden humoristischen Weltansicht. Gleich zum Anfang weht uns, wie ein Abschiedsgruß der alten Zeit, der Waldeshauch des Spessart an; aber mitten aus dieser, mit tiefem Naturgefühl geschilderten Waldidylle streckt uns auch schon überall die Verwilderung der bäuerischen Knollfinken ihre tölpelhaften Bärentatzen entgegen. Ein wahrer Triumph des überlegenen Witzes ist es, wie Simplex nun, aus jener Waldeinsamkeit in die Welt gestoßen, als Page des Commandanten von Hanau in verstellter Narrheit die Verbildung der Vornehmen narrt, die ihn zu narren meint; oder wie er später, durch unverhoffte Glücksfälle reich geworden, selbst gar possierlich den galanten Freiherrn spielt, dessen Wappen ein Kopf mit Hasenohren und Schellen ist. Die politische und religiöse Weisheit jener Zeit wird durch einen wirklichen Narren vertreten, der sich für Jupiter hält, ein deutsches Weltreich ohne Fürsten und Abgaben, eine geläuterte Universalreligion ohne

Kirche gründen, und Alle, die dawider glauben, mit Schwefel und Pech martyrisiren will. Dem Einsiedlerthum, das damals häufig nur noch als ein löbliches Handwerk betrieben wurde, ist bei aller schuldigen Ehrfurcht überall etwas langbärtig „Antiquitätisches" beigegeben; und von der Confusion der sich kreuzenden Religionsparteien sagt Simplex: „Zu welchem Theil soll ich mich dann thun, wann sie eins das andere ausschreiet, es sei kein gut Haar an ihm. Sollte mir wohl jemand rathen, hineinzuplumpen wie die Fliegen in einen heißen Brei? Es muß unumgänglich eine Religion recht haben, und die andern beide unrecht, sollte ich mich nun zu einer ohne reiflichen Vorbedacht bekennen, so könnte ich eben so bald eine unrechte als die rechte erwischen, so mich hernach in Ewigkeit reuen würde." Aber er wählte doch, und wurde katholisch. Und so kommt denn der ehrliche Simplex, nachdem er durch alle Wandelungen der wilden Zeit frisch und keck sich hindurchgeschlagen, zu der Ueberzeugung, daß im Leben nichts beständig als die Unbeständigkeit, und kehrt endlich selbst als Einsiedler in die Waldesstille wieder zurück, von der er ausgegangen.

Aus dem reichen Personal des Simplicissimus hob Grimmelshausen späterhin noch einzelne Gestalten selbständig hervor und verarbeitete sie zu besonderen höchstergötzlichen Novellen, in denen gelegentlich die Treuherzigkeit des Simplex selbst ironisirt wird. So den „seltzamen Springinsfeld, einen weiland frischen, wohlversuchten und tapferen Soldaten, und nachmalen ausgemergelten, abgelebten, doch dabei sehr verschlagenen Landstörzer und Bettler", ferner „die Erzbetrügerin und Landstörzerin Courage, wie sie anfangs eine Rittmeisterin, hernach eine Hauptmännin, ferner eine Lieutenantin, bald eine Marquetenderin, Musketirerin und letztlich eine Zigeunerin

abgeben"; und endlich in seinem „wunderbarlichen Simplicianischen Vogelnest", einen Vagabonden, welcher durch ein Vogelnest sich unsichtbar macht und aus diesem Versteck, gleich dem Studenten im „hinkenden Teufel", die Sünden und Thorheiten seiner Zeit belauert. Leider wollte indeß der Dichter anderweit der Welt zeigen, daß er nicht blos volksthümlich, sondern auch gelehrt sein könne wie Andere. Er hat daher auch noch einige Romane im damaligen vornehmen Modetone geschrieben: „Proximus und Lympida", „Dietwalt und Amelinde", und „der keusche Joseph sammt seinem Diener Musai"; und das Alles hat er allerdings eben so gut wie die Gelehrten, d. h. sehr schlecht und langweilig gemacht.

Wir verließen oben das Drama in seinem eben begonnenen Uebergange vom Geistlichen zum Weltlichen. Es ist schon bemerkt worden, daß das Drama, da es unmittelbar das Leben darzustellen sucht, auch überall am genauesten den jedesmaligen Phasen der wechselnden Bildung sich anschließt. Und so mußte dasselbe denn wohl auch von dem allgemeinen Umschwunge der Reformation unter allen Dichtungsarten grade am empfindlichsten getroffen werden. Die nächste Folge war, daß das schon früher immer mehr verweltlichte sogenannte Zwischenspiel der geistlichen Darstellungen sich jetzt, als selbstständige Komödie, gänzlich von dem Mysterium lossagte. So aus seinem ursprünglichen Zusammenhange und Bedeutung herausgerissen, suchte es nun eine Zeit lang ungewiß und schwankend einen neuen zeitgemäßen Inhalt. Es lag nahe, auf die reiche nationale Volks- und Heldensage zurückzugreifen. Allein diese, wie sie vom Mittelalter aufgefaßt und überliefert

worden, stand damals noch in zu lebendigem Bezug zu der alten Kirche und dem Wunderglauben, um der veränderten Gesinnung zuzusagen. Die Vergangenheit war ihr verleidet, die Zukunft aber mit ihren Idealen, Wünschen und Hoffnungen noch ein völlig gestaltloses Chaos; so warf sich denn die emancipirte Komödie ausschließlich auf die Gegenwart und wurde zum bloßen Schwank- und Fastnachtsspiele.

Das Fastnachtsspiel aber folgte rasch und ungestüm allen verworrenen Affecten dieser Gegenwart, theils brutal verwildernd, wie jene Zeit überhaupt, theils in wüthendem Haß gegen die alte Kirche gerichtet. Zwei Nürnberger Hänse: der Wappenmaler Hans Rosenplüt und der Barbier Hans Folz, thaten sich besonders als Ritter dieser Brettermuse hervor, und es ist fast unglaublich, welcher Wust von Rohheit und Unfläterei da plötzlich von siegestrunkenen Magistern, Rectoren und Cantoren in plumpen Knittelversen zusammengereimt wurde. Neubauer in seinem „Pammachius" läßt den Papst sich gegen die dreifache Krone dem Teufel verschreiben, während Christus die Wahrheit und den Apostel Paulus an die Elbe zu Luther in die Lehre schickt, um gegen Rom und die Jesuwider zu kämpfen. In Nicolaus Manuels „sterbender Beicht" ist die Beichte, aus Aerger darüber, daß die Messe in Deutschland verklagt worden, an der schweinenden Sucht und Gicht erkrankt, und da der Doctor nach dem heiligen Oel schreit, hat der Küster seine Schuhe damit gesalbt u. s. w.

Aus diesem Pöbelgetümmel ragt der Nürnberger Schuster Hans Sachs (1494—1576) hoch und einsam hervor, mehr durch seinen vornehmen Charakter im besten Sinne, als durch seine poetischen Leistungen. In seinen zahllosen Werken und Werkchen (er hinterließ, fast wie der Spanier Lope de Vega,

weit über 1000 Stück) spiegelt, echtdramatisch, sich der ganze geistige Inhalt seiner verhängnißvollen Zeit: die neue Opposition gegen die alte Kirche, der allmähliche Uebergang der religiösen Bewegung in's Politische und endlich die Richtung auf die Wirklichkeit und das alltägliche Privatleben.

Er debutirte 1523 mit seiner berühmten „Wittenberger Nachtigall" und 1527 mit einer Schrift gegen das Papstthum (Eine wunderliche Weissagung von dem Babstumb u. s. w.), welche ihm wegen der darin enthaltenen Beleidigungen gegen Kaiser und Papst eine ernstliche Rüge des Raths von Nürnberg zuzog, mit dem Befehl, „daß er seines Handwerks und Schuhmachens warte und sich enthalte, einig Büchlein oder Reimen hinführo ausgehen zu lassen". Hans Sachs wußte jedoch besser als der Rath, was seines Amtes sei; er fuhr unbeirrt fort, zu schreiben und gegen die Kirche zu polemisiren. Aber das grobe und lügenhafte Parteigezänk widerte seine edlere Natur an; seine religiöse Polemik ist überall würdig, gemäßigt und gerecht, so weit das letztere damals überhaupt irgend möglich war. Ja, es erging ihm in dieser ungeheuren Verwirrung fast wie dem ehrlichen Simplicissimus; er fühlt sich, wie er selbst sagt, „beständig von dreierlei Partei umtrieben: erstlich von den Maulchristen, darnach von den Romanisten und von den Religiosen, sind eines Tuchs drei Hosen, die er nicht ziehen kann."

Späterhin aber sehen wir ihn eben so rüstig dem allgemeinen Zuge des Zeitgeistes von der Religion zur Politik folgen.[1] Und hier vor Allem, namentlich in seinen Kampfgesprächen, zeigt sich sein geistig vornehmes Wesen über den wüsten Lärm der Parteien erhaben und als ein wahres Gegenbild des unruhigen, fanatisch revolutionirenden Hutten, indem er es wagt, die ethische Seite der Politik herauszugreifen und

die Rettung Deutschlands einzig auf Bürgertugend und ehrlichen Gemeinsinn zu stellen.

Zuletzt endlich zieht er in seinen eigentlichen Fastnachtsspielen sich gänzlich in das Privatleben, auf Kirchweihen, Jahrmärkte, Bierstuben, unter Bauern und Handwerker zurück. Aber das Gemeine, weit entfernt, ihn zu sich hinabzuziehen, wird vielmehr von ihm an sein sittliches und künstlerisches Richtmaß heraufgehoben. Ein ironischer Duft und unschuldiger Muthwille schwebt über dem derbplastischen Treiben: man fühlt, hier ist er bequem zu Hause und durchaus liebenswürdig. — Außerdem zwar führte ihn sein gesunder poetischer Instinct auch im Drama noch häufig zu edleren und höheren Stoffen. Er hat viele Schauspiele nicht nur aus dem alten und neuen Testament, sondern auch aus der Geschichte, aus gleichzeitigen Novellen und aus den Romanen und Volksbüchern von Siegfried, Wagelone, Artus, Tristan u. s. w. Allein diesen „ernsten Historien" war, wie wir schon oben bemerkt, die ganze Anschauungsweise dieser Zeit und folglich auch ihr getreuester Sohn Hans Sachs, nicht mehr gewachsen. In seinen biblischen Dramen ist die Religion in bloße Moral und Allegorie, in seinen historischen Stücken das Heldenthum in's Spießbürgerliche umgeschlagen; und überall begegnet uns mehr oder minder das hölzern Eintönige und Handwerksmäßige einer sauber und praktisch wohleingerichteten Fabrik. Ueberhaupt aber war das Talent und Verdienst dieses Dichters mehr negativ, als wirklich productiv. Er ist nämlich, was Alles freilich für die damalige Zeit nicht hoch genug angeschlagen werden kann, nirgend gemein; er hat niemals die breite Bahn zum stolzen Gelehrtenparnaß versucht, sondern stets herzlich zum Volke gehalten; er hat endlich die schon halbvergessenen dramatischen

Elemente zwar nicht erfunden, aber wiedergefunden und treulich gesammelt und gerettet; seine ganze dramatische Arbeit ist nur eine Studie und Vorbereitungsschule für das wirkliche Schauspiel. Und in dieser Beziehung hat er die größte Aehnlichkeit mit der dramatischen Dichterschule in England vor Shakespeare, nur daß diese ein junges Weltreich, Hans Sachs eine engummauerte Reichsstadt vor Augen hatte. Auch diesem Uebelstande sollte indeß bald und ganz unerwartet abgeholfen werden. Die sogenannten englischen Komödianten — von denen man nicht einmal mit Gewißheit weiß, ob sie Deutsche oder Engländer waren und ob sie deutsch oder englisch spielten — durchzogen unter ungeheuerem Beifallsjubel wie ein funkensprühendes Meteor ganz Deutschland vom Rhein bis zur Weichsel, mit neuen Stoffen, Formen und Kunstgestalten den dramatischen Horizont plötzlich nach allen Seiten hin in's Unermeßliche erweiternd. Der Eindruck mußte um so gewaltiger sein, da es die erste Bande Schauspieler von Profession und also dem bisherigen blöden und ungeschickten Dilettantismus der Handwerker bei weitem überlegen war. Die alte reichsbürgerliche Ehrbarkeit ist eben nicht ihr Metier, Mord und Brand das Hauptthema ihres wilden, bluttriefenden Schauspieles. Jedenfalls aber brachten sie aus England, wo die volksthümliche Komödie schon früher sich zu gestalten angefangen, mächtig anregend das ganze rohe Material des Wunderbaues mit herüber, den bald darauf Shakspeare hervorgezaubert hat.

In Deutschland fehlte leider der kühne Baumeister; es blieb Alles loses Material. Vorzüglich zwei Dichter traten hier die wüste Erbschaft an, um sie unordentlich zu verwirthschaften. Der Procurator und Notar Jakob Ayrer, abermals in Nürnberg, hatte sich aus dem englischen Nach-

laß ganz besonders die Grausamkeit erwählt und ging, fast wie ein Trunkner, mit lauter Schauder, Blut und Schrecken dem schaugierigen Publicum verzweifelt zu Leibe. In dreißig Zeilen schneidet in seinem Servius Tullius zuerst Lucius Tarquin seiner Gattin den Hals ab und läßt sie verzapfeln und vergiftet Tullia ihren Gatten. Im Kaiser Otto werden dem Conscentius Nasen und Ohren abgeschnitten, dem Papst Johann die Augen ausgestochen, einer, der um die Kaiserin buhlt, wird verbrannt, einer, der sie verschmäht, hingerichtet, und der Kaiser mit ein Paar Handschuhen vergiftet; und im Mohamet schlägt der Sultan gleich anfangs seinem Bruder den Kopf ab und wundert sich, daß seine Mutter um eine Hand voll Bluts dabei weinen mag u. s. w. Diese kleine Probe, womit Gervinus den Vorhang lüpft, mag hinreichen, von dem unerhörten Grobianismus einen ungefähren Begriff zu geben.

Nicht so blutdürstig erweist sich der im Jahre 1613 verstorbene Herzog Heinrich Julius von Braunschweig, welchem wir schon oben beim Romane begegneten, in seinen zahlreichen Tragödien und Komödien, die er meist unter der Chiffre hibaldaha (d. i. Henricus Jul. Brunswicensis a Luneburg. dux edidit hunc actum) hinterlassen hat. Seine dramatischen Schwänke vom Gastgeber, vom verlorenen Sohn u. a., so wie vor Allem seine Komödie vom Vincentius Ladislaus Satrapa von Mantua, bekunden ihn als einen begabteren Dichter, der wohl im Stande gewesen, den aus dieser Verwirrung sich hervorarbeitenden höheren Geist zu erkennen. Ueberhaupt war noch keineswegs alle Hoffnung verloren. Die Anregung, die von den englischen Komödianten ausgegangen, hatte die bereits schwankende Richtung des Dramas zum Volksthümlichen, wie es schien für immer,

entschieden und befestiget; ja der verständige Herzog Heinrich suchte durch die Einrichtung eines Hoftheaters in Braunschweig die Volkskomödie mit der höheren Bildung zu v[illegible] mitteln und somit zum wahrhaften Nationalschauspiele zu machen, was sie in Spanien schon war. Aber zu spät! Die furchtbare Katastrophe, nach welcher alle politisch religiösen Leidenschaften schon lange hinarbeiteten, brach herein: Der dreißigjährige Krieg vernichtete das deutsche Theater von Grund aus.

Dies wäre indeß am Ende noch der geringste Schade gewesen, denn an der bisherigen Bühne war, wie wir gesehen, eben nicht sonderlich viel verloren, und ein ehrlicher Krieg stählt und kräftiget überall das Volk, das sich sonach sehr bald ein besseres Theater wieder aufgebaut hätte. Allein dieser Krieg war kein ehrlicher und hatte für Deutschland, ganz abgesehen von der materiellen Zerstörung und Verarmung, zwei eigenthümlich verderbliche Folgen. Einmal nämlich war das ganze vorgeschobene Motiv des Krieges im Grunde nur eine große Lüge; die Fürsten, mit wenigen ehrenhaften Ausnahmen, kämpften nicht mehr für den Glauben, sondern um Klostergüter, Abteien und fette Bisthümer, und octroyirten leichtfertig, je nach dem wechselnden Bedürfniß, ihren Unterthanen bald diese, bald jene Religion, fast wie jener Weltnarr im Simplicissimus mit Schwefel und Pech martyrisirend, wer dawider glaubte. Das Alles aber hatten ihnen die armen Unterthanen sehr bald abgesehen; das ganze deutsche Volk ging unter die Landsknechte, die nun, gleichviel ob unter katholischen oder protestantischen Fahnen, ebenfalls nicht für die bessere Lehre, sondern um den besseren Sold einander die Hälse brachen und martyrisirten. So entstand nach und nach eine allgemeine religiöse Gleichgültigkeit und

Indifferenz. — Sodann aber wurde dieser Krieg von Fremden auf deutschem Boden geführt, und Deutschland, von dieser nachhaltigen, schwedischfranzösischen Invasion innerlich zersetzt, und aufgelöst, gewöhnte sich, in schmählichem Selbstvergessen lediglich nach der Fremde auszusehen. Und so entstand die Sprachmengerei und plumpe Nachäffung, die uns so lange lächerlich gemacht.

Beide Nationalcalamitäten konnten natürlicherweise auch auf die deutsche Poesie nicht ohne Einfluß bleiben. In unserer Poesie ist fortan das religiöse Element so gut wie ausgestrichen; an die Stelle des Glaubens tritt der Aberglaube an das Ausländische. Am meisten aber mußte das Theater darunter leiden. Das Theater braucht jederzeit einen gewissen Wohlstand, behäbige Geselligkeit und äußeren Apparat; das Drama ist der Luxus der Poesie und an Luxus konnte das bankerotte Deutschland jetzt am wenigsten denken. Als daher nun die Deutschen ihre plötzlich von den Brettern auf das wirkliche Schlachtfeld verpflanzte grausame Tragödie verblutend zu Ende gespielt hatten, war alle dramatische Tradition fast bis auf die Erinnerung erloschen, und was davon noch übriggeblieben, war wüst und verwildert, wie das Volk und seine Sprache. Das Schauspiel mußte, gleichsam stammelnd, ganz von vorn wieder anfangen und knüpfte instinctartig noch einmal an die Kirche an. Der Nürnberger Johann Klai trug nach beendigtem Gottesdienst recitativisch, ohne Dialog und nur zuweilen von Chören unterbrochen, Scenen aus Christi Leben vor. Aber damit war diesem Geschlechte wenig gedient; die Kirche war vernichtet und das Volk noch vom Blutdampf berauscht. Aus der halbverschütteten Wurzel schoß wüstes Gestrüppe üppig hervor; alles Unkraut der ehemaligen Komödie: schamlose Zoten, handgreifliche Späße, Prügeleien und Purzel-

bäume mit gelegentlichem Feuerwerk und anderem Schaugepränge; das Alles filzte sich überwuchernd zu dem sogenannten „Mordspektakel“ zusammen, eine neue Ausgeburt des Krieges. Der grobianische Gesell und Gumpelmann betrat die Bühne, daß die Bretter krachten; der Hanswurst hatte alle Helden überlebt.

Da erboften sich, wie billig, die Gelehrten über diese Pöbelwirthschaft und spitzten voll Verachtung die Federn, um die Sache aus ihren griechischen und lateinischen Compendien gründlich zurecht zu machen. Wir übergehen hier, als gar nicht zur Poesie gehörig, die Flut von Schulkomödien, biblischen, historischen und antiquarischen Inhalts, welche von protestantischen Pastoren, Rectoren und Cantoren abgefaßt und von Studenten, meist in lateinischer Sprache, pflichtschuldigst gespielt wurden. Das wesentlich noch immer geistliche Schauspiel war also aus der Kirche in die akademischen Hörsäle, Rathhäuser und Schützenhöfe verlegt, und an die Stelle der leitenden Geistlichen traten die Professoren. Ihre Stücke sind indeß eben nur dramatische Schulexercitien, und von der erwachsenen Nachkommenschaft längst in den großen Maculaturkorb der Literatur geworfen. In Frankreich dagegen war zu dieser Zeit die weltberühmte Aristotelische Tragödienfabrik bereits im schönsten Flor und Gange, und von dorther holte man sich daher fortan die richtige Schablone.

Schon Opitz, der überhaupt mehr Ausländisches als Eigenthümliches hat, mehr reproducirte als erfand, lenkte auf diese Bahn hin, durch seine Uebersetzungen von Sophokles' Antigone, von Senecas Trojanerinnen, so wie des italienischen Schäferspieles Daphne. Durch das letztere vorzüglich verschuldete er den nachfolgenden Schwarm von Schäfereien, wo Hirten mit Haarbeutel und Hirtinnen im Reifrock, mit

den Schäferromanen an Unnatur wetteifernd, galante Discurse miteinander führen, und in der That etwas frappant Schafmäßiges haben. Mit diesem vornehmen Idyll nahe verwandt sind die sogenannten Wirthschaften, dialogisirte Bonmots und allegorische Witze, eine Art halbimprovisirte Maskeraden, die an den Höfen von fürstlichen Personen und Cavalieren aufgeführt wurden, und in denen selbst Leibniz einmal bei einer Hoffestivität zu Charlottenburg die Rolle eines marktschreierischen Quacksalbers gespielt haben soll.

Das Alles waren indeß nur dilettantische Versuche. Den eigentlichen Uebergang vom Volke zu den Gelehrten eröffnet erst der Schlesier Andreas Gryphius (1616—1664). Er selbst steht noch ungewiß und zweifelhaft in der Mitte zwischen beiden. Seine Lustspiele haben durchaus noch den alten volksthümlichen Klang, ja sein Scherzspiel im schlesischen Volksdialekte, „die geliebte Dornrose", ist eine Fastnachtsposse im allerbesten Sinn; und doch zieht er in seinem „Peter Squenz" gegen die bettelhafte Volkskomödie der Handwerker und im „Horribilicribrifax" gegen ihre grobianischen Gumpelmänner und Prahlhänse schlagend zu Felde. Umgekehrt wendet er sich in demselben Lustspiele mit eben so scharfem Hohne in seinem karrikirten Sempronius gegen die anmaßende Schulweisheit der Gelehrten, während er selbst doch in seinen Tragödien sich den Seneca zum Muster gewählt, und sogar den antiken Chor eingeführt hat. In diesen Trauerspielen aber ist eigentlich der Dichter selbst die tragischste Person, wie er unablässig in finsterem Groll und Schmerz mit dem ungeheuren Unglück des Vaterlands, mit der verwilderten Sprache und den Mißgeschicken seines eigenen Lebens männlich ringt, überall das Hohe ahnend, wofür er doch nirgend den rechten Ausdruck finden kann, und daher häufig auf die ausschwei-

sendste Ungeheuerlichkeit der Rede verfällt, und in steter unruhiger Hast nach den entgegengesetzesten, antiken, romantischen und modernpolitischen Stoffen um sich greift. Er hat einen Leo Armenius, und einen Karl Stuart, einen Papinianus, und eine christliche Märtyrerin Catharina von Georgien, und spricht von „rosenweißen Wangen" und von „schwefelichter Brunst der donnerharten Flamme."

Seine zahlreichen Nachahmer hatten seinen Ernst und Schmerz vergessen, und nur seine Extravaganzen sich gemerkt. Unter ihnen aber hat der Breslauer **Lohenstein** (1635—1683), ein guter Jurist und schlechter Dichter, wie in seinem Romane Arminius, so auch in seinen Trauerspielen wiederum den Kernschuß gethan, indem er den hinterbliebenen Redeschwulst sich zum speciellen Ziele ausersehen und die vom Lebenssturm wirr durchwühlten Locken des Gryphius, als ein meisterhafter Sprachverkünstler, in eine förmliche Staats- und Allongeperücke auskräuselte und aufthürmte. Zugleich zeigt Lohenstein am deutlichsten, wie diese Gelehrten von der Geschmacklosigkeit, brutalen Rohheit und Sittenlosigkeit der Pöbelkomödie, die sie zu bekämpfen meinten, nur formell unterschieden waren, ja dieselbe wo möglich noch überboten. So z. B. jubelt in seiner „Agrippina" die Buhlerin Poppäa auf der Leiche der auf des Sohnes Geheiß ermordeten Agrippina. In der „Epicharis" trinken zwar in den ersten Acten nur die Verschworenen unter gräulichen Flüchen einander Blut zu, und mehrere Personen werden blos gefoltert; dagegen geht es im vierten Acte um so wüthender, und zwar auf der Bühne, an's Köpfen, Zungenausreißen und Aderzerschneiden, während die Attila nackt bis zur Ohnmacht gepeitscht wird. Ueberall bilden Mord, Wollust, Nothzucht und Blutschande das Hauptthema des Dichters; sehr begreiflich daher, daß die

römiſche Kaiſerzeit und die Barbarei des türkiſchen Hofes der eigentliche Schauplatz ſeiner Tragödie, Nero ſein Lieblingsheld iſt. Dazu kommt noch, wie in den damaligen Romanen der ſchwerwuchtende Ballaſt von „Realien“, antiquariſcher, geographiſcher und hiſtoriſcher Curioſitäten, um ſich über das gemeine Volk erhaben zu zeigen. Wahrlich, der wenigſtens doch natürliche Büffellaut der Pöbelkomödie iſt noch unſchuldiger und erträglicher, als dieſer prätentiöſe Kannibalismus. Der Abgott ſeiner gelehrten Zeitgenoſſen aber, ja unſterblich wurde Lohenſtein vorzüglich durch ſeinen abenteuerlich forcirten Wortſchwall. Und in dieſem Fache hat er in der That ſo Unerhörtes geleiſtet, daß man es ſelber nachleſen muß, um es zu glauben. So heißt es z. B. in ſeiner Tragödie Agrippina:

„Megära: Erzmörder! Wie die blut'ge Striemen
Die meine Schlangenruthe ſchlägt,
Oreſten's ſchwarzen Nacken blümen,
Weil er die Mutter hat erlegt,
So ſoll auch dich (Nero) mit zehnmal ärgern Schmerzen
Die Peitſche röthen, Glut und Schwefel ſchwärzen.
Tiſiphone: Kommt Schweſtern, helft mir Ruthen binden,
Kommt, leiht mir euer natürlich Haar,
Helft Harz vom Phlegeton anzünden,
Reicht Schwefel, Pech und Zunder dar.
Entblößet ihn, braucht Fackel, Flamm' und Ruthe,
Bis ſich der Brand löſch in des Mörders Blute.“

Und ſein Drama Ibrahim Baſſa wird durch folgenden Monolog der Aſia eröffnet:

„Wehe! weh! mir Aſien! ach! weh!
Weh mir! ach! wo ich mich vermaledeien,
Wo ich bei dieſer Schwermuthshöle
Bei ſo viel Ach ſelbſt mein verbrannt Geſicht verſpeien
Wo ich mich ſelbſt mit Heulen und Zeter-Rufen
Durch ſtrengen Urtheilsſpruch verdammen kann!
So nimm dies lechzend Ach, beſtürzter Abgrund an!

Bestürzter Abgrund! O die Glieder triefen
Voll Angstschweiß! Ach des Achs! Der laut Brunn
Der dürren Adern schwellt den Jäscht der Purpur-Flut!
Mein Blutschaum schreibt mein Elend in den Sand!"

Dieser pomphafte Parademarsch aber war denn doch zu lächerlich steif und pedantisch, um nicht endlich einen Gegenstoß hervorzurufen. Der Führer der Revolte ist derselbe Christian Weise (1642—1708), den wir schon oben beim Roman in gleichem Kampfe angetroffen, ein wackerer Mann von gesunder Einsicht und den besten Intentionen. Auch hier wollte er, wie Lope de Vega in seiner berühmten arte nueva de hacer comedias, nach Aristoteles, antiker Form und allem Regelzwang nicht fragen, sondern „bei seiner Freiheit bleiben, an der Einfalt seine Lust behalten, die der Natur am nächsten komme, und jede Person nach ihrem Naturell reden lassen." Und mit dieser einfachen Beschwörungsformel trat er aller Karrikatur der Gelehrten, der komischen wie der tragischen, ihren bebänderten Schäfern und breitmäuligen Helden, herzhaft entgegen, und florirte hiernach natürlicherweise zumeist im Lustspiel und in der Posse, machte aber auch im Trauerspiel, wie Shakespeare, das Komische geltend. Er hatte gewiß überall vollkommen Recht, nur leider nicht die erforderliche Kraft, sein gutes Recht gebührlich durchzusetzen. Denn das blos „Naturelle", worauf er zurückging, hat noch nirgend die Unnatur bezwungen; und zudem war dieses Naturelle grade damals in Deutschland unglücklicherweise nicht mehr poetisch, was es zu Lope's Zeiten in Spanien allerdings noch gewesen. Weise gerieth daher in seinen Komödien, die durchaus nur „eine accurate Vorstellung einer Begebenheit" sein sollten, unwillkürlich immer mehr in das andere Extrem, von den sublimen Helden unter gemeine Wäscherinnen, Bauern

und Handwerksburschen, aus dem Tempel in die Schenke, und verbannte unnützerweise den Vers, wovor sich Lope wohl gehütet hatte.

Inzwischen hatte, wie wir gesehen, Klai durch seine Declamation die modernen Cantaten und Oratorien eingeleitet, die Schäfereien mit ihren eingestreuten Arien und Recitativen waren, seitdem Peri Opitzen's Daphne componirt, fast schon wirkliche Singspiele geworden, die Tragödien in lauter Schall und Knall, die Volkskomödien in wüstem Schaugepränge aufgegangen; als endlich Weise allen Regelnzwang aufhob und somit dem Dilettantismus die willkommne Freiheit gab, alle diese Elemente, deren jedes für sich bereits zu langweilen anfing, lustig durcheinander zu mischen. So kam es, daß nun Christliches und Heidnisches, Pathos und Pickelhäring, Oratorium und Zote, Prozession und Ballett, in Ein neues dramatisches Monstrum: in die Oper, diesen auf Noten gesetzten Gesammtunsinn des Zeitalters, unaufhaltsam zusammenschoß. Christian Dedekind, den seine Freunde Christi Dudelkind nennen, schrieb für den Kapellmeister Bernhard in Dresden Opern geistlichen Inhalts, wo Apoll und Pythia an der Krippe des Christkindes vorkommen. In seinem sterbenden Jesus erhängt sich Judas auf der Bühne, während der Satan dazu als Echo singt; und als sodann Judas am Stricke zerplatzt, rafft Satan seine Eingeweide in einen Korb zusammen, und singt abermals eine Arie dazu, während eine andere Arie des, über die Verkündigung der Morgenländer zornigen Herodes beginnt:

„Donner und Hagel, Hammer und Nagel,
schmiedendes Eisen,
stechende Spitzen, Messer zum Schlitzen
will ich dir weisen u. s. w."

In Postel's „Mustapha" marschiren deutsche, tatarische, polnische und türkische Armeen in Costüm auf; in der Oper „Semiramis" werden alte Damen in feuerspeiende Lanzen verwandelt, und im „Jason" steigt das Schiff Argo singend zum Himmel, wo es in einen Stern verwandelt wird. Aber auch die Wucht der Gelehrsamkeit durfte nicht fehlen; neben grunzenden Bären und anderen Ungeheuern wurden Staatsmaximen, Mandate und Schulmoral in Arien abgesungen, ja es gab Opern über Bierbrauen und Schlächterei.

Kein Wunder daher, daß endlich die Theologen donnernd dazwischenfuhren, und namentlich in Hamburg ein wüthender Pamphletenkampf für und wieder die Oper entbrannte. Allein die geistlichen Bannstrahlen wollten nirgend mehr zünden, das damalige Opernfieber scheint eben so epidemisch gewesen zu sein, als das heutige. Denn selbst die Universitäts-Facultäten zu Wittenberg und Rostock entschieden jenen Streit zu Gunsten der Oper. Ihr zu Liebe wurde in Dresden das erste stehende Theater gegründet; Leipzig, Nürnberg und Hamburg, wo die Seitenscenen 39 mal, die Mittelscenen einige 100 mal verändert werden konnten, folgten dem Beispiele, in Wien kostete jede einzelne Oper an 60,000 Gulden, und um 1700 zählte man bereits zehn Opern auf ein Schauspiel. Doch zogen sich sehr bald die besten: Postel und Hunold aus moralischen Rücksichten von den Operntexten auf Epos und geistliche Dichtung, Sebastian Bach und Händel, nachdem sie eine ganze Reihe längstvergessener Opern componirt, auf die Kirchenmusik zurück, und Feind, selbst einer der rüstigsten Operndichter, mußte zuletzt eingestehen, daß nach dem Geschmack der Welt Opern aufzuführen, eben so plaisirlich als schwer, eben so rühmlich als tadelhaft, eben so schön als ärgerlich,

und in den meisten Hamburgischen Opern etwas wider Anstand und christliche Sitte sei.

Mit diesem Gange des Drama's mußte natürlich auch die Schauspielkunst gleichen Schritt halten, deren Aufgabe ja nicht die Composition, sondern eben nur die Virtuosität ist, das von den Poeten Erfundene treu und geistreich abzuspielen. Als daher die Gelehrten feierlich in Reih und Glied traten, machten auch sofort die Schauspieler eine gelehrte Miene, und avancirten von Handwerkern zu Studenten. Veltheim, selbst ein gebildeter und sprachenkundiger Magister aus Halle, warb nämlich um 1670 ein Freicorps von Studenten, welches unter der stolzen Firma: „Berühmte Bande und kursächsische Hofkommödianten" in allen größeren Städten Deutschlands umherzog. Um vor Allem ein würdigeres Repertoir zu schaffen, gab er eine prosaische Uebersetzung des Molière heraus, griff in seinen Stoffen häufig auf Corneille und den durch die Jesuitenspiele bekanntgewordenen Calderon zurück, und suchte den Hanswurst, als „Curtisan", zum spanischen Gracioso zu veredeln. Aber der wohlgesinnte Mann wurde sehr bald von dem unaufhaltsamen „Mordspektakel" übergerannt, und erfand in dieser Noth das Improvisiren, um den hergebrachten Staatsactionen, zu denen er sich nun wieder bequemen mußte, wenigstens durch gelegentliche Impromptü's ein besseres Ansehn zu geben. Er bedachte hierbei nicht, daß zu dieser Art verwegenen Mitdichtens ein eigenthümlicher Geist und Witz vonnöthen, der den Wenigsten allabendlich zu Gebot steht, und daß bei weitem die meisten Schauspieler nicht die ewige Kunst, sondern die momentane Gunst der Menge suchen. Und so ward denn grade dieses Improvisiren ein willkommener Kanal, auf dem von neuem die alte Unfläterei einzog und alle besseren Intentionen wieder

durchlöcherte. Vergebens wurden dagegen die sogenannten „Dirigirbücher" eingeführt und darin Plan und Gang des Stückes, so wie die Stelle und der ungefähre Inhalt der Improvisation vorgeschrieben. Joſ. Stranitzki und Franz Schuch nahmen die volle unbedingte Freiheit des Stegreifſpiels für ihren Hanswurſt in Anſpruch, der überdies in den wandernden Komödiantenbanden des Eckenberg u. a. in die ſchlechteſte Geſellſchaft, unter mitziehende Luftſpringer, Seiltänzer, Taſchenſpieler und Zahnbrecher gerathen war.

Man ſieht, eine Reform war hier eben ſo nothwendig, als ſchwierig, und dieſe Atlethenarbeit nahm Gottſched (1709—66) auf ſeine breiten Schultern. Wir haben ſchon einmal bemerkt, und müſſen es immer wiederholen: um das Verkehrte zu bewältigen, muß man es entweder vor den Augen der Welt zu Tode lachen, oder das Beſſere und Rechte dagegen aufſtellen. Das letztere that Shakeſpeare der wilden engliſchen Volkskomödie gegenüber; Gottſched wollte Beides, und machte nur ſich ſelber lächerlich. Es iſt wahr, Gottſched hat den Lohenſtein überwunden; allein das war eben nur ein Kampf der nüchternen Proſa mit der tollgewordenen Proſa. Eben ſo hat er ohne Zweifel die unleidliche Theateranarchie gebrochen; aber nicht, wie Shakeſpeare, durch ſelbſtſchöpferiſche Entwickelung der mit der Anarchie ringenden nationalen Kräften, ſondern nach Tyrannenart durch Unterjochung aller Freiheit. Das Schauſpiel ſollte, nach ihm, eine deutſche Volksſchule ſein, und doch wandte er ſich vornehm vom Volke ab nach Frankreich, zu den Hofdichtern Ludwig's XIV. und ihrem Ceremonienmeiſter Boileau, und gründete in Leipzig eine Commandite der Pariſer Tragödienfabrik, in welcher ſeine Frau und ſämmtliche Profeſſoren,

Rectoren und Schulmeister an Uebersetzungen oder sogenannten Originalstücken nach Pariser Mustern im Schweiße ihres Angesichts arbeiten mußten. Was sollte denn also die beständige Grandiloquenz von Deutschheit und deutschen Originalwerken unter solchem Proletariat von Deutschfranzosen?

Mitten im schönsten Flor dieser hölzernen Poetenfabrik aber gerieth der stolze Fabrikherr unverhofft in einen heftigen Streit mit den, über den anmaßenden Lärm entrüsteten Schweizern, deren Führer Bodmer war; eine durchaus poetische Natur, nur leider selbst kein Dichter, der freilich hier vor allem anderen Noth that. Die Reformation hatte, wie wir gesehen, der ganzen modernen Bildung zwei Hauptrichtungen gegeben: einerseits vom Uebernatürlichen zur Natur, andrerseits von der Phantasie zum Verstande. Beide Richtungen aber mußten in ihren Consequenzen sehr bald miteinander collidiren, da die Natur immerhin etwas Mystisches und Wunderbares sich nun einmal nicht abdisputiren läßt, zu dessen Wahrnehmung der Verstand kein Organ hat. Und dieser echtprotestantische Conflict war es, der damals auf dem Felde der Literatur sich in Bodmer und Gottsched verkörpert hatte. Bodmer, der selbst ein Buch von dem Wunderbaren geschrieben, behauptet, das Wunderbare, in Verbindung mit dem Wahren, sei die Urquelle der poetischen Schönheit, indem der Dichter durch die Kraft seiner Phantasie ganz neue Wesen schafft, oder wirkliche Wesen zur Würde einer höheren Natur erhebt. Er erkannte daher die Schönheit von Tasso, Ariost und Milton, und war der erste, welcher die längstvergessenen Minnesänger, den Parcival und die Nibelungen wieder bekannt machte. Er wirft den deutschen Dichtern Mattherzigkeit und Trockenheit vor, „die sie durch ihre Phi-

loſophie und ihre Liebhaberei am Verſtandesweſen ſich erwarben, die die Luſtbarkeiten der Einbildungskraft unterdrücke."

Gottſched aber entgegnet: das ſei ja eben das Preiswürdige bei der Sache! die Vernunft ſei Gottlob geläutert bei uns, und die ausſchweifende Einbildungskraft in ihre Schranken gewieſen, das habe den Fall Lohenſtein's bewirkt und dauerhafte Schönheiten dafür zu Wege gebracht. Er ſpricht von den „Teufeleien des Taſſo", von den „abgeſchmackten Hexereien des Shakeſpeare", verwirft Oper und Cantate, „weil der Verſtand dabei nichts zu denken habe", er will, daß die tragiſche Schreibart ſtets „auf Stelzen, die komiſche barfuß gehe", und weiß, in völliger Impotenz der Phantaſie, die Fabel nur durch den lahmen Gelehrtenwitz zu retten, daß man vorausſetzen müſſe, die Bäume und Thiere, die da reden, hätten vielleicht in einer anderen Welt Verſtand und Sprache. — Mit einem Wort: Bodmer verfocht volksthümlich die aufſtrebende Gelehrtenrepublik; Gottſched den literariſchen Abſolutismus. Jener erkannte und förderte überall das ſtrebſam Neue, eiferte für Addiſon, Milton, Klopſtock und für „das allgemeine Recht der Menſchen" im Literaturſtaate; während Gottſched den franzöſirten Ariſtoteles zum alleinigen Dictator ausrief, und das vermeintliche goldene Zeitalter der Poeſie mit ſeinen Winkeldichtern Pietſch, Schönaich, Schwabe, Tarſchau ꝛc. für alle Zeiten abſchließen wollte. Beide aber haben eigentlich nur indirect gewirkt; das Reſultat des ganzen Kampfes war nicht eine beſſere Poeſie, ſondern nur der erſte Anſtoß zu einer Kritik, die allerdings hinterher der Poeſie zu Statten kam; und der ſcharfſichtige Liscow ſagte daher damals, mit verdeckter Beziehung auf Gottſched, ſehr treffend: „obgleich die Eſel zur

Musik ungeschickt seien, so mache man doch aus ihren Knochen die schönsten Flöten, und so gäben die elenden Schriften Anlaß zu sinnreichen Widerlegungen und Spottgeschichten."

Ueberhaupt aber hat Gottsched's ganzer Lebenslauf etwas durchaus Tragikomisches: wie er erst das Aufgebot seiner Schulmeister in den Krieg führt, dann — da diese sich theils invalid erwiesen, theils rebellisch zu den Bremer Beiträglern übergehen — den Kuraſſierlieutenant Aretherrn v. Schönaich zum Oberfeldherrn ernennt, schlauerweise Voltaire zum Succurs ruft, und endlich durch ein Vorspiel, in welchem ihn die Neuber auf das Theater brachte, so wie durch Rost's und Pora's Spottgeschichten schmählich Krone und Scepter einbüßt. So hatte ihn die Nemesis erreicht;" der Hanswurst, den er in Leipzig feierlich in den Bann gethan, hatte ihm zum Valet über die stattliche Professorperücke, die so lange wie eine furchtbare Donnerwolke nach allen Seiten Blitze geschleudert, unversehens seine Schellenkappe gestülpt, welche er, ohne sie selbst zu gewahren, bis an sein Lebensende zu großem Ergötzen des Publicums mit gravitätischem Anstande trug.

Wir sagten, das Resultat des Gottsched-Bodmer'schen Kampfes war nicht die bessere Poesie, sondern die Kritik. Denn Bodmer hatte nur erst eine Poesie überhaupt wieder möglich gemacht, indem er die Dichter von dem unsinnigen Regelnzwange der Gelehrten befreite und dadurch allerdings einen unberechenbaren Impuls gab, der jedoch erst bei den folgenden Generationen sich wahrhaft productiv erweisen sollte. Gottsched's bedeutendster Schüler aber, Johann Elias Schlegel, der gewiß Alles geleistet, was sich unter dem Gottsched'schen Banner irgend leisten ließ, zeigt eben nur die

gänzliche Unmöglichkeit dieſer Schule. Seine Tragödien gehen, dem Commando des Meiſters gemäß, ſämmtlich „auf Stelzen, und die Luſtſpiele barfuß", ſo daß von den letzteren Leſſing ſagen mußte, es herrſche darin das kälteſte, langweiligſte Alltagsgewäſche, das nur in dem Hauſe eines meißniſchen Pelzhändler vorfallen könne. Ein anderer Dichter, Chriſtian Felix Weiße in Leipzig, trat in ſeiner Jugend gleichfalls getreulich in die breitſpurigen Fußtapfen Gottſched's, den er jedoch ſpäter, von Leſſing ſcharf in die Schule genommen, in ſeinen Luſtſpielen, beſonders in den „verwandelten Weibern oder der Teufel iſt los" und in den „Poeten nach der Mode", verhöhnte und auf das höchſte erzürnte. Dennoch kehrte er bald darauf in ſeinen Trauerſpielen: Eduard und Richard III., Romeo und Julie, Jean Calas ꝛc., von neuem zu Gottſched's Stelzen zurück, bis endlich ſein leichtes Liedertalent im Singſpiele — wovon noch manches, wie „Lottchen am Hofe", „die Liebe auf dem Lande", „die Jagd" ꝛc. den älteſten Theaterfreunden erinnerlich iſt — ſeinen eigentlichen bequemen Ausdruck gefunden, und alſo das mächtige Bollwerk, das Gottſched mit ungeheuerem Fleiß und Haß gegen die Oper aufgethürmt hatte, wieder niederwarf.

Dagegen hatte jener Kampf unläugbar die natürliche Folge jedes rechtſchaffenen Krieges: er hatte den alten Schlendrian in ſeiner verjährten Philiſterwirthſchaft gründlich geſtört und ein neues Geſchlecht jugendlicher Streiter erzogen, welches nun dem groben Geſchütz Gottſched's gegenüber ein tüchtiges Freicorps bildete. Der beſonnene Karl Chriſtian Gärtner, Cramer und Adolf Schlegel, der Vater von A. W. und Friedrich von Schlegel, ſetzten im Jahre 1742 den Gottſched'ſchen „Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes" ihre „Neuen Beiträge zum Vergnügen des Verſtandes und Witzes" (von

dem Verlagsorte die Bremer Beiträge genannt, entgegen, eine Zeitschrift, die bei dem Gelehrtenproceß in Sachen der Poesie auch dem unbefangenen Urtheil und Interesse der Damen Sitz und Stimme zuerkannt, und in der Literatur gewissermaßen Revolution gemacht hat. Denn viele junge Sachsen, die anfangs noch zu Gottsched gehalten, seinen langweiligen Kamaschendienst aber endlich unerträglich gefunden hatten, wie Rabener, Ebert, Zacharia, Gellert und Giseke, traten jetzt zu den Bremern über; zu ihnen gesellten sich später auch: Lessing, Hagedorn, Gleim und Klopstock, und eroberten, immer weiter vordringend, mit wesentlich Bodmer'schen Waffen ganz neue Provinzen, an die Bodmer selbst noch nicht zu denken gewagt. Es war in Deutschland der erste kritische Feldzug. Ohne Kritik aber konnte die Poesie, nachdem sie [illegible] einmal mit dem Verstande so eng verbunden, nicht mehr bestehen. Und so wollen wir denn dem Federkriege Gottsched's und Bodmer's, so unerheblich er an sich erscheint, seiner Nachwirkung wegen gern die wohlverdiente Ehre lassen.

Die Lyrik, nachdem sie das Rittherthum überwunden, ging, ihrem unverwüstlichen Geiste nach, zum Volke, d. i. zum Landvolk, unter Hirten, Jäger, wandernde Handwerksburschen und alle frischen Gesellen, die unter freiem Himmel hanthiren. Mit ihrer noch vom alten Minnegesang überkommenen Kunstform aber wandte sie sich zu den Städten, von wo aus zugleich auch die humanistische und classische Literatur mit eindrang, und diesen Uebergang noch complicirter und verwickelter machte. Und so haben wir jetzt einerseits den Meistergesang, und andrerseits das Volkslied, ein

Geschwisterpaar, dem man jedoch kaum eine Familienähnlichkeit mehr ansieht.

Der Meistergesang ist allerdings aus den letzten halbverschollenen Traditionen des alten Minnegesangs entstanden; doch nur das leere Prachtgerüst ist davon geblieben, alles Ritterliche mit seiner Schönheit und seinen Unarten und Ausschweifungen sorgfältig ausgeschieden. Knapp, ehrbar, nüchtern und pedantisch wie er ist, könnte man den Meistergesang vielmehr eine unbewußte und unfreiwillige Parodie des Minnegesangs, den in's Spießbürgerliche übersetzten Minnegesang nennen. Auch der Meistergesang hat anfangs fast nur religiöse Gegenstände, namentlich den Mariencultus, behandelt, aber grübelnd und karrikirt; er sollte die Stelle der alten Askese vertreten, ohne den alten Heldenmuth, der zur wahren Askese erforderlich, und so wurde er sehr bald lediglich eine Arche der Lutherischen Lehre. Den Gesängen durften durchaus nur Texte aus der Bibel, die bei ihren Hauptzünften jederzeit auf einem Pulte aufgeschlagen lag, untergelegt werden, und jede Abweichung, alle „papistischen" Gedanken und Stellen waren als „falsche Meinungen" auf das strengste verpönt.

Da hiernach das Wesen des Minnegesanges abhandengekommen, so warf man sich nun lediglich auf die Form desselben und übertrieb diese, die ohnehin schon bei den Rittersängern überkünstlich gewesen, bis in's Unglaubliche. Da gab es 222 verschiedene Singstrophen, darunter manche Strophe zu 100 Reimen, es gab einen blauen und rothen Ton, eine gelb-Veiglein-Weise, eine gestreift-Safranblümleinweis, eine kurze Affenweis, eine Fett-Dachsweis u. s. w.; Alles durch die sogenannte Tabulatur in unverbrüchliche Regeln gebracht. Dieses kindische Wesen, wo das Weberschiffchen des

Reimes nach vorgeschriebenen Mustern in tausend wechselnden Verschlingungen hin und her läuft, hat die meiste Aehnlichkeit mit der Leinweberei. Und doch, indem es förmlich studirt werden mußte, ist es auch wieder eine Art von Gelehrtenpoesie; um so verkehrter, da die Poeten nicht Gelehrte, sondern Schuster, Schneider, Lohgerber und andere Handwerker sind, die allabendlich vom Schusterschemel ihren hölzernen Pegasus besteigen und nach der Tabulatur zureiten. An den Sonntagen aber nach dem Nachmittagsgottesdienst versammelten sie sich mit Frau und Kindern in der Kirche, im Rathhause und zuletzt in den Handwerkerherbergen, um ihr Wochenfabrikat vorzulegen und „Schule zu singen." Obenan saß da feierlich der Vorstand, das sogenannte Gemerk, die Merker kritisirten und fällten das Endurtheil, die besten Gedichte wurden in ein großes Buch „zusammengeschrieben", das der Schlüsselmeister aufbewahrte, und wer so glücklich war, einen neuen Ton zu erfinden, ward vom Kronmeister gekrönt, oder mit einem Kleinod belohnt.

Manche neueren Literarhistoriker halten den Meistergesange, wenigstens vom moralischen Standpunkte, eine auffallend warme Lobrede. Wir aber können blos deshalb, weil er allerdings eine Gründung der Reformation war, die Philisterei, d. i. das ernste Wichtigthun mit Lappalien, unter welchem Namen es auch erscheine, durchaus nicht als eine würdige und angemessene Abenderholung abgearbeiteter Handwerker anerkennen. Und philisterhaft war dieser Meistergesang, wir mögen ihn nun von Seiten des Inhalts oder Seiten der Form betrachten. Wir meinen vielmehr, ein Abendgebet, ja selbst eine herzhafte Lustbarkeit nach der Tagesarbeit wäre stärkender und heilsamer gewesen, als diese „holdselige" Kunst, die nothwendig bei Vielen nur ein ganz nutzloses und ver-

geblichen Streben, Autorneid, Eitelkeit und Eigendünkel erwecken mußte. Jedenfalls war es ein schlimmes Zeichen der Zeit, daß diese guten Leute und schlechten Poeten, die doch jeden Pfuscher ihres Handwerks entrüstet aus ihren Zünften stießen, nicht einmal eine Ahnung davon hatten, daß sie selbst die echten Bönhasen der Poesie waren. Der einzige wirkliche Dichter unter ihnen, Hans Sachs, soll freilich selbst eine Unzahl von Meistergesängen verfertiget haben, hütete sich aber wohl, sie in die Sammlung seiner Poesieen aufzunehmen.

Diesen poetisirenden Handwerkervereinen stehen die Sprachgesellschaften der höheren Stände ziemlich gleichartig gegenüber. Wie bei den Meistersängern handelt es sich auch in diesen Gesellschaften um die bloße Form; wie jene ihre Töne und Weisen, so haben diese ihre künstlichverschlungenen Beiwörter und eine (wenngleich nicht so benannte) Tabulatur von prosaischen Zwangsregeln und Schäferlichkeiten. Ihr gemeinsamer und sehr zeitgemäßer Hauptzweck war, die verwilderte deutsche Sprache zu reinigen und vom Latein, das allen Ausdruck der Gebildeten an sich gerissen, zu emancipiren, ihr Vorbild die in Italien zur Veredelung der Vulgarsprache bereits seit geraumer Zeit bestehenden sogenannten Akademien. Allein die Italiener griffen dabei auf ihr nationales classisches Alterthum zurück, und da unsere Sprachgesellschaften sich auf dasselbe, hier aber volksfremde Element stützen wollten, so schlug bei ihnen Alles in eitel Philologie und Purismus um.

Den Reigen eröffnet die 1617 in Nachahmung der italienischen Akademie della Crusca gestiftete fruchtbringende Gesellschaft (auch Palmenorden genannt), welche erst in

Köthen, dann in Weimar blühte, und deren erster Vorstand der anhaltische Herzog Ludwig war. Jedes Mitglied sollte dafür sorgen, daß die deutsche Sprache, ohne Vermischung fremder Worte, in ihrem rechten Wesen erhalten werde, und empfing bei seinem Eintritt ein Symbol und Beinamen aus dem Pflanzenreich mit dazugehöriger Devise, z. B. der Herzog Ludwig ein Waizenbrod und die Bezeichnung: der Nährende nebst der Devise: „Nichts Besseres". Unstreitig hat dieser Orden seinen Zweck noch am besten erfüllt, oder doch wenigstens einige Frucht gebracht, und zwar nicht durch seine poetischen Leistungen, sondern dadurch, daß vorschriftsmäßig vorzüglich nur der Adel darin aufgenommen wurde, welcher damals noch die höhere Bildung repräsentirte und beherrschte und daher allerdings am geeignetsten war, die deutsche Sprache und Poesie wieder in Ansehen zu bringen. Denn während seiner 60jährigen Dauer zählte der Orden auf einen König, 3 Churfürsten, 49 Herzöge, 1 Markgrafen, 10 Landgrafen, 19 Fürsten, 60 Grafen, 35 Freiherren und 600 Ritter kaum hundert Bürgerliche. Doch beschränkte sich die Thätigkeit dieser Herren fast nur auf Uebersetzungen, und von ihren eigenen Früchten giebt es wenigstens einen schlechten Beischmack, wenn das fleißigste und gefeiertste Mitglied: Dietrich von dem Werder (der Vielgekrönte) vorzüglich mit seinem „Sieg und Krieg Christi" allgemeine Verwunderung erregte, weil er darin durch 100 Sonette in jedem einzelnen Verse die beiden Worte Sieg und Krieg angebracht.

Wie weitgreifend indeß der Impuls dieser Gesellschaft gewesen, zeigt schon der Eifer, womit sehr bald mehrere ähnliche Orden dem aristokratischen Beispiele folgten. So entstand in Straßburg eine aufrichtige Tannengesellschaft, ein Schwanenorden in Holstein durch den Dichter Rist und die

deutschgesinnte Genossenschaft in Niedersachsen durch Philipp von Zesen, der so deutschgesinnt war, daß er mit zelotischem Purismus die Natur zur „Zeugemutter", das Theater zur „Schauburg", den Vers zum „Dichtlinge", die Venus zur „Lustinne" oder „Schauminne" Pallas zur „Kluginne", das Fenster zum „Tageleuchter", den Affect zur „Gemüthsstrift", ja sogar die Nase zum „Löschhorn" machte.

Die meiste Aehnlichkeit aber mit den Meistersängern, mit ihrer Formseligkeit, ihrem Bibelpedantismus und der durchaus protestantischen Färbung, hatte der 1644 von Klai und Haarsdörfer, gleichfalls in Nürnberg gegründete Blumenorden der Pegnitzschäfer. Auch hier haben wir wieder die alte Kinderei des Nürnberger Spielzeuges, eine ganze Tabulatur von Springreimen, Echos, Bilderreimen, Rückreimläufer, Reimfolgerungen, Klinglingsreden, Letterhäufungen und anomatopoetischen Gedichten, die den Gesang der Vögel, so wie die Laute der Thiere nachahmen und zeigen sollen, daß selbst die Thiere und Elemente deutsch reden; und Haarsdörfer schreibt eine Poetik: Den „poetischen Trichter", um den lernbegierigen Zeitgenossen in sechs Stunden diese deutsche Dicht- und Reimkunst beizubringen. Auch hier hielt man sich, gleich den Meistersängern, an die Bibel, suchte aber dabei, wie in der Religion das Urchristenthum, einen angeblichen Urzustand der Gesellschaft herzustellen und die ganze Bibel in eine Schäferei umzuwandeln. Denn die goldgüldene Zeit war als Adam und Eva alles Vieh der Erde geweidet, die Erzväter waren Hirten, die im kühlen Schatten der Bäume den „wolkenfliegenden Luftpsaltern und Schnabelharfen" den Gesang ablauschten, und David, da er zugleich Schäfer und Poet und gekrönt war, wurde zu ihrem Gesellschafter aufgenommen. Die Gemüthlichkeit dieser goldgüldenen Zeit mußte

natürlich auch eine Menge poetischer Frauenzimmer in ihren Kreis ziehen, und so geben denn diese Pegnitzschäfer vergnüglich „durch von der Vögel hellzwitschernden und zitschernden Stimmlein erhallende Wiesen, bei hellquellenden Springbrunnen hin, die durch das spielende Ueberspielen ihres glattschlüpferigen Lagers lieblich platscherten und klatscherten". Wie aber diesen Springbrunnen, Vögeln und Lustwandelnden nicht der Athem vergangen, ist schwer zu begreifen, wenn man bedenkt, daß z. B. Birken zum Lobe des Hauses Oesterreich eine Schäferei von 100 Seiten verfaßt, und in seiner „Guelfis" die Ehre des Hauses Braunschweig-Lüneburg nebst der Dannenbergischen Heldenbrut ꝛc. in ein Schäfergedicht verarbeitet hat.

Alle diese Gesellschaften aber hatten, ganz abgesehen von ihren Abgeschmacktheiten, vorzüglich dreierlei eigenthümliche Nachtheile in ihrem Gefolge. Erstens hatten sie das natürliche Verhältniß von Poesie und Sprache völlig umgekehrt, indem sie die erste lediglich zur Dienerin der letzteren machten. Sodann wurden sie durch die Schonung und Lobhudelei der einzelnen Mitglieder untereinander eine offenbare Schule der Mittelmäßigkeit; und brachten endlich das gemeine Sclaventhum der Adelsprotection in die freie Dichtkunst, so daß es das ausdrücklich ausgesprochene Ideal dieser Poeten war, „großer Herren Gunst zu erreichen".

Und dies führt uns am natürlichsten auf die damalige Hofpoesie, welche jenes Ideal in der That glücklich erreicht hat. Das Charakteristische dieser Hofpoeten ist das Hündische, womit sie nach unten bellen und nach oben wedeln. Denn während sie auf die plebejische Schulmeisterpoesie, vor der sie doch nichts als die stärkere Anmaßung voraushaben, voll Verachtung herabblicken, richten sie die ihrige, wie sie selbst

ſich ausdrücklich rühmen, lediglich zum Dienſte hoher Gönner ab, „um deren Verdienſte gegen den Neid zu vertheidigen und deren Fehler zu beſchönigen". Das Kunſtſtück beſteht einfach darin, daß ſie die Alltäglichkeiten und verſchwenderiſchen Spielereien der hohen Gönner, ihre Hochzeiten, Hoffeſte, Jagden oder militairiſche Paraden ohne weiteres ſehr ernſthaft für Heldenthaten ausgeben und ihre fürſtlichen Lobgedichte, damals ganz paſſend „fürſtliche Wirthſchaftsgedichte" genannt, feierlichſt in heroiſche Gedichte umſtempeln. Das ſehr unlösliche Handwerk dieſer vornehmen Bettelmuſe wird vorzüglich durch drei Koryphäen repräſentirt. Johann von Beſſer aus Kurland (1654—1729), der als der einzige heroiſche Dichter Deutſchlands bewundert wurde, eroberte durch ſeinen Heroismus erſt in Berlin, dann in Dresden, ein ganzes Füllhorn von Gunſtbezeugungen, Beförderungen und Ducaten, und zuletzt noch, nebſt dem Adelsſtande, ſehr bezeichnend die Stelle eines Ceremonienrathes. Sein Nachfolger, der Dresdner Hof- und Ceremonienrath Ulrich von König (1688—1744), den wir bei ſeinem „Auguſt im Lager" ſchon kennen, ſetzte das rentable Geſchäft fort; und eben ſo dichtete ſich Karl Guſtav Heräus in Wien zu gleichen Ehren und Würden herauf und führte, um die Sache noch feierlicher zu machen, dabei den heroiſchen Hexameter ein. — Dieſe ganze Poeſie iſt eben nichts, als Ceremonie. Goethe ſagt irgendwo: um mit Erfolg vornehm zu thun, müſſe man wirklich vornehm ſein; das war aber die feile Geſinnung dieſer Poeten keineswegs. Und ſo waren ſie denn überall blos eine neue Art von Hofnarren und von dieſen nur durch gänzlichen Mangel an Witz, durch ihre Perücke und ihren Servilismus unterſchieden.

Das Volk selbst wurde von all dieser Poesie entweder gar nicht berührt, oder wo es zufällig geschah, nur aufs Aeußerste gelangweilt und nahm sich daher die Freiheit, es besser zu machen und auf seine eigene Weise fortzusingen. Das Volkslied hat allerdings den Grundcharakter aller Lyrik überhaupt; es stellt nicht die Thatsachen, sondern den Eindruck dar, den die vorausgesetzte oder kurz bezeichnete Thatsache auf den Sänger gemacht. Von der Kunstlyrik aber unterscheidet es sich durch das Unmittelbare und scheinbar Unzusammenhängende, womit es die empfangene Empfindung weder erklärt, noch betrachtet oder schildernd ausschmückt, sondern sprunghaft und blitzartig, wie es sie erhalten, wiedergiebt, und gleichsam im Fluge plötzlich und ohne Uebergang, wo man es am wenigsten gedacht, die wunderbarsten Aussichten eröffnet. Das Volkslied mit dieser hieroglyphischen Bildersprache ist daher durchaus musikalisch, rhapsodisch und geheimnißvoll wie die Musik, es lebt nur im Gesange, ja viele dieser Volksliedertexte sind gradezu erst aus und nach dem Klange irgend einer älteren Melodie entstanden. Hier giebt es keine einzelnen berühmten Dichter, die einmal angeschlagene Empfindung, weil sie wahr und natürlich und allgemeinverständlich ist, tönt durch mehrere Generationen fort, jeder Berufene und Angeregte bildet, modulirt und ändert daran, verkürzt oder ergänzt, wie es Lust und Leid in glücklicher Stunde ihm eingiebt. So ist das Volkslied, in seiner unausgesetzt lebendigen Fortentwickelung, recht eigentlich das poetische Signalement der Volksindividuen. Gleich wie aber Kraft und Ausdruck der Empfindung nicht bei allen Individuen überhaupt derselbe sein kann, so erhält auch das Volkslied bei den verschiedenen Volksstämmen, je nach ihrer klimatischen und geistigen Structur, seine besondere Physiognomie

und Eigenthümlichkeit. Wir sind nun zwar keineswegs der Meinung, daß der Volksgesang jemals den ganzen Umfang und Reichthum der Dichtkunst zu umfassen und zu erschöpfen vermöchte; jedenfalls aber ist er der Grundstock aller nationalen Poesie, die in der Naturwahrheit des Volksliedes ihre Wurzel hat. Selbst in ihrer vollendetsten Kunstform, im Drama, klingt bei Calderon die Volksromanze, bei Shakespeare das Volkslied Altenglands fühlbar hindurch.

Die bedeutendste Anzahl der deutschen Volkslieder fällt in das 15te und 16te Jahrhundert, wo die Anfänge der Reformation und die Türkenkriege eine ungewöhnliche Bewegung und somit auch eine erhöhte poetische Stimmung anregten. Ihren Hauptinhalt bilden Natur und Liebe. Ihre Liebe, ohne alle sentimentale Bleichsucht, ist kerngesund, oft derb oder koboldartig neckend, noch öfter fromm und immer treu. Goethe, dessen eigene Jugendlieder durchaus volksthümlich sind, trifft es am besten, wenn er sagt: „Bangen und Bangen in schwebender Pein — himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt, glücklich allein ist die Seele die liebt!" — Im Naturliede, zu dem wir die zahllosen Jagd-, Hirten-, Räuber- und Wanderlieder rechnen, überrascht uns häufig, wie bei der Kindheit, ein innig vertrauliches Verständniß der äußeren Natur und ihrer Symbolik, und der tiefe Blick in die geheimnißvolle Geisterwelt der Thiere. Die Wälder rauschen wunderbar herein, die Quellen weinen mit, wenn der wandernde Handwerksbursch vom Liebchen scheidet, die Wolken bestellen Grüße aus der Fremde in die Heimat, die Nachtigall singt das Unaussprechliche, und das Reh in seiner Einsamkeit hebt die klugen Augen und lauscht der nächtlichen Klage; Alles märchenhaft wie in Träumen. — Die Kriegslieder dagegen, meist „von einem, der dabei gewesen",

schildern nicht die Großthaten einzelner Helden, sondern den frischen Waffenklang der Schlacht und dessen Wiederhall im Volke, wie die Schweizerlieder auf die Sempacher- und Murtenschlacht; oder sie tönen, gleich Trompetenstößen, die wilde Lust am Soldatenhandwerk aus, wie die zahlreichen Landsknechtslieder. — Ihre Zechlieder endlich, die Weingrüße und Weinsegen, sind weit entfernt sowohl von der forcirten Lustigkeit der modernen Trinklieder, als von der feierlichen Ressourcenseligkeit, die das Trinken pedantisch wie ein hochwichtiges Geschäft betreibt. Sie haben vielmehr fast alle etwas „Schwartenhalsiges" und „Schwerakisches", das mitten im tollsten Jubel keck und ironisch über sich selber lacht; wie z. B. „der liebste Buhle den ich han, der liegt beim Wirth im Keller, der hat ein hölzin Röcklein an und heißt der Muskateller", oder: „Behüt' dich Gott vor St. Urbans Plag (Podagra), und beschirm' mich auch vor dem Strauchen, wenn ich die Stiege hinab muß tauchen, daß ich auf meinen Füßen bleib und fröhlich heimgeh zu meinem Weib und Alles das wisse was sie mich frag. Nun behüt mich Gott vor Niederlag."

Auch auf dieses reiche Besitzthum der Nation hat die protestantische Literarhistorie für ihre Parthei ihre breite Hand gelegt, indem sie die Sache so darzustellen sucht, als sei das deutsche Volkslied eigentlich erst durch die Reformation und durch die Ausrottung des „entstellten papistischen Christenthums" entstanden oder wenigstens in den rechten Flor gebracht worden. Gewiß hat der erste Beginn der Reformation, wir haben es oben selbst gesagt, eine bedeutende geistige Revolution, und diese Revolution eine unverhältnißmäßige Menge von Liedern angeregt, gleich wie die Canarienvögel um desto eifriger singen, je größer der Lärm um sie her ist. So viel

ſollte indeß doch billigerweiſe jeder Unbefangene wiſſen, daß grade die älteren Volkslieder, wo alſo noch die Klänge und Erinnerungen aus der katholiſchen Vorzeit herüberreichen, die reinſten, harmloſeſten, keuſcheſten und kräftigſten, mit einem Wort: die beſten ſind, und daß namentlich die Liebeslieder des 15ten Jahrhunderts noch häufig an das Minnelied erinnern. Wie aber hat nun die Reformation in ihrem wachſenden Fortgange darauf eingewirkt? Das Volkslied, als unmittelbarer Naturlaut, geht nothwendig überall vom Idealen auf das wirkliche Leben, es iſt weſentlich plaſtiſch. Die Zeit aber, wie ſie durch die fortſchreitende Reformation charakteriſirt wurde, war vom lebendigen Glauben und von ſinnlicher Anſchauung gleichmäßig abgewendet und auf theologiſch-politiſche Grübelei oder bloße Moral gewieſen, die durchaus nicht plaſtiſch iſt und ſich daher nirgend zum Liede eignet — Das Volkslied bedarf ferner einer allgemeinen Theilnahme der Nation, um durch's ganze Land belebend von Mund zu Mund zu gehn, und ſo durch die Generationen gleichſam immer neu ſich ſelber fortzudichten, wie die engliſchen Balladen von den Bürgerkriegen und die Romanzen von den Glaubenskämpfen in Spanien. In Deutſchland dagegen hatte die Reformation die große Vergangenheit in Verruf gethan, ſie hatte dem Gottesdienſte den Mariencultus, die Heldengeſtalten der Heiligen, den äußeren Schmuck, kurz: alles poetiſch Darſtellbare genommen, ſie hatte endlich das Volk in zweierlei Nationen zerklüftet, die auf einmal einander fremd, ja feindlich gegenüberſtanden. Welche ſchönen Romanzenſtoffe z. B. bot dazumal der Türkenkrieg! Er ließ das fortgrübelnde proteſtantiſche Deutſchland völlig kalt. Vergebens rüttelte Soliman furchtbar mahnend an den Thoren des Reichs und drohte den ganzen Weſten in Barbarei zu begraben, vergebens ſuchte

Karl V. Hülfe in dieser entsetzlichen Gefahr; der Reichstag hatte Anderes zu thun und formulirte Sittencensuren gegen Kleider-, Trink- und Spielnarren, als hätte es niemals eine höhere Moral und Sittlichkeit gegeben; man wollte lieber türkisch als katholisch sein. Soll dies die gerühmte damalige Einkehr zur Innerlichkeit sein, so war es wenigstens eine erbärmliche Umkehr von Lieb' und Eintracht zu eitel Haß und Eifersucht und Mißgunst.

Wir sagten vorhin, das Volkslied lebe wesentlich in der Gegenwart; wie aber möchte eine Gegenwart, der jene höhere Sittlichkeit und die Nationaltugenden, die allein des Singens werth, abhanden gekommen waren, dem Volksliede ferner herzhaften Klang und Athem geben? Und so verwandelte das letztere, namentlich in der zweiten Hälfte des 16ten und im 17ten Jahrhundert seine jugendlichlichtfrische Physiognomie immer mehr in's Grobe, Platte, Gräuliche und Gemeine. Die schönen Hirten-, Wander- und Jägerlieder, die fühlbar nur ein Wiederhall des Waldhorns waren, kehren nun altersmüde von den grünen Bergen in die schmuzigen Handwerksstuben und Zechen ein. „Jede Zunft," sagt Gräter im Bragur, „hat ihr eigenes Ruhm- und Preislied. Man findet der Weißgerber Ruhmlied, der Rothgerber Preislied, das Loblied der Schmiede, der Barbiere und Bader, der Hafner Loblied, der Bäcker Ehrenlied, der Metzger, Weber, Kürschner, Wagner und Schneider Ruhmlied, ja sogar die Bauern haben ein solches Ehrenlied ihres Standes. Jedes dieser Lieder fängt mit einer Art von Aufruf an, geht dann in das Lob, die Geschäfte und die widerfahrenen Ehren des Standes über und schließt mit einem allgemeinen Segen für die Zunft oder den Stand, worin die Wohlfahrt in diesem Leben, Gesundheit alle Stund, jedem die schönste Frau auf der Welt, die

tausend Gulden hat u. s. w. angewünscht wird." Hiernach wurde denn auch sehr bald das freie Singen ein Handwerk „professionirter Dichter und Componisten", die das Volkslied machen wollten. Es wiederholt sich hier im Kleinen der jetzige Gang der deutschen Lyrik überhaupt: wie unter den Gebildeten in die hohe Gelehrtenschule, so wird sie hier in die Trivialschule des Verstandes genommen. Die Phantasie wird vom Verstande corrigirt, das unmittelbare Gefühl redselig eingeleitet und erklärt; anstatt der alten Berggeister, Kobolde und Nixen kommt die wunderlich entstellte lateinische Mythologie, statt des überraschend kühnen und sicheren Wurfs die Allegorie, das Halbwissen und die lehrhafte Altklugheit. Bei dem allmählichen Aufsteigen der neuen Sonne der Aufklärung schwand der wunderbare Morgenduft, die Vögel ließen ihr Singen, die Quellen und Wälder ihr Rauschen, und das Volk schwieg wie blödsinnig vom Sonnenstich. So war in der brütenden Mittagsschwüle das deutsche Volkslied fast überall verhallt, so daß es erst durch Herder in seinen Völkerstimmen von neuem entdeckt, und von Görres, Arnim und Brentano wieder national gemacht werden mußte. Nur in den von der Reformation unberührten Landschaften: in Kärnthen, Vorarlberg, in Tirol und im deutschen Kuhländchen Mähren's hat es sich noch bis heut' lebendig erhalten.

Da es nun der Reformation mit dem Volksliede nicht gelingen wollte und konnte, das vielmehr unaufhaltsam immer roher und obscöner wurde; da ferner die Reformation beständig vom Leben auf das Buch, die Bibel, hinwies und zu deren Interpretation der Philologie bedurfte, so trat die letztere jetzt als eine Weltmacht in die Literatur. Es be-

gannen die humaniſtiſchen Studien des Alterthums, die lateiniſche Sprache wurde die Sprache der Poeſie. Dazu kamen die Nachwehen des dreißigjährigen Krieges, der, als ein eigentlicher Bürgerkrieg, den bloßen Haß zum Feldherrn eingeſetzt, mit den Sitten die Sprache verwildert, und allmählich die katholiſche und proteſtantiſche Literatur voneinander iſolirt hatte; zum großen Nachtheile beider. Denn während die katholiſche Literatur in dem allgemeinen Getümmel ſich ſcheu verbarrikadirte und abſchloß, den Proteſtanten draußen faſt gänzlich das Feld überlaſſend, gingen dieſe, im Rauſch der neuen Ungebundenheit, mit ihren Siebenmeilenſtiefeln weit über das vernünftige Ziel hinaus.

Allerdings waren diesmal, was ihnen ſelten begegnet, die Gelehrten vollkommen in ihrem Recht und Berufe. So konnte es unmöglich bleiben. Der in Unflätterei und Welſchthum tollgewordenen Sprache mußte vor allem Andern nur erſt die Zwangsjacke angelegt werden, wozu der gediegene Panzer der lateiniſchen Grammatik und Proſodie ohne Zweifel gar wohl geeignet war. Aber die Einführung des Altclaſſiſchen ging ſchulmäßig und ſchwerfällig von ſtatten, während in den Nachbarländern, in Italien, Frankreich und in den Niederlanden, ſchon die emancipirte Vulgarſprache blühte. Nach deren Beiſpiele, und in dem ganz richtigen Gefühl, daß eine Poeſie in todter Sprache todtgeboren ſei, trat daher nun auch in Deutſchland zunächſt der Palmenorden nebſt ſeinen Tochtergeſellſchaften jener lateiniſchen Pegaſusreiterei entgegen; jedoch, wie wir oben geſehen, faſt ohne allen Erfolg. Bei weitem wirkſamer dagegen zeigte ſich, wie immer in ſolchen Fällen, ein freier Verein einzelner, nur durch gemeinſamen Geiſt verbundener Männer, den man, von ſeinem urſprünglichen Vaterlande, die erſte ſchleſiſche Schule benannt

hat, obgleich dieselbe erobernd sich über mehrere benachbarte Provinzen erstreckte.

Die Wirksamkeit dieser Schule war wesentlich eine vorbereitende, ohne selbstständigen Inhalt, und daher blos formell. Der wüste Garten der Poesie sollte zunächst nur von dem überwuchernden Unkraut gereinigt, und da es an einheimischen Blüten fehlte und überdies manche wilde Blume mit dem Unkraut zugleich weggeworfen wurde, einstweilen mit fremden Zierpflanzen besetzt werden. Zu dieser Ordnungsmacherei bedurfte es eines selbstgeordneten Geistes, den kein übermächtiger Trieb verlockte, neue weitaussehende Wege einzuschlagen, für welche die Zeit doch keineswegs schon reisefertig war, es gehörte dazu ein gelehrter Mann mit großer, nach allen Seiten hin flexibler Empfänglichkeit und wenig eigener Schöpfungskraft, sorgsam und mittelmäßig genug, um überall vermittelnd aufzutreten und die Mittelmäßigen an seine Fersen zu bannen. Und ein solcher Mann war Martin Opitz, der berühmte Gründer und Führer dieser Schule.

Opitz war ganz und gar ein protestantischer Dichter. Seine außerordentlichen Erfolge verdankt er eben dem zeitgemäßen Unternehmen, die beiden Grundelemente der Reformation, Verstand und Moral, gegen die Phantasie auf die Dichtkunst anzuwenden und sich hierzu der humanistischen Studien zu bedienen, für welche grade der Boden seines speciellen Vaterlandes durch Melanchthon's Schüler, Trotzendorf, vorzüglich vorbereitet war, so daß damals mit Recht gerühmt wurde, daß kein deutscher Stamm so viele Gelehrten habe, als die Schlesier, und nirgend so Viele aus dem Volke die Wissenschaften lernten und verständen. Wer, sagt Opitz selbst:

„nicht scharf und geistig ist, nicht auf die Alten zielt,
nicht ihre Schriften kennt, der Griechen und Lateiner,
als seine Finger selbst, und schaut daß ihm kaum Einer
von ihnen außen bleibt, wer die gemeine Bahn
nicht zu verlassen weiß, ist zwar ein guter Mann,
doch nicht auch ein Poet."

Wir müssen freilich grade umgekehrt behaupten, daß der gute Mann, und wenn er auch alle Griechen und Lateiner wie seine eigenen Finger kennte, darum doch noch kein Poet wäre. Auch jene Reformation der Poesie durch Verstand und Moral nützt nichts; der Verstand kann ordnen, aber nicht dichten, und die bloße Moral ist kein poetischer Stoff. Es bleibt sonach von aller Poesie nichts als die Form. Und diese war denn auch das Steuer, das Opitz ergriff, um die Poesie aus ihrem bisherigen seichten Fahrwasser wieder auf die hohe See hinauszulenken. Sein von Natur sauberes und delicates Talent führte ihn auf die „Reinlichkeit der Verse und Reime"; er machte zuerst die neue Prosodie, das Gesetz, aus dem Accent das Maß der Silben zu erkennen, allgemein und für alle Folgezeiten geltend. Ja er gängelte und schulte förmlich die ungeschickte deutsche Sprache an den Mustern der Alten und des modernen Auslandes, indem er Sophokles' Antigone, Seneca's Trojanerinnen und mehrere holländische, französische und italienische Dichtungen mit einer für jene Zeit bewundernswerthen Meisterschaft übersetzte.

Sein eigentlicher und erfolgreichster Beruf aber war der eines geistigen Vermittlers. Wenn er von den Dichtern verlangte, im Deutschen zu verfahren, „wie die Lateiner mit den Griechen, und die neuen Scribenten (des Auslandes) mit den Alten", so nöthigte er dadurch die lateinischen Scribenten Deutschlands, künftig das Altclassische, wie die Holländer, Italiener ꝛc., in ihrer Muttersprache nachzubilden, und

alſo eine geiſtige Durchdringung beider anzubahnen. Indem er ferner die lehrhafte Moral als einen Hauptbeſtandtheil in die Poeſie einführte, gelang es ihm, die letztere mit der eiferſüchtigen und unduldſamen Theologie, ſo wie mit den praktiſchen Proſakopfen zu verſöhnen. Noch wirkſamer endlich zeigte ſich hier, faſt wie bei Goethe, eine gewiſſe Vornehmigkeit ſeines ganzen Weſens. Denn er verfertigte zwar ebenfalls eine Unzahl von Gelegenheitsgedichten, aber er verkaufte ſie nie, wie die Dichterlinge ſeiner Zeit, ſondern legte vielmehr, wie wir ſogleich ſehen werden, mit ſeiner Poeſie nach grandioſerem Maßſtabe einen Großhandel an. Und hiermit ſtimmt auch vollkommen ſeine allerdings würdige und höhere Auffaſſung der Dichtkunſt überhaupt, wonach der Dichter mit unverzagtem Gemüth uns das Große und Starke ſingen ſoll:

„Poeten ſollen mir Bericht von Weisheit geben,
und ſagen, wie ich doch in dieſem armen Leben
die böſen Lüſte fliehn, das Kreuze tragen ſoll —
O weg mit ſolcher Kunſt, weg, weg mit ſolchen Sachen,
ſo die Gemüther nur verzagt und weibiſch machen,
die leichtlich, wie man will, durch der Gedichte Schein
und äußerlichen Glanz, zu überreden ſein."

Und ſo vermittelte er in der That durch ſeinen perſönlichen Vorgang den ganz verachteten Dichtern eine neue und würdigere Stellung zur allgemeinen Meinung, die damals eben nur ihre feilen Bettelpoeten kannte.

Dieſem nach allen Seiten umblickenden und biegſamen Vermittlertalente entſpricht denn auch der moraliſche Charakter des Dichters, deſſen diplomatiſche Wendungen wir leider nicht, wie wir gern möchten, ſeinen conciliatoriſchen Abſichten allein zuſchreiben können. So läßt er ſein ſchönes, aber ſtark proteſtantiſch gefärbtes „Troſtgedicht in Widerwärtigkeiten des Krieges" über ein Decennium ungedruckt, um bei Kaiſer

Ferdinand II. vorher die Lorbeerkrone und den Adelſtand zu erwerben. Während er, um nach Wien empfohlen zu werden, für den Grafen von Dohna das, zur Katholiſirung der Schleſier geſchriebene „manuale des Jeſuiten Martin Becanus anonym in's Deutſche überträgt, überſetzt er zugleich für den katholikenfreſſenden Rath zu Breslau des Hugo Grotius Gedicht „von der Wahrheit der chriſtlichen Religion"; und wendet ſich unermüdlich an alle Großen der entgegengeſetzteſten Partheien, an den Pfalzgrafen Friedrich V. und an Kaiſer Ferdinand II., an den Grafen Dohna und an Oxenſtierna, an den König von Polen und die Bürgermeiſter von Danzig, Thorn und Elbing mit überall gleichtönenden Lobgedichten, Dedicationen u. ſ. w.

Kein Wunder daher, daß auch ſeine Poeſien ſelbſt eigentlich nur ein diplomatiſches Werk ſind: künſtlich, tendenziös, conventionell und geziert. Er dichtete mit dem bloßen Verſtande; daher war Alles Form und Nachahmung, daher der Bruch mit der Muſik, dieſer Seele der Lyrik. Am empfindlichſten rächte ſich dies natürlicherweiſe an den beiden lyriſchen Polen: in ſeinem geiſtlichen und in ſeinem Liebesliede. In ſeinen Kirchenliedern, wenn man ſie ſo nennen will, quält ſich der Verſtand troſtlos ab, aus lauter Antitheſen, Witz, heidniſcher Mythologie und Reinlichkeit der Verſe eine fingirte Andacht aufzubauen, die „bei kalter Gottesfurcht ſich brennend anſtellt"; und es wäre geradezu komiſch, ſie ſingen zu wollen. Seine Liebe aber, z. B. in der Schäferei Daphne, iſt eben nur ein marmorner Cupido, der aus künſtlich verſchnittenen Hecken nach gelehrten Herzen zielt, und niemals trifft. Er empfand nicht, wenn er ſang, und verachtete daher ſelber, was er ſang. Und ſo zeigt ſich bei ihm ſchon deutlich der Keim jener falſchen, ſelbſtmörderiſchen Theorie, die, um ſich

vor der gebildeten Welt nicht bloszustellen, immer das scheinbar ernstlich Gemeinte vornehm wieder desavouirt, und endlich bei uns alle Innigkeit und Wahrheit aufzuzehren droht. Hierdurch aber, so wie durch seine angebahnte Poetisirung der humanistischen Studien, und die übersetzungsfertige Universalität, womit er alles Ausländische zu nationalisiren strebte, ist Opitz in der That, zwar nicht der Vater, aber der wichtigste Geburtshelfer der neuen deutschen Dichtkunst geworden.

Was Opitz anstrebte, hat sein Freund, der Wittenberger Professor Buchner, in seinem Wegweiser zur deutschen Dichtkunst (1661) in ein förmliches System gebracht. Der Inhalt dieses poetischen Kanons läßt sich, trotz aller seiner Weitschweifigkeit, einfach in der Souverainetätserklärung des Verstandes zusammenfassen: die Dichter sollen Philosophen sein, und ergötzend belehren. Es ist daher nicht gar so erstaunlich, daß er allen Ernstes einen gewissen Kistenmacher über den Homer setzt. Wohin aber dieser Wegweiser führen mußte, zeigt außer dem nüchternen Tscherning und einer zahllosen Menge anderer Opitzianer, deren nähere Bekanntschaft eben so unnütz wäre als sie selbst, besonders der übermäßig fruchtbare Pastor Johann Rist (1607—67) zu Wedel an der Elbe, welchem nur als ein guter Dichter gilt, wer „auf eine vorgenommene Materie die poetischen figmenta der Alten fein mythologice zu accommodiren und nach Art derselben, auch der jetzt lebenden rechtschaffenen Poeten, in einer continuirenden Allegorie zu schreiben, die Gemüther der Menschen mit zierlichen exclamationen, artlichen prosopopoeien u. dergl. rhetorischen Figuren zu bewegen weiß." Auch das bezeichnende Vornehmthun gegen die Liebe, theilt dieser zu seiner Zeit hochgefeierte Vielschreiber, wenn gleich nicht in so feiner

Art, mit seinem Meister Opitz. Er schrieb einen Haufen herzloser Liebeslieder, um sie dann, „als sein Verstand kam", eben so herzlos zu desavouiren; er stellte die „vermaledeite Fastnachtfeier" ab, und enthielt sich der daktylischen und anapästischen Maße, da die andächtige Seele sich nicht mit Hüpfen und Springen, sondern mit Sehnen und Seufzen nach dem himmlischen Jerusalem wenden solle. — Man sieht, die deutsche Lyrik wurde nun theils von einer engbrüstigen theologischen Moral, theils von einer stupiden Gelehrsamkeit, also von einem doppelten Purismus gedrückt, der sie von aller Poesie purificirte.

Wie aber ein rechter und gesunder Sinn von solchem Unsinn zwar gehindert und beirrt, aber nicht gebrochen werden kann, sehen wir an den beiden einzigen wirklichen Dichtern dieser Schule, an Flemming und Gryphius. Der Sachse Paul Flemming (1609—1640), der durch seine Reise nach Persien seinen Gesichtskreis weit über die Studirstube hinaus erweitert hatte, kehrt aus der gelehrten Fiction fröhlich zu Natur und Leben zurück, das prätiose Vornehmthun gegen die Poesie verwandelt sich bei ihm in elegische Wehmuth über die Unzulänglichkeit des Worte, das auszutönen, was er fühlt; die Liebe, da sie wahr und rein und daher ihrer selbst sich nicht zu schämen braucht, ist innig und oft wahrhaft hinreißend. Er „setzt in vollem Bügel auf das schöne Wesen ein, von dem ihm Daphne's edle Zweige dreimal um sein braunes Haar geschossen", und erkennt in seiner Poesie den Theil in sich, „der ewig bleibe und frisch, wenn das Andere mit dem Besen zusammengekehrt werde." Flemming hat zuerst das von Opitz künstlich und mühsam gestimmte Instrument wirklich tönend gemacht, und schied singend wie ein sterbender Schwan mit seinem schönen Todeslied vom Leben.

Diesem durchaus liebenswürdigen Weltkinde steht der finstere Ernst des Schlesiers Andreas Gryphius († 1664) ergänzend gegenüber. In seinen Oden und den berühmten „Kirchhofsgedanken" hat die geächtete Phantasie plötzlich alle Gelehrsamkeit, Schäferei und fade Zierrath von sich geworfen, und steht fast gespenstisch in der steifleinenen Zeit. Seine ganze Lyrik zieht wie ein Gewitter über die lachenden Gefilde Flemming's hinweg; die schöne Erde ist in bleifarbenes Dunkel versenkt, und der Himmel darüber drohend und schreckhaft in greller Beleuchtung. Es ist ein religiöses Gemüth, dem die neue Lehre allen milden Trost und Segen der Kirche genommen, und das daher nun zürnend an den Fesseln dieses Erdenlebens rüttelt, aus dem es sich ungestüm herausseht. Wir haben schon oben beim Drama dieses einsamen Dichters und namentlich seiner bedeutenden Lustspiele gedacht, die hiernach freilich mehr wie ein Werk der tiefen Weltverachtung als der Heiterkeit erscheinen. Und so bewährt sich an ihm wieder die alte Erfahrung, daß in solchen heftigen melancholischen Gemüthern Groll und Spott, Zorn und Lachen, Licht und Schatten dicht nebeneinander liegen.

Dieser Charakter führt uns von selbst zu einer zahmeren und abgeblaßten Spielart jener Weltverachtung: zu dem Königsberger Dichtervereine. Simon Dach (1605—1659) ist hier als der eigentliche Mittelpunkt und fast alleinige Repräsentant zu betrachten. Denn Heinrich Albert, Robert Roberthin, G. Mollus, Faber und Andere, gruppiren sich mehr nur als ein dilettantischer Freundeskreis um ihn her. Bei Allen aber ist es mehr oder minder eine Poesie von Kirchhofgedanken, die an pietistischer Hypochondrie dahinsiecht. Sie sangen einander mit Grabesliedern an, und glaubten die Zeit ihres Todes vorauszuwissen. Daß Dach wegen seines

fast einzigen völlig herzensfreudigen Liedes vom „Ännchen von Tharau“, das noch jetzt im Munde des Volkes fortlebt, von den Theologen verketzert und verleumdet wurde, finden wir ganz in der Ordnung, oder vielmehr Unordnung der confusen Ansichten. Verfänglicher aber und schwieriger war die Aufgabe, als er gegen dieselbe sterile Moral die Behauptung verfechten mußte, daß die Poesie überhaupt keine Lüge sei, was sie doch, wenn wir eben Flemming, Gryphius und Dach selbst ausnehmen, damals in der That geworden war.

Wo aber die Naturwahrheit fehlt, verfällt die Poesie nothwendig der Willkür, der grillenhaften Mode und einer fortlaufenden Reihe experimentirender Kunststücke, um die innere Lüge zu verdecken und zu beschönigen, gleich wie ja auch in der moralischen Welt eine Sünde die andere erzeugt. Und so war es denn auch der ersten schlesischen Schule ergangen. Ihre einzige Tugend zwar: die Reinlichkeit der Sprache ist geblieben, und hat diese Schule nach mannigfachen bösen Rückfällen, Irrungen und Mühsalen glücklich überlebt. Aber ihre Gelehrsamkeit, da sie anfing dumpfig zu werden, mußte durch immer höhere Schichten frischen Vorraths, ihr falscher Schmuck beständig durch neuen Brillantschliff ergänzt werden, und beides zusammen gab den weltberühmten Schwulst der zweiten schlesischen Schule. In das Restaurationsgeschäft hatten vorzüglich zwei Schlesier, Hofmannswaldau und Lohenstein sich getheilt. Hofmannswaldau, eigentlich nur Lyriker, übernahm es in seinen Madrigalen, Sonetten und Epigrammen, so wie in seinen „erotischen Heldenbriefen“, die alte Muse mit Pariser Schminkpflästerchen und dem Flitterstaat „verschärfter“ Beiwörter

lieblich herauszuputzen; während Lohenstein, den wir schon als Tragiker kennen gelernt, unter Stöhnen, Flüchen und wüthenden Exclamationen seinen sprichwörtlich gewordenen Bombast uns als Erhabenheit andonnern will, so daß schon Breitinger treffend von ihm sagte: „Der Dichter zankt bald in lauter Gleichnissen und Metaphern mit sich selbst, bald buhlt er um eine Schöne in Schwulst und Wahnwitz, bald erklärt er die Wunder der Natur in einem doctormäßigen Ernste, plötzlich geräth er in Verzückung außer sich, und fliegt über die Wolken, und im Augenblick fällt er wieder so tief, daß er mit kindischen Sprichwörtern, mit spitzfindigen Spielen und schiefen Gleichnissen ohne Maß um sich wirft. Die höchste Hitze und der höchste Frost wechseln bei ihm ab, das Zeichen einer äußerst verderbten Schreibart, wie der schwersten Krankheit im menschlichen Körper."

Beide mußten indeß, um die Sache einigermaßen pikant zu machen, noch ein drittes Ingrediens, das Opitz, Flemming und Gryphius noch nicht gekannt, zu Hülfe nehmen: das Obscöne in seiner unglaublichsten Rohheit und Nacktheit. Das plötzliche Umsichgreifen dieser Pariser Hofpest, die überdies hier noch plump und karrikirt erscheint, giebt uns einen schlimmen Begriff von der krankhaften Disposition der damaligen Bildung in den höheren Regionen der Gesellschaft, von denen beide Poeten fast abgöttisch verehrt wurden. Die große Lüge dieser Poesie überhaupt aber bezeugt der Umstand, daß Hofmannswaldau wie Lohenstein mitten in diesem Kloack von Unsittlichkeit ganz unangefochten einen sehr ehrbaren Lebenswandel führten, und daß z. B. in der Hofmannswaldau'schen Gedichtsammlung sich Schmuz und Geistliches dicht nebeneinander vertragen. Die Poesie war eben nur eine gelegentliche Spieluhr, die nach Belieben weggesetzt oder wieder

aufgezogen wurde, um bald ein Zotenlied, bald ein Kirchenlied künstlich abzuflöten.

So konnte es natürlicherweise nicht dauernd bleiben. Schon die vier Schlesier, Johann von Assig, Hans Assmann von Abschatz, Benjamin Neukirch und der jüngere (Christian) Gryphius, setzten einen merklichen Dämpfer auf die Lohensteinische Phrasenposaune, brachten es aber damit eben nicht weiter als zur bloßen Negation, zu einer fatalen nüchternen Art von juste milieu, das nun weder bombastisch, noch poetisch war. Entschiedener dagegen machte, wie im Roman, so auch hier Weise wieder Reaction, indem er sein „Natürelle" der Hofmannswaldau-Lohenstein'schen Unnatur keck entgegenstemmte. Hier wie dort aber führte dieses Ungenirte sehr bald zur Plattheit und zu einem vagen Dilettantismus, der einer Flut von handwerksmäßigen Gelegenheitsdichterlingen, wie Wenzel, Neumeister, Postel, Hunold ꝛc., unaufhaltsam alle Schleusen aufthat. Darüber entstand nun zwischen diesen und den Altschlesiern ein heftiges Gezänk, das indeß doch wenigstens die gelehrte Welt einigermaßen stutzig machte, und einen geistreichen Mann, Christian Wernicke veranlaßte, in seinen Epigrammen (Poetische Versuche in Ueberschriften 1697) beide Parteien unbarmherzig zu geißeln. Seine folgenden Verse geben noch immer die treffendste Ueberschrift jener ganzen Periode:

„Der Abschnitt? gut. Der Vers? fließt wohl. Der Reim? gedrückt.
Die Wort'? in Ordnung. Nichts als der Verstand verruckt."

Von jenen elenden Reimern sind, nebst Wernicke, nur noch Canitz und Günther auszunehmen. Friedrich Rudolf Ludwig Freiherr von Canitz (1654—1699) war ein nobler Charakter; dabei sprachenkundig, vielgereist, welterfahren, höfisch gewandt, eleganter Dilettant in allem ge-

lehrten Wissen, in Frankreich geschult und am Berliner Hofe wohlgelitten, kurz ein vollkommener Cavalier der damaligen Zeit. Als solcher konnte er weder den hausbäckigen Bombast Lohenstein's, noch die Unsauberkeiten Hofmannswaldau's, und am wenigsten die Weise'sche Ungeschliffenheit brauchen. Er hielt sich daher an's Ausland, an Boileau's Poetik, die er zuerst praktisch in Deutschland eingeführt. Er machte durch würdigere Haltung in Styl und Stoff die Poesie wieder courfähig, und auch für Damen lesbar, und galt lange für ein unübertreffbares Muster. Diese sprachliche und sittliche Reinheit ist aber auch sein einziges und höchstes Verdienst, und Gervinus bemerkt ganz richtig, daß selbst sein berühmtestes Gedicht auf den Tod seiner Doris, in welchem noch die Schweizer heftige und ungestüme Leidenschaften fanden, uns jetzt nur als ein trockenes Verstandeswerk mit gezirkelten und überlegten Reimen erscheine.

Ein entschiedenes und schroffes Gegenbild von Canitz ist der studentischwilde Schlesier Christian Günther, ein verfrühter Vorläufer der späteren Kraftgenies. Sein kurzer Lebenslauf (1695—1723) war ein beständiger Kampf gegen das Philisterthum jeglicher Farbe, in welchem er endlich verblutend erlag. Wie ein Renommist haut er in seinen Gedichten nach allen Seiten um sich, auf Hofschranzen, aufgeblasene Gelehrte, pedantische Pastoren und schlechte Poeten. „O lächerliche Zeit, ruft er aus, nimm zwei Peitschen in die Hand, sechs Schellen auf den Kopf und einen Fuchsschwanz, so zeigst du, was du bist: der andere Eulenspiegel." Er hatte das Recht, diese Zeit also anzufahren, denn er war aufrichtig, empfand, was er sang, und hatte ein tiefes Gefühl für Freiheit und Recht. Aber seine Stimme verhallte, da sein eigenes Leben wüst und ungezügelt war; er blieb weit über

die akademiſchen Jahre hinaus ein Wittenberger Student nach damaliger roher Weiſe bis zu ſeinem frühen Tode. Er hat darin Aehnlichkeit mit dem Romantiker Zacharias Werner, daß er, wie dieſer, überall ſich ſelbſt, ſeine Sünde und Reue, oft mit erſchütternder Wahrheit zum Gegenſtande ſeiner Dichtungen macht. Es iſt wahrhaft tragiſch, wie dieſer verlorene Sohn reumüthig zu ſeinem Vater zurückkehrt und immer wiederkehrt, bei ſeinem ewigen Seelenheil nur um Verſöhnung flehend. Aber ſein Vater war nicht der Vater des Evangeliums, der Sohn „ſollte den Bettel (die Poeſie) liegen laſſen und den Brodkorb anhängen", das konnte dieſer nicht, und ſo verſtieß er ihn ungehört in ſeiner höchſten Noth; da gab er verzweifelt ſich ſelber auf und ging zu Grunde. Günther iſt ein abſchreckendes Bild jener rathloſen Poeſie, die ihren rechten religiöſen Mittelpunkt verloren. Er erinnert daher allerdings häufig auch an unſere neueſten Genialitäten: er will die Welt reformiren, er will ſich und die Frauen vom gemeinen Sittenzwang befreien. Aber er thut es nicht aus bornirtem Hochmuth, er erkennt noch überall den böſen Dämon in ihm ſelbſt und ringt mit ihm; und dieſer durchaus ehrliche, aber glaubenloſe und mithin vergebliche Kampf macht ſeine Poeſie, wenn nicht äſthetiſch, doch pſychologiſch denkwürdig.

Es giebt einige Erſcheinungen der Poeſie, welche, wenngleich keine Erfindung der Reformation, doch in ihrer vorzugsweiſen Aufnahme und künſtleriſchen Vollendung der Reformation eigenthümlich ſind. Dahin rechnen wir das Lehrgedicht und die Satire, ſo wie die Sagen vom ewigen Juden und vom Fauſt.

Wir haben ſchon wiederholt das Uebergewicht des Ver-

standes über die Phantasie als das allgemein Charakteristische der reformatorischen Bewegung hervorgehoben und daß die natürliche Thätigkeit des Verstandes nicht productiv, sondern ordnend, mithin wesentlich erklärend und lehrhaft sei. Das Lehrhafte hat allerdings auch schon im Mittelalter sich häufig geltend gemacht. Im Grunde ist selbst Wolfram von Eschenbach's Parcival ein Lehrgedicht im höheren Sinne, indem es die geistige und religiöse Bedeutung des Ritterthums darzustellen strebt, nur mit dem wesentlichen Unterschiede, daß hier das religiöse Geheimniß von der Phantasie aufgefaßt und, wunderbar wie es ist, auch als ein Wunder gestaltet wird. Nachdem aber das Wunderbare der Religion in dem neuen Geschlecht immer mehr verblaßt, und fast nur die moralische Seite derselben zurückgeblieben war, so entstand aus dieser vorherrschend verständigen Religionsansicht jetzt die modern didaktische Poesie.

Wir übergehen natürlicherweise gänzlich die schon oben berührte täppische Lehrhaftigkeit, welche die Poesie zu einer Trivialschule der sogenannten Realien zu machen beflissen war, wie z. B. Lohenstein in seinem Arminius und dessen redselig gelehrte Zeitgenossen zu allgemeinerer Belustigung der Nachwelt gethan; wir meinen hier lediglich das moralische Eingehen auf Seelenzustände, auf Sitten, Mißbräuche und Gebrechen des geselligen Lebens. Es versteht sich jedoch von selbst, daß ein solcher Uebergang vom Wunderbaren zum Praktischen, wie die Reformation selbst, nicht plötzlich eingetreten, sondern schon längst allmählich verbreitet war. Bereits aus dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts besitzen wir den hierhergehörigen welschen Gast des Tomasin von Zirclaire, und vom Jahre 1229 die, vermuthlich von Walter von der Vogelweide verfaßte Bescheidenheit

des Freidank, eine Sammlung didaktischer Sprüche, welche damals die weltliche Bibel genannt wurde, so wie den Winsbeke und die Windsbekin, Unterweisungen eines Vaters an seinen Sohn, und einer Mutter an ihre Tochter. Am schärfsten aber wird jener Uebergang durch den 1300 verfaßten Renner des Hugo von Trimberg, eines bambergischen Schullehrers, bezeichnet. Hier fühlen wir in der moralischen Krankheit der Welt, welche belehrend geheilt werden soll, schon immer deutlicher alle Symptome der nahenden Reformation. Das Hauptthema dieses ziemlich willkürlich und verworren, wie ein durchgehender „Renner", hin- und herfahrenden Gedichts ist nämlich der „Graß", d. h. die Unersättlichkeit, Maßlosigkeit und Hoffart der Zeit. Jeder fühlt sich beengt und unzufrieden, jeder will über seinen Stand, Beruf, mit Einem Wort: über sich selbst hinaus, weil mit dem weichenden religiösen Glauben die Demuth und innere Genüge abhandengekommen. Da giebt es keine Autorität mehr, als den subjectiven Eigenwillen, das Kind ist schon altklug, der Schüler will den Lehrer, der Laie die Kirche meistern. Als Arcanum dagegen aber wird einzig und allein die Bibel, und zwar lediglich die praktische Moral derselben verordnet, und dabei auf den allerdings mitverderbten Klerus schon weidlich geschimpft. Kein Wunder daher, daß dieser Renner während der Reformation der beliebteste Tummelgaul des Volkes wurde, und noch lange nachher geblieben ist. Wie sehr indeß bei dieser blos praktischen Weltansicht die Poesie zu kurz kam, zeigt schon eine gelegentliche Aeußerung Trimberg's selbst: „daß ja doch der Esel mehr nütze, als die schönsingende Nachtigall." — Denselben Charakter hat eine Menge anderer didaktischer Dichtungen jener Zeit, als das Buch der Tugend von Hans Vintler, die Gestirne, das Schachzabelbuch und

die weisen Meister. Uebrall ist es vorzüglich der Hochmuth der Zeit, welcher bekämpft wird, aber nicht mit den blanken Waffen der Religion, sondern durch menschliche Vernunft und eine gewisse moralische Lebensklugheit bekämpft wird.

Alle diese Schriften waren weit verbreitet, und wurden vom Volke wahrhaft verschlungen. Fragen wir aber nun nach der eigentlichen Wirksamkeit dieser Volksschule, so giebt uns darauf der nicht allzufern liegende Bauernkrieg, die sittliche Fäulniß und Zerfallenheit, die uns Hans v. Schweinchen in seinen Denkwürdigkeiten schildert, und endlich die Bestialität des dreißigjährigen Krieges eine furchtbare Antwort. Und das konnte auch nicht anders sein; denn es ist nur ein bequemer und daher sehr beliebter Quietismus, von solcher verständig moralisirenden Richtung mehr Heil erwarten zu wollen, als von den Schrecken der alten ascetischen Ansicht der Kirche. Ohne Zweifel wurde durch jene Schriften die moralische Intelligenz im Volke gesteigert. Aber die Intelligenz für sich und wo ihr nicht eine gleichstarke Willenskraft zur Seite steht, ist gar nichts werth, weil sie nirgend lebendig an die Tiefe des Gewissens reicht. Das thut allein die Gottesfurcht, die ohne Demuth und Liebe, diesen rechten Werkmeisterinnen der Tugend, undenkbar ist.

Es ist natürlich, daß mit jener lazeren Betrachtungsweise allmählich an die Stelle des Gewissens die bloße moralische Scham treten mußte, eine Art geistiger Polizei, mit der man sich gelegentlich vor der Welt wohl abzufinden weiß; und eben so natürlich, daß hiernach die Sünde nicht als absolutes Uebel, sondern vielmehr nur als vor der Welt verächtlich und lächerlich dargestellt wurde, welches letztere aber, eben die eigenthümliche Aufgabe der Satire ist. Nur bei bedeutenden Störungen der ursprünglichen harmonischen Bil-

dung, durch tiefgreifende Gegensätze des gesammten inneren Lebens wird die Satire und in höherer Potenz der Humor erzeugt. Denn wenn das Leben in seinen Fundamenten erschüttert, hier ein Pfeiler, dort eine Klammer willkürlich herausgerissen ist, da sinkt das ganze Gebäude nach, wird windschief und folglich lächerlich. Die Satire ist daher immer komisch, das Komische, sehr verschieden von harmloser Lust, immer auch satirisch, gleich wie ja auch schon bei den Alten die komische Maske eine Satire des menschlichen Angesichts war. Hiernach ist es aber sehr begreiflich, wie grade zur Zeit der Reformation die Satire zur höchsten Blüte und fast ausschließlichen Herrschaft gelangen mußte. Denn die Reformation hatte eigentlich das ganze Leben gegensätzlich gemacht und ein Chaos miteinander ringender Elemente entbunden: geistige Ansprüche, denen die menschlichen Kräfte nie und nirgend gewachsen sind, und übermüthige Kräfte, die den rechten Mittelpunkt und mithin ihr Ziel verloren; höhere Intelligenz bei tiefster sittlicher Verwilderung, und altnationale Erinnerungen mitten im verwüstenden Sturm der Neuerung. Alle diese schroffen und an sich unversöhnlichen Gegensätze hat die damalige Satire mit oft ergreifender Wahrheit treu und scharf erkannt und gezüchtiget, und sie hatte ein vollkommenes Recht daran. Anders dagegen verhält es sich mit ihren bis zum Ueberdruß und Ekel wiederholten Angriffen gegen die Kirche. Die heiligen Dome waren im Laufe der Jahrhunderte vom gemeinen Markt des Lebens mannigfach umbaut und verunziert; aber die Kirche war und blieb unerschüttert in ihren ewigen Pfeilern. Nur der Augenpunkt, die ganze Weise sie anzusehen, war ein anderer und schief geworden. Diese Satiren schildern daher wider Wissen und Willen in der That nur ihre eigene Ohnmacht des Glaubens,

nicht die Kirche, wie sie wirklich war und noch heute ist, sondern wie sie unter dem verschobenen Gesichtswinkel ihrer Zeit erscheint. Diese bittere Selbsttäuschung wird z. B. bei dem größten deutschen Satiriker jener Zeit, bei Fischart, auch in anderer Beziehung klar. Die alten Heldenlieder und nationalen Epen sind ohne Zweifel für alle Zeiten groß und schön; und dennoch, bei der gänzlich veränderten Weltansicht, findet sie Fischart nur lächerlich und spottwürdig. Aehnliches sehen wir in des unsterblichen Cervantes Don Quixote, nur daß hier das scheidende Ritterthum als der eigentliche und unverwüstlich poetische Hintergrund noch überall tragisch hindurchleuchtet.

Wir wollen versuchen, diese allgemeine Charakteristik nun an den hervorragendsten Repräsentanten mit wenigen Worten etwas specieller auszuführen.

Bei Sebastian Brant (1458— 1521) ist die Satire gleichsam noch nicht fertig, sie ringt hier noch mit ihren ursprünglichen und ungeschiedenen Grundelementen; das Didaktische ist vorwaltend, und daher die Komik noch etwas trocken und knapp. Aber auch der Humor taucht bereits auf, wenn der Dichter, nachdem er in seinem berühmten „Narrenschiff" die Geiznarren, Putznarren, Ehrnarren und alten Narren ꝛc. glücklich untergebracht und jedem seine Kappe zugeschnitten hat, sich selbst nun als Büchernarr an die Spitze der Schiffsgesellschaft stellt. Brant steht noch wesentlich auf dem alten ascetischen Boden; ja er trifft recht eigentlich den Nagel auf den Kopf, wenn er von seiner Zeit sagt: „Jeder dünkt sich nur allein weise und allein gut, trachtet wohl bei andern zu löschen, da es bei ihm selber brennt, stößt sich, selbst ein Narr, an andern; strebt eigenrichtig immer nach etwas Besonderem und sucht alleinklug Wege, wo keine sind. Rath

hören ist jetzt verschmäht, unbedacht stürzt sich jeder — und das ist aller Narren Gebrauch — nach dem Neuen und immer Neuen." — Geiler von Kaisersberg trug daher auch kein Bedenken, das „Narrenschiff" als Text seiner berühmten Predigten aufzunehmen. Dabei ist aber dennoch Brant selber dem Neuen verfallen: er baut zur Vergebung der Sünden nicht mehr auf die Barmherzigkeit Gottes und die Fürbitte Maria's, sondern setzt Alles auf eine vernünftige Selbsterkenntniß, die sich allein selbst helfen soll, und weist zu diesem Zweck gelehrt von den Heiligen auf die Beispiele der alten Heiden, auf Penelope, Lucretia, Plato und Sokrates.

Bei weitem schärfer, rücksichtsloser, ja häufig roh und grausam, schneidet Brant's Zeitgenosse, der Franziskanermönch Thomas Murner, in das wilde Fleisch seiner Zeit, deren echter Sohn er doch selber in seiner Maßlosigkeit, in seinem Trotz, hochmüthigem Selbstgefühl und unstätem Wesen sein Lebenlang geblieben ist. Aber man würde sehr irren, wenn man — wie aus oberflächlicher Unkenntniß oder Parteivorurtheil häufig geschehen — in der Gewaltsamkeit dieser wilden Natur nichts als rohe Klopffechterei erkennen wollte. Denn ganz abgesehen von seinem für alle Zeiten eminenten satirischen Talent, womit er an schlagendem Witz und Unmittelbarkeit lebendiger Darstellung, kurz in Allem, was die Satire poetisch macht, Brant hoch überragt; so geht auch durch sein ganzes Treiben und Uebertreiben ein fast tragisch-finsterer Zug ernster Ueberzeugungen. Grell wird sein ungestümer Charakter von den neuen Ansichten, die seine Weltverbesserung in Aussicht stellen, unwiderstehlich mit fortgerissen; er ficht in seiner „Narrenbeschwörung", in seiner „Badenfahrt", „Gäuchmatte", „Schelmenzunft" und „Mühle von Schwindelsheim" gegen alles Verrottete, er wird ins

besondere mit der Scheinheiligkeit der falschen Mönche handgemein, ja er übersetzt sogar Luther's Schrift von der babylonischen Gefangenschaft in's Deutsche. Als er aber nach und nach erkannt, wo das Alles eigentlich hinauswill, schreibt er 1522 sein Buch „Von dem großen lutherischen Narren, wie ihn Dr. Murner beschworen hat", das speciell gegen Hutten's destructives Gebahren gerichtet ist, und welches Vilmar mit Recht die bedeutendste satirische Schrift auf die Reformation überhaupt nennt, die jemals erschienen sei. So zieht dieser ruhelose Geist mitten in der großen Revolution überall ingrimmig die Sturmglocke der Gegenrevolution.

Mit Johann Fischart (gest. 1589) tritt endlich die Satire selbständig und in einer seitdem noch unübertroffenen Vollendung auf. Auch Fischart beginnt, um sich nach damaligem Brauch die Sporen zu verdienen, mit einem Ritterzuge gegen die Kirche. Dahin gehören namentlich sein „Nachtrabe", „der Barfüßer Kuttenstreit", „der Bienenkorb des heiligen römischen Immenschwarms, seiner Hummelszellen oder Himmelszellen, Hurnaußnester, Brämengeschwür und Wespengetös" und „das vierhörnige Jesuitenhütlein" wider die „Jesuwider, die Schüler des Ignatz Lugiovoll, die Sauiter, Götzsuiter" u. s. w — Immer deutlicher erweist sich hier überall die Satire als die eigentliche Poesie des Verstandes; ja seine „Flohhatz" ist ein Rechtshandel zwischen den Flöhen und Weibern in vollständig processualischer Form. In seinem wichtigsten Werke aber, in dem durch Rabelais' Vorgang veranlaßten „Gargantua und Pantagruel" sehen wir das seltsame Ringen jener einstürmenden Gegensätze des Lebens, das wir vorhin als den eigentlichen Grund der Satire hervorgehoben. Altes und Neues, Zorn und ausgelassene Lustigkeit, Härte und Zartsinn, Wahrheit und trotzige Selbstverblendung,

Es ist eine Weltausstellung, ein ungeheurer Rummelschauz menschlicher Charaktermasken, wo die auf das abenteuerlichste verkappten Gedanken und Wortlaute bunt durcheinanderwirren; ein fast betäubendes Summen, Zischen, Schnarren, Flüstern, Necken, Stoßen und Drängen, in welchem der Meister wie ein Magier waltet, der die Kobolde, die er heraufbeschworen, mit seiner heiteren Zauberformel gar wohl zu beherrschen weiß. Auch versäumt der Dichter nicht, selbst zuweilen auf den Ernst zu deuten, der hinter diesem tollen Spuke lauert. „Wenn meinst du aber," sagt er, „du mein kurzweiliges Geschöpf, daß dies vorgespielte, vorgetrabte, vorgelaufene an- und vorgebaut werde? Gewiß zu nichts Anderem, als daß du, mein Jünger, und etliche andere deiner Mitnarren nicht gleich nach dem äußeren betrüglichen Schein urtheilen lernet — so will sich auch gebühren, daß man die dieß Büchlein recht eröffne und dem Inhalt gründlich nachsinne, so wird sich befinden, daß die Spezerei darin von mehrerem und höherem Werthe ist, als die Büchse von außen anzeigt und verheißet, das ist, daß die fürgetragene Materie nicht so närrisch und auf der Abweise geschaffen, wie die Ueberschrift vielleicht möcht fürwenden." — Fischart dürfte wohl vor Allen auf sich selber anwenden, was Brant von den satirischen Schriftstellern überhaupt gesagt: „Der Schreiber ist wie der Reiter, er nimmt heimlich, wie jener öffentlich, mit der Feder, was jener mit der Lanze, der eine wagt seinen Leib in's Trockene und Nasse, der andere seine Seele in's Dintenfaß."

Was Fischart künstlerisch zu einer Weltsatire verarbeitet, hat Hans Michael Moscherosch in seinen „Gesichten Philander's von Sittewald" eigentlich nur beschrieben. Denn was darin Satire heißen soll, erdrückt größtentheils in einem

Wust von lateinischen Versen, ausländischen Phrasen und einer a la mode Gelehrsamkeit, gegen die er seltsamerweise doch selbst zu Felde zu ziehen vorgiebt. Dagegen ist die in demselben Buch enthaltene und später von Arnim in seinem Wintergarten zu einer Novelle benutzte, überaus lebendige Schilderung des „Soldatenlebens" im dreißigjährigen Kriege von grauenhafter Naturwahrheit und ein unvergängliches Denkmal menschlicher Verwilderung.

Goethe sagt irgendwo, daß sich unsere Zeiten mehr und mehr zur Wiederbelebung der Verhältnisse in Hutten's Zeiten schicken — und der alte Seher hatte Recht. Ulrich von Hutten (1488—1523) ist ein Vorbild unserer heutigen jugendlichen Weltverbesserer, denen nur seine Kraft und sein Talent fehlen, um es ihm gleichzuthun. Hutten stand vollkommen auf der Höhe der Bildung seiner Zeit; und doch blieb er, weil dieser Bildung trotz aller christlichen Phrasen das Christenthum mangelte, sein ganzes Leben hindurch ruhe- und rathlos, ein verlorener Schiffer, ohne Steuer und Compaß in's Ungewisse treibend. Die Gelehrsamkeit befriedigte ihn nicht, die Poesie freute ihn nicht, seine Religion war die Politik, und die Politik seine Poesie; er griff mit ungestümer Hast nach den Zügeln des Weltlaufs, ohne jemals sich selber zügeln zu können. Als Jüngling der stillen Klosterzucht eigenmächtig entronnen, dann von Armuth, Noth und Elend von Land zu Land verfolgt, endlich durch einen Herzog von Würtemberg, der seinen Vetter ermordet, auf das äußerste gereizt, athmet er in seiner ersten Polemik nur Haß und Rache. Der geistreichste und großartigste Demagog Deutschland's, stachelt er nun mit allen damals noch unverbrauchten Künsten das Volk, und identificirt seine persönliche Schmach mit der Schmach der Nation, die Genugthuung verschaffen soll. Er stellt sich

überall als Märtyrer dar, während ihm doch die gemeine Meinung als sichere Leibgarde beständig zur Seite stand, er giebt vor, Alles nur um Gottes und des Volkes willen zu thun, sich überall von dem brennenden Ehrgeiz, der ihn verheerte, reinwaschend; und wußte doch recht gut, daß in jener Zeit nur auf diesem Wege Weltruhm zu erwerben war. Da sich jedoch dieser Gaul, trotz aller Sporen, dem Ungeduldigen sehr bald noch zu flau und träge erwies, so schlägt er sich jetzt plötzlich zu dem, bisher von ihm tiefverachteten Adel. Ritter und Städte sollen als ein Mann zusammenbrechen, Abfall von Kaiser und Reich und Tyrannenmord sollen unter so dringenden Umständen erlaubt sein, und die Gebildeten mit dem Schwerte Wahrheit und Freiheit erzwingen. Aber wahr soll nur sein, was er und seine gelehrten Gesellen als Wahrheit octroyirt, und Freiheit nur die blutige Zertrümmerung der Kirche. So wühlte Hutten unablässig den Abgrund auf, in welchem er selbst zuletzt einsam und thatenlos untergehen sollte; denn es ist die Art solcher Zeit, daß sie, wie Kronos, ihre eigenen Kinder verschlingt. Hinter ihm aber kam die Anarchie, sein glänzend kriegerischer Vorgang hatte die Leidenschaften entfesselt, und durch den einmal geöffneten Damm brach nun eine trübe Flut von Pasquillen, Spottliedern, Pamphleten und Flugschriften in's Land, die sämmtlich die Kirche mit Koth bewarfen, und von deren Schmutz und Rohheit sich jeder Unbefangene nur mit Verachtung und Ekel abwenden kann.

Auch ein uraltes Gedicht mußte dem neuen Tage folgen, der ursprünglich deutsche Reinhart oder Reginhart (der kluge Rathgeber), nachdem er lange in Frankreich umhergeschweift und endlich über die Niederlande wieder zu uns heimgekehrt ist, hat sich allmählich in den modernen Reineke Fuchs

verwandelt. In dem alten Thiergedicht ist es das deutsche Naturgefühl, die Freude an Wald und Feld und ihren Bewohnern, Reinhart, Isengrim und Brun; der geheimnißvolle Geisterblick der Thierwelt, der unwillkürlich an das verborgene Thier im Menschen mahnt. Im Reineke Fuchs dagegen meistert der Verstand die phantastische Sage, und kehrt fast wie die prosaische Auflösung einer Gespenstergeschichte, das alte Verhältniß gradezu um. Die geselligen Zustände der Menschen treten aus der Wildniß immer deutlicher und aufdringlicher in den Vordergrund, und werden mit Absicht und Bewußtsein in der Thierwelt abgespiegelt, und das alte harmlose Epos macht zeitgemäß Opposition gegen Hof und Kirche. Hier ist die Lebensklugheit des alleinseligmachenden Subjects, ein Machiavellismus der Revolution der eigentliche Nerv des Ganzen.

Nun sieht, bei dieser Wendung der Anschauungen mußte nothwendig das Epische immer mehr in Allegorie übergehen, und so entstand nun das allegorisch-satirische Thiergedicht und die Fabel, wo die Thiere eben nur noch maskirte Menschen sind. Unter diesen neuen Thiergedichten behauptet, außer der schon erwähnten „Flohhatz" des Fischart, der Froschmeuseler von Georg Rollenhagen, unter den Fabeln die des Erasmus Alberus und des Burkard Waldis durch Frische und Lebendigkeit der Darstellung bei weitem den ersten Rang. Endlich aber fällt dieser kecke Heereszug gegen die Narrheit der Welt, da er immer matter und kurzathmiger wird, in bloße Anekdoten und Sittensprüche auseinander, wie bei Zinkgreff, oder er spitzt sich zu einzelnen Epigrammenpfeilen, wie bei dem in seiner Art vortrefflichen Logau.

Wir haben oben, außer der Satire, noch zwei andere poetische Gestalten, den ewigen Juden und den Faust, als eigenthümliche Geistererscheinungen der Reformation bezeichnet. Der ewige Jude geht zwar sagenhaft schon im 13ten Jahrhundert um, aber erst jetzt wurde er persönlich in den engeren Kreis der Dichtung aufgenommen; ja man will den unheimlichen Gesellen in der Mitte des 16ten Jahrhunderts im nördlichen Deutschland und namentlich in Hamburg leibhaftig gesehen haben. Ein solches Wiederbeleben und Fixiren eines so ungewöhnlichen Stoffes ist aber nirgend blos zufällig, sondern jederzeit das Product der herrschenden Volksstimmung. Es konnte nicht fehlen, das eigenwillige Lossagen von der Kirche mit seinen Ausschweifungen, seinem Hohn und Frevel, mußte in ernsten Gemüthern, wie trotzig sie sich auch äußerlich stellen mochten, ein Gefühl der Schuld erwecken, und unwillkürlich an den Hartherzigen erinnern, der einst gegen das Kreuz protestirt, es verspottet und verspieen hatte, und nun von der rächenden Hand Gottes ewig ruhelos bis zum jüngsten Tage von Land zu Land getrieben wurde. In dieser Bedeutung ist unverkennbar der düstere alte Mahner mit dem feurigen Kreuzeszeichen an der Stirn aufgefaßt, und ein Symbol jener heimlichen Volksschauer geworden.

Noch unmittelbarer aber hängt die Sage vom Faust mit dem reformatorischen Geistesumschwunge zusammen, ja sie ist bekanntlich erst in dieser Zeit entstanden. Mag immerhin, was nicht mehr zu bezweifeln, ein Schwarzkünstler Faust wirklich gelebt, und die Nachwelt ihn, wie den Eulenspiegel mit allen Volksschwänken, nachträglich mit allen früheren Zauberkunststücken des Albertus Magnus, Teutonius, Scotus u. s. w. ausgestattet haben; der Faust der Sage ist dennoch der eigentliche Typus der damaligen Seelenzustände. Es ist

faſt unglaublich, wie dieſe Sage neuerdings von manchem ſonſt ſo verſtändigen Literarhiſtoriker als Polemik gegen den Papismus und deſſen „zu großen Gebrauch der Vernunft in Glaubensſachen" bezeichnet werden konnte. Der Fauſt iſt vielmehr grade der Repräſentant der reformatoriſchen Heiligſprechung der menſchlichen Vernunft, des ſchon in den Satiren als Signalement der Zeit bezeichneten „Fraßes", jenes unerſättlichen Hochmuths des Verſtandes, der, nur an ſeine eigene Unfehlbarkeit glaubend, ſich mäkelnd und willkürlich meiſternd über die Offenbarung ſtellt und ſich ſelbſt erlöſen will, dem der in ſolchen Kataſtrophen doppelt geſchäftige Lügengeiſt unbedingte göttliche Freiheit vorſpiegelt, und der endlich, da der ſtrenge Himmel verſchloſſen und die falſche Erdenluſt vergänglich iſt, ſich in dämoniſcher Ungenüge mit ſeinem Herzblut dem Teufel verſchrieben. Es iſt ganz charakteriſtiſch und treffend, daß der Fauſt hier als vagabondirender Hofnarr allerlei lächerliche Zauberpoſſen treibt, die ihn im Grunde als einen thörichten Tanz erſcheinen laſſen, durch ihren Gegenſatz aber den dunklen Hintergrund des Ganzen nur um ſo ſchauerlicher hervorheben. Erſt ſpäter, nachdem man jenen noch etwas kindiſchen „Fraß" philoſophiſch aufgefüttert und ausgebildet hat, iſt die volle Bedeutung der Sage, die ganze furchtbare Tiefe dieſes Seelenabgrunds mit ſeinen gripenſtiſchen Zacken und Spitzen und ſchadenfroh nickenden Irrgeiſtern wahrhaft künſtleriſch beleuchtet worden. Doch dies ſpielt ſchon in eine andere Phaſe unſerer Poeſie hinüber, wo wir noch einmal auf den Fauſt zurückkommen wollen.

Ein anderer Zweig der poetiſchen Literatur, der ebenfalls dem inneren Bedürfniß der Reformation ſeine beſondere Pflege

und Verbreitung zu verdanken hat, ist das neuere Kirchenlied. Daß die Poesie, nicht nur als allgemeine Weltkraft, sondern auch als specielle Kunst, sich, gleich der Baukunst, Plastik und Malerei, mit der Religion sehr wohl verträgt, bezeugen die epischen Dichtungen Wolfram's von Eschenbach, und in engeren, mehr kirchlichen Kreisen die wundervollen und unvergänglichen Hymnen der alten Kirche, wie: Dies irae, Stabat mater etc. Allein das eigentliche Kirchenlied ist, seinem Wesen nach, durchaus populär, es ist das auf die göttlichen Wahrheiten und die christliche Gemeinde angewandte Volkslied. Es muß daher, um wahrhaft wirksam zu sein, gleich dem weltlichen Volksliede, auf dem allgemeinen Bewußtsein des Volkes ruhen, und von diesem selbst, nicht von Gelehrten und Theologen für das Volk gedichtet werden. So sehen wir denn auch wirklich schon sehr früh aus dem kirchlichen Kyrie eleison die sogenannten „Leisen" entstehen: deutsche geistliche Lieder, die bei Bittgängen, Kirchweihen, Processionen und Wallfahrten vom Volke gesungen wurden; und den heiligen Bernhard begrüßten und begleiteten auf seiner Reise durch Deutschland überall jubelnde Volkslieder. Ja selbst jene lateinischen Kirchengesänge waren, gleich dem heiligen Meßopfer, ihrer Bedeutung nach Allen verständlich und mit dem Volksglauben lebendig verwachsen. Und an diese organischen Vorgänge hatte denn auch das protestantische Kirchenlied, zum Theil durch Uebersetzungen oder Umarbeitungen der alten Hymnen, sich ursprünglich angeschlossen.

Zwischen beiden war und blieb jedoch auch hier der durch die Reformation bedingte Grundunterschied von objectiver und subjectiver Auffassung. Die alte Hymnik ist ganz objectiv, sie feiert, wie Vilmar richtig bemerkt, die Thaten Gottes, die Schöpfung, Erlösung und Heiligung an und für sich, ohne

auf die Wirkung dieser göttlichen Thaten im Herzen der Menschen einzugehen. Das protestantische Kirchenlied dagegen wählt grade diese Wirkung, die Empfindungen des menschlichen Herzens bei jenen göttlichen Geheimnissen zu seinem Hauptgegenstande, indem es dieselben auf die individuelle Erfahrung der Gnade bezieht. Man könnte in formeller Hinsicht die großen, kühnen und allgemeinen Züge der Hymnik mit dem Freskogemälde, das neue Kirchenlied mit dem Genrebild vergleichen. Die mehr häusliche Innerlichkeit des letzteren machte die geistliche Dichtung allerdings lyrischer, und folglich volksmäßiger, baute aber auch nothwendig die Brücke zur subjectiven, mehr oder minder willkürlichen Abweichung und Profanation.

Jeder Krieg, weil er das Hauptheminniß aller Poesie: die Gleichgültigkeit bricht, hat etwas Aufregendes, jugendlich Frisches, und die Reformation war in ihrem Ursprunge ein Krieg gegen die Kirche. In jedem Kampfe aber ist der angreifende Theil bei weitem im Vortheil über den angegriffenen. Daher sehen wir bei den Neugläubigen die stürmische Begeisterung des Eroberers, bei den Katholischen dagegen plötzlich einen momentanen Stillstand und die bloße Abwehr der Vertheidigung, die niemals populär ist. Die ersten protestantischen Kirchenlieder sind schöne Kriegslieder, mitten im Getümmel der Geisterschlacht oder in Zeiten der Noth auf nächtlicher Runde und Feldwacht erfunden, voll männlicher Zuversicht im Glück und Unglück, und alle ohne Gesang kaum denkbar. Auch hier hat Luther's heldenhafte, durchaus volksmäßige Persönlichkeit und hinreißende Sprachgewalt mit seinem: „Eine feste Burg ist unser Gott" die Bahn gebrochen. Er selbst fügte seinen Liedern die Melodieen bei; und wie in prophetischer Ahnung der unmelodischen Zukunft, sagt er:

„Ich bin nicht der Meinung, daß durch's Evangelium alle Künste zu Boden geschlagen werden und vergehen, wie etliche Abergeistliche vorgeben, sondern ich wollte alle Künste, sonderlich die Musica, gern sehen im Dienste deß, der sie gegeben und geschaffen hat."

Schon außerhalb des unmittelbaren Kampfplatzes stehen **Paul Gerhard** und der ihm nahverwandte **Johann Franke**. Der Grundton von Gerhard's Liedern ist die Siegesfreudigkeit. Kein Dichter vor oder nach ihm hat mit solcher einfachen und tiefen Innigkeit eben das ausgedrückt, was wir vorhin als die eigentliche Bedeutung und Aufgabe des protestantischen Kirchenliedes bezeichneten: die subjective Wirkung der göttlichen Wahrheiten auf das menschliche Gemüth, die stille Einkehr in sich selbst, und er durfte wohl von sich sagen: „fröhlich ist, was in mir ist." Aber diese liebenswürdige Frömmigkeit beruht lediglich auf der Intensität der gläubigen Empfindung, die überall nur eine individuelle Gabe ist. Wir sehen daher die in sich begnügte Sicherheit und Heiterkeit Gerhard's schon bei **Simon Dach** in leise Wehmuth und elegische Klagen über den schroffen Gegensatz des irdischen Lebens ausgehen. Bei heftigeren Gemüthern endlich bricht diese innere Ungenüge in finstere Schwermuth, ja erschütternde Verzweiflung aus. So will **Andreas Gryphius** wie mit feurigem Schwert den Himmel stürmen. In seinen „Kirchhofsgedanken" und „geistlichen Oden" ringt er fast grauenvoll mit der Welt, aus Sturm und Schiffbruch, Todesangst und Sterbensnoth nach der Sonne der göttlichen Erlösung, und preist die schmerzenreichen Streiter glückselig, die, ihre Brüste schlagend und ihr Haar raufend, hienieden Thränen säen, um dereinst, wenn der Frost wird schwinden und die Felder prangen, in höchster Lust und ohne Trübsal

zu lachen, und nach der Flucht der Jammertage die Frucht der Saat zu ernten.

Allein die Reformation war keine von den Jahrhunderten getragene Tradition, sie appellirte an ein angebliches reines Urchristenthum, das jedenfalls so weit über alle lebendige Volkserinnerung hinaus lag, daß die ganz neue Errungenschaft erst schriftmäßig beglaubigt und systematisirt werden mußte. Ueberdies wußte das Volk, das, je nach der Laune seiner weltlichen Herrschaften, bald katholisch bleiben, bald protestantisch, bald wieder katholisch werden sollte, am Ende gar nicht mehr, woran es war. So kam die Sache nothwendig immer mehr in die Hände der Theologen und Gelehrten, die jederzeit die besondere Gabe haben, Alles unpopulär zu machen. Die protestantische Theologie gerieth nun ihrerseits selbst in die anfängliche ungünstige Lage der katholischen Partei, in die ängstliche Absperrung und Abwehr nicht nur gegen die Kirche, sondern auch gegen ihre eigenen abgezweigten Sekten der Reformirten Wiedertäufer u. s. w.; und mußte in dieser Isolirung um so gewisser und rascher verknöchern, da sie wesentlich auf der Negation beruhte, welche in sich kein Organ lebendiger Regeneration besitzt. Aus demselben Grunde mußte auch die geistliche Dichtung dasselbe Schicksal theilen, je sorgfältiger und eigensinniger sie alles Poetische der Kirche: die Legende, die Verehrung Maria's und der Heiligen, die Schrecken des Fegefeuers ꝛc. als abergläubische Gräuel von sich ausschied. Da kamen die langweiligen Evangeliendichtungen, Reimereien von Bibelstellen, Psalter und gereimte Sonntagsepisteln, von Michael Weiß bis Lobwaßer. Man eiferte zelotisch gegen den frommen Gerhard, weil er seine Lieder bei einer Pfeife Taback gedichtet, und verketzerte Simon Dach wegen seines schönes Liedchens auf „Aunchen von

Tharau." Alles wurde jetzt unsingbar, gereimte Theologie, mehr oder minder eine orthodoxe Tendenzpoesie, welche sich, wie alle vorwaltende Tendenz, am allerwenigsten mit dem Volksliede verträgt. Aber außerdem war grade diese Tendenz auch mit dem Gange der Zeit überhaupt unvereinbar. Man wollte einerseits die göttlichen Geheimnisse mit dem Verstande beweisen, was an sich unmöglich ist und jedenfalls allen Glauben, als einen überflüssigen Luxus aufhebt, da man nicht glauben kann, was man schon weiß. Oder man sollte andererseits blindlings auf den Buchstaben der Bibel schwören, was wiederum dem ganzen Sinne der Reformation offenbar widersprach. „Denn „der wahre Lutheraner, sagt Lessing, will nicht blos bei Luther's Schriften, er will bei Luther's Geiste geschützt sein; und Luther's Geist erfordert schlechterdings, daß man keinem Menschen in der Erkenntniß der Wahrheit nach seinem eigenen Gutdünken fortzugehen hindern muß."

Das Kirchenlied aber, dem man auf diese Weise die Theologie untergeschoben hatte, bei der es nichts mehr zu singen fand, ging daher lieber ganz aus der Kirche in's Haus, von der Religion zur bloßen Moral über. Es entstand nun eine Unzahl von Morgenliedern und Abendsegen, Lieder beim Trunk, Lieder für Schwangere, für Reiter, für Mägde beim Schüsselwaschen, für die Handwerker auf der Wanderschaft und in der Werkstatt, worunter z. B. eine einzige dieser Sammlungen: „Des geistlichen und evangelischen Zion's neue Standeslieder", nicht weniger als 147 Lieder für Amtsschreiber, Barbiere und Bauern enthält. Diese Lieder, da sie sich so populär machten, entlehnten denn auch häufig vom weltlichen Volksliede nicht nur Melodie und Liederanfänge, wie „O Welt, ich muß dich lassen", „herzlich thut mich verlangen",

„Ach Gott, wem soll ich's klagen". „Ein Fräulein zart" u. a., sondern selbst einen großen Theil des Textes; z. B. „Gassenhauer, Reuter- und Bergliedlein, christlich moraliter und sittlich verändert durch Herm. Heinrich Knausten. 1571", oder: „Nye christlike Gesenge unde Lede up allerlei ardt Melodien der besten olden dudeschen Leder dorch Herm. Vespasium, Prediger tho Stade. 1572." In einer von ihnen, Bartholomäus Ringwald aus Frankfurt a. O., wird so cordial, daß er in einem seiner Lieder Gott fragt, warum er denn sein Angesicht so mit Plundern bedecken wolle, und ihn als ein Mann mit schrecklichen Gebärden anlaufen, er solle doch die Nebelkappe abnehmen u. s. w.

Gegen diese Verweltlichung, so wie gegen jene Starrsucht der Orthodoxen, erfolgte nun die Reaction des Pietismus, der vor Allem den todten Buchstabenglauben durch eine Steigerung des Gefühls neu zu beleben suchte. Die Pietisten lenkten allerdings mehr, als die zuletzt erwähnte Gruppe, wieder auf das Objective des Christenthums ein, aber nur um es in der lustigen Wandelbarkeit einer „blos subjectiven Auffassung eben so schnell wieder zu verflüchtigen. Sie waren, wie es in solchen Fällen zu geschehen pflegt, im Eifer des Gefechts von einem Extrem zum andern, aus der abgeschlossenen Enge der Orthodoxie in das Grenzenlose individueller Empfindung gerathen; sie hatten freilich den Buchstabenglauben flüssig gemacht, aber kein sicheres Bett bereit für den plötzlich losgebundenen Strom, der nun in tausend Bächlein das Land überrieselte und bedeutend unter Wasser setzte. Es war weniger eine Religion, als eine häusliche Privatandacht, die endlich in der Gemeinde der Herrenhuter ihren Mittelpunkt fand. Aus dieser Individualisirung des Christenthums aber entstand einerseits der verhätschelnde

Cultus des menschlichen Herzens, und daher das kappisch Tändelnde und Süßliche eines gottselig schwelgerischen Selbstgenusses, dem, wie Homburg in seinen geistlichen Liedern versichert, der Seelenbräutigam Christus wie ein himmelsüßer Bissen schmeckt, wie Balsam riecht, und süßer ist als canditen Zuckers Kraft. Andererseits erzeugte die Einbildung einer solchen persönlichen Liebschaft mit Christus sehr natürlich auch jene Art von hochmüthiger Zerknirschung, die sich für ein ganz absonderlich auserwähltes und begnadigtes Werkzeug Gottes hält; und Ziegler z. B. in seinen Elegieen über das Leben Christi weiß seinen eigenen Werth nicht hoch genug herauszustreichen, da Gott sich zum Knecht gemacht, um ihn zu erlösen.

Inzwischen hatte Opitz der geistlichen Dichtung bereits nach zweierlei Seiten hin eine gelehrte Richtung gegeben: theils nach der Antike und heidnischen Mythologie, theils zum italienischen Schäferspiel; und an das letztere lehnten die Pietisten mit ihrem Religionsidyll sich an. Hirten singen Schäferlieder beim Kripplein Jesu, Christus wird als Daphnis gefeiert; da sind lauter honigsüße Wiegengesänglein und Sonntagsseufzerlein. Ein Hauptmann Paße bringt einen „andächtigen Seelenspaziergang", Mitternacht „feuerheiße Liebesflammen einer in Jesu verliebten Seele", Benjamin Prätorius eine „spielende Myrtenau" und ein „jauchzendes Libanon", Johannsen „sulamitische Freudenküsse einer gläubigen Seele", und Johann Georg Albinus windet in seiner brünstigen Verzückung einen Cypressenkranz aus den fünf Wunden Jesu „mit über die Nacht emporgehobenem Sinn aber krankem Haupt, gehemmten Lebenslichtern, knackenden Gliedern, einem wie gebackenen Leib und schlotternden Zähnen." Graf Zinzendorf endlich, sonst ein bedeutender

und ehrenwerther Charakter, pflegt von Gott nur als von dem „Papächen“ oder „süßem Mamächen“ zu reden, und gibt, wider Wissen und Willen den Kern des ganzen kindischen Wesens in seinem albernen Liede:

„Ich liebe mein Papächen,
Ich liebe mein Mamächen
Und Bruder Lämmelein;
Ich lieb' die lieben Engel.
Ich lieb' den obern Sprengel,
Das Kirchlein und mein Herzelein.“

Hoch über ihnen, wie Meister über schülerhaften Stümpern, stehen dagegen die gleichzeitigen katholischen Mystiker: Balde, Scheffler und Friedrich von Spee, sie alle an Gehalt und Form weit überragend. An Gehalt, weil sie von den bloßen Aufwallungen des „Herzeleins“ auf deren Urgrund, auf die ewigen Wahrheiten der Religion selbst, unmittelbar zurückgriffen und daher jederzeit wußten, was sie wollten; und an poetischem Ausdruck, weil ein großer Inhalt alles kleinliche Geschwätz darüber von selbst unmöglich macht. Die moralische Prüderie der Pietisten, ihr weichliches Schönthun mit den wunden Stellen der Seele, die lügenhafte Affectation jener schlotternden Zerknirschung: das Alles wird bei Jacob Balde auf einmal furchtbarer Ernst in einer heldenhaften Ascetik, welche die Krankheit des Menschengeschlechts nicht durch überzuckerte Palliativmittelchen beschwichtigen, sondern vielmehr schonungslos ihre Krise herbeiführen und durch eine totale innere Umkehr heilen will. Und diesem strengen Geiste entspricht auch vollkommen die strengclassische Form seiner, meist lateinischen, Gedichte. — Eben so entschieden hat Johann Scheffler oder Angelus Silesius, wie er sich nach dem spanischen Mystiker Joh. ab Angelis gewöhnlich nannte, die tändelnde Spielerei mit der Brautschaft Christi

in die ganze Tiefe ihrer eigentlichen Bedeutung versenkt, indem er in seiner „Psyche" und insbesondere in den Sinnsprüchen seines „cherubinischen Wandersmannes" auf die Gottwerdung der menschlichen Seele mit einer Kühnheit hinweist, die schon häufig als Pantheismus gedeutet worden, obgleich er selbst ausdrücklich sagt: daß durch diese Vergötterung die Seele nicht in Gott oder sein ungeschaffenes Wesen verwandelt, sondern nur mit dem göttlichen Wesen überformt, vereiniget und eins werden soll. — Bei Friedrich von Spee dagegen wird die pietistische Liebelei zum wahrhaften Minnegesang, in dessen tiefster und schönster Bedeutung. Kein Dichter hat wohl so innig, wie Spee im „güldenen Tugendbuch" und in seiner „Trutz-Nachtigall", die verborgenen Stimmen der Natur belauscht und verstanden: wie die Ströme und Wälder und Bächlein emsig zu Gottes Lobe rauschen, und die Vögel von Ihm singen, und die geheimnißvolle Sommernacht von Ihm träumt; als ob der Finger Gottes leise über die unsichtbaren Saiten der Schöpfung glitte. Es ist daher nur durch Mangel an lebendigem Naturgefühl erklärlich, daß diese herzlichen Naturlaute jemals mit der faden Lämmerei, das Kindliche mit dem Kindischen der Pietisten verwechselt werden konnte. Und dieselbe Liebe, die in seinen Liedern in der That trotz Nachtigallen tönt, hat der Dichter auch durch sein Leben bewährt. Er war der Erste, der mit seiner „Cautio criminalis" muthig die grausamen Hexenprocesse bekämpfte, und starb 1635 in Folge der geistlichen und leiblichen Pflege, welche er den verwundeten Soldaten in Trier menschenfreundlich zugewendet.

Endlich müssen wir auch noch den ausgemachtesten Antipoden der Pietisten, den Wiener Hofprediger Abraham a Santa Clara (Ulrich Megerle, 1642—1709) hier anreihen.

Nicht als ob etwa Abraham Jene wissentlich parodirt hätte; aber es läßt sich kaum ein entschiedenerer Gegensatz des reimelichen Pietismus denken, als diese herzhafte Volksfrömmigkeit, die, weil sie ihrer innerlich sicher ist, sich mit Scherz und Lachen gar wohl verträgt, und erwiesenermaßen unendlich tiefere Gewalt auf die Gemüther geübt hat, als es die schäferlichen Thränodiisten jemals vermochten. Abraham's humoristische Satiren, die er Predigten nennt, sind wie ein wunderbares Kaleidoskop, wo der Dichter die Gebrechen der Welt zwischen Spott, Scherz, Witz und schneidendem Ernst unermüdlich immer anders wendet, so daß sie in dem scharfen Lichte seines Geistes stets neue und überraschende Klangfiguren bilden. Auch die deutsche Sprache hat dieser verschwenderisch begabte Dichter mit einem wahren Schatz kühner und unmittelbar schlagender Wortfügungen bereichert, und es ist eine Schande und ein unersetzlicher Verlust für unsere Literatur, daß die sauertöpfische Altklugheit Norddeutschland's es vornehm verschmähte, damit ihrer Armuth aufzuhelfen. Ueberhaupt haben die Protestanten, mit der schon damals beliebten Taktik, alle diese bedeutenden Dichter fast gänzlich ignorirt; denn Spee und Balde waren Jesuiten, Abraham gar Kapuziner, und Scheffler war zur Kirche zurückgekehrt. Nur in neuester Zeit erst ist Spee's Trutznachtigall durch Clemens Brentano der Vergessenheit entrissen, und Scheffler's cherubinischer Wandersmann, so wie Abraham's a St. Clara berühmtestes Werk: „Judas, der Erzschelm" von neuem abgedruckt worden.

Auf protestantischer Seite aber hatte der von Opitz angeschlagene Gelehrtenton auch in der geistlichen Dichtung sich immer weiter verbreitet. Den Uebergang machen hier Rist, Herrmann, Neumark und Bucholz, obgleich bei ihnen

noch immer der einfache Goldgrund des älteren Kirchenliedes durch die neue Kunstdichtung hindurchschimmert, welche, nach mancherlei nicht erwähnenswerthen Wendungen und Verwandlungen, endlich in Klopstock culminirt. Klopstock's geistliche Lieder sind nicht mehr singbare Volkslieder für die Gemeinde, sondern Oden für die Vornehmen, und konnten etwa nur noch in Oratorien als Bravourarien abgesungen werden. Auf demselben Wege suchten J. A. Cramer, Adolph Schlegel, Zunk u. a. das Christenthum durch angespannte Poesie nobel zu machen; aber der stolze Pegasus machte Miene, mit der altersschwachen Religion durchzugehen. Darüber erschrak der gottesfürchtige Gellert, dem überdies zu so hohem Schwung der Athem fehlte, er ließ die geheimnißvolle Schönheit des Christenthums, zu der sich jene verstiegen, auf sich beruhen, und verlegte sich auf die Prosa der Moral. Gellert mit seinen nüchternen Liedern gehört, um mit Shakespeare zu reden, zu den guten Leuten und schlechten Musikanten, die das Erhabene wie ein löbliches Handwerk treiben; einem wohlwollenden Arzte vergleichbar, der, um den Patienten nicht anzugreifen, ihn durch Zureden und bloße Diät curiren will. Und von jetzt ab erblicken wir eine seltsame Bewegung und Rührsamkeit unter den theologischen Doctoren. Spalding, Zollikofer u. a. suchen eifrigst das Christenthum dem gebildeten Zeitgeiste, mit dem sie heimlich längst fraternisirt, zu accommodiren und darnach auch den Kirchengesang zurecht zu machen, indem sie ihn von allem Positiven säubern. In ihren sogenannten Kirchenliedern ist daher keine Spur des alten gläubigen Herzensklanges, vielmehr nur eine gewisse mitleidige, diplomatische Herablassung zu dem dummen Volke bemerkbar. Lessing schrieb über die Klopstock'schen geistlichen Lieder an Gleim: „Wenn Sie schlecht davon urtheilen, so

werde ich an Ihrem Christenthum zweifeln, und urtheilen Sie gut davon, an Ihrem Geschmack." Jetzt aber paßte der Zweifel auf beiden Seiten: auf das Christenthum und auf den Geschmack.

Doch wir wollen gegen diese Liederkünstler nicht ungerecht sein. Die Zeit war eine andere, und das Kirchenlied eigentlich unmöglich geworden; es fehlte weniger der Gemeinde das Lied, als dem Liede die Gemeinde, denn diese hatte den alten Glauben schon verloren, und die neue Vernunftreligion noch nicht begriffen. So hatten denn in diesem Interregnum die Poeten freies Spiel; das Lied wurde erst unkirchlich, dann antikirchlich, bis endlich die Poesie in neuester Zeit die längst vom Rost zerfressenen Fesseln der Religion, und die der Moral hinterdrein, völlig abgestreift und sich in heidnischer Nacktheit gegen das Christenthum gewendet hat.

Und was machten unterdeß die katholischen Dichter gegen diese liederliche Rebellion der Poesie? Wenige vereinzelte schüchterne Klänge abgerechnet, lange Zeit hindurch — Nichts, und am Ende noch etwas Schlimmeres: „Die Stunden der Andacht", einer zimperlichen Andacht, die sich, dem philosophischen Indifferentismus zu Gefallen, alles Katholischen entäußert. Soll denn auch unsere Frömmigkeit bei dem Protestantismus betteln gehn? Wir lassen ihren religiösen Dichtungen, w sie es verdienen, gern und unumwunden volle Gerechtigkeit widerfahren; ja wir würden keinen Anstand nehmen, einige der besten Kirchenlieder von Dach, Gerhard, Novalis oder Schenkendorf freudig als die unseren anzuerkennen, aber wir haben oben gesehen, wohin die geistliche Poesie der Protestanten unaufhaltsam gerathen, da sie, sich selbst überlassen, frei waltete. Wo sie aber von den Consistorien und Synoden zum liturgischen Gebrauch eingefangen

wurde, ist sie unter der allgemeinern Censur der fanatisch verschlimm-bessernden Vernunftreligion ganz altklug und prosaisch geworden, und daraus endlich die Gesangsbuchnoth entstanden, die, der allgemeinen Confusion verfallen und eine wahre literarhistorische Musterkarte aufweisend, noch bis heute zwischen dem ästhetisch-religiösen, historisch-antiquarischen und kirchlich praktischen Standpunkte rathlos hin- und herschwankt, und nichts Geringeres, als „ein Gesangbuch der unsichtbaren Kirche, die nicht da oder dort, sondern Gott allein bewußt ist", im Schilde führt.

Da ist also für uns nichts nachzuahmen, noch abzulernen, als etwa, wie wir es nicht machen sollen. Eben so thöricht, ja widersinnig aber wäre es, sich allzuschreckhaft von dem wüsten, antichristlichen Vandalismus drüben zum anderen Extrem hintreiben zu lassen, in der geistlichen Dichtkunst, weil sie des Mißbrauchs empfänglich, die Kunst verwerfen, und gleichsam wie eine vom Zeitgeist belagerte Festung hinter dem Bollwerk verbrauchter Formeln sich selber geistig aushungern zu wollen. Solche furchtsame, abschließende, blos negative Moralität wird von dem geschäftigen Feinde über kurz oder lang nothwendig überflügelt; wie der einfältige Vogel Strauß, der beim Anblick des Jägers die Augen zudrückt und meint, es habe keine Gefahr, weil er sie nicht sehen mag. Wohlmeinende Absicht allein ist noch keine Poesie; eine prosaische Poesie aber, wenn man sie so bezeichnen darf, verfehlt ihr Ziel nur um so gewisser, je größer und würdiger ihr Gegenstand ist. Wer diesen daher durch eine ängstlich abwehrende Beschränktheit in Auffassung und Darstellung geltend und populär machen wollte, wäre wie jener ehrliche Deutsche, der sich mit seiner französischen Einquartirung am besten zu verständigen meinte, wenn er das

Deutsche wie ein Deutschfranzos gebrochen sprach. Wir haben so viele schöne geistliche Lieder und Sprüche von Friedrich Schlegel, von Werner, Clemens Brentano, von den ungenannten Dichtern in Diepenbrock's geistlichem Blumenstrauß, und von Annette von Droste-Hülshoff in ihrem herrlichen geistlichen Jahr; warum werden sie in unseren stereotypen Gebet- und Gesangbüchern nicht zur Erfrischung des religiösen Sinnes benutzt?

VI.

Die Poesie der modernen Religionsphilosophie.

Die ganze Literaturgeschichte der Reformation ist hiernach fast nur eine Kriegsgeschichte der streitenden Parteien, und ihr eigentlicher Kampfplatz der theologische. Selbst nach dem noch immer wildschönen dreißigjährigen Kriege, wo das Mittelalter todtgeschlagen wurde, zanken sie fort, da die Todtmüden nicht mehr fechten können, und zerfleischen einander wenigstens mit Worten; ein wüstes Plänkeln polemischer Nachzügler, immer matter, ferner und unverständlicher verlosend. Das Alte liegt in Trümmern, zwischen denen ein heimatloses Geschlecht, das von der Vergangenheit nichts weiß, aus den Knochen der Erschlagenen bleich und gespenstisch hervorstieret, und auf den Trümmern werden statt der alten Dome hölzerne Nothkirchen gebaut, und statt der Burgen viereckige Familienkasten zur Unterkunft der neuen Industrie-Ritterschaft.

Doch der Friede war, wie in der Politik der westphälische, auch auf diesem Gebiete nur scheinbar; die einmal nationalgewordene Zwietracht glomm, nicht blos zwischen den Parteien, sondern auch innerhalb derselben, unter dem Schutte fort, und setzte, nachdem die welschen Winde darüber hingefahren, nicht mehr Städte und Länder, aber die Geister

in Brand. Da man aufhörte zu glauben, fing man an, über den Glauben zu philosophiren. Denn alle Philosophie kann sich von ihrer ursprünglichen geheimnißvollen Heimat nicht lossagen und geht, wo sie redlich die Wahrheit sucht, stets auf die Lösung der höchsten und letzten Fragen: auf die Religion.

Leibnitz stand noch auf der welthistorischen Wetterscheide zwischen der alten und neuen Zeit, zwischen Glauben und Denken. Er hatte von beiden vollauf und daher tiefgreifende leuchtende Ahnungen der göttlichen Wahrheit; aber er war zu zaghaft, conventionell und höflich, um es deshalb mit einer ganzen andersgesinnten Welt aufzunehmen. Der trockene Wolf, der Leibnitz niemals verstand, wandte dessen kühne mathematische Combinationen kleinlich auf die Logik und Moral an, und wollte eine mathematische Religion wie ein Rechenexempel construiren. Kant war der eigentliche Philosoph der Reformation, indem er die einmal emancipirte menschliche Vernunft nun auch ganz folgerecht zum waltenden Princip erhob. Aber er war auch der ehrlichste unter ihnen; er fragte nicht, was die Welt sei, sondern nur, wie sie von der menschlichen Vernunft wahrgenommen werde; er tolerirte jenseits ein geheimnißvolles Gebiet, in das die Vernunft nicht einzudringen vermag; die Vernunft soll daher in dieser Abgeschiedenheit und Resignation sich selbst genügen, sich selber Sittengesetz und Tugend, also im Grunde eine Religion ohne Gott sein. Bei weitem entschlossener, kühner und ungestümer bricht Fichte über diese Kant'sche Grenze hinaus, bis zur Vergötterung des reformatorisch emancipirten Subjects. Die Welt ist Nichts, sie existirt nur in der subjectiven Vorstellung, das absolute Ich ist die Welt. — Inzwischen hatten schon früher einige fremde Eroberer die dämmernde Geisterverwirrung

in Deutſchland zu bedeutenden Invaſionen benutzt, und zwar faſt gleichzeitig in ganz entgegengeſetzten Richtungen. Der immer redliche Rouſſeau übertölpelte uns durch ſtürmiſche Beredtſamkeit mit ſeinem wilden Naturſtaat ohne poſitiven Glauben, während der ſtets heimtückiſche Voltaire auf den von Locke gelegten engliſchen Fundamenten uns mit einem reinen Vernunftſtaat überbaute, wo verfeinerte Cultur, eine wohlgeordnete Polizei und etwas Confucius'ſche Sittenlehre alle Religion vertreten und überflüſſig machen ſollte. Beides iſt eitel Materialismus, man mag nun, wie man doch füglich nicht anders kann, die Genealogie von Rouſſeau's Naturſtand zu den menſchenfreſſenden Karaiben und Urang-Utang's bis auf den Urſchtamm der Schöpfung zurückführen, oder Voltaire's polizeilichen Vernunftſtaat bis zu ſeiner letzten Vollendung in eine chineſiſche Glückſeligkeit hinauf purificiren. Der Materialismus aber iſt die Proſa des Denkens, mit der ſich der überall poetiſch geſtimmte Deutſche niemals für die Dauer verträgt. Viel nachhaltiger hat daher ein anderer Fremdling, der geiſtreiche ſpaniſche Jude Spinoza in Deutſchland gewirkt, da er die Philoſophie in eine Region emporhebt, deren Unermeßlichkeit, wie der Anblick des Meeres, zugleich Gefühl und Phantaſie mit ſich fortreißt. Indem er jedoch mit ſeinem All' im 'All' Gott und die Welt identificirt, mithin die Perſönlichkeit Gottes wie die des Menſchen und deſſen innere Selbſtändigkeit und ſittliche Freiheit aufhebt, macht auch er alle Religion nicht nur überflüſſig, ſondern gradezu unmöglich. Aus den Abgründen dieſer ſchrecklichen Unſterblichkeitslehre aber hat die neuere Naturphiloſophie ihre „Weltſeele" herausgearbeitet, die, in ihren extremſten Conſequenzen von Irrthum zu Irrthum, nothwendig zum Pantheismus geführt. — So entwickelte ſich alſo im

achtzehnten Jahrhundert in Deutſchland jener merkwürdige unerhörte Geiſterkrieg, wo die Schwerter der Gedanken unabläſſig bald helleuchtende Strahlen, bald irrverlockende Funken nach allen Seiten umherſprühten, ohne bis jetzt — wie früher der Glaube gethan — ein allgemein verſöhnendes Licht entzünden und verbreiten zu können. Und dieſe totale Aufregung des inneren Lebens hat allerdings auch unſere letzte claſſiſche Periode der Poeſie hervorgerufen, jedoch, wie jeder rechte Bürgerkrieg, auf ihrer glänzenden Fährte eine geiſtige Verwilderung und Anarchie hinterlaſſen, mit der wir noch heute vergeblich ringen.

Dieſem einſeitigen Despotismus der Vernunft aber entſpricht denn natürlich wiederum auch die ganze Phyſiognomie unſerer modernen Poeſie. Es folgte nämlich zunächſt daraus, daß die Poeſie nun immer entſchiedener vom Volke zu den ſogenannten Gebildeten übergehen mußte. Denn dieſe Lichtfreunde hatten, wie ſchon lange vor ihnen in China, ihre beſondere Religion für ſich und verachteten mit unſäglicher Vornehmigkeit alle Dichtung, die noch auf dem altgläubigen mittelalterlichen Boden ruhte. Das verduzte Volk aber konnte ihren Abſtractionen keineswegs ſo haſtig und brünſtig folgen, es hatte noch bedenkliche Rückfälle von zähen Gewohnheiten und Traditionen; verhöhnt und verlaſſen, wie es war, ſtolperte es daher beſtändig mit Knittelverſen in das verrufene Gebiet hinaus, und befeſtigte durch ſeine Unbeholfenheit die Kluft zwiſchen einer plebejiſchen und einer ariſtokratiſchen Poeſie.

Die letztere hatte ſonach mit ihrer Gelehrtenſcheere den nationalen Faden der dichtenden Jahrhunderte abgeſchnitten, die Poeſie ſollte gleichſam ganz von vorn wieder angefangen werden. Das wäre allenfalls in Rouſſeau's Wildniß durch

Articulation der urſprünglichen rohen Naturkraft denkbar geweſen; in dem Voltair'ſchen Vernunftſtaat, wie er es wirklich geworden, inmitten einer gleißenden Civiliſation und einer fremden Poeſie, die grade damals bei den Nachbarn ſchon in höchſter Blüte ſtand, war es unmöglich. Das bankerotte Deutſchland, da es ſich ſelbſt enterbt und ſeine Vergangenheit ſich hatte hinwegdisputiren laſſen, mußte nothwendig in der Fremde ein bettelhaftes Anlehen eröffnen. Es mußte zunächſt erſt Alles durchprobirt, die ganze Scala europäiſcher Sangeskunſt durchgemacht werden, um, wo möglich, den rechten Ton zu finden; gleich wie man den armen gefangenen Gimpel, wenn er ſein freies Waldlied vergeſſen, nach der Drehorgel manierlich pfeifen lehrt. Daher die berühmte deutſche Ausländerei, die im achtzehnten Jahrhundert rathlos bald nach England, bald nach Spanien und Frankreich, und am liebſten nach dem franzöſiſchen Alterthum griff, das ihr lächerlicherweiſe als echtclaſſiſch aufgeſchwatzt und vorgeſchoſſen wurde. Dies wird gewöhnlich Univerſalität genannt, mit dem ſtolzen Selbſtgefühl, daß wir ſonach im Centrum der Weltpoeſie ſitzen und berufen ſind, die verſchiedenen einſeitigen Manifeſtationen derſelben zu verſöhnen und zu vermitteln. Allein dann müßten wir doch nothwendig ſelbſt einen Centralkern bilden, in welchem die auseinanderlaufenden Radien ſich zu gemeinſamer Verklärung vereinigten. Wir müßten vor Allem erſt ſelbſt eine Nation, d. h. eine feſte brüderliche Phalanx von Glauben, Sitte und Denkart ſein, wie es Calderon's Spanien mit ſeiner Religion und Ritterlichkeit, und Shakeſpeare's England in ſeiner unerſchütterlichen Vaterlandsliebe war. Dazu aber iſt, wie wir Alle wiſſen, bei uns zur Zeit noch wenig Ausſicht vorhanden. Wir möchten daher jene Allerweltspoeſie vielmehr das Theatraliſche nennen,

womit Mentzel unſere moderne Poeſie treffend bezeichnet; den ſchon bekannten „Fraß“ des Jahrhunderts, der nicht der unbewußten Nöthigung des Genies, ſondern einer ſelbſtbewußten Willkür folgt; die liebenswürdige Fähigkeit, ſich in alle möglichen, und wenn ſich's eben trifft, auch unmöglichen Rollen hineinzuſtudiren, um ſie dem erſtaunten Publicum täuſchend vorzuſpielen. Der Schauſpieler aber iſt jederzeit nur ein paſſiver Dichter, er ſchafft nicht, ſondern wird ſelbſt allabendlich umgeſchaffen, was bekanntlich eben nicht zur Feſtigung des Charakters dient, man müßte denn dieſen etwa in eine allgemeine Charakterloſigkeit ſetzen wollen. — Alles dieſes zuſammengenommen mußte endlich auch in mehr formeller Beziehung eine weſentliche Umwandlung der poetiſchen Literatur zur Folge haben. Jene ſubjective Wahl der heterogenſten und fremdartigſten Stoffe machte, eben weil ſie willkürlich war, zu ihrer Erklärung und Rechtfertigung eine beſtändige Expoſition, eine gleichſam durch das Ganze zwiſchen den Zeilen fortlaufende Vorrede unvermeidlich, um den geneigten Leſer nur erſt auf den weitabgelegenen Geſichtspunkt und in die rechte Stimmung zu bringen; denn es galt nun weniger der Wahrheit, als der theatraliſchen Wahrſcheinlichkeit. Bei der vorherrſchenden Verſtandesrichtung überhaupt appellirten die Dichter nicht mehr an den Glauben des Leſers, ſie wollten überzeugen, während doch die frei ſchaffende Phantaſie plötzlich ganze Jahrhunderte aufrollt, und in blitzartiger Beleuchtung das Wunderbarſte klar, faßlich und glaublich macht. Es kam mithin jetzt nicht mehr auf eine unbefangene, unmittelbare, lebendigepiſche Darſtellung der Handlung, ſondern vielmehr darauf an, das Darzuſtellende nach ſeinen Anfängen, Motiven und moraliſchen Wirkungen pragmatiſch zu zergliedern, dem Helden einen Polizeipaß mit

genauer Personbeschreibung nach Haarwuchs, Kleiderschnitt und sonstigen besonderen Kennzeichen mit auf die Reise zu geben, mit Einem Wort: über ihn zu reflectiren. Die Reflexion aber ist ihrer Natur nach überaus weitschweifig, sie verlangt die breiteste Grundlage, sie braucht viel Worte und eine möglichst freie und bequeme oder vielmehr laxe Form. Daher in dieser Zeit die ungemeine Fruchtbarkeit und auffallend vorwaltende Herrschaft des Romans, dieser eigentlichen Poesie des Verstandes.

Doch wir wollen, um der Zeit nicht vorzugreifen, nun die Anfänge und den allmählichen Fortgang der deutschen Poesie des achtzehnten Jahrhunderts in den einzelnen Hauptrichtungen und ihren Relationen untereinander möglichst klar zu machen versuchen.

Wir sahen oben, in welche Barbarei bis zum völligen Stumpfsinn vor Gottsched das, was man damals in Deutschland Poesie nannte, versunken war, und wie athletisch Gottsched in dieser totalen Unwirthschaft aufzuräumen begann. Gottsched hatte gewiß seine Nothwendigkeit und sein Verdienst, das wir ihm keineswegs verschränken mögen, indem er der wahnwitzigen Verstiegenheit der zweiten schlesischen Schule, gleich wie man Betrunkene durch ein kaltes Sturzbad nüchtern macht, correcte Vorbilder entgegenwarf, und die schwerfällige deutsche Zunge, wenngleich noch gebrochen und wunderlich genug, doch einigermaßen vernünftig wieder sprechen lehrte. Allein er war ein hochfahrender Grobian und warf mit dem Plunder zugleich alle alten Familienschätze, die er blödsinnig nicht erkannte, zum Fenster hinaus, und machte in seinem Rigorismus völlig reine Tafel, wußte aber dann dafür nichts

Beſſeres vorzuſetzen, als ungenießbare Pariſer Schaugerichte. Er meinte es, wenigſtens anfangs und bevor ihm der Zorn und Aerger über ſeine rebelliſchen Schulmeiſter zu Kopfe geſtiegen, ohne Zweifel grundehrlich, denn dieſer langjährige Diktator der deutſchen Dichtkunſt und Beredtſamkeit merkte es ja keineswegs, daß er ſelbſt von der Poeſie nicht die geringſte Ahnung hatte. Da war nichts als ſtrenge Zucht, keine Liebe, kein religiöſer Glaube, kein Gefühl, und ſo bettelwenig Phantaſie, daß er nicht einmal die Over begriff, weil doch kein vernünftiger Menſch in der Leidenſchaft ſingen könne.

In das leere Gefäß der Poeſie, das er allerdings gänzlich gereinigt und ausgewaſchen hatte, mußte alſo nun erſt wieder ein Inhalt geſchafft werden. Den erſten ſchüchternen Verſuch hierzu machte der wackere Hamburger Rathsherr Brockes mit ſeinem „irdiſchen Vergnügen in Gott.“ Es iſt freilich ein trauriger Anblick, wenn das Daſein Gottes überhaupt erſt bewieſen und ſichergeſtellt werden ſoll, und zwar vermittelſt der äußeren Sinne durch Betrachtung von Schneeflocken, Nelken, Thymian und anderem Kraut; ein ungeheurer Umweg nach dem Himmelreich, auf welchem übrigens noch heut viele Pädagogen in ihren kindiſchen Kinderſchriften gedankenlos fortſchlendern, wo die liebe Jugend ihren Herrgott wie ein Zuckerbrödchen ſchmecken und riechen ſoll. Wir können gewiß durch die Idee Gottes, wenn ſie in uns bereits lebendig geworden, die äußere Natur ſymboliſch beſeelen, nicht aber umgekehrt dieſe Idee von der Natur empfangen. Brockes improviſirt eine Art unſchuldiger natürlicher Religion, er iſt verliebt in die Natur, und ſeine oft überraſchend ſchönen und treuen Naturſchilderungen nehmen ſich in dem neunbändigen Buche wie liebliche, ſaubergemalte Randminiaturen aus; aber der Text dazu iſt ſo weitſchweifig und trocken, daß

wir in der Verzweiflung der Langeweile lieber alle Erbauung aufgeben. — Kühner und kräftiger waltet der Schweizer Albrecht von Haller in dieser Region, indem er sie über die Brocke'schen Kraut- und Blumengärten zu den ewigen Zinnen seiner väterländischen Berge emporhebt, und aus dieser Adlerperspective wohl auch, z. B. in dem poetischen Philosophem über den „Ursprung des Uebels", den Blick in die dunklen jenseitigen Gebiete schweifen läßt. Wahrlich, könnte das Erschaffene Göttliches offenbaren, so wäre es die tiefe unermeßliche Einsamkeit dieser großen Natur, wie sie Haller in seinem schönsten, gewaltigen Gedicht: „Die Alpen" ergreifend schildert. Aber das feierliche Schweigen der Natur deutet das Räthsel des Lebens nur geheimnißvoll an, ohne es jemals lösen zu können.

Beide, Haller wie Brockes, haben es daher als Dichter in der Religion nur bis zur bloßen Moral gebracht, die an sich bekanntlich niemals an überflüssiger Poesie leidet. Es konnte demnach nicht fehlen, daß sich derselben nun die prosaischen Halbpoeten, denen stets das Moralisiren leichter wird als das Dichten, immer mehr als ihres ausschließlichen Metiers bemächtigten. Unter diesen ist der schon erwähnte Gellert der berühmteste und wirksamste geworden, weil der Mittelmäßigkeit, die bei weitem die Majorität der Lesewelt bildet, das Mittelmäßige stets am verständlichsten und willkommensten ist, so lange sie etwa nicht, wie wohl zuweilen durch außerordentliche Geister geschieht, wider Willen in ein ihr wildfremdes Gebiet mit fortgerissen wird, wo sie dann gewöhnlich vor unnatürlicher Anspannung für einen Augenblick in einem übertriebenen und höchstlächerlichen Enthusiasmus ganz außer sich geräth. Gellert war weit entfernt von einem solchen Attentat gegen die Mittelmäßigkeit, es ist aber dennoch nicht

ohne psychologisches Interesse für das Verständniß der Zeit, seinen literarischen Lebenslauf hier noch etwas näher zu verfolgen; denn auch er hatte seine bescheidenen Irrfahrten. Erst schifft er sich in einem, ihm gar wunderlich zu Gesicht stehenden Anfall jugendlichen Leichtsinns mit schäferlichen Lustspielen ein, die sämmtlich noch die Gottsched'sche Allongeperücke tragen. Aber die allgemeine Strömung erfaßt ihn, und er segelt in seinem Romane von der schwedischen Gräfin, nicht ohne bedenkliche Anfechtungen und Sympathien, an der Kalypso-Insel der neuen Aufklärung haardicht vorüber. Dann im Dankgefühl für die glückliche Rettung stimmt er geistliche Lieder an, so voll Tugenden ohne positives Christenthum, daß sie ihm jeder gebildete Chinese ohne Gewissensscrupel nachsingen könnte; bis er endlich mit seinen Fabeln und Erzählungen auf der ganz neutralen Moral sitzen bleibt. Gellert hat es ohne allen Zweifel überall gut gemeint, doch seine Persönlichkeit gehört der wohlverdienten kindlichen Pietät der Zeitgenossen, keineswegs der Poesie und der Kritik an. Seine Moral hat durchaus etwas Altjüngferliches; es wird aber doch niemand behaupten wollen, daß eine alte Jungfer, und wenn sie noch so fromm und tugendhaft wäre, deshalb jung und schön würde.

Dieser frömmelnde Schulmeisterton war indeß bei aller Gutmüthigkeit zu trivial und langweilig, um der, nachgrade der Schule entwachsenen, complicirteren Bildung dauernd zu genügen. Man suchte sich daher allmählich und möglichst geräuschlos davon loszumachen; so wie denn überhaupt von jetzt ab die deutsche Literatur immer entschiedener den Charakter der Revolution und, wie in allen Revolutionen, einen steten Wechsel von Gegensätzen, von Influenzen und Reactionen darstellt. Denn die verschiedenen menschlichen Kräfte,

Gelüste und Widersprüche, einmal freigegeben, müssen sich erst kämpfend aneinander messen und formuliren, um sich selbst zu begreifen und, will's Gott, endlich ein Gleichgewicht und eine Versöhnung wiederherstellen zu können. So ging man denn auch hier auf demselben außerkirchlichen Boden gemüthlich einen Schritt weiter. Das Princip blieb und wurde nur anders aufgefaßt, indem man jener stillvegetativen natürlichen Religion eine mehr plastische Naturreligion unterschob, deren Bibel nicht mehr Confucius, sondern Horaz, und von ihm das: carpe diem der eigentliche Canon war. Der altväterschen, etwas schwierigen Kunst, selig zu sterben, wurde die bequemere und daher bei weitem plausiblere Kunst, glückselig zu leben, substituirt; eine vergnügliche Genußreligion, wo die Weisheit nur an sich denken sollte, auf daß es ihr wohlgehe auf Erden. Diese Weisheit zog sich daher auf ihr Tusculum eines philosophischen Quietismus zurück, von dem sie alle großen Leidenschaften, die die Welt bewegen, sorgfältig abwehrte. Darum nahm sie auch noch ein gut Stück Moral mit hinüber, nicht um der Moral willen, sondern weil alle Unmäßigkeit geistig und leiblich den Magen verdirbt, mithin den ruhigen Genuß stört. Wollten aber diese Philosophen mit der Welt, galant wie sie damals war, in unangefochtener Zufriedenheit leben, so mußten sie natürlicherweise vor Allem den antiquitätischen Bart und Magierrock ablegen, und möglichst elegant im Frack auftreten, der nur in Paris proberecht zugeschnitten wurde. Handelte es sich ja doch überhaupt hierbei weniger um die ewiggleiche Sittlichkeit, als um die ewig veränderliche Sitte, nicht um den Anstand der Tugend, sondern um die Tugend des Anstandes. Man nannte es daher die Poesie der Grazien.

In der vordersten Reihe erscheint hier Friedrich von

Hagedorn (1708—54), nicht nur als der erste, sondern auch als der ausgezeichnetste. Hagedorn hatte den großen Vortheil, daß er sich sein Tusculum nicht, wie die meisten Anderen, erst abstract zu erbauen und einzurichten brauchte, es war sein angebornes Erbtheil. Von Natur genügsam und fröhlich gestimmt, äußerlich in einer glücklichen, unabhängigen Lage, repräsentirte er selbst leibhaftig jene angenehme Philosophie, und dichtete daher sorglos, wie er lebte und fühlte. Selbst wo er sich mit Chapelle, Pelisson, Pavillon und anderen lockeren Gesellen leichtfertig auf den schlüpfrigglatten Pariser Salonboden begiebt, bewegt er sich mit gewandter Sicherheit und liebenswürdiger Naivetät; überall eine für jene Zeit überraschende natürliche Leichtigkeit der Sprache und eine gesellige Heiterkeit, zu der sich seine Nachfolger Uz, Zachariä, Pfeffel ꝛc. nur allzuoft sichtbar erst anstrengen und zwingen müssen. Diese größere Geistesfreiheit bewahrte ihn auch vor jener gelehrten Pedanterie einer stereotypen Freude, wie sie uns nach ihm in den Wein- und Gesellschaftsliedern der vorhin Genannten gleichfalls häufig anwidert. Ja, Hagedorn war sogar der Erste, der, die beschränkte Umschau erweiternd, durch seine „Betrachtungen über die Malerei" auch die bildenden Künste in den Kreis dieser imaginären Einsiedlerschaft zog.

Dieser behäbige Glaube fand begreiflicherweise sehr bald seine Gemeinde, deren Vorstand über ein halbes Jahrhundert lang Gleim gewesen, und von dessen Heimat sie die Halberstädter oder auch die Hallesche geheißen ist. Gleim (1719—1803) war kein Dichter, er legte sich blos den Hagedorn'schen Nachlaß in seiner etwas faseligen Art bequemer und praktischer zurecht. Der Kern seiner Lebensweisheit ist ein durch philosophische Würde und Anmuth aufgesteifter Epicuräismus, oder in Versen:

„Unſchuldige Jugend, dir ſei es bewußt, nur Feinde der Jugend
ſind Feinde der Luſt,
Ja Jugend und Freude ſind ewig verwandt, es knüpfte ſie Beide
ein himmliſches Band;
ein reines Gewiſſen, ein ehrliches Herz, macht munter zu Küſſen
und Tänzen und Scherz."

Er griff daher nach allen Seiten unermüdlich nach Allem, was in dieſe luſtige Moral einzuſchlagen und ſie irgend zu ſtützen ſchien. Er machte anakreontiſche, horaziſche, petrarchiſche und Minnelieder; d. h. er nannte es ſo, denn in der That hat es nicht die geringſte Aehnlichkeit und keinen anderen Rapport damit, als ein totales Mißverſtändniß jener großen Dichter. Ja, er verſuchte ſogar, da ſeine „Schäferwelt" in Hamburg als ketzeriſch verbrannt worden war, jene neuen Offenbarungen in ſeinem „Halladat" vermittelnd in das Chriſtenthum einzuſchmuggeln. Und doch weiß man, daß dieſer Halladat nur aus einer gelegentlichen Bekanntſchaft mit dem Koran hervorgegangen iſt. Wie blos conventionell überhaupt dieſe ganze Poeſie war, zeigt ſich, grade des inneren Contraſtes wegen, am ſchlagendſten in ſeinen „Kriegsliedern eines preußiſchen Grenadiers." Hier war endlich einmal ein großer und populärer Stoff, von der allgemeinen Begeiſterung der Zeit getragen. Dennoch hielt es Gleim für unerläßlich, auch dieſem Grenadier einen tüchtigen Zopf von mythologiſcher Gelehrſamkeit und vornehmer Schönrednerei zuzuhängen, der ihn dem Volke, zu dem er doch ſingen ſollte, völlig fremd und unkenntlich macht. Gleim's Bedeutung liegt daher keineswegs in ſeiner dichteriſchen Production, ſondern in der Propaganda, die er machte, in ſeiner gutmüthig leichtgläubigen, unendlich receptiven Perſönlichkeit und dem zudringlichen Enthuſiasmus, womit er allen Poeten, guten und ſchlechten, brüderlich um den Hals fällt. Es giebt auch in den literari-

ſchen Steppen von Zeit zu Zeit gewiſſe Karavanſereien, deren Beſitzer aber mehr mit der Wirthſchaft als mit der Poeſie zu ſchaffen, und bei der Aufnahme des Genius, anſtatt des beſſeren Theils der Magdalena, den der hülfreichen und raſtlos geſchäftigen Martha erwählt haben. Eine ſolche Karavanſerei war Gleim's „Hüttchen" in Halberſtadt, das in ſtetem Wechſel Wandermüde und Jugendfriſche, Ehrenmänner und poetiſirende Vagabonden auf ihrer Wallfahrt nach dem Parnaß beherbergte. Zehrung und Entgelt waren: Lob und Gegenlob, beides mit doppelter Kreide. Auch der ältere Jacobi verkehrte dort eine Zeitlang, und ſetzte ſpäter, nur in größerem Styl, in Pempelfort die Wirthſchaft fort, wo jedoch zum Theil ſchon vornehmere Geiſter einſprachen.

Um Gleim gruppirten ſich mehrere jugendliche Dichter, die ihn faſt alle weit übertrafen, von denen wir aber, da ſie keine neue Bahn gebrochen, hier nur die hervorragendſten kurz erwähnen wollen. Unter ihnen ſtehen unbedenklich Kleiſt und Uz obenan. Chriſtian Ewald von Kleiſt (1715—1759) wurde durch Gleim zum dichteriſchen Selbſtbewußtſein geweckt, und blieb dafür dankbar bis zu ſeinem Tode ſein treueſter Freund. Er hängt jedoch mit dieſem Kreiſe eigentlich nur loſe durch ſeine quietiſtiſche Gemüthsrichtung zuſammen, ſein Epikuräismus, wenn man es noch ſo nennen will, war von der edelſten Art: der Hang zum ländlichen *dolce far niente*. Wie tief er aber das Stillleben der Natur und ihre Schönheit empfand, hat er in ſeinem berühmteſten Gedichte „der Frühling" kundgethan, dem Fragmente einer größeren, unvollendet gebliebenen Dichtung über das Landleben. Doch konnte ihn dieſe weichliche Ruhe nicht dauernd befriedigen, ein faſt melancholiſcher Klang elegiſcher Klage weht durch alle ſeine Dichtungen, er ſehnte ſich aus den engen ſtillen Thälern

in die bewegte Welt der Thaten hinaus. Und seine Sehnsucht sollte erfüllt werden: der Sturm des siebenjährigen Krieges riß ihn mit fort, und er focht und fiel heldenhaft in der Schlacht von Kunersdorf. — Auch Uz war eine ernstgestimmte Natur. Er tändelte nur eine Zeit lang, und zwar sinnreicher und gehaltener als die Andern, mit den Halberstädtern, und ging dann, seinem eigentlichen Berufe folgend, zu der seraphischen Ode Klopstock's über. — Dagegen vertiefte sich Zachariä gänzlich in die Parfümwolke von Amoretten, und trug die leichtfertige Spielerei sogar in das Epos, das sich nun, nach Pope's Vorgang, englisiren und zum sogenannten komischen Heldengedicht bequemen mußte. Seine Heldengedichte: „das Tabakspfuch", „Phaeton und Murner" ꝛc., sind aber gar nicht komisch, sondern höchst langweilig und längst vergessen. Nur sein „Renommir", wo ihn die Darstellung des wirklich Erlebten zur Naturwahrheit zwang, ist als eine ergötzliche Schilderung der damaligen Studentenwirthschaft bis auf uns gekommen. — Auch Johann Georg Jacobi war in Arkadien und schrieb entzückte Liebesbriefe an Gleim, der seinem „Jacobichen" dafür zehntausend versiegelte Küsse zurückschickte. Er studirt mit den Andern die Unsterblichkeit in der Verwandlung der Blumen, hält den Untergang der Erde für unmöglich, weil der Geliebten Fuß ihren Boden betrat, lacht pflichtmäßig über das Pfaffenwesen, und macht, da er selbst Kanonikus in Halberstadt wird, während der nächtlichen Revisionswache in der Kapitelstube ein Liebeslied an Pellinde. Goethe nannte ihn ganz treffend ein kindisches Ding. Aber Jacobi war zugleich eine flexiblere Natur, als seine anderen Zeitgenossen, und hat daher später, wo ihm der Aufschwung der neueren und mächtigeren Dichter imponirte, sich an diesen

in seiner „Iris“, auch noch zu mehreren trefflichen und völlig unarkadischen Liedern emporgehoben. — Nur der evangelische Pfarrer Götz konnte sich aus den Rosengirlanden niemals herauswickeln und blieb auf seiner „Mädcheninsel“ sitzen, mit welcher er, wahrscheinlich des französirenden Geschnörkels wegen, sogar den Beifall, oder vielmehr die mitleidige Nachsicht Friedrich's des Großen erwarb. Wie sehr indeß dieser alberne Graziencultus überhaupt nur äußerlich und eine bloße üble Angewöhnung war, zeigt u. a. auch die Aengstlichkeit, womit Götz seine Poesien selbst vor der eigenen Familie geheim hielt und sich einer Gleisheit schämte, welche ein anderer Halberstädter, Michaelis, am bündigsten mit den Worten umschreibt: „Mein Standpunkt ist dieses Rund; was außer ihm liegt, gehört nicht meinen Sorgen; der Erdball aber ganz, und meinem Geiste ward Licht, mein ganzes Wohl, das dieser Ball versucht, auf diesem Balle ganz mir aufzuklären.“

Man hat diese Poeten in neuerer Zeit häufig mit den Minnesängern verglichen. Der Vergleich paßt nur insofern, als sie allerdings ihre Poesie mit dem Ende des Minnegesanges angefangen haben, mit der faden Moral, mit der allegorischen Confusion und Verkünstelung der letzten Minnesänger. Aber der Minnegesang ging vom volksmäßigen Naturcultus aus, dessen Schönheit auch die irdischen Frauen mit himmlischem Glanz verklärte, er hatte einen durchaus nationalen Hintergrund. Jene Grazienjäger dagegen standen gleich ursprünglich mitten in einer vergilbten heidnischen Mythologie, die nur die Gelehrten interessiren konnte. Die Minnesänger feierten wirkliche, lebendige, wenngleich phantastisch idealisirte Frauengestalten, sie dichteten in Wald und Feld, zu Roß, auf ritterlichen Heldenfahrten, sie sangen wie

ſie lebten, und ſie lebten poetiſch; während die Anakreontiker ſich in ihren dumpfigen Studirſtuben mit bloßen Chimären, mit Nymphen und Sylphiden herumbalgten, und gleichſam den Lebenswein aus leeren Flaſchen tranken.

Eine ſolche Poeſie konnte natürlich nur mit dem, etwas ſentimental gefärbten, Verſtande gemacht, und demnach auch nur vom Verſtande erzogen und gerichtet werden. Aehnliche Verhältniſſe pflegen aber überall dieſelben Erſcheinungen hervorzurufen. Kein Wunder daher, daß, wie ehemals Gottſched, auch jetzt ein nüchterner und poetiſch völlig impotenter Mann ſich als Schulzwang dieſes fröhlichen Gebiets bemächtigte. Rammler machte es zu ſeiner, nicht beneidenswerthen Lebensaufgabe, die Gedichte aller ſeiner Zeitgenoſſen durchzucorrigiren, er war der poetiſche Exerziermeiſter ſeiner Zeit, das kritiſche Gewiſſen der Dichter, die ſämmtlich, ſelbſt Gleim und den jungen Leſſing nicht ausgenommen, mit liebenswürdiger Unbefangenheit und Reſignation ihre Manuſcripte ſeiner dictatoriſchen Scheere unterwarfen. Beide Theile thaten recht daran; die Dichter, denn ihre Darſtellungsweiſe war eben ſo ſalopp, als ihre Moral; und Rammler hatte gleichfalls Recht, das ganze leere Formelweſen lediglich formell anzufaſſen und, ohne nach Individualitäten zu fragen, an denen doch nichts zu verlieren war, „Alles nach Einer Schablone," die man damals Geſchmack nannte, zurechtzuſtutzen. Er ſelbſt hat es niemals über eine ziemlich pedantiſche Nachahmung und Ueberſetzung von Horaz gebracht, und ſeine beſten Leiſtungen, die Oden an Friedrich den Großen, haben bei weitem mehr patriotiſchen als poetiſchen Werth; aber ſeine ſtrenge und ſaubere Technik hat mit mehreren Modificationen bis zu unſerer Zeit nachgewirkt.

Der eigentliche Begründer aber jenes galanten Idyllen-

ordens war Wieland. Erst durch Wieland wurde diese gemüthliche Faselei in ein förmliches System, und somit zum allgemeinen Selbstbewußtsein gebracht; es war in seiner Spitze und Vollendung der philosophisch formulirte Egoismus des sinnlichen Genusses. Um nun diesen Egoismus einerseits rechtfertigend zu begründen, und andrerseits vor aller Störung möglichst zu verwahren, stellt Wieland die Poesie, die doch ihrer Natur nach eben das Höhere andeuten und erstreben will, gradezu auf den Kopf, indem seine ganze Dichtung klar machen soll, daß es für den Menschen überhaupt nichts erreichbar Höheres, Großes und Edles gebe, welches er daher überall, wo es seiner Theorie hindernd in den Weg tritt, als bloße Illusion der Schwärmerei dem Witz und Spott der französischen Salonweisheit preisgiebt. Dasselbe hat später auch Kotzebue gethan; aber Wieland that es ehrlich aus einem großen moralischen Irrthum, um die Menschheit zu beglücken, und Kotzebue aus Gemeinheit und leichtsinniger Bosheit, um die Menschen zu ärgern. Nur das Motiv also ist verschieden, der Effect bleibt immerhin derselbe, und bei dem bedeutenden Einfluß, den Wieland auf die geistige Stimmung fast eines halben Jahrhunderts ausgeübt, lohnt es wohl der Mühe, sein Verfahren im Einzelnen etwas näher zu beleuchten.

Zunächst fing auch er, wie die Halberstädter den Minnegesang, das Antike von hinten an, er merkte sich vom classischen Alterthum nur die sittliche Fäulniß seines Verfalls, von der plastischen Schönheit das Nackte, von der durchsichtig heiteren Lebensanschauung die Liederlichkeit, von den Philosophen den Epikur, und nimmt sich in seinem französischen Frack nirgend verwunderlicher, ja possirlicher aus, als unter den alten Griechen. So liebäugelt z. B. sein „Diogenes" aus seiner Tonne mit schönen Mädchen, und spielt gegen einzu-

tauschende Küsse den galanten Rathgeber. Gegen die hohe Bedeutung einer ganz anderen Welt richtet sich sein „Don Sylvio von Rosalva, oder der Sieg der Natur über die Schwärmerei, eine Geschichte, worin alles Wunderbare natürlich zugeht.“ Aber dieser Don Sylvio kämpft zu zaghaft und versteckt, um aus solchem Hinterhalt etwas Erkleckliches anrichten zu können. Er sticht auf den Geschmack an französischen Feenmärchen, die niemand kennt, und meint damit eigentlich den alten Wunderglauben des Mittelalters, eben so sticht er auf den neuen Klopstockischen Aufschwung, wo aber niemand merkt; so daß das Ganze sich als ein völlig vergebliches Scheingefecht verläuft. Mit größerem Recht eifert er gegen Richardson's allerdings ziemlich ungesunde Tugendhelden, die damals namentlich alle Weiberherzen eroberten, die Ritter des sogenannten gefunden Menschenverstandes auf; allein diese sind, trotz aller affectirten Natur und Wirklichkeit, eben so sehr nur gemachte Bücherhelden und jedenfalls noch unpoetischer, als die Richardson'schen. Endlich streift er immer weiteren Kreisen um sich greifend, stellt er überhaupt das Göttliche und Ihierische im Menschen einander gegenüber und läßt, bei aller selbstgefällen Schönrednerei, das letztere, als verstünde sich das eben so von selbst, regelmäßig siegen, z. B. in seinem „Agathon“, wo er geständlich sich selbst schildert, und dessen jugendlicher Platonismus, Unschuld und Glauben zuletzt an dem Buhlkünsten der Danae und der eigentlich modern englischen und französischen) Philosophie des Sophisten Hippias kläglich scheitern muß. Dasselbe Thema variirt er in seiner „Musarion“, welche zwei hauptsächliche Philosophen, einen Stoiker und einen Epikuräer, durch ihre Nymphen und ihren Wein von ihrer excentrischen Moral curirt. Wie sein Diogenes junge Mädchen, so belehrt hier eine Hetäre ihren

sentimentalen Geliebten Phanias über die verlorene Mühe des moralischen Rigorismus und bekehrt ihn zu „ihrer angeblich leichthaltigeren leichtsinnigen Moral durch leichte Scherze, womit sie das Ueberspannte auf eine sanfte und unmerkliche Art vom Wahren abzuschneiden weiß, durch sokratische Ironien und ihre „Nachsicht gegen die Unvollkommenheiten der menschlichen Natur, die mit all ihren Mängeln doch immer das liebenswürdigste Ding ist, das wir kennen.“. Diese Lehre wird vom Autor ausdrücklich die Philosophie der Grazien genannt. Was wir aber unter einer solchen Grazie eigentlich zu verstehen haben, deutet er uns selbst gelegentlich an: eine Sünderin, die Alles, was schön und liebreizend und bezaubernd ist, in ihrem Geist und in ihrem Umgange vereinigt; tadelnswürdig, insofern sie eine Sünderin ist, gleichwohl aber ausgeschmückt mit Witz, Geschmack, feiner Empfindung, Lebensart, Kenntnissen, Talenten, kurz mit tausend Verdiensten, „die selbst auf ihre Sünden ein sanft gebrochenes Zauberlicht werfen.“

Von solchem ewigen Abwägen und Schaukeln zwischen Ja und Ihierheit, wo Gutes und Böses beständig einander wechselseitig neutralisiren, kann nothwendig zuletzt nur der Nihilismus eines völlig nüchternen juste milieu zurückbleiben. Auch Wieland hat es daher, trotz seines Grundsatzes „mit dem Neufr Freidenker, im Herzen tugendhaft“, weder zur Tugend, noch zu Voltaire'scher Freigeisterei, sondern nur zu einem protestantischen Rationalismus, als Schriftsteller weder zur Philosophie, noch Geschichte, weder zum Drama noch Epos, sondern lediglich zu einem Mittelding von allem diesen, zum sogenannten philosophischen Halbromane gebracht. Am augenfälligsten zeigt sich diese „Weisheit der Mitte“ in seiner Auffassung der Liebe, die, z. B. in „Iris“, weder Platonisch

noch sinnlich sein soll. Das wäre also ungefähr das bekannte Messer ohne Griff, an dem die Klinge fehlt. Aber an dem Autor selbst sollte sich unglücklicherweise sehr bald bewähren, was er, wie in prophetischem Vorgefühl, in seinem „Theapes“ der Aspasia in den Mund gelegt: „Diese beiden Amors (der geistige Amor und der sinnliche Cupido) sind sich nahe verwandt, und es ist oft geschehen, daß sie ihre Kleidung gewechselt haben, und daß der leibhafte Cupido erschienen ist, das Wort zu halten, welches der Platonische Sylph gegeben. Cupido ist ein wahrer Proteus, der sich so gut in einen Platoniker, als in eine Franziskanerkutte maskiren kann, und wenn er die Dame Phantasie auf seiner Seite hat, so weiß ich nichts, was die beiden Schelme nicht ausrichten könnten.“ Und in der That, diesem Schelm Cupido gelang das Unerhörte, den ehrbaren Familienvater Wieland in seiner Nadine und den scherzhaften Erzählungen plötzlich weit über die Grenzen seiner eigenen liberalen Grazien hinaus in das bodenlose Gesumpf der obscönsten Lüsternheit zu verlocken.

Das endliche Resultat aber aller dieser moralischen und unmoralischen Raisonnements und Darstellungen ist eine Art von Naturreligion, die er in seinem „goldenen Spiegel“ unter der Leitung des weisen Psammis der Glückseligkeit eines kleinen Staates zum Grunde legt. Psammis lehrt nämlich in der Hauptsache: „die Natur habe alle unsere Sinne, jedes Fäserchen unseres Wesens, unser Gehirn und unser Herz zu Werkzeugen des Vergnügens gemacht; vernehmlicher konnte sie nicht sagen, wozu sie uns geschaffen habe. Wäre es möglich gewesen, uns des Vergnügens fähig zu machen ohne den Schmerz, so würde es geschehen sein. So lange man aber den Gesetzen der Natur folge, werde der Schmerz das Gefühl für jedes Vergnügen schärfen, und dadurch zu einer Wohlthat

werden. — Man genieße jeden Augenblick, aber ohne Mäßigung werden auch die natürlichsten Begierden zu Quellen des Schmerzes, der den Keim eines künftigen Vergnügens zernage. — Mäßigung sei Weisheit, und nur dem Weisen sei es vergönnt, den Becher der reinen Wollust, den die Natur jedem Sterblichen voll einschenke, bis auf den letzten Tropfen auszuschlürfen. Der Weise verlage sich zuweilen ein gegenwärtiges Vergnügen, um sich auf die Zukunft zu einem desto vollkommneren Genusse aufzusparen. — Nie suche man einen höheren Grad von Kenntnis, man wisse genug, wenn man gelernt habe, glücklich zu sein. — Keine Lust, kein angenehmes Gefühl sei versagt, das die Natur uns zugedacht habe. — Die Mäßigung werde nur empfohlen, weil sie unentbehrlich sei, vor Schmerzen zu bewahren und immer zu Freuden aufgelegt zu erhalten. — Der Gehorsam gegen die Gesetze der Natur befehle, die Sinne zu ergötzen. — Der betrügliche Unterschied zwischen **Nützlich** und **Angenehm** sei daher aufgehoben, denn nützlich sei nur, was uns vor Unlust bewahre, oder eine Quelle des Vergnügens sei." — Hiernach sollen dann auch in diesem Musterstaate die Kinder vom dritten bis zum achten Jahre größtentheils sich selbst, das ist der Erziehung der Natur, überlassen werden, und nach später empfangenem Unterrichte gehört genug sein, wenn sie im Stande sind, ihre Verfassung für die beste zu halten und um Künste und Wissenschaften niemand zu beneiden. Im dreißigsten Jahre aber ist ein jeder verbunden, zu seiner ersten Frau die zweite, und im vierzigsten die dritte zu nehmen u. s. w. Zuletzt muß denn der weise Phamnis selber eingestehen: „unser Volk ist ein Völkchen von ausgemachten Wollüstlingen, aber desto besser für uns!" Und dieses ganze Utopien ist nicht etwa, wie es allerdings den Anschein hat,

ironiſch, ſondern vollkommen ernſt gemeint. Man ſieht alſo auch hier, daß, da der Menſch doch irgend etwas glauben will, mit dem religiöſen Unglauben der politiſche Aberglaube ſtets Hand in Hand geht.

Das Beſte was Wieland vermochte, hat er in zwei Werken von ſehr verſchiedener Richtung gegeben: im Oberon, und in den Abderiten. Allein im Oberon iſt er offenbar nicht ſattelfeſt genug zum Ritt in's alte romantiſche Land; dieſes Hüons-Horn hat einen falſchen Ton aufgeklärter Ironie, die nebſt der Zauberei auch die Romantik vernichtet; und der Angelpunkt, um den ſich eigentlich das Ganze dreht, iſt auch hier wieder jenes „liebenswürdige Ding" von Herzen, an dem die verliebten Helden Schiffbruch leiden. Die Abderiten dagegen ſind, ohne dergleichen phantaſtiſche Anfechtungen, blos mit dem „geſunden Menſchenverſtande" gearbeitet, und es iſt ihm daher hier ein ſehr ergötzliches Bild des Kampfes zwiſchen Spießbürgerthum und Weltbürgerthum gelungen, in welchem der Philoſoph Demokrit ſich lachend die Märtyrerpalme erwirbt.

Man hat Wieland oft nachgerühmt, daß er zuerſt den Muth hatte, die Poeſie aus den Feſſeln der Religion und Moral zu befreien. Das that er wirklich, und er hatte ganz Recht, denn eine gefeſſelte Poeſie nützt weder der Religion noch der Moral. Nur geht er dabei von der ſeltſamen Vorausſetzung aus, daß die Menſchheit lediglich durch Erfahrung zu belehren und zu veredeln ſei, und daß man ihr folglich auch in der Poeſie nicht Ideale, ſondern die Menſchen genau ſo vorführen müſſe, wie ſie wirklich ſind. Hier iſt aber ein doppelter Irrthum. Denn einmal wird, wie das Sprichwort und die Geſchichte lehrt, durch Erfahrung niemand klug, geſchweige denn tugendhaft, wozu vielmehr ganz andere Hebel

und Flügel gehören. Auch heißt wohl jenes Princip im Grunde eben nichts Anderes, als durch eigenen Schaden klug werden. Nun wäre es aber doch ein gar zu wunderliches und gewagtes Verfahren, jemanden erst auf's Glatteis zu schicken, um zu probiren, ob er fallen wird, oder um ihn, wenn er gar einbricht, hinterdrein menschenfreundlich retten zu können; ganz abgesehen davon, daß es ein Widerspruch in sich ist, die kranke Wirklichkeit durch die Wirklichkeit, die ja eben gebessert werden soll, curiren zu wollen. — Sodann soll die Poesie allerdings keine Magd, weder der Religion noch der Moral sein, sondern durch ihre eigenthümliche Zauberformel die Schönheit, wie und wo immer sie verborgen leuchtet, aus den Banden der tölpelhaften Riesen und Drachen und pfiffigen Philister erlösen. Aber die gemeine Wirklichkeit und ihre Laster, sie mögen sich noch so kokettisch grazienhaft ausschmücken oder verschleiern, sind nirgend schön. Dagegen geht durch alle Zeiten und Völker das unvertilgbare Gefühl einer höheren, überirdischen, geheimnißvollen Schönheit, die der Religion, der Sittlichkeit und der Poesie gemeinsam ist, und ohne welche die letztere in hochmüthiger Absonderung niemals wahrhaft bestehen kann.

Daß aber Wieland dennoch so großen Succeß hatte, verwundert uns nicht im mindesten. Seine Irrthümer und Mängel waren eben das Steckenpferd der Zeit, und seine nüchterne Religionsphilosophie war gar zu niedlich, bequem und für jeden Comfort besorgt, um nicht alle materialistische Mittelmäßigkeit und allen invaliden Glauben, der doch am Ende auch seine anständige Kirche haben will, in gerechtes Erstaunen und Entzücken zu versetzen. Auch das befremdet uns keineswegs, daß er auf dem Pegasus ein ausgemachter Libertin, und zu Hause ein ausgemachter Philister war, denn

die Libertinage ist doch eigentlich auch nur eine andere gefärbte Philisterei, und er war kein selbständiger Charakter, vielmehr nur der Repräsentant und Sprecher der Charakterlosigkeit seiner Zeit, die er nicht bestimmte, sondern von ihr gestimmt wurde. Weich, biegsam, gutmüthig und bis zum Excess für Alles empfänglich, was nicht eigene Kraft erfordert, schwankte er daher beständig zwischen den Extremen der schwankenden Zeit, seinem Wahlspruch zufolge: daß wir nur „durch öftere Veränderungen in unserer Art zu denken" gut und weise werden. Erst dichtet er mit dem frommen Bodmer an Einem Tisch Psalmen und Patriarchaden und eifert gegen Gleim und Uz als „schwärmende Anbeter des Bakchus und der Venus, die man für eine Bande epikurischer Heiden halten sollte." Aber schon damals blickt er zugleich bedenklich seitwärts aus seiner „sublimen Glückseligkeit" und bekennt „daß die Damen der Hauptressort seines Geistes gewesen, und daß er ohne sie selbst seine christlichen Empfindungen nicht geschrieben hätte." Dann im Hause des Grafen Stadion mitten in [redacted] gelobte Land der modernsten Aufklärung versetzt, legt auch, wie der scharfblickende Lessing vorausgesagt, die junge Wieland'sche Muse, die so lange die Verschwester gespielt und sich eine verständige erfahrene Miene anzunehmen bemüht hatte, plötzlich ihr altväterisches Käppchen ab und verwandelt sich in eine muntere Modeschönheit. In Weimar endlich war der inzwischen altgewordenen Muse die neue Zeit über den Kopf gewachsen, in der sie sich nie wieder ganz zurechtzufinden wußte.

Wir sind hiernach weit entfernt, über Wieland's Persönlichkeit rechten oder richten zu wollen; die Sünde seiner Poesie war sicherlich nicht Lüge, sondern menschliche Schwäche. Aber eben so gewiß hat seine leichtfertige französirende Lebensansicht

für lange Zeit die deutsche Poesie frivol, und die Kotzebue's ꝛc. möglich gemacht. Auch läugnen wir keineswegs, daß er die äußeren Formen, namentlich der Prosa, in einen leichteren und anmuthigeren Fluß gebracht. Allein diese ganz in's Allgemeine gehaltene, schlüpfrigglatte Salonsprache ist uns stets wie eine Uebersetzung aus dem Französischen vorgekommen. Dennoch wird sie noch bis heute oft als Muttersprache angepriesen. Als ob es überhaupt einen Normaltypl gäbe, für Poeten, deren Jeder seinen eignen mitbringt, wie jeder ausgeprägte Charakter sein Gesicht.

Von Wieland's Nachfolgern ist Moritz August von Thümmel (1738—1817) unstreitig der geistreichste, nicht wegen seiner ganz unbedeutenden Jugendschriften: „Wilhelmine" und die „Inoculation der Liebe", die sich fast nur wie Wieland'sche Stylübungen ausnehmen, sondern durch sein berühmtestes Werk: „Reise in die mittäglichen Provinzen Frankreichs." Hier wird das Heilverfahren, womit Wieland die imaginäre Griechenwelt reformiren wollte, praktischer auf einen bücherversessenen deutschen Gelehrten angewandt, und dieser durch Wein, schöne Mädchen und französische Lebensweisheit glücklich von seiner hypochondrischen Unschuld curirt. Zwar hat der Genesene zuletzt, man sieht nicht recht warum, wieder einen höchst bedenklichen Rückfall, und der Autor desavouirt förmlich das ganze Heilverfahren; allein dieser moralische Censurflecks am Schlusse vermag keineswegs das brillante Colorit des lüsternen Hintergrundes wieder auszulöschen. — Wohin aber die Wieland'sche Richtung geringere Geister führen mußte, zeigt sich vorzüglich bei den beiden Oesterreichern: Alxinger und Blumauer. Alxinger hat in seinem „Doolin von Mainz" und „Blomberis" den Oberon verballhornt, und Blumauer, z. B. in seiner Travestirung der Aeneide, die

Grazienscherze Wieland's zu gemeinen und übelriechenden Späßen verbraucht. Ja ein liederlicher Dichterling durfte es, freilich zu Wieland's unbegreiflicher Ueberraschung und Entrüstung wagen, ihm seine unzüchtigen Gedichte in Grecourt's Manier mit einem salve frater zu dediciren.

Diesen galant tändelnden und zuletzt bedenklich ausgleitenden Dichtern sehen wir eine andere Gruppe in den sogenannten Bremer Beiträgen sich gegenüberstellen. Die Bremer, oder wie sie eigentlich heißen, „Neuen Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes", entstanden aus dem Ueberdruß mehrerer jungen Poeten an der Gottsched'schen Tyrannei, und wurzeln zum Theil noch in der Anschauungsweise des Halberstädt'schen Kreises, aus welchem sogar Hagedorn und Gleim selbst sich anfangs daran betheiligten. Die übrigen nennenswerthen Mitglieder dieser neuen Gruppe sind — außer Zachariä und Gellert, die wir in anderer Beziehung schon oben erwähnt haben — vorzüglich Ebert, Wieke, Cramer, Adolf Schlegel, Rabener, und zuletzt auch Klopstock. Alle diese mittelmäßigen Poeten — wenn wir, wie sich von selbst versteht, Klopstock ausnehmen — haben nichts Neues geschaffen, sondern blos vorbereitet; sie bilden nur den mehr kritischen als productiven Uebergang von Hagedorn zu Klopstock. Mit dem ersteren sympathisirt am meisten noch Ebert in seiner Lyrik, und zum Theil auch Wieke, mit Klopstock dagegen Cramer und Adolf Schlegel. Rabener, der Satiriker unter ihnen, hat natürlicherweise seine besondere Domaine für sich, die er sich möglichst bescheiden und enge eingehegt. Behutsam und unter ironischen Bücklingen berührt er kaum die Schellenkappe, ohne den eigentlichen Narren der Zeit irgend herzhaft

herauszufordern. Seine Satiren sind im Grunde nur ein Altweibergeklatsch über die minutiöse Misere der damaligen Kleinstädterei und Dorfteufeleien und daher grade so langweilig, als ihr Stoff.

Der allgemeine Grundcharakter aber, der diese Gruppe von der vorigen wesentlich unterscheidet, ist der größere Ernst der Gesinnung und, mit diesem besseren Gewissen, auch die größere Wahrheit der Empfindung. So haben sie zunächst von dem Inhalt der Anakreontiker vorzüglich nur die Freundschaft mit herübergenommen, und sie aus der Gleim'schen Tändelei zu einer männlichen Tugend herausgebildet; ihre ganze Lyrik ist fast nur ein wehmüthiger Nachklang ihres jugendlich aufstrebenden Zusammenlebens in Leipzig. Gellert, so wie Schlegel, Rabener und Giseke sagen, daß die Freundschaft sie singen gelehrt, und Klopstock hat später in seiner Ode „Ringolf" die zerstreuten Genossen noch einmal im Geiste um sich versammelt und dem Jugendbunde ein unvergängliches Denkmal gesetzt. Diese Wehmuth und Treue konnte indeß begreiflicherweise mit Crebillon, Grasset, Batteux ꝛc. nicht bestehen; daher gingen sie, da ihre Poesie noch unsicher experimentirte und sich anlehnen mußte, immer mehr von dem leichtsinnigen Franzosenthum der Halberstädter zu den tieferen Engländern über. Ebert übersetzte Glover's Leonidas und Young's Nachtgedanken, welche der nachfolgenden Literatur für lange Zeit eine melancholische Mondscheinbeleuchtung gaben. Am fühlbarsten aber zeigt sich der Unterschied in dem redlichen Eifer, womit sie auf dem religiösen Gebiet sich der modegewordenen Freidenkerei entgegenstemmen. Giseke polemisirt gegen die Spinozisten, Cramer wendet sich zuletzt beinah ausschließlich zum Kirchenliede, und selbst der sanfte Gellert tritt plötzlich gebarnischt gegen die Deisten auf.

Allein es war mehr eine versuchte Vermittelung, als ein offener Kampf. Sie fochten nicht mit den unmittelbaren Waffen der Religion, sondern wollten durch die poetischen Schönheiten derselben bekehren; ja Cramer hielt den Freigeistern die Bibel als „ein Werk des Geschmacks" vor, deren Betrachtung eine „Andacht des Witzes und einer regelmäßigen Einbildung" sei.

Diese Richtung, so unscheinbar und verschleiert sie beginnt, hat doch in ihren allmählichen Entwickelungen und Consequenzen unsere ganze moderne Literatur revolutionirt. Sie erscheint sehr bald schon als entschiedenes Aestheticiren des Christenthums, lavirt dann eine Zeit lang zwischen dem Kreuzfeuer einer sublimen Sentimentalität und des unsterblichen groben Menschenverstandes, beiden sich biegsam accommodirend, bis endlich im siegreichen Fortgange das ursprüngliche Verhältniß völlig umgekehrt, das bisherige bloße Mittel zum Zweck, und an die Stelle der Religion die Kunst gesetzt wird, die nun allein das Christenthum vertreten und die Erziehung des Menschengeschlechts übernehmen soll. Je näher wir aber nun dem unmittelbaren Kampfplatze rücken, um so schroffer, schärfer und greller wechseln die Gegensätze; die sich kreuzenden Intentionen und Interessen werden complicirter und verworrener und die unendlichen Staubwolken, die sie aufwühlen, immer dichter. Wir müssen uns daher, um den Faden nicht zu verlieren, nothwendig darauf beschränken, aus dem großen Geistergetümmel nur die führenden Momente möglichst klar hervorzuheben.

Herder (1744—1803) war der erste eigentliche Aesthetiker des Christenthums. In seinen frühesten und bedeutendsten

religiösen Schriften: in der „ältesten Urkunde des Menschengeschlechts", im „Geist der hebräischen Poesie" und in den „Briefen über das Studium der Theologie" entschleiert er mit einem, seiner Intention vollkommen entsprechenden und bis dahin unerhörten Glanz und Aufschwung der Sprache, nicht sowohl das göttliche Geheimniß, als vielmehr das menschlich Große der heiligen Schriften, er lehrt nicht Religion, sondern zeigt nur, wie schön sie sei, und vindicirt David und den Propheten, auch als Dichtern den Vorrang über die Poesie des classischen Alterthums. Aber er beschränkte sich hierbei nicht auf die heiligen Schriften. Wie Brokes vor ihm fast kindisch versucht, hat Herder in einem höheren und umfassenderen Sinne in seinen „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" den religiösen Glauben zugleich auch aus der Schönheit der äußern und der Menschennatur zu interpretiren unternommen. „Gang Gottes in der Natur — sagt er dort — die Gedanken, die der Ewige uns in der Reihe seiner Werke thätlich dargelegt hat, sie sind das heilige Buch, an dessen Characteren ich buchstabirt habe und buchstabiren werde. Ueberall hat uns die große Analogie der Natur auf Wahrheiten der Religion geführt, und diesen Weg verfolgend, sehen wir zuletzt das dunkelstrahlende Licht als Flamme und Sonne aufgehen." — Es ist dieselbe ganz außerordentliche Empfänglichkeit und poetische Divinationsgabe, die auch seine „Stimmen der Völker" hervorgerufen: gleichsam eine Generalkarte der Poesie, welche die poetischen Individualitäten aller Zeiten und Völker der Erde in ihren Volksliedern nachweist. Und diese Universalität der Weltbetrachtung führte gleichzeitig auch noch in anderer Richtung zu einer literarischen Erscheinung, auf die wir später, wo sie sich selbständig entwickelt, noch einmal zurückkommen müssen.

Man sieht und fühlt es überall unwillkürlich heraus: Herder's Christenthum war weniger Sache der Erkenntniß, als der Phantasie, mehr eine poetische Mythologie der Religion, als ein tieferes Eindringen in die ewigen Grundlagen dieser Mythologie. Daher sinkt er, wo es unmittelbar ein solches Eindringen galt, in seinen Kirchenliedern, ungeschickt bis zur trocknen Nüchternheit herab; daher sehen wir ihn im zunehmenden Alter, als die jugendliche Schwungkraft der Phantasie versagte, immer mehr der rationalistischen Aufklärung verfallen und schmerzlich an sich selber irre werden. Auch dürfen wir es uns nicht verhehlen, daß er in seinen Völkerstimmen häufig den wahren Klang verfehlt, und namentlich in der Uebertragung des spanischen Volkstyps vom „Cid" diese felsenkantige Heldengestalt mannigfach abgeschwächt und modernisirt hat. Aber man vergesse nicht, wie verknöchert damals die Theologie, und wie gelehrt und pedantisch die Poesie von ihrem volksthümlichen Urquell abgewendet war. Und so hat denn Herder jedenfalls, worauf es zunächst ankam, nach beiden Richtungen hin einen erfrischenden Hauch gebracht, der noch jetzt belebend fortwirkt; ein unvergängliches Verdienst, das wir dankbar anerkennen sollen.

Dieselbe Anerkennung aus demselben Grunde verdient Klopstock, und zwar in so höherem Maße, als Herder eigentlich nur Nachdichter, Klopstock aber selbständig schöpferisch, und also unendlich wirksamer war. Klopstock hat, was die besten seiner Zeitgenossen damit wollten, das von Allen geahnte Morgenroth heraufzuführen, er hat in der That die deutsche Poesie innerlich und äußerlich neugeschaffen, indem er ihr einen ewigen Inhalt und eine streng würdige Form wiedergab. Er hatte zuerst den Muth, in aus der trostlosen Verwirrung des Unglaubens und des geistlosen

Aberglaubens auf ihren natürlichen Urſprung: auf Religion und Vaterlandsliebe, zurückzuweiſen; und es lag nur in dem allgemeinen Mißverhältniß der einzelnen Menſchenkraft zu ſo hohen Intentionen, wenn er ſein großes Ziel nicht vollkommen erreichte.

Auch Klopſtock's Chriſtenthum (wie ſich hier überall von ſelbſt verſteht: als literariſche Erſcheinung) iſt, gleich dem Herder'ſchen, ein äſthetiſches, und ſpecifiſch proteſtantiſches, indem es mit mehr oder minder poetiſcher Willkür, dem ſubjectiven Emancipationsprincip des Proteſtantismus gemäß, lediglich auf die ſchwanke Spitze des individuellen Gefühls geſtellt wird. Seine Meſſiade ſollte ein National-Epos werden; aber ſie iſt Beides nicht geworden, weder ein Epos, noch wirklich national, eben durch jene rein ſubjective Auffaſſung. Denn das Epos iſt, ſeiner eigenthümlichen Natur nach, die Darſtellung einer allgemeinen Weltanſchauung, wo, wie in der Weltgeſchichte, die Thatſachen reden, und das Individuum demüthig zurücktritt. Der Gegenſtand der Meſſiade iſt ungefähr derſelbe wie in Eſchenbach's Parcival: das göttliche Erlöſungswerk. Allein Eſchenbach's Epos ruht auf dem feſten Grunde eines von der Zeit getragenen allgemeinen Glaubens, deſſen ſymboliſcher Typus nur der perſönliche Parcival iſt, während in der Meſſiade der Glaube gleichſam erſt wieder neu aufgefunden werden muß. Daher dort Alles objectiv, hier Alles ideal: ein abſtracter Himmel und die bloße Rhetorik geſtaltloſer Engel und Dämonen, aus proteſtantiſcher Unkenntniß oder Abneigung aller altkirchlichen Tradition entkleidet, womit uns z. B. Dante ſo gewaltig durch Himmel und Hölle führt. Daher bei Dante und im Parcival lauter Handlung, und in der Meſſiade lauter Empfindung und endloſe Reden über dieſe Empfindung, mithin das Elegiſche

vorwaltend. Ja selbst die Teufel werden hier rührend, und es ist bekannt, daß die Damen in zärtlicher Sorge den Dichter bestürmten, den liebenswürdigen Teufel Abadona am Ende des Werkes noch zu begnadigen. — Gleich wie demnach die Messiade kein Epos, so ist auch ihre Form nichts weniger als national. Wir geben gern zu, daß die Poeten vor Klopstock größtentheils triviale Reimschmiede waren, als sei der Reim nicht der Poesie wegen, sondern die Poesie nur um des Reimes willen da. Aber nicht der Reim war daran Schuld, sondern die allgemeine Gedankenlosigkeit der Zeit. Es ist überhaupt ein seltsames Mißverständniß, die Poesie einer Nation von ihrer eigenthümlichen Form, als etwas ganz Zufälligem, trennen zu wollen; beide gehören nothwendig zueinander wie Leib und Seele, und geben eben zusammen erst die Poesie. Und so ist denn auch der Reim so alt wie die deutsche Dichtung, und hat durch alle Zeiten melodisch fortgetönt bis auf den heutigen Tag. Es war daher die eigentliche Aufgabe Klopstock's, ihm belebend seine uralte nationale Bedeutung und Würde wiederzugeben, anstatt ihn in vornehmer Verachtung fortzuwerfen. Jedenfalls aber war der dafür gewählte Hexameter ein störender Mißklang, und nur den Gelehrten verständlich und genehm.

Derselbe Grundirrthum hat auch seine Dramen verdorben. In seinen sogenannten Bardieten wird eben so willkürlich ein ungermanisches Alterthum mit ganz unhistorischen Druiden und Barden improvisirt und in einem Thränenbade von Empfindsamkeit bis zur völligen Unkenntlichkeit verwaschen. Gleich wie man damals die Religion auf ein angebliches Urchristenthum zurückführen wollte, so ist hier das Deutschthum ohne irgend ein Mittelglied an eine fabelhafte Urwelt geknüpft, die niemals war, und an eine nordisch-

heidnische Mythologie, die niemand kannte. Es giebt wohl in der ganzen deutschen Literatur kaum etwas Unmöglicheres, als diesen Klopstock'schen Hermann in der „Hermannsschlacht", ein weinerlicher Held, der nichts thut, als von dem, was er thun sollte, seine Thusnelda zärtlich unterhalten, und in einer wunderlich verzwickten Seneca'schen Lapidarsprache mit dem Munde Schlachten liefert. Gleichwohl war die großartige Vaterlandsliebe, die diesen dramatischen Versuchen zum Grunde lag, etwas so unerhört Neues, daß sie ganz Deutschland aufrüttelnd electrisirte und überall mannigfachen Wiederhall weckte. Aus allen Gauen brachen plötzlich mit wüthendem Schlachtgeschrei langbärtige Barden hervor, die Klopstock's Vaterländerei karrikirten, und unter denen Kretschmann als „Rhingulph" am lautesten brüllte.

Das Wahrste in Klopstock's Dichtung sind seine Oden. In der Lyrik ist diese subjective Gefühlspoesie in ihrer angeborenen Heimat, und daher fast überall hinreißend, erschütternd oder erhebend. Nur daß auch hier das fremde antikisirende Idiom oft hemmend einwirkt und, wie bei Herder, namentlich das eigentliche Kirchenlied zerstört hat. Wer könnte auch nach alcäischem Versmaß künstlich scandirend beten? Ohne Zweifel ist durch solche Stilexercitien unsere Sprache reinlicher, geschmeidiger und marmorglatter geworden; ob und was aber unsere Poesie dabei gewonnen, wäre noch eine andere Frage. Das gelehrte Silbenstechen, hinter dem sich das hohle Pathos so bequem verbirgt, ist eben nicht mehr werth und jedenfalls noch unpopulärer, als die Schmetterlingsjagd nach Reimen.

Klopstock's reiche Erbschaft ist an die deutsche Dichterfamilie bis in die entferntesten Verwandtschaftsgrade vertheilt und versplittert worden. Das Bardengebrüll zwar, als bloße Modenarbeit, hatte sich bald heiser geschrieen und wieder

verloren. Um so eifriger aber wurde das antike Wesen von den nachfolgenden Odisten übernommen und gepflegt, um die eigene Armuth damit anständig zu decoriren. Unter ihnen ist J. A. Cramer der zarteste, Voß der gröbste, und Rammler der eigentliche Virtuos dieser fremden Lyra. Auch der von Klopstock angeregte Patriotismus verwandelte bei den Epigonen seine ursprüngliche Gestalt und Bedeutung. Klopstock hatte Deutschland gemeint; aber es gab kein Deutschland, sondern nur viele kleine Vaterländchen von Schwaben, Oesterreichern, Preußen, Katholiken, Lutheranern und Calvinisten, die alle einander feindnachbarlich haßten. Vergeblich strebte Klopstock, und nach ihm der Wiener Jesuit Denis, über Allen das alte Kaiserliche Banner wieder aufzupflanzen: das morsche heilige römische Reich, es hielt nicht mehr zusammen. In dieser Noth hatten sich daher die Meisten, wie Gleim, Gwald von Kleist, Rammler ꝛc., endlich zu einem gemeinschaftlichen Cultus um die Heldengestalt der Zeit, um Friedrich II., zusammengeschaart. Aber der große König, der kein Deutsch verstand, verachtete sie; und Liebe ohne Gegenliebe ist nie von gesegneter Dauer. So rächte es sich, daß Klopstock, die große Vergangenheit und alle nationalen Erinnerungen verschmähend, den Patriotismus unmittelbar an ein ideales Ur-Vaterland knüpfen wollte.

Von mächtiger Einwirkung dagegen, und die ganze Physiognomie unsrer modernen Poesie bis auf den heutigen Tag bestimmend, war die von ihm emancipirte und kühn an dem Höchsten im Menschen geschulte Empfindsamkeit. Die handfeste Verständigkeit hatte sich nämlich damals so eben breit und behaglich zu Neste gesetzt, um das Menschheitswohl auszubrüten, als ihr Klopstock das Kuckucksei des subjectiven Gefühls unterzulegen wagte. Die Brutwärme war aber gar

zu gering; und so fuhr ihnen in dem kalten Klima unversehens der Bastard der falschen Sentimentalität mit aus: das, dem Wahren und Großen nicht mehr gewachsene Gemüth, auf das Unbedeutende, Gemeine, ja Nichtswürdige angewendet, die Affectation mit den bloßen Flittern der Poesie, jene unmoralische innere Lüge, wie sie fast ein Menschenalter lang durch die Theegesellschaften und Leihbibliotheken ging und in den unerschöpflichen Romanen von Lafontaine das Land verwässerte, während sie in Tiedge's Urania sogar vornehm wurde und den philosophischen Katheder bestieg.

Ohne Gefühl, oder wenn man es so nennen will: ohne Empfindsamkeit, giebt es freilich begreiflicherweise überhaupt keine Poesie, denn das dichterische Gefühl ist eben die potenzirte Fähigkeit, das Große, Wahre und Schöne zu empfinden. Das Gefühl allein ist indeß hiernach nichts an sich, es lebt, wie eine biegsame Liane, nur mit und in seinem Object, von dem es erst seine Bedeutung und Weihe, oder seine Lächerlichkeit empfängt. Gleich wie aber im Körper, wenn die natürliche Harmonie der einzelnen Organe gestört ist, sich oft die verkehrtesten Appetite und Gelüste selbständig hervorthun, so ist auch die Sentimentalität nur eine Verstimmung und Krankheit der Poesie, indem sie, wie bei einer Straßburger Gans, das Gefühl auf Kosten der anderen Seelenkräfte einseitig und monströs auffüttert und herausbildet, und je nach der Verschiedenheit des Gegenstandes ihrer absonderlichen Liebhabereien, die verschiedensten Grade und Abarten aufweist.

Auch hier, wie fast überall, hat Goethe den rechten Mittelpunkt getroffen. Der Inhalt seines Werther ist nicht dies oder jenes zufällige Symptom, sondern der eigentliche Grund der ganzen Krankheit, eben jenes unordentliche Ueberfüttern des subjectiven Gefühls, des „wie ein [illegible] Kind

gehaltenen Herzchens", dem sich Liebe, Ehe, Thatenberuf und der ganze Weltgang als nichtig und völlig unberechtigt accommodiren und beugen soll. Ja, Gott selbst soll den kranken Jüngling mit verhätscheln helfen und vom Christenthum für ihn eine besondere Ausnahme machen, da nur die um den Sohn Gottes sein sollen, die der Vater ihm gegeben hat, „ihm aber sein Herz sagt, daß ihn der Vater für sich behalten wolle." In diesem merkwürdigen Romane ist, wie nirgend sonst, der Kampf dieses krankhaften Gefühls mit der Wirklichkeit wie ein Proceß meisterhaft und mit der klarsten Besonnenheit bis zu seinen äußersten Consequenzen hindurchgeführt, und schließt mit wahrhaft poetischer Gerechtigkeit, da der Held nicht an Lotte, nicht an „den fatalen bürgerlichen Verhältnissen", sondern an der allgemeinen Unmöglichkeit der eingebildeten Alleinherrschaft des überhobenen Gefühls zuletzt durch unvermeidlichen Selbstmord zu Grunde geht. — Der Siegwart von Martin Miller erscheint dagegen nur wie eine abgeblaßte Karrikatur Werther's, indem er, anstatt einer, wenn gleich falschen Weltansicht, sich zahm und übergenügsam lediglich in das Schneckenhäuschen der Geschlechtsliebe zurückzieht, das er nun mühsam und mit seinen Fühlhörnern fast blödsinnig umhertastend, durch mehrere Bände mit sich fortschleppen muß. Hier fängt die Krankheit gleich mit dem Tode an: der ganze Lebenslauf des Helden ist ein bloßes Verschmachten. Erst will er aus idyllischer Grille Mönch werden, da bringen ihn die Blicke seiner Mariane, die ihn im Concert, „bei einem Triller so schmachtend und bedenklich anfah, daß ihm die Thränen in die Augen schossen", plötzlich auf Heirathsgedanken; dann wieder, da Mariane von ihrem barbarischen Vater in ein Kloster gesteckt wird, wendet er abermals sein Inwendiges um, wird nun wirklich Mönch,

hängt ganze Stunden lang mit dem Augen am stillen Mond und schreibt melancholische Episteln an Gott und seinen Engel Mariane, bis der verliebte Kapuziner endlich auf ihrem Grabe aus seinem langweiligen Dasein in das glückselige Land hinüberscheidet, „wo gekränkte Zärtlichkeit und Menschheit keine Thränen mehr vergießen.“ Und das sollten ausdrücklich, dem selbstmörderischen Werther gegenüber, das Bild einer tugendhaften Liebe vorstellen! Uns aber kommt vielmehr der ganze Rührbrei mit seinem ewigen Mondschein, Thränenseufzern und Liebestrillern jetzt nur wie eine sehr ergötzliche Parodie der Sentimentalität vor, und die feierlichen Illustrationen Chodowiecki's dazu, der dabei offenbar den Schalk im Nacken hatte, verstärken noch den komischen Eindruck.

Sehr berühmt und beliebt in dieser Mondscheinprovinz war auch der Schweizer Geßner. Rousseau war damals so eben mit seinem imaginären Heer von Wilden in die überbildete Societät eingebrochen, und hatte durch seine angebliche Urgefühle und Urtugenden allerdings die Sentimentalität bedeutend vorbereitet und vertieft. Der wahlgezogene Geßner suchte nun, bis zum „ersten Schiffer“ und auf den „Tod Abel's“ zurückgreifend, diese wilde Urwelt durch moderne Empfindsamkeit zu zähmen und anständig zu frisiren. Seine Idyllen haben daher durchaus etwas Theatralisches; die Decorationen, wie sie ihm sein schönes Vaterland vormalte, sind zum Theil vortrefflich, wenn nur keine Menschen dabei wären und Alles zu bloßer Komödie machten. — Diese Decorationsmalerei ist später von Salis, Kosegarten und Matthisson als selbständiges Metier aufgenommen worden; von Salis am naturwahrsten; am pomphaftesten mit forcirten Knalleffecten und nicht ohne einiges verspätete Bardengebrüll dazwischen von Kosegarten, während der elegante Matthisson

die Landschaft sauber kräuselt und mit antiken Tempelchen und melancholischen Burgruinen verschnörkelt, dann Alles mit griechischem Lavendelwasser überwaschend und wieder retouchirend, bis am Ende nichts übrig bleibt, als eitel Lüge. Unter ihnen ist ohne Zweifel Hölty der unschuldigste und liebenswürdigste, und dem edlen Ursprung der Sentimentalität am getreuesten geblieben. Seine Empfindung ist in dem kleinen Kreise, den sie umfaßt, durchaus wahr, seine Natur wirklich in stilles Abendroth versenkt, seine ganze Poesie eine wehmüthige Todesahnung.

Aus diesem Naturcultus und jener fabelhaften Urwelt haben Voß und Lafontaine die Sentimentalität endlich in das Familienleben der Gegenwart eingeführt und glücklich unter Dach und Haube gebracht. In Voß's „Louise" hat sich die Heimatlose, der dünnen Mondscheinkost überdrüssig, bei den Fleischtöpfen der „wirthlichen Hausfrau" behaglich zur Ruhe gesetzt, und lehrt in Schlafrock und Pantoffeln salbungsvoll die Philosophie des Philisterthums. Bei Lafontaine dagegen wird die Werther'sche Abgötterei mit dem kranken Herzchen weitläufig zu einer praktischen Religion ausgesponnen, die alle Sünde mit Thränen, nicht der Reue, sondern der gekränkten Weichlichkeit, rein wieder abwäscht. Ein oder zwei überaus zärtliche Liebespaare, ein polternder Bramarbas von Husarenobersten und Onkel, der betrogen, und ein kindischer Papa, der gerührt wird, bilden die stehende Mythologie dieser Romane, die längst vergessen sind, aber fast ein Menschenalter hindurch als Hauspostille in keiner Familie fehlen durften, und das ohnedem confuse Gewissen der Gebildeten noch unendlich confuser machten.

Neben diesen Kohlgärten hatte indeß das Gefühl, das Klopstock wieder geltend gemacht, sich andere, mächtigere

Bahnen gebrochen. Die dadurch erhöhete Stimmung ernsterer Gemüther konnte unmöglich weder mit dem trockenen Buchstabenglauben der Orthodoxen, noch mit der ordinären Freidenkerei Voltaire's sich dauernd zufriedenstellen. Und so sehen wir den, aus Klopstock's Schule hervorgegangenen Stolberg, nachdem er lange mit der Zeit und mit sich selbst gerungen, sich plötzlich und gänzlich von jenen Abgründen zurückwenden und mit einem in solchen Dingen allein entscheidenden Muthe, Freundschaft, häusliche Ruhe und Schriftstellerruhm an seine Ueberzeugung setzen. In diesem Sinne schreibt er im Jahre 1819 an Fouqué über das „Kunstgeschwätz, welches in atheistischem Sinne dem Menschen einräumen will, was eine Gabe Gottes ist. Diese Schwätzer fühlen nicht, und können nicht fühlen, wie sehr sie den Menschen, das Göttliche in ihm verläugnend, erniedrigen. — Kraftvolle Darstellung wahrhaft adeliger, durch Religion geheiligter Gesinnung, in welcher Kraft von der Selbstverläugnung ausgeht, und dann in Demuth einhergeht, welche im Vertrauen auf Gott den höchsten Heroismus giebt, dessen bedarf es einer. — Aber die gesteigerte Empfindsamkeit unmittelbar auf die Religion bezogen, erzeugte zugleich auch einerseits die angespannte Verstiegenheit der seraphischen Oden, die Klopstock noch überfliegen wollten und von dem himmlischen Concert nur die Posaune kannten; und andrerseits den Pietismus, der nur eine anders formulirte Sentimentalität ist.

Weit über allen festen Boden hinaus erhob Lavatern ein mystisches Ahnungsvermögen und eine Glaubenskraft, die fast zur Leidenschaft wurde. Unmittelbare Gemeinschaft mit der Gottheit ersehnte er. „Meine Seele, schreibt er 1777 an Gaßner, dürstet nach einem lebendigen Zeugen des lebenden Jesus. Ich bedarf nichts Weniger als einen unmittelbaren

Jesus. Mit Wort und Schall kann ich mich nicht mehr begnügen.“ Und dieser Gesinnung gemäß sagt er (Handbibliothek für Freunde, 1791) „Ich halte den consequenten Katholiken für eines der verehrungswürdigsten und seligsten Producte der Menschheit, für das wundervollste Wunder — könnt' ich nicht mißverstanden werden, ich würde die Hyperbel wagen, zu sagen, für einen anbetungswürdigen Anbeter. Welche Kraft und welche Demuth, welche Erhöhung und welche Vernichtung seiner selbst vereinigen sich in ihm!“ — Eben so schrieb er an Stolberg: „Ich verehre die katholische Kirche als ein altes, reichbeschnörkeltes, majestätisches, gothisches Gebäude, das uralte, theure Urkunden bewahrt. Der Sturz dieses Gebäudes würde der Sturz alles kirchlichen Christenthums sein.“

Fragt man nun, warum denn ein solcher Mann, bei dieser Gesinnung und bei seiner redlichen und unerschrockenen Offenheit, nicht wirklich katholisch geworden, so antwortet er selbst darauf in seinem Briefe an Stolberg vom 5. April 1800: aus Abscheu vor der Intoleranz und vor der anmaßenden Unfehlbarkeit der katholischen Kirche. Allein diese, rücksichtlich der Kirche von ihm offenbar mißverstandene Unfehlbarkeit hat er doch für seine eignen religiösen Meinungen unbedenklich und vielfach selbst in Anspruch genommen; denn „des Menschen Ueberzeugung ist sein Gott“, sagt er in demselben Briefe. Der Grund lag vielmehr ohne Zweifel tiefer, als er selbst es wußte. Die Idee eines leiblich gegenwärtigen Gottes war die Aufgabe seines Lebens, und da er sie nicht in der Kirche suchte, seine Krankheit. Es lag darin, daß er die, von ihm so inbrünstig ersehnte fortwährende Offenbarung nicht, wie die Kirche in der Eucharistie, als eine, allen Christen gemeinsame erfaßte, sondern in allen Lebens-

momenten als ein specielles Wunder an seiner Person allein erfahren wollte; eine Erwartung und Begierde, die gegen sein Lebensende immer ängstlicher und ungestümer wurde. Nicht ohne Grund vielleicht verglich daher sein Freund Cuningham diese stete Begier nach mehrerer Offenbarung mit Thomas' Zweifeln. — Und so wollen wir denn gern seine eigenen versöhnlichen Worte auf ihn selber anwenden: „Religion ist Gottes Verehrung nach dem Lichte, das jedem gegeben ist. Gott erntet nicht, wo er nicht gesäet hat, und sammelt nicht, wo er nicht hingelegt hat."

Was Lavatern bedeutend macht, der heroische Glaube und die Idee einer ununterbrochenen göttlichen Offenbarung, sehen wir dagegen bei Jung-Stilling in extremer Einseitigkeit fast schon in Karrikatur umschlagen. Sorglos studirt dieser in Strasburg fort, ohne zu wissen, wovon er morgen leben soll, denn Gott, weil er ihn darum gebeten, wird und muß ihm zur rechten Zeit weiterhelfen. Die flüchtige Aeußerung eines, ihm bis dahin beinah gänzlich unbekannten hysterischen Mädchens, ist ihm eine göttliche Eingebung und im Vertrauen darauf schließt er sofort mit ihr eine, nachher gleichwohl übelgerathene Ehe. — Jener Offenbarungsglaube liegt nicht nur seiner Selbstbiographie (Heinrich Stilling's Jugend, Jünglingsjahre, Wanderschaft, 1778) zum Grunde, sondern wird auch in seinen Romanen (Theobald, Herr von Morgenroth ꝛc.) in allen Verzweigungen mannigfach variirt. Wir sind weit davon entfernt, die göttliche Leitung jedes Einzelnen und die Kraft des Gebetes zu bezweifeln. Aber wäre Gottes Hand so sichtbar, wäre sie außer dem Bereich des Gewissens und der von Ihm eingesetzten Heilmittel der Kirche, überall auch in weltlichen Dingen so unmittelbar lösend, dictirend, so hätten wir eben keine Tugend mehr,

sondern eitel Fatalismus. Und diesem Fatalismus verfiel allerdings auch Stilling eine Zeit lang. Selbst beim Beten, sagt er, habe ihm der Zweifel in's Ohr gelispelt: „Dein Beten hilft nicht; denn was beschlossen ist, geschieht.“ Eben so kann jener Glaube, da die göttliche Führung doch nur vermittelst unserer eigenen inneren Regungen, Wünsche und Stimmungen wirksam sein soll, menschlicherweise sehr leicht zur Selbsttäuschung, oder zu einem geistlichen Hochmuth führen, der sich in dieser unmittelbaren Familiarität für ein besonders auserlesenes Werkzeug Gottes hält; und es klingt wenigstens sehr bedenklich, wenn Stilling von einer frommen Gemeinde, von „Stillingsfreunden“ spricht, oder uns erzählt, daß er und seine Frau zuweilen auf der Reise wie Engel Gottes aufgenommen worden, und daß die Vorsehung etwas ganz Sonderbares und Großes mit ihm vorhaben müsse. — Nur wer durch vollkommene innere Heiligung seine Seele zum reinen Spiegel Gottes gemacht, mag ohne Täuschung darin lesen und Wunder erfahren, ja selber Wunder thun. Den Ernst dieser Bedingung, und seine Ohnmacht, sie vollkommen zu erfüllen, fühlte der redliche Stilling in seinen stillsten Stunden gar wohl; daher oft seine tiefe Schwermuth. „Wenn die Qual der Verdammten in der Hölle, sagte er einst zu seiner Frau, auch nicht größer ist als die meinige, so ist sie groß genug.“ Und eben dieser durch sein ganzes Leben gehende Schmerz, der nur hohe Seelen heimsucht, macht seine Erscheinung so rührend und belehrend. Gleichwohl sind er und Lavater die unfreiwilligen Begründer jenes modernen exclusiven Pietismus geworden, der bis heut in seinen visionären Abirrungen sich als eine Mission Auserwählter geltend machen will.

Weit entfernt von dieser Unruhe, von diesem Schwanken

zwiſchen Angſt und maßloſem Vertrauen, iſt Matthias Claudius, der wackere Wandsbecker Bote, der zwiſchen Diesſeits und Jenſeits unermüdlich auf und abgeht und von Allem, was er dort erfahren, mit ſchlichten und treuen Worten fröhliche Botſchaft bringt. Er gehört allerdings zu den Pietiſten jener Zeit, inſofern auch bei ihm ein ſtarkgläubiges Gefühl den Kampf gegen Unglauben und todten Buchſtabenglauben aufgenommen; aber er iſt durchaus heiter, und erſcheint unter ihnen wie einer, der gefunden hat, was jene ſo raſtlos ſuchen. Wie der Abendglockenklang in einer ſtillen Sommerlandſchaft, wenn die Aehrenfelder ſich leiſe vor dem Unſichtbaren neigen, weckt er überall ein wunderbares Heimweh, weiß aber mit ſeinen klaren Hindeutungen dieſes Sehnen, wie ſchön oder vornehm es in Natur oder Kunſt ſich auch kundgeben mag, von dem Erſehnten gar wohl zu unterſcheiden. Denn „der Menſch, ſagt er, trägt in ſeiner Bruſt den Keim der Vollkommenheit, und findet außer ihr keine Ruhe. Und darum jagt er ihren Bildern und Konterfei's in dem ſichtbaren und unſichtbaren Spiegel ſo raſtlos nach, und hängt ſich ſo freudig und begierig an ſie, um durch ſie zu geneſen. Aber Bilder ſind Bilder. Sie können, wenn ſie getroffen ſind, ſehr angenehm täuſchen und überraſchen, aber nimmermehr befriedigen. Befriedigen kann nur das Weſen ſelbſt, nur freies Licht und Leben — und das kann niemand geben, als der es hat."

Man ſieht, der Hergang dieſer geiſtigen Bewegungen iſt ein natürlich hiſtoriſcher. Die Achtung vor dem Alten war vernichtet, und das Neue befriedigte nicht, ſo entſtand, in der Schwebe zwiſchen beiden, bei der Majorität die Gleichgültigkeit, der Indifferentismus. Die noch übrigen religiöſen Gemüther machten daher Reaction: es kam der Pietismus,

d. i. die Revolution des Gefühls gegen den Verstand. Allein das Gefühl ist auch nur Ein Factor des religiösen Glaubens, und sie hatten demnach nur eine Einseitigkeit statt der anderen. Der Pietismus setzt das Positive, die göttliche Offenbarung, aus der Kirche in die Menschenbrust; jeder soll seine eigene Offenbarung, gleichsam sich selber Kirche sein. Und da das Gefühl an sich flexibler und ausschweifender ist als der Verstand, so hat der Pietismus die unsinnigsten und frevelhaftesten Sekten, und namentlich in der Poesie, in deren Gebiet er, seiner Natur nach, stets unverständig hinüberspielt, einerseits die pantheistischen Dithyramben, andrerseits die schafmäßigen Liebesseufzer vom Lämmlein Jesulein ausgeboren. Dieser Pietismus ist den Katholiken ganz fremd, ja unmöglich; er ist von specifisch protestantischem Charakter und, da die Extreme immer nur wieder die entgegengesetzten Extreme provociren, wohl am wenigsten geeignet, wie Manche noch immer sanguinisch hoffen, jemals eine wahrhafte Versöhnung der Confessionen herbeizuführen.

Aber die halb zaghaften Versuche des Pietismus, wo es das Höchste im menschlichen Leben galt, dieses unsichere Umhertasten des bloßen Gefühls nach dem Lichte, konnte zwei mächtigeren Geistern nicht genügen, die schon damals das Saatkorn einer neuen Zeit für die Nachwelt ausgeworfen; wir meinen: Lessing und Hamann.

Lessing ist, auch schon seiner Lebenszeit nach (1729—1781), hier zuerst zu nennen. Er hatte das zweischneidige Schwert der Kritik, das der Protestantismus in die Welt gelegt, muthig aufgenommen, aber nicht um des Protestantismus willen, sondern um neue Bahnen zu brechen. Denn

ſo loſe, falb und ungewiß, das fühlte er tief, durfte das deutſche Weſen nicht länger hängen bleiben; alles Halbe war ihm in den Tod verhaßt. Der Hochwächter ſeiner Zeit, wie ihn Gervinus nennt, klopfte er an Hütten und Paläſte, rüttelte unbarmherzig Unglauben wie Aberglauben, den eigenſinnigen Hochmuth und die weichlichen Träumer auf, und zwang die Welt, in den Dingen ſich ſo oder ſo zu entſcheiden. Und den gemeinen Schwindel kannte er nicht; auf den unwirthbarſten Höhen, wo Anderen die Sinne vergeben, athmete er nur um ſo friſcher auf.

Vor Allem begann er damit, in der totalen Verwirrung die ungehörig verſchwommenen Elemente der Bildung zu ſcheiden und zu ordnen. So löſte er auch die Poeſie aus ihren damaligen Banden franzöſiſcher Altklugheit, ſie ſollte fernerhin weder der Moral, noch dem Verſtande dienen, ihre eigene Schönheit ſollte ihre einzige Berechtigung ſein. Schon damals, der herrſchenden Modebegeiſterung entgegen, ignorirte er den Oſſian und rühmte Shakeſpeare, den noch niemand kannte.

Es konnte nicht fehlen, ein ſolcher Mann mußte die tiefſte Bewegung der Zeit, die religiöſe, auch am mächtigſten erfaſſen. In dieſer Beziehung ſind ſeine „Wolfenbüttler Fragmente" und „die Erziehung des Menſchengeſchlechts" beſonders berühmt geworden. In den Fragmenten wird Chriſti Leben und Lehre als ein Verſuch dargeſtellt, den Römern zum Trotz ein irdiſches Meſſiasreich zu gründen, welcher Verſuch, als er mißglückte, von den Jüngern dann in den Evangelien ſchlauerweiſe blos geiſtig gedeutet worden ſei. — Die andere Schrift dagegen nimmt die Offenbarung nicht für alle Zeiten geſchloſſen an, ſondern als einen ſtufenweiſen Act der Erziehung Gottes, einſtweilen an dem einzelnen Volke der Juden

durchgeführt, weiterhin aber unausgeseigt über Christus hinausgehend.

Wir wollen hier kein Gewicht darauf legen, daß Lessing selbst nur Herausgeber der Fragmente und der Erziehung des Menschengeschlechts ist; die ersteren werden nämlich dem Hamburger Reimarus, die anderen sogar von Manchen dem bekannten Landwirth Albrecht Thär zugeschrieben. Aber wenn man den ganzen Mann in's Auge faßt, fühlt man jedenfalls, indem er jene Schriften in die Welt sandte, konnte es seine Absicht nicht sein, der Richtung seiner Zeit zu schmeicheln, vielmehr dieser gradezu den Fehdehandschuh hinzuwerfen, um sie, seiner scharfen unverblendeten Natur gemäß, aus aller Schönthuerei und Halbheit kühn bis zu dem Culminationspunkte zu treiben, wo es Christ oder Nichtchrist gilt; er wollte keine Scheinheiligkeit, er wollte keinen Scheinfrieden zwischen Vernunft und Religion. Er that es, und das unterscheidet ihn himmelweit von seiner Zeit — er that es nicht aus eitler, frivoler Lust am Verneinen, sondern mit dem furchtbaren Ernst, der den Zweifel als eine blanke Waffe ergreift, um sich zu positiver Ueberzeugung durchzuhauen. „Ich hungere, sagte er von sich selbst, nach Ueberzeugung so sehr, daß ich wie Erisichthon Alles verschlinge, was einem Nahrungsmittel nur ähnlich sieht. — Die Inspiration der Evangelien ist der breite Graben, über den ich nicht kommen kann, so oft und ernstlich ich auch den Sprung versucht habe. Kann mir jemand herüber helfen, der thue es; ich bitte ihn, ich beschwöre ihn, er verdient einen Gotteslohn an mir." Hiernach war er auch — wiederum ganz verschieden von seiner Zeit — weit davon entfernt, seine Zweifel für maßgebend, oder für mehr als redliche Bestrebung auszugeben. „Ich besorge nicht erst seit gestern, gesteht er schon im Jahre 1771,

daß, indem ich gewiſſe Vorurtheile weggeworfen, ich ein wenig zu viel weggeworfen habe. Es iſt unendlich ſchwer zu wiſſen, wenn und wo man bleiben ſoll."

Unſäglich aber haßte er insbeſondere den flachen Rationalismus der „neumodiſchen Theologen". „Man macht uns, ſchreibt er an ſeinen Bruder, unter dem Vorwande, uns zu vernünftigen Chriſten zu machen, zu höchſtunvernünftigen Philoſophen. Ich weiß kein Ding in der Welt, an welchem ſich der menſchliche Scharfſinn mehr gezeigt und geübt hätte, als an ihm (dem alten Religionsſyſtem). Flickwerk von Stümpern und Halbphiloſophen iſt das Religionsſyſtem, das man jetzt an die Stelle des alten ſetzen will, und mit weit mehr Einfluß auf Vernunft und Philoſophie, als ſich das alte anmaßte. Und doch verdenkſt du es mir, daß ich das alte vertheidige? — Ich bin von ſolchen ſchalen Köpfen auch ſehr überzeugt, daß, wenn man ſie aufkommen läßt, ſie mit der Zeit mehr tyranniſiren werden, als die Orthodoxen jemals gethan haben." — Das ſind Worte, die heute noch eben ſo ſchneidend treffen wie dazumal, und wie Viele, die ſich jetzt auf Leſſing ſtützen, weil ſie ihn nicht kennen, würden wieder das: kreuziget ihn! über ihn ausrufen. Denn er dringt unerſchrocken noch unmittelbarer vor, indem er ferner ſagt: „Eine gewiſſe Gefangennehmung der Vernunft unter den Gehorſam des Glaubens beruht auf dem weſentlichen Begriff einer Offenbarung. Oder vielmehr die Vernunft giebt ſich gefangen; ihre Ergebung iſt nichts, als das Bekenntniß ihrer Grenzen, ſobald ſie von der Wirklichkeit der Offenbarung verſichert iſt. Dies alſo, dies iſt der Poſten, in welchem man ſich ſchlechterdings behaupten muß; und es verräth entweder armſelige Eitelkeit, wenn man ſich durch hämiſche Spötter hinauslachen läßt, oder Verzweiflung an den Beweiſen der

Offenbarung, wenn man sich in der Meinung hinauszieht, daß man es alsdann mit den Beweisen nicht mehr so streng nehmen werde."

So ist es durchaus eine ernste tiefe Sehnsucht, die durch sein unruhiges Leben, wie durch seine Schriften geht. Er ist ohne Zweifel der tragischeste Charakter unserer Literatur; wie er überall treu, offen und gewaltig nach der Wahrheit ringt, und dennoch vom Dämon des Scharfsinns (wie Hamann es nennt) endlich überwältiget wird und an der Schwelle des Allerheiligsten unbefriedigt untergeht; aber sein großartiger Untergang ist für alle Zeiten eine belehrende Mahnung an Alle, die da ehrlich suchen wollen.

Eine gleich hohe Erscheinung der deutschen Literatur war Hamann (1730—1788), wenngleich auf sehr verschiedenem Standpunkt. Wenn Lessing das religiöse Bewußtsein durch Kritik zu erobern suchte und von Zweifel zu Zweifel langsam aber sicher vordrang, so war bei Hamann die Erleuchtung wie ein Wetterstrahl, der den Verirrten mitten in der Nacht eines fast verlorenen Lebens getroffen. Daher bei ihm, anstatt der Demonstration, das abgerissen Divinatorische, die überraschend tiefen Geisterblicke, die oft ganze nächtliche Landschaften plötzlich aufdecken, und dann wieder versinken lassen, das Rhapsodische endlich und Dunkle, das ihm den Namen des nordischen Magus erwarb, das sich aber für den wohl aufhellt, der seine Lebensaufgabe in ihrem vollen Umfange gefaßt hat. Diese Aufgabe aber war keine geringere, als die Versöhnung von Glauben und Wissen durch ein höheres Erkennen, um von diesem Boden aus das geschmähte und verkannte Christenthum mit Gedanken, Witz, Gelehrsamkeit und allen Waffen des Geistes zu vertheidigen. Denn Vernunft und Schrift waren ihm in ihrem Grunde Einerlei: Sprache

Gottes. „Ich habe es, sagt er, bis zum Ekel und Ueberdruß wiederholt, daß es den Philosophen wie den Juden geht, und beide nicht wissen, weder was Vernunft noch was Gesetz ist, wozu sie gegeben: zur Erkenntniß der Sünde und Unwissenheit — nicht der Gnade und Wahrheit, die geschichtlich offenbart werden muß und sich nicht ergrübeln, noch ererben noch erwerben läßt. — Ohne Glauben sind Diät und Moral nichts als Quacksalbereien. — Der Glaube aber ist kein Werk der Vernunft und kann daher auch keinem Angriffe derselben unterliegen, weil Glauben so wenig durch Gründe geschieht, als Schmecken und Sehen. — Das höchste Wesen ist im eigentlichsten Verstande ein Individuum, das nach keinem anderen Maßstabe, als den es selbst giebt, und nicht nach willkürlichen Voraussetzungen unseres Vorwitzes und unserer naseweisen Unwissenheit gedacht oder eingebildet werden kann. — Der Grund der Religion liegt in unserer ganzen Existenz und außer der Sphäre unserer Erkenntnißkräfte. Daher jene mythische und poetische Ader aller Religionen. — Die Angst in der Welt ist der einzige Beweis unserer Heterogenität. Denn fehlte uns nichts, so würden wir uns in die Natur vergaffen, kein Heimweh würde uns anwandeln."

Diese wenigen leuchtenden Züge dürften eben hinreichen, um klar zu machen, was er wollte. Um so mehr aber überrascht uns nach diesem unumwundenen Glaubensbekenntniß die Bemerkung, wie er dennoch zwischen natürlicher und geoffenbarter Religion keinen anderen Unterschied findet, als zwischen dem natürlichen Gehör und dem musikalischen Ohr, und also ebenfalls der bloßen subjectiven Auffassung verfällt. Aber Glauben und Wissen, Verstand und Gefühl waren bei ihm gleich stark und zu übermächtig, um ineinander aufgehen zu können; es war ein riesenhafter Kampf, aber keine

Versöhnung. Und so kehrt er in dem schmerzlichen Gefühl, der Aufgabe nicht gewachsen zu sein, häufig die Waffen gegen sich selbst und spielt mit oft herzzerreißenden Witzen über dem großen Räthsel der Welt und seinen eigenen Seelenabgründen. Hamann ist ein philosophischer Humorist, und Claudius sagt treffend von ihm: „Er hat sich in ein mitternächtliches Gewand gewickelt; aber die goldenen Sternlein hin und her im Gewande verrathen ihn, und reizen, daß man sich keine Mühe verdrießen läßt."

So hatte also Klopstock das Gefühl aus dem Schutt der Zeit wieder emporgehoben, die Sentimentalität aber sofort dem Gefühle eine krankhafte Empfindlichkeit angeheftet. Hamann hatte einen poetisch religiösen Urzustand mehr angedeutet als umschrieben, und der Welt ein großes Räthsel aufgegeben, das jeder nach dem Maß seines Verstandes oder Unverstandes lösen zu können meinte. Endlich hatte Lessing, alle moderne Bildung zusammenfassend, ihren eigentlichen Elementargeist: den Protestantismus, gar wohl erkannt, und mit unbarmherzigem Scharfsinn aus allen seinen Verstecken bis zu seinen extremsten Consequenzen getrieben, um, wie er selbst sagt, widerlegt zu werden. Allein die blödsinnige Zeit nahm die verwegene Herausforderung nicht an; sie nahm vielmehr mit jener vermeintlich unbedingten Berechtigung des Zweifels die Reformation für abgeschlossen an. Die Reformation aber hat, wie wir schon oft bemerkt haben und immer wieder bemerken müssen, einen, durch alle ihre Verwandlungen hindurchgehenden Faden: sie hat die revolutionäre Emancipation der Subjectivität zu ihrem Princip erhoben, indem sie die Forschung über die kirchliche Autorität, das

Individuum über das Dogma gesetzt. Lessing hat demnach wider Willen dieses Princip, das er eben in dem Kreuzfeuer der Zweifel erst erproben wollte, in der That nur verstärkt und verschärft; und seitdem sind alle literarischen Bewegungen des nördlichen Deutschland's mehr oder minder kühne Demonstrationen nach dieser Richtung hin gewesen.

So sehen wir gleich in den Siebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts plötzlich eine übermüthige Prometheusjugend über die fein abgezirkelten Felder der Literatur hervorbrechen, alle Schranken der Cultur und Convenienz tumultuarisch vor sich niederwerfend. Gleich wie man im Christenthum das Positive abgethan, um eine natürliche sogenannte Vernunftreligion aus sich selbst herauszuspinnen, so sollte nun auch in der Poesie die unbedingte Freiheit des Subjects selbständig walten; seine ursprünglichsten, unmittelbarsten Kräfte: Ahnungsvermögen, Divination, Instinct, kurz, das Dämonische in ihm, das, was man damals Genie nannte, sollte, im Gegensatze aller Tradition, eine ganz neue Schöpfung erzeugen, die ihr Gesetz in sich selbst trüge und originell sei, wie die Natur; der Mensch wurde nicht an einem Höheren über ihm gemessen, sondern die Welt an dem genialen Individuum, das sein eigenes Ideal war. Und so erhob sich denn, um dieses souveräne Subject von jeglichem Hemmniß zu befreien, sofort ein Kampf auf Tod und Leben gegen alle historischen Formen in Kirche, Staat, Gesellschaft, Wissenschaft und Kunst; Ossian und Shakespeare wurden als vermeintliche Naturalisten zu Hülfe gerufen, in Göttingen entstand unter talentvollen Jünglingen ein Bund für Urtugend und selbst ein Voß tanzte bei Mondschein um die Bundeseiche!

Darin hatte diese burschikose Jugend ohne Zweifel Recht und ihre Mission erfüllt, daß sie in dem französischen Garten

der Poesie die bunten Scherbenbeete, die so lange Blumen gelogen, zertrümmerte, daß sie die verschnörkelten Buxbäume entwurzelte und die steinernen Götzenbilder mit den Gottsched'schen Alongeperücken umwarf. Als es aber dann darauf ankam, das Neue zu schaffen, versagte der subjective Gott, die Schönheit wurde nackte Sinnlichkeit, die Kraft Rohheit, die Natur gemein; das geniale Unkraut wuchs ihnen unversehens und unaufhaltsam über die Köpfe, und der Garten verwilderte.

Wir erinnern hier nur an den Livländer Reinhold Lenz (1750—92), der im „neuen Mendoza" die Geschwisterehe zweideutig verschönert, in seinem „England" Freigeisterei und Wollust, „die den Himmel Preis giebt für Armiden", unverhüllt zur Schau trägt, in seinem „Hofmeister" die unnatürlichsten Verhältnisse auf das widerlichste verzerrt. Alle diese verworrenen Dramen sind in Stoff, Composition, Gesinnung und Sprache durchaus anarchisch, und der unglückliche Dichter mußte zuletzt von sich selber sagen seine Gemälde seien alle ohne Styl, wild und nachlässig aufeinander gekleckt; ihm fehle zum Dichter Muße und „warme Luft und Glückseligkeit des Herzens, das tief auf den kalten Nesseln seines Schicksals und halb im Schlamm versunken liege, und sich nur mit Verzweiflung emporarbeiten könne; er murre darüber nicht, weil er sich das Alles selbst zugezogen. — Noch zügelloser gestaltet sich bei Wilhelm Heinse jenes Princip zum unbedingten, genußsüchtigen Egoismus, der jeden moralischen Maßstab verwirft, nur daß hier Alles in ein förmliches System gebracht und philosophisch gerechtfertiget werden soll. In seinem Romane „Ardinghello" wird, unter Umstürzung aller bisherigen barbarischen Gesetzgebung, eine sogenannte Platonische Republik improvisirt mit Gemeinschaft der Güter und

der Weiber, damit wenigſtens Mann und Weib mit ihrer Liebe „heilig“ und frei würden. Da jedoch eine ſolche Republik nicht immer zur Hand iſt, ſo lenkt Heinſe in einem anderen Romane: „Hildegard von Hohenthal“ etwas praktiſcher ein und debütirt die Lehre, man müſſe ſich doch lieber der Welt einigermaßen accommodiren, um deſto ſicherer den Lebenszweck: „Seligkeit auf dem Erdboden“, zu erreichen, welche in dem Sinn der Liebe, oder wie er es letztlich definirt, in dem Drange ein Kind zu zeugen beſtehe. Und ſo wird hier überall die materielliſte Sinnlichkeit in lyriſchem Taumel zu einem, in ſich gerechtfertigten und nothwendigen Naturdienſt; Wolluſt und Andacht ſind Schweſterkinder, Schönheit allein iſt das Daſein der Vollkommenheit, die Ehe gilt als lebendiger Tod und vieltauſendjährige Sklaverei.

Bei weitem der entſchiedenſte aber unter dieſen Revolutionair's war Klinger, der ſelbſt mit ſeinem Drama: „Sturm und Drang“ dieſer Periode den Namen gegeben. Stolz fragt er, was denn die ganze Geſchichte anderes ſei, als eine Satire auf die Vorſehung, und warum man ſie denn im Sinne der orthodoxen Theologie leſen ſolle? Der Mann von Kraft handle aus ſelbſtgeſchaffenen Grundſätzen nur aus ſich ſelbſt und wiſſe, daß er das Schickſal in ſich beherrſche. Und dieſer autokratiſche Mann von Kraft, d. i. im Grunde Klinger ſelbſt, iſt denn auch der eigentliche Held ſeiner Dichtungen. Er will in ſeinem „Giafar“ als leibhaftiger kategoriſcher Imperativ die Uebel und Gebrechen der Geſellſchaft durch die Stärke der Vernunft heilen; im „Rafael de Aquillas“ durch übermenſchliche Reſignation, im „Falkenberg“ durch beſtändige ideale Wolkenflüge; während er in der „Neuen Arria“ unmögliche Mannweiber gegen Hofcabale, im „Stilpo“ den blutdürſtigen Haß gegen fürſtliche

Mörder und Tyrannen aufruft. So ging er unverzagt an die Weltverbesserung in seinen zahlreichen Dramen und Romanen: lauter moralische Conflicte und Dissonanzen, wo riesenhaft aufgeblasene, unwahre Tugenden gegen eben so unwahre Laster, Einbildungen gegen Einbildungen, wie Drachen mit Lindwürmern ringen; eine Ungeheuerlichkeit, die unfehlbar sich selbst parodiren würde, wenn er nicht durch den bitteren sittlichen Ernst, womit er die Lanze einlegt, oft tragisch an Don Quixote gemahnte.

In diesem Sturme ist Schiller aufgewachsen und hat sein von ihm zerwühltes Jugendfeuer eben so heftig und verheerend, wie jene Starkgeister, gegen alles Bestehende gewendet. Seine „Räuber" rebelliren gegen Familienleben und gesellige Cultur, „Cabale und Liebe" gegen Rang und Stand, „Fiesco" gegen den conventionellen Staat. In den Räubern ringt der flammenhauchende Drache Karl Moor mit dem giftigen Lindwurme Franz; in Cabale und Liebe eine fabelhafte Tugend des Spießbürgerthums mit einer eben so fabelhaften Niedertracht der Aristokratie, im Fiesco idealer Stoicismus mit idealem Egoismus, bis endlich Schiller im Don Carlos die ganze eigentliche Intention und Bedeutung jener Stürmer und Dränger in dem modernen Liberalismus seines republikanischen Marquis Posa zusammenfaßte, und abschließend in eine andere Bildungsphase überging. So ist Schiller in seinen Anfängen überall namentlich dem Geiste Klinger's so nahe verwandt, daß „die Spieler" des Letzteren als Vorbild der Räuber dienen, und umgekehrt wieder der Fiesco auf Klinger's „Günstling" influiren konnte.

Zu dieser wilden Freischaar zählt auch Schubart, der in seinem „Fürstengruß" jenen glühenden Zorn der Weltverbesserung populärer und praktischer unmittelbar gegen die

Fürsten kehrt, in seiner „schwäbischen Chronik“ gegen die erste Theilung Polen's entbrannte, und dann seinen verwegenen Patriotismus durch eine zehnjährige Gefangenschaft auf dem Hohen-Asperg büßen mußte. Aber Noth lehrt beten, und er endete mit geistlichen Liedern, in deren Ueberschwänglichkeit freilich das wüste Feuerwerk seiner Jugend noch mannigfach nachprasselt. — Hierher gehört ferner der Maler Müller mit seinem „Faust“, der „als ein ganzer ausgebackener Kerl, aus welchem ein Löwe von Unersättlichkeit brüllt, gegen das lahme vermatschte Menschengeschlecht steht“; so wie durch die derbe Wahrheit, mit der er in seinen vortrefflichen Idyllen (die Schafschur, das Nußkernen ꝛc.) die einfache Natur des Volkslebens der Ueberbildung und der unwahren Geßner'schen Schäferwelt entgegenstellt. Andrerseits aber führt dieses durchaus eigenthümliche und eigensinnige Talent in seiner „Genoveva“, lange vor Tieck, vorahnend schon in die neue Romantik über. — Auch Heinrich von Gerstenberg hängt mit diesem Kreise durch die ungestüme Maßlosigkeit zusammen, womit er in seinem „Ugolino“ den Hungertod einer ganzen Familie mit allen Graden, Zuckungen und Qualen der Agonie auf der Bühne zur Schau stellt. — Andere Mitcombattenten des wüthenden Heeres sind kaum erwähnenswerth, wie Philipp Hahn, der im „Aufruhr von Pisa“, „Karl von Adelsberg“ ꝛc. mit convulsivischer Anspannung dem Shakespeare nachkräht; oder Leopold Wagner, welcher zur Strafe dafür, daß er Goethen den Plan zu seiner blutriefenden „Kindesmörderin“ gestohlen, gleich dem ewigen Juden, als Faust's Famulus durch die Literatur aller Zeiten umgehen muß. — Nur ein Genius, mitten in dem Getümmel, hat alle diese gährenden Elemente als Stoff künstlerisch zu bewältigen gewußt und was sie ahnten, irrten und strebten,

für die Nachwelt poetisch registrirt: Goethe in seinem Götz, im Faust und im Werther.

Eine Nachfeier der Sturm- und Drangperiode war der Göttinger Hainbund, zu welchem im Jahre 1772 mehrere gleichgestimmte Studenten: Voß, die beiden Stolberg, Friedrich Hahn, Hölty und Miller sich vereinigten, und denen sich später auch Bürger anschloß. Der etwas ältere Bote übernahm das kritische Protectorat, und eröffnete den jungen Bündlern den Kampfplatz, durch Herausgabe seines „Göttinger Musenalmanachs", der daher als der erste jugendfrische Ausdruck so mannigfaltiger Talente von nicht geringem literarischen Interesse ist. Der Ursprung und eine Festfeier des Bundes, wie sie von Voß in seinen Briefen beschrieben worden, geben das unmittelbarste Bild von dem Wesen desselben. „Ach, den 12. September — schreibt Voß an Brückner — da hätten Sie hier sein sollen! Die beiden Miller's, Hahn, Hölty und ich gingen noch des Abends nach einem nahgelegenen Dorfe. Der Abend war heiter und der Mond voll. Wir überließen uns ganz den Empfindungen der schönen Natur. Wir aßen in einer Bauerhütte eine Milch, und begaben uns darauf in's freie Feld. Hier fanden wir einen kleinen Eichengrund, und sogleich fiel uns Allen ein, den Bund der Freundschaft unter diesen heiligen Bäumen zu schwören. Wir umkränzten die Hüte mit Eichenlaub, legten sie unter den Baum, faßten uns bei den Händen, tanzten so um den eingeschlossenen Stamm herum, riefen den Mond und die Sterne zu Zeugen unseres Bundes an, und versprachen uns eine ewige Freundschaft. Dann verbündeten wir uns, die schon gewöhnliche Versammlung noch genauer und feierlicher zu halten." — Und später schreibt er: „Klopstock's Geburtstag feierten wir herrlich. Eine lange Tafel war

gedeckt und mit Blumen geschmückt. Oben stand ein Lehnstuhl ledig für Klopstock, und auf ihm seine sämmtlichen Werke. Unter dem Stuhl lag Wieland's Idris zerrissen. Die Fidibus waren aus Wieland's Schriften gemacht. Wer, der nicht raucht, mußte doch auch einen anzünden, und auf den Idris stampfen. Hernach tranken wir in Rheinwein Klopstock's Gesundheit, Luther's, Hermann's Andenken ꝛc. Wir sprachen von Freiheit, die Hüte auf dem Kopf, von Deutschland, von Tugendgesang; und Du kannst denken, wie. Zuletzt verbrannten wir Wieland's Idris und Bildniß." — „Religion, Tugend, Empfindung und reinen unschuldigen Witz zu verbreiten, um den Strom des Lasters und der Sclaverei aufzuhalten", war ihr Schwur, Freiheit und Tugend ihre Losung.

Man sieht, es ist dasselbe ungeduldige und zornige Mißbehagen am Bestehenden, dieselbe Wuth zu reformiren, und dieselbe Unklarheit darüber, wie die Weltverbesserung anzufangen sei, wie bei den Starkgeistern, nur daß bei diesen die rohe juvenile Begeisterung weit über das Schwabenalter hinausreichte. In Göttingen dagegen war es eben nur der schöne Sommernachtstraum einer edlen, ethisch erhobenen Jugend; und man braucht nur die oben genannten ganz disparaten Glieder des Bundes in Gedanken durchzumustern, um zu begreifen, daß er auseinanderfallen mußte. Graf Friedrich Stolberg nahm die Sache am ernstesten und tiefsten und zeigte später wohl, wie und wo es anzufangen wäre, indem er die in solcher Allgemeinheit ganz hohlen Phrasen von Freiheit und Tugend auf ihre eigentliche Bedeutung: auf die Religion zurückführte und nach mancherlei Irrfahrten selbst zur Kirche zurückkehrte. Hölty's Instrument war zu weich und zart gestimmt für solche Griffe, und sprang auch

bald entzwei. Miller aber, wie wir oben gesehen, ging unter die Sentimentalen, und verschlimmbesserte die Welt mit seinen Siegwartiaden; während Voß stolz von den Jugendalpen niederstieg und nach dem dankbarern Marschlande des flachen Rationalismus übersiedelte, wo wir ihn weiterhin wiederfinden werden. Nur Bürger blieb sein Leben lang ein Student: unordentlich in Leben, Lieben und Dichten, bald hinter dem Schreibtisch fleißig den Homer übersetzend, bald als stattlicher Ritter mit seinem „Karl von Eichenhorst" hoch auf dem Dänenroß, bald wieder sein Bündel schnürend und auf lustiger Wanderschaft in den Kneipen seines „Dörfchens" oder bei „Frau Schnipe" einkehrend. Bürger war ein echter Sangesmund, der melodischste Klang war ihm eingeboren und hat z. B. in seiner unsterblichen „Lenore" Wunder gethan. Das machte ihn so populär vor allen seinen Zeitgenossen, daß er Lust und Schmerz, den Dämon und den Engel in der eigenen Brust, überall sich selber ganz und unverhohlen gab. Aber seine Popularität hat eben deshalb häufig etwas Renommistisches, Forcirtes, ja widrig Gemeines. Denn ihm fehlte zum Volksdichter, wonach er strebte, nichts als die sittliche Haltung und Würde, deren Mangel sich aber unter dem leichten durchsichtigen Gewande des Volksliedes nicht wie in der vornehmen Gelehrtenpoesie mit verschnörkelter Rhetorik verhüllen oder gar verschönern läßt.

Während dieser Episode hatten indeß die Nachzügler und Marodeurs der Starkgeister noch immer eine Zeit lang in ihrer Weise fortrumort. Des Grafen Törring Agnes Bernauerin und Kaspar der Thoringer, Babo's großer Bandit Abellino und Otto von Wittelsbach, Hahn's Robert von Hohenecken, Möller's Graf von Waltron, und Meier's Just von Stromberg schritten martialisch über die Bühne,

daß die Bretter ſich bogen und bebten. Auch die Romane wollten an biderber Mannlichkeit nicht nachſtehen. Vulpius entſandte den Räuberhauptmann Rinaldini, Cramer ſeinen Haſper a Spada, Spieß ganze Schwärme von geharniſchten Rittern und heimlichen Vehmrichtern in die ſchauerſelige Leſewelt: lauter Waffengeklirr und Humpenklang, ſchreckliche Burgverließe, Schwerterwetzen, Fluchen und Zechen und Mordſpektakel. Aber geſtrenge Herren regieren nicht lange. Mit dieſem tollen Lärm war das Reich der Starkgeiſter am Parnaſſe wieder verloſt, und jenes Titanengeſchlecht an ſeiner eigenen Ueberſchwänglichkeit geborſten. Sie taumelten und endeten wie Trunkenbolde, einige im Wahnſinn, wie Lenz, einige mit Ekel und abſoluter Weltverachtung, wie Klinger. Der nüchterne Verſtand aber, der ſchon lange ſchadenfroh zugeſehen, überlebte ſie Alle.

Da kamen die ſieben mageren Jahre, wo Nicolai in ſeiner Allgemeinen Deutſchen Bibliothek die kritiſche Scheere über den üppigen Garten legte, Alles verſchneidend und beſtutzend, was ſich über das Niveau der Gewöhnlichkeit hinauszulangen unterfing. Es wurde ſofort Toleranz und Gewiſſensfreiheit proclamirt für Juden, Türken und Heiden, jeder aber, der noch des Chriſtenthums und dergleichen Aberglaubens verdächtig, fanatiſch als Narr oder heimlicher Jeſuit verketzert. Nebenher lief auch noch, von Sulzer her, eine Nützlichkeitstheorie durch's Land, ja ſogar über die Kanzeln; nicht etwa von dem, was zum ewigen Leben, ſondern was für des Leibes Nothdurft nütz iſt, von Sparſamkeit, Runkelrüben und Kartoffelbau. Mit Fleiß im täglichen Haushalt und etwas negativer Moral, die eben niemanden todtſchlägt

oder befiehlt, meinte man mit dem Jenseits, wenn es überhaupt eines gäbe, schon fertig zu werden; den Spruch: „Trachtet nach dem Himmelreich, so wird euch das Andere zugegeben" gradezu umkehrend. Mit einem Wort: das fragliche Subject, von der liederlichen Ueberspannung stark mitgenommen, hatte sich wie ein alter Roué die Schlafmütze über die Glatze gestülpt und wollte sich's als ein ruhiger, guter, fetter Bürger endlich einmal kommode machen in der Welt. Solcher Philister aber wußte dann freilich mit der Poesie eben so wenig anzufangen, als die Poesie mit ihm, und in dieser Verlegenheit verfiel er darauf, mit dem bloßen Verstande zu pichten.

Schon Hermes hatte diesen praktischen Weg eingeschlagen und Poesie und Religion nützlich zu machen gesucht; die Poesie, indem er lehrhafte Tendenzromane für Frauen, für Töchter edler Herkunft, für Eltern und Ehelustige schrieb; die Religion, indem er sie lediglich auf die handgreiflichste Moral beschränkte. Selbst in seinem berühmtesten Romane „Sophien's Reise von Memel nach Sachsen" sind die Personen eigentlich nur hölzerne Wegweiser nach der oder jener häuslichen Tugend hin, denen man aber nicht ohne inneres Widerstreben folgen kann, da sie fast alle das Unglück haben, höchst langweilig und unliebenswürdig zu sein. Die Verstandespoesie ist überhaupt sehr arm. Sie kommt, da sie blos von Erfahrung lebt, niemals über die Wirklichkeit hinaus, und hat eigentlich nur zweierlei Organe: die Charakterschilderung, d. i. ein nach gewissen äußeren Kennzeichen systematisch geordnetes Herbarium der menschlichen Natur; und die Negation aller Erscheinungen, die über das Gebiet der gewöhnlichen Erfahrung hinausragen. In der ersteren Richtung hat Schummel in seinem „Spitzbart" die Basedow'schen

Schulmänner, im „kleinen Voltaire“ die freigeisterischen Deutschfranzosen, in der „Revolution in Schoppenstädt“ die deutsche Karrikatur der französischen Revolution; Müller von Itzehoe in seinem vielgelesenen „Siegfried von Lindenberg“ das grobe pommersche Krautjunkerthum; Engel im „Lorenz Stark“ die Berliner Salonweisheit, und von Knigge in seinem berühmten „Umgang mit Menschen“ die höflichen Bücklinge und diplomatischen Kunstgriffe des geselligen Egoismus ganz wacker portraitirt. Alle diese Autoren tummelten noch ziemlich unbeholfen den englischen Pegasus, den ihnen Richardson und Smollet zugeritten. Sie sind, obgleich poetisch null, doch von bedeutendem historischen Werth, indem sie uns ein zum Erschrecken getreues und bis auf das kleinste Wärzchen ausgeführtes Daguerreotypbild des deutschen Michels jener wunderlichen Zeit hinterlassen haben.

Ihr dickköpfiger Meister Nicolai aber übertraf sie doch Alle, da er die beiden vorhin bezeichneten Organe der Verstandespoesie gleichzeitig in sich zu vereinigen, und insbesondere das Element der Negation tapfer zu handhaben wußte. Es ist für uns, die wir glücklicherweise längst außerhalb des Bereichs seiner groben Dictatur stehen, wahrhaft ergötzlich, ihm zuzusehen, wie entrüstet und unermüdlich er gegen alle Poesie, wo und wie sie irgend aufzumucken wagte, sogleich Front macht, protestirt und loschlägt, damit sie nur dem souverainen „gesunden Menschenverstande“ nicht etwa was zu leid thäte. Kaum war Goethe's Werther erschienen, so bewarf er ihn in seinen „Freuden des jungen Werther's“ mit dem Schmutz der widerwärtigsten Gemeinheit; Herder's Völkerstimmen suchte er sofort in seinem „Kleynen feynen Almanach“ durch Hohngelächter wieder zum Schweigen zu bringen, und im „Sebaldus Nothanker“ die Religion auf den Altentheil

des profaischsten Rationalismus zu setzen; während er auf seiner „Reise durch Deutschland" sich verwundert und es sehr übel nimmt, daß der Katholicismus nicht protestantisch, und ganz Deutschland überhaupt nicht Berlinisch sein will. Wir sind weit entfernt, dem Romane: „Leben und Meinungen des Herrn Magisters Sebaldus Nothanker", eine zum Theil scharfsinnige Charakterisirung des Zeitgeistes absprechen oder gar behaupten zu wollen, daß die damaligen religiösen Zustände, der Orthodoxen wie der Pietisten, nicht einer derben Züchtigung bedurft hätten. Aber das war nur ein willkommener Vorwand, hier ist es nicht auf eine Reform, sondern auf totale Ausrottung des Christenthums abgesehen, und der freidenkerische Magister Sebaldus wird eben als Märtyrer dieser neuen Lehre dargestellt. Denn „so einfältig werde doch hoffentlich niemand mehr sein, sich einzubilden, Gott habe die heiligen Bücher unmittelbar und übernatürlich eingehaucht. Sie sind nur insofern eine Quelle der Wahrheit, als sie das Nachdenken über die Wahrheit befördern. Wer aber andere Quellen der Wahrheit zu finden glaubt, besonders wenn er mit mir auf gleiche gemeinsame Wahrheit zurückkommt, den verdamme wer will, ich nicht." Nun sollte man hiernach doch wahrhaftig meinen, Nicolai sei lauter Toleranz gewesen. Allerdings für Heiden, Juden und Mohamedaner, nur nicht für die Kirche! Man verabscheut mit Recht die Mißbräuche der alten Inquisition, und die Autos da Fé waren ohnedem schon lange abgekommen. Aber die fanatische grimmwüthige Jesuitenriecherei, wie sie Nicolai nebst Wöllicke und Biester ein Menschenalter hindurch in ihrer blauen Monatsschrift getrieben; dieses heimtückische Verächtlichmachen, Verläumden, Verdrehen und Ehrabschneiden ist die moderne Inquisition.

Lessing, sagt man, war ein Freund von Nicolai.

Eine gewisse Kriegskameradschaft hat allerdings zwischen ihnen bestanden, wie überall bei Kampfgenossen, die unter Einer Fahne streiten. Aber nicht alle Kameraden sind Helden; es kommt eben nur darauf an, wie sie kämpfen; und beide haben sehr verschieden gefochten.' Lessing, der, nie sich selber genügend, immer weiter und weiter bis in's Unendliche sich seine Ziele steckte, suchte erst, was Nicolai, in seinem borniirten Gesichtskreise, bereits gefunden und erobert zu haben, und daher hartnäckig behaupten zu müssen glaubte. Wir haben oben gesehen, mit welchem tiefen Ernste Lessing auf dem religiösen Gebiete alle schneidenden Waffen des Zweifels gegen das Christenthum wandte, damit die Welt ihn widerlege und belehre, und sich und ihn endlich aus dem schwankenden Halbwesen zur vollen Klarheit hindurchschlage. Eben so gab er seine dramatischen Versuche keineswegs etwa als endgültige Muster (denn er hielt sich selbst nicht für einen Dichter), sondern um Andere anzuregen und auf die Bahn zu weisen, auf der sie aus der allgemeinen französischen Lüge auch hier vielleicht zur Wahrheit gelangen könnten. Auch Lessing gehört daher, schon durch diese tendenziöse Richtung, mit seinen dichterischen Productionen wesentlich der Verstandespoesie an. Wir statuiren freilich keinen Dichter ohne, wo möglich, recht großen Verstand, aber wir müssen ihm durchaus Etwas vindiciren, das über dem Verstande liegt, oder vielmehr diesen in einem weiteren Umkreise mit umfaßt; und eben dieses fehlte Lessing. Seine „Miß Sara Sampson", so wie „Emilie Galotti" sind eben nur ein tief durchdachtes Schachspiel scharfumrissener Charaktere gegeneinander: Exposition, Scenenfolge, Handlung, Alles nothwendig Zug um Zug, kein Auftritt kann herausgenommen oder verschoben werden, ohne den ganzen Organismus zu zerstören; die

geistvollsten und lehrreichsten Skizzen zu künftigen Tragödien. Aber man vermißt die schöpferische Wärme des Gefühls, jene wunderbare Zauberei der Phantasie, welche die Figuren erst lebendig macht; der Dialog ist epigrammatisch oder „lakonisch" wie ihn Goethe nennt, und beiden Tragödien fehlt der versöhnende Schluß einer durchblickenden höheren Leitung, den auch die geistreichst combinirte Wirklichkeit niemals zu geben vermag. Und auf dieser Bahn ist Leisewitz mit seinem „Julius von Tarent" sein bis zum Verwechseln getreuer Nachfolger geworden. Mit „Minna von Barnhelm" dagegen trat Lessing unmittelbar seinem Ziele näher, ja gewissermaßen schon über dasselbe hinaus. Was er vorhatte, war nämlich nichts Geringeres, als das Schauspiel aus der ganz conventionellen Unnatur des französischen Hoftheaters zur Naturwahrheit einer nationalen Bühne zurückzuführen. Zu diesem Zwecke wollte er Stoff und Form zugleich reformiren, er wollte einerseits den Heroismus von dem Kothurn eines angeblich classischen Alterthums möglichst auf den realen Boden der Gegenwart stellen, andrerseits das aufgeblasene Pathos wieder dem natürlichen Conversationstone zu nähern suchen. Beides gelang ihm vollkommen in dem genannten Lustspiel, das eine außerordentliche Wirkung machte, und bei Vornehm und Gering populär wurde, weil hier dem modernen Heldenleben in der bewegten Zeit des siebenjährigen Krieges ein großer nationaler Hintergrund gegeben war. Anders verhält es sich, wo dieser Boden künstlich erst geschaffen werden mußte, wie in Miß Sara Sampson, oder, wie in Emilie Galotti, die alte rauhe Römertugend willkürlich mitten in die neuen Verhältnisse verpflanzt werden sollte. Jedenfalls aber war der Weg, den Lessing zur Lösung seiner kühnen Aufgabe eingeschlagen, keineswegs der richtige, und wenigstens für die

Tragödie ein sehr bedenklicher Umweg. Denn die Tragödie bedarf, wie das Epos, eines weiten Horizonts, einer poetischen Ferne, wo die Phantasie ihre blauen Berge und großen Conturen fein und ungehindert ziehen kann, während das Heldenbild von dem Rahmen der unmittelbaren Gegenwart fast jederzeit erdrückt wird, gleich wie es keinen Helden für seinen Kammerdiener giebt, weil ihn dieser nur in dem kleinlichen Kreise der gewöhnlichen Alltäglichkeit erblickt. Ja auf diesem Gebiet üben in so unmittelbarer Nähe selbst die zudringlichen Capricen der geselligen Convention und des Costüms eine störende und doch nicht zu beseitigende Gewalt aus. Es ist hier wie in der Plastik: wie die Standbilder der ritterlichen Feldherren des siebenjährigen Krieges in Frack und Kamaschen, oder Friedrich's des Großen mit dem Haarzopf und dem windschiefen dreieckigen Hütlein über den gepuderten Seitenlocken. Auch die von Lessing versuchte, im Nathan jedoch wieder aufgegebene Herabstimmung der Tragödie vom Verse zu Prosa können wir eben so wenig als Klopstock's Scheu vor dem Reime, als einen Fortschritt anerkennen. Die Rede wurde freilich dadurch natürlicher, aber das Natürliche darum nicht poetischer. Wir wissen recht wohl, und haben es in neuerer Zeit sattsam erfahren, wie leicht sich aus Jamben hohle Phrasen drechseln lassen; allein der bloße Mißbrauch kann doch nirgend das an sich Rechte unrecht machen. Ohne Zweifel hätte der Vers z. B. die rohe Ueberschwänglichkeit Schiller's in seinen Jugendarbeiten gezügelt und ihn zu größerer künstlerischer Besonnenheit genöthigt. Und so hat denn Lessing, überall verkannt, mißverstanden und kläglich nachgeahmt, in der That durch seinen reformatorischen Vorgang allmählich auf ein Heldenthum im häuslichen Schlafrock, zu der bürgerlichen Tragödie geführt, die im Grunde doch nur ein lederner Schleifstein ist.

Andere Verstandesdichter von unvergleichlich geringerem Range, wie Feßler und Tiedge, machten gar den unmöglichen Versuch, die ganze Kant'sche Philosophie auf den Parnaß zu schleppen. Das ganze Programm zu Feßler's zahlreichen Romanen (Marc Aurel, Themistokles, Aristides, Attila u. s. w.) ist „die Verbindung der empirisch-psychologischen Wahrheit mit dem intellectuellen Interesse, das richtige Verhältniß der ästhetischen Ideen zu den praktischen Vernunftideen." Kant hatte mit der bewunderungswürdigen Einsicht und Selbstbeherrschung eines Weisen seinen praktischen Vernunftideen nur bis zu jener Grenze Macht gegeben, wo das Reich des Uebernatürlichen beginnt, dessen geheimnißvoller Ausdruck die Religion ist. Aber Feßler weiß es besser, indem er, die Grenze ignorirend, zunächst menschliche Vernunft und Tugend identificirt und dann auf diesem Boden einer natürlichen Tugend wohlgemuth Religion macht, welche eben der „reine, durch die Vernunft verfeinerte Genuß der Gaben der Natur" sein soll. Und aus dieser Fusion ergiebt sich denn auch das Erstaunliche, daß seine antiken Helden, über die Vorurtheile jeder positiven Religion hoch erhaben, sämmtlich wahre Tugendbusen sind. — Bei weitem feiner und eleganter, als in diesen schwerfälligen Romanen, tritt die Kant'sche Philosophie in Tiedge's „Urania" auf, wo sie in Frack und Glacéhandschuhen vor einem gemischten Publicum aus den gebildeten Ständen über Gott, Wahrheit, Unsterblichkeit, Tugend, Freiheit und Wiedersehen so rührende Vorlesungen hält, daß wohl noch heutzutage viele Damen darüber heilige Thränen „süßen Wähnens" und „hohen Ahnens" vergießen.

Diesem graziösen Kantianer wollen wir hier den ungraziösesten aller deutschen Dichter: Johann Heinrich Voß mit wenigen Worten gegenüberstellen. Auch Voß verarbeitete

ſich im Schweiß ſeines Angeſichts ganz thrlich an der fatalen Nützlichkeitstheorie, aber nicht, wie Wieland gethan, für die hohe Ariſtokratie, ſondern demokratiſch nach der unteren Schicht der Geſellſchaft hin. Ja er wollte ſich einſt in allem Ernſte in Baden als „Landdichter“ anſtellen laſſen, um die Sitten des Volks zu beſſern, die Freude eines unſchuldigen Geſanges auszubreiten, jede Einrichtung des Staats durch ſeine Lieder zu unterſtützen und beſondere dem verachteten Landmann feinere Begriffe und ein regeres Gefühl ſeiner Würde beizubringen. Unter dieſen feineren Begriffen war natürlicherweiſe vorzüglich auch eine vernünftige Religion gemeint, denn „Gut handeln iſt ſchlechterdings die einzige Religion; und die wahren Antriebe, gut zu handeln, finden ſich, wenn wir nicht frömmelnd ſophiſtiſiren wollen, in unſerer Glaubenslehre nur inſofern, als ſie Lehre der geſunden Vernunft iſt.“ Alſo wieder eben nur das bis zur völligen Verſchwindſucht purificirte Chriſtenthum Nicolai's, deſſen handfeſteſter Schildknapp Voß überhaupt in jeder Beziehung war. Wie Nicolai proclamirte er in Religionsſachen zudringlich überall unbedingte Denkfreiheit, und warf ſich doch zum Großinquiſitor Deutſchland's auf, indem er ſeinen Heidelberger Collegen Kreuzer und vor Allen ſeinen Jugendfreund und großmüthigen Wohlthäter Stolberg, weil dieſer ſich anders zu denken unterſtand, mit heimtückiſcher Rohheit bis in das Innerſte des Hauſes, des Familienlebens und des Herzens verfolgte, um ihn, da kein Scheiterhaufen mehr zu Gebote ſteht, moraliſch zu morden. Wäre es nicht erlogen, was die Nicolaiten noch heut der blödſinnigen Menge beſtändig einreden wollen: daß bei den Jeſuiten der Zweck die infamſten Mittel heilige, ſo war hiernach Voß ſelbſt unſtreitig der ausgemachteſte Jeſuit. Jedenfalls aber iſt er der Großmeiſter des

weitverzweigten Philisterordens deutscher Zunge. Ein kleinliches Jugendleben voll minutiöser Hemmungen und Quälereien, deren mühselige Ueberwindung ihm eine große Meinung von sich selbst und dem von Natur schon herben Landwein eine ganz ungenießbare Säure gab, hatte ihn allmählich zum eigentlichen Kleinstädter unserer Literatur gemacht. Daher diese eigensinnige, selbstgefällige Bornirtheit, welche ihren Hühnerhof und Kohlgarten für die Welt hält, der politische Aberglaube, der hinter allen Hollunderbüschen lauernde Jesuiten wittert, dieser langverhaltene Ingrimm des „sassischen Bauern" (wie Görres ihn nennt), der sich von der vornehmen Erscheinung der gräflichen Freunde unwillkürlich gedemüthigt fühlt und nun die eigene Plumpheit dem Aristokratismus zur Sünde anrechnet, jene fanatische Intoleranz, welche eine bloße spießbürgerliche Ehrbarkeit als die alleinseligmachende Religion proclamirt, denn

„Der Celt' und Griech' und Hottentot
Verehren kindlich einen Gott."

So wühlt er in philisterhaftem Mißverständniß der Natur, von der ihn nur das Knollige anspricht, sich immer behaglicher in die platteste Wirklichkeit hinein, dichtet Pferdeknechtsidyllen u. s. w. und scheitert endlich fast komisch an dem verzweifelten Versuche, den deutschen Michel poetisch darzustellen. Sehr treffend sagt daher Schlegel in den kritischen Schriften von ihm: „Er hatte eine ganz einzige Gabe, die: jede Sache, die er verfocht, auch die beste, durch seine Persönlichkeit unliebenswürdig zu machen. Er pries die Milde mit Bitterkeit, die Duldung mit Verfolgungseifer, den Bürgersinn wie ein Kleinstädter, die Denkfreiheit wie ein Gefängnißwärter."

Gegen die Epidemie der sentimentalen Mondsucht war allerdings der altkluge Verstand recht auf seinem Platz, und

hat auch mit Noth- und Hülfsbüchlein und zahllosen Kinderschriften, an denen sich freilich im Grunde nur kindisch-gewordene Alte erbauten, Erstaunliches geleistet. Nachdem er jedoch solchergestalt alle Verhältnisse gehörig ausgenüchtert und vor Allem das Christenthum durch das Medium des Rationalismus auf bloße baare Moral gesetzt hatte, so entstand hieraus eine zweite Calamität, die Prosa der Tugend, welche wiederum durch ihre enorme Langweiligkeit ihren nothwendigen Gegensatz, die Frivolität, hervorrief.

Beide Richtungen fanden ihre Vertreter in Iffland und in Kotzebue.

Iffland schwankte in seiner Jugend lange zwischen Kanzel und Theater; eine Wahl, die eben nicht viel Qual machen konnte. Denn das Theater rivalisirte damals sehr glücklich mit der Kirche, beide sollten bloße Sittenschulen sein, und Schiller selbst erklärte die Aufgabe der Schaubühne für eine religiöse, während viele Prediger Schiller'sche Sentenzen von der Kanzel paraphrasirten und in einigen Kirchen die Bazarie aus der Zauberflöte „In diesen heil'gen Hallen ꝛc." als Osterlied gesungen wurde. — Der Schatten Shakespeare's, den die Kraftgenie's, freilich etwas lärmend, heraufbeschworen, war unerkannt und unverstanden über die Bretter geschritten. Das vom trockenen Verstand geschulte todtmatte Publicum hatte kein Auge mehr dafür, „wie der Herr in Blitzen schreibt die Weltgeschichte", kein Herz mehr für die tiefe Naturwahrheit und Unmittelbarkeit in Lust und Schmerz, weder für die wahre Tragödie, noch für das wahre Lustspiel. In dieser Noth, da mit dem Mangel der Heißhunger stieg, mußte wohl für die Armuth anderweit gesorgt werden. Iffland, ein echtes Kind seiner Zeit, stieg daher genügsam in die ordinären Bistro-, Arbeits- und Wochenstuben des Mittelstandes hinab,

um dort zu predigen. Der Text ist die Religion des „guten Herzens", jenes Wieland'schen liebenswürdigen Dinges, das gar zu allerliebst ist, um nicht alle Sünden wieder gut zu machen, ja durch seine Gemüthlichkeit Gott selber bis zu Thränen zu rühren. Da sehen wir denn anstatt der Welt, welche die Bretter bedeuten sollen, die Privatseligkeit des Familienzirkels, anstatt der Helden: biedere Amtleute und Förster, verruchte Hofräthe und Geheimsekretäre nebst einem obligaten Liebespaar aus dem Stamm der Zähregießen; anstatt des Schicksals einen edlen Fürsten, der im letzten Act großmüthig in die Tasche greift und mit einer Hand voll Dukaten die ganze Misere glücklich wendet. Und dennoch, weil es Iffland nur um Belehrung zu thun war, sind seine Bühnengestalten nicht etwa wirkliche Menschen, sondern bloße abstracte Charaktermasken ausbündiger Vortrefflichkeit oder Niedertracht, wie sie nie und nirgend vorhanden, mit einer oft wunderlich verdrehten Tugendlichkeit: Verbrecher aus Ehre, Deserteure aus Kindesliebe u. s. w. Ueber den ganzen moralischen Schlm aber goß er in der dürren Zeit reichlich das Lavendelwasser der sentimentalen Empfindsamkeit, und so florirte in Deutschland das bürgerliche Rührspiel, oder die Iffländerei, wie es später die Romantiker nannten.

Diesem Jean, qui pleure konnte natürlich ein Jean, qui rit, nicht fehlen. Kotzebue blieb es vorbehalten, das letzte Stadium der Verstandesdichtung zu erreichen, indem er die allgemeine Indifferenz, welche der gewissenhafte Iffland noch mit der älteren Bildung zu vermitteln gestrebt, frech emancipirte. Das Charakteristische der Kotzebueliteratur ist eben die conventionelle Charakterlosigkeit, eine Blasirtheit, die Alles, was sie nicht begreift oder was sie genirt, vornehm verlacht. Schon früher wohl hatte man mit deutscher

Plumpheit, aber immer noch mit einem gewissen Anstrich von Idealität, ähnliches versucht; Kotzebue aber war der erste, der es schamlos und principienmäßig sich zur Aufgabe machte, alle sittlichen Mächte des Lebens, Religion, Ehre, Vaterlandsliebe, als altmodische Träumerei und Hirngespinnst, zur Zielscheibe frivolen Witzes öffentlich an den Pranger zu stellen, und dafür einen glatten weltmännischen Nihilismus, als das allein Verständige und Gentile zur Herrschaft zu bringen. Wo er aus dieser Rolle fällt — was ihm, bei den schon damals auftauchenden, ernsteren Richtungen, aus rivalisirender Eitelkeit zuweilen begegnete — wo er, sagen wir, naiv oder pathetisch sein will, wird er völlig dumm und abgeschmackt, wie z. B. in der Gurli oder in Rolla's Tod. Mit desto größerem Geschick, ja boshaftem Instinct, wußte er dagegen in seinen eigentlichen Kotzebuaden die schlummernden Sünden und Schwachheiten der Nation gegen ihre Tugenden aufzurufen, einzig durch die perfide Escamotage, womit er diese lächerlich und jene liebenswürdig darstellte, den Unglauben durch aufgeblasenes Weltbürgerthum, Diebstahl durch zärtliche Familiensorge, Lüderlichkeit durch ein sogenanntes gutes Herz, gefallene Mädchen durch leichtfertige Thränen gar preiswürdig zu Ehren und unter die Haube brachte. Und einen solchen Mann schämte sich das damalige Deutschland nicht, zu seinem Theaterkönig auszurufen! Nicht weniger als 211 seiner Stücke wurden auf allen Theatern stürmisch beklatscht, die begeisterten Damen trugen Eulaliahauben, die Männer übersetzten ihn athemlos in alle Sprachen; kaum noch fanden burschikosere Spätlinge Raum genug, in Götzen's Rüstung ungeschickt über die Bühne zu stolpern, während man in den zerfallenen Ruinen der deutschen Poesie dazwischen einige melancho-

lische Grillen, wie Matthison, Salis und Andere verloren zirpen hörte.

So trostlos standen im Allgemeinen die Sachen in dem letzten Decennium des vorigen Jahrhunderts. Denn Goethe und Schiller, nachdem letzterer in den Räubern, im Fiesko und in Cabale und Liebe seinerseits die Genieseuche der Starkgeister gebüßt, beide überdem so eben in wissenschaftlichen Studien befangen, schwiegen eine geraume Zeit, um sich zu neuem Anlauf zusammenzufassen. Aber die Langeweile, wie sie diese Stagnation nothwendig über Deutschland verbreiten mußte, ist stets das unerträglichste aller Uebel. Um ihr zu entgehen, entstand daher bei reicher begabten Geistern eine andere Art, die Zeit zu betrachten und darzustellen, nämlich die humoristische, indem der Gegenwart ein poetischer Vexierspiegel vorgehalten wird, in welchem dieselben Züge durch ihre kühn verwechselte und veränderte Combination auf einmal überraschend fremd und neu erscheinen. Der Humor ist durchaus ein modernes Erzeugniß, das die Reformation zwar nicht geschaffen (denn er ist von jeher tief in der menschlichen Natur begründet), ihn aber erst zur vollen Geltung und Gestaltung herausgebildet hat. Denn er ist eben nichts Anderes, als das erwachende wehmüthige Gefühl von der Unzulänglichkeit der innersten Zustände; der, seine eigene usurpirte Alleinherrschaft verspottende Verstand, eine Art von Weltschmerz, der das Leben der Gegenwart nicht als Ein abgeschlossenes Bild, sondern in seinen Widersprüchen und Dissonanzen auffaßt, und mit der wachsenden Unruhe, Verwirrung und Trostlosigkeit sich in unseren Tagen bis zur modernen Zerrissenheit gesteigert hat.

Schon durch Hamann's Schriften, wie wir oben gesehen, blitzen häufig humoristische Streiflichter, die aber in ihrer Vereinzelung nur noch als Bizarrerie erscheinen. Unsere eigentlichen Humoristiker dagegen sind Hippel und Jean Paul; und bei beiden ist es, wie es bei wahrhaften Dichtern nicht anders sein kann, wiederum das Tiefste im Menschenleben, das sie anfregt: der Conflict des religiösen Gefühls mit dem Rationalismus bei Hippel, mit der humanistischen Weltanschauung bei Jean Paul.

In Hippel stehen zwei feindliche Naturen: die religiöse und skeptische, dicht beisammen, und ringen wacker und auf Tod und Leben miteinander. Er hat ein tiefes Gefühl des Christenthums, aber den Glauben nicht. In seinem Romane: „Lebensläufe nach aufsteigender Linie" (1778) wird die Offenbarung, nach Lessing's Hypothese, als ein bloßes moralisches Erziehungswerk des Menschengeschlechtes dargestellt, das von dem „Menschenfreunde" Christus großartig, aber vergeblich versucht wurde, und daher nun von der dadurch emancipirten menschlichen Vernunft fortgesetzt und vollendet werden soll. Denn „es liegt Alles in uns — die Gottheit kann sich Menschen nicht anders als durch Menschen offenbaren — erhabene große Menschen sendet Gott zu Menschen, um ihnen zu sagen, was sie gleich Alle wissen, wenn es ihnen nur gesagt wird. Wir sind Alles und nichts. Das Licht der Vernunft, das in uns ist, muß angezündet werden, sonst bleiben wir beständig Kinder der Finsterniß." Allein die Personen, denen in dem Romane diese angezündete Fackel anvertraut ist, wie der „Professor Großvater" (Kant), Herr von B., der Pastor ꝛc., dürfen gelegentlich für witzigen, oft tödtlich verwundenden Spott nicht sorgen; und der eigentliche Held des Romans, d. i. der Autor selbst, rennt mit seinem christlichen

Heimweh und Gedankenflucht beständig gegen sein eigenes System an, was ein ganz eigenthümliches, fast tragisches Schauspiel giebt. In seinem Romane: „Kreuz- und Querzüge des Ritters A—Z." (1793) dagegen sucht der jugendlich schwärmerische Ritter eine unsichtbare Kirche, glaubt sie in der Freimaurerei glücklich gefunden zu haben, kommt aber in dem Weisheitstempel zuletzt nur an einen ungeheueren Vorhang, „der leider Alles, und hinter dem nichts ist." Ja diese Doppelgängerei zieht sich wunderlich durch des Dichters eignen Lebenslauf, der unausgesetzt zwischen Weltlichkeit und geistiger Ascetik schwankt, und seinen Zeitgenossen und Freunden selbst ein psychologisches Räthsel geblieben ist.

In größeren Dimensionen zeigt sich der Conflict bei Jean Paul (Friedrich Richter). Jean Paul ist der ewige Jüngling unter unsern Dichtern, ein Jüngling bis in das Greisenalter, mit seinen überschwänglichen Hoffnungen, Freuden und Schmerzen und den prächtigen Träumen von Tugend, Freundschaft und Weltbürgerthum. Nun denke man sich einen solchen Jüngling der gemeinen Wirklichkeit gegenüber, und man hat den ganzen Inhalt seiner Romane, die nur durch zufällig veränderte Scenerie voneinander verschieden sind. Ueberall ist es der Stoß jenes jugendlichen Idealismus gegen die wirkliche Welt; im „Titan" und „Hesperus" gegen die große moralische Lüge der socialen Bildung, im „Siebenkäs" und „Fibel" gegen die bittere Noth der Armuth, welcher er tröstlich zuruft: „Mit Freuden darbt, hungert, dürstet jeder vor der Thür einer Silberkammer, wenn er weiß: sie thut sich ihm auf nach wenigen Tagen. Und wenn wir die thierdumme Furcht wegwerfen — sitzt nicht jeder von uns an der Thür einer solchen Kammer?" — Er sagt selbst, er kenne nur drei Wege. „Der

erſte, der in die Höhe geht, nichts, so weit über das Getreibe des Lebens hinauszudringen, daß man die ganze äußere Welt mit ihren Wolfgruben, Häuſern und Gewitterableitern von weitem unter ſeinen Füßen nur wie ein eingeſchrumpftes Kindergärtchen liegen ſieht. Der zweite iſt: gerade herabzufallen in's Gärtchen, und da ſich einheimiſch in eine Furche einzuniſten. Der dritte endlich, den ich für den ſchwerſten und klügſten halte, iſt der: mit den beiden andern zu wechſeln." Und dieſen dritten Weg hat er ſelbſt in ſeinen Schriften gewählt, ohne jedoch den beſtändigen Wechſel irgend zu vermitteln. Daher ſind ſeine Romane, ſo wie die einzelnen hochangelegten Charaktere derſelben, nirgend künſtleriſch vollendet, ſondern eben nur die Diſſonanz jenes Conflicts. Da aber dieſer Conflict hierdurch nur um ſo greller hervortritt, ſo läßt der Dichter zur Erholung und Erfriſchung, endlich ſeine humoriſtiſchen Blitze durch die unerträgliche Schwüle ſpielen. Schon durch ſein rührendes Stillleben geht überall, wie ein Lächeln durch Thränen, ein leiſer ironiſcher Zug; aber mitten durch Wehmuth und Schmerz bricht plötzlich ein erſchütternder ethiſcher Zorn, oder ein wahrhaft vernichtender Witz, ſcheinbar wie ein Seiltänzer über dem „kleinſtädtiſchen Jahrhundert, an dem man gar nicht zierliche Pas, ſondern gefährliche Sprünge bewundert"; eine oft Shakeſpear'ſche Melancholie des Witzes, die ſich bei ſeinem „Leibgeber Schoppe" bis zum Wahnſinn ſteigert. Und dieſes beſtändige Wetterleuchten wechſelnder Contraſte wird noch auffallender und verwirrender durch eine weichherzige Sentimentalität, die harmlos nur vom Mondſchein zu leben ſcheint, bei einer ſtreitluſtigen Ritterlichkeit, die überall, wo es gilt, ſogleich ſchlagfertig und ſattelfeſt iſt. Denn was ihn von allen Humoriſtikern des Auslandes unterſcheidet, iſt eben der

tiefe sittliche Ernst und Scharfsinn seines Humors, womit er, anstatt mit den Jämmerlichkeiten blos geistreich zu spielen, gegen alle Sünde, Unbill und Gemeinheit der Zeit unerschrocken die Lanze einlegt.

Es ist aus allen diesen Vorgängen leicht ersichtlich: das positive Christenthum war, unter den Gebildeten wenigstens, so gut wie abgethan. Die eben so wissensreichen als glaubensarmen Geister mußten daher auf eine Restauration in anderem Wege, auf eine Surrogatreligion, Bedacht nehmen. So erfand man die Humanität, d. h. das in allen anarchischen Uebergangszeiten geltende Recht der Selbsthülfe, wonach die Menschheit, ohne höhere Autorität, sich aus sich selber durch die bloße Kraft der eigenen Vernunft selig machen sollte. Und diese Richtung hat denn auch unserer Poesie bis auf den heutigen Tag ihren neuesten Ausdruck und Charakter gegeben.

Auch hier, wie bei allen tiefgreifenden geistigen Bewegungen, sehen wir Lessing abermals im Vordertreffen. In seinem „Nathan der Weise" wirft er ein vorläufiges Probestück dieser modernen Religion ohne Religion, gleichsam als einen Zankapfel, der orthodoxen Bornirtheit muthig in's Angesicht. Es ist keineswegs etwa der gewöhnliche Indifferentismus; mit der größten Entschiedenheit vielmehr wird hier aller Nachdruck eines übermächtigen Geistes auf die sittliche Kraft im Menschen gelegt, und an dieser allein die Bedeutung aller Religionen gemessen; denn die göttliche Abstammung aller positiven Religionen lasse sich nur an ihren Früchten erkennen: „ob sie vor Gott und Menschen angenehm machen." Daher sind in dem eingeflochtenen Gleichniß von den drei

Ringen, Judenthum, Islam und Christenthum völlig gleichberechtigte Offenbarungen der Menschennatur. Ja das Christenthum mit seinen etwas verblaßten Vertretern wird [illegible] von den leuchtenden Heldengestalten Saladin's, Nathan's, von dem aufgeklärten Tempelherrn und der wunderlieblichen Recha sehr fühlbar in den Hintergrund gedrängt. Eben diese geständlich polemische Färbung aber stört einigermaßen den vollen künstlerischen Eindruck dieses Meisterwerks, während dasselbe auch formell dadurch merkwürdig geworden, daß es den fünffüßigen Jambus für alle Folgezeit auf der Bühne eingeführt hat.

War nun einmal auf solche Weise alle positive Glaubensbasis weggenommen, so blieb auch in der That nichts Anderes übrig, als an die menschliche Perfectibilität zu appelliren, an den Glauben, daß die Menschheit auch ohne übernatürliche Hülfe sich selbst erlösen, mithin zu diesem Zwecke alle ihre natürlichen Gaben und Kräfte selbständig bis in's Unendliche herausbilden könne und müsse. Und dies ist der eigentliche Grundgedanke der Humanität, und dessen nähere Begründung die Lebensaufgabe Herder's. Herder war der Gedankenerbe Hamann's, mit dem er auch bis an dessen Lebensende befreundet blieb; ja man möchte sagen, er stand, und zwar als der weibliche Theil, in einer geistigen Ehe mit ihm. Denn was Hamann ahnend oft ganz formlos hinwarf, hat Herder mit erwärmender Empfänglichkeit aufgenommen, nach dem Bedürfniß der Zeit formulirt und in die große Welt eingeführt. Aber weicher als Hamann, machte er hierbei der Zeit Concessionen, die ihn dann selbst immer weiter mit fortrissen; er machte die, freilich dialektisch verknöcherte, Theologie fast bis zur Eleganz poetisch; er lehrte weniger Christenthum, als das allgemein Göttliche in der

Menschennatur, das alle Menschen zu einer unsichtbaren, überall verbreiteten Gemeinde verbrüdern, sollte, mit einem Wort: eben jene Universalreligion der Humanität, die schon an den äußersten Grenzen des Christenthums steht. Dazu war dieser bedeutende Genius ganz besonders berufen durch die bewunderungswürdige Universalität seines Geistes, womit er sich in die eigenthümliche Gemüthslage und Vorstellungsweise jedes Volkes hineinzudenken, oder vielmehr hineinzufühlen, und alle diese verschiedenen Volksseelen mit dem allgemein Göttlichen in Beziehung zu setzen vermochte. Schon seine frühesten Schriften: „Geist der hebräischen Poesie" und „Die älteste Urkunde des Menschengeschlechts", wiewohl noch für die göttliche Offenbarung streitend, geben in ihrer wesentlich blos poetischen Auffassung der Propheten und Mysterien ein glänzendes Zeugniß von jenem generalisirenden Trieb und Talent. In ihrer ganzen Bedeutsamkeit und Vollendung aber tritt diese Intention in seinem berühmtesten Werke: „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" hervor. Er giebt uns selbst das Programm: „Gang Gottes in der Natur, die Gedanken, die der Ewige uns in der Reihe seiner Werke thätlich dargelegt hat, sie sind das heilige Buch, an dessen Charakteren ich buchstabirt habe und buchstabiren werde. Ueberall hat mich die große Analogie der Natur auf Wahrheiten der Religion geführt, und diesen Weg verfolgend sehen wir zuletzt das dunkelstrahlende Licht als Flamme und Sonne aufgehen. Es giebt keinen andern Weg, und man kann ihn nicht sorgsam genug gehen." Es ist eine geistige Ethnographie, die in allen Nationalgesichtern die allgemein menschliche Physiognomie nachzuweisen sucht; eine Weltgeschichte aus der Vogelperspective, wo alles Besondere verschwindet. Die Natur ist die Bibel, der perfectible

Menſchengeiſt die permanente Offenbarung, Chriſtus durch Wort und Vorbild ein weltweiſer Lehrer; das Ziel endlich eine univerſale Menſchheitsreligion, in deren ununterbrochenen Entwicklungsgang das Chriſtenthum nur als eine zwar nothwendige, aber vorübergehende Phaſe eingreift. So mochte er allerdings ſagen: „Ob hierbei der Name Chriſti ikaneimäßig genannt werde, iſt dem Erhöheten gleichgültig. Wer Schlacken vom Golde zu unterſcheiden weiß, wird ſich nicht irre machen laſſen, und den Helden der Menſchengüte, den ſtilleſten Wohlthäter ſeines Geſchlechts in ſeiner Art, d. i. ſchweigend und nachahmend ehren. Am Namen: Chriſtianer liegt wenig; gehe dieſer unter oder bleibe. Von Schlacken gereinigt, kann ſeine Religion nicht anders als die Religion einer Menſchengüte, Menſchenreligion heißen.“ — Allein zu allen Zeiten haben immer nur Wenige den hellen Blick und die ſittliche Kraft Herder's, um die Schlacken vom Golde zu unterſcheiden; und was namentlich mehrere unſerer neuen Naturforſcher auf dieſem angeblich einzigen Wege aus der geheimnißvollen Naturbibel herausbuchſtabirt haben, iſt keineswegs jene göttliche Sonne, ſondern der kraſſe Materialismus, der nicht zu der von Herder gemeinten Humanität, ſondern zur Barbarei führt.

Es iſt aber überall ungerecht und daher ganz unzuläſſig, große Geiſter außerhalb ihrer Zeit, ihre Intention lediglich nach den Erfolgen beurtheilen zu wollen. Erwägen wir demnach die damaligen religiöſen Zuſtände, ſo müſſen wir freudig anerkennen, daß, wie Leſſing mit ſeiner verwegenen Kriegserklärung, ſo auch der mildere Herder durch eine erhöhete Weltanſicht der orthodoxen Starrköpfigkeit, ſo wie der pietiſtiſchen Faſelei gründlich das Handwerk gelegt und ſein Jahrhundert umgeſtimmt hat. Und mit derſelben univerſalen Empfänglichkeit, die ſein Grundweſen ausmacht, erkannte er

auch das Volkslied aller Zeiten und Nationen, und hat in seinen, schon oben erwähnten „Stimmen der Völker“ einen Ton angeschlagen, der noch bis heut durch die deutsche Poesie erfrischend fortklingt.

Systematischer gefaßt und entwickelt wurde jene Humanitätsidee durch Friedrich Heinrich Jacobi (1743—1819). Auch bei Jacobi war, wenn wir unverblendet auf den Grund sehen, eigentlich doch der Mensch selbst wieder sein eigener Gott; auch Jacobi, allem Schulzwange fremd, suchte vermittelnd an diesem Göttlichmenschlichen Kunst und Wissenschaft, Leben und Politik zu messen, zu würdigen und zu beleben. „Wahrhaft über sich, sagt er, erhebt den Menschen nur sein Herz, welches das eigentliche Vermögen der Idee, der nicht leeren, ist. — Der Mensch offenbart Gott, indem er mit dem Geiste sich über die Natur erhebt, und kraft dieses Geistes sich ihr, als eine von ihr unabhängige Macht entgegenstellt, sie bekämpft, beherrscht. — Wie der Mensch an diese ihm inwohnende, der Natur überlegene Macht in ihm lebendig glaubt, so glaubt er an Gott, er fühlt, er erfährt ihn. Wie er an diese Macht in ihm nicht glaubt, so glaubt er auch nicht an Gott; er sieht und erfährt überall nur blos Natur, Nothwendigkeit, Schicksal. — Wer von diesem Geiste getrieben wird, der ist auf dem Wege der Gottseligkeit, und es ist gleichgültig, welche Mittel der Einbildungskraft (welche äußere Gestalt der Religion) ihn auf demselben unterstützen, etwa zuerst ihn erweckten und leiteten, fortwährend ihm behülflich sind.“ Denn eine Offenbarung durch äußerliche Erscheinungen, sie mögen heißen wie sie wollen, könne sich höchstens zur inneren ursprünglichen verhalten wie Sprache zur Vernunft, und diese letztere wahre Offenbarung nur durch Gefühle, dann durch weis-

sagendes Verlangen, dann durch Empfindungen und Gedanken erfolgen.

Diese Humaniora einer gänzlich unpositiven Religion hat Jacobi in zwei philosophischen Romanen ziemlich ungeschickt darzustellen versucht. Im „Allwill", der sich hiernach seiner guten Natur überläßt, welche verlangt, daß er jede Fähigkeit in sich erwachen, jede Kraft sich regen lasse; denn dies zu verstehen, ist ihm Weisheit, und ihm zu folgen Tugend. Und im „Woldemar", der „wie in der Mitte der Schöpfung schwebt, aufgelöst und an sich ziehend aus dem feinsten Aether eine neue Bildung." Beide Helden haben es indeß in ihren Studien nicht sonderlich weit gebracht. Allwill's Weltweisheit wird an der praktischen Hausfrau Amalie zu Schanden, und Woldemar schaudert zuletzt „vor dem Abgrund, an dem er noch stand: vor den Tiefen seines Herzens. Bei jeder Gelegenheit wiederholte nachher Woldemar: Wer sich auf sein Herz verläßt, ist ein Thor!"

Im Grunde aber sind Allwill und Woldemar eben niemand anderes, als der Autor selbst. Denn Jacobi selbst fühlte tief das Unzureichende dieses rein subjectiven Glaubens. „Licht ist in meinem Herzen — so klagt er — aber so wie ich es in den Verstand bringen will, verlöscht es." Vergebens schrieb ihm Hamann 1785: „Ich wünschte Sie so gern aus dem Labyrinth der Weltweisheit in die kindliche Einfalt des Evangeliums versetzen zu können!" — „Mit mir steht es so, sagt Jacobi dagegen noch im Jahre 1817, daß ich mit Falk und Twesten darüber vollkommen einig bin, daß wer die Religiosität der Väter wolle, auch die Religion der Väter wollen müsse. Wie ich aber dazu gelangen könne, diese historisch gediegene einmüthige Religion der Väter zu wollen, daß sie mir auch wirklich und wahrhaft werde, das

weiß ich nicht. Daher schreibt er: „In Deine Klagen über die Unzulänglichkeit alles unseres Philosophirens stimme ich leider von Herzen ein; weiß aber doch keinen anderen Rath, als nur immer eifriger fortzuphilosophiren."

Bei Jung-Stilling galt er für einen Deisten, bei Anderen für einen Katholiken. Das Wahre ist, daß der große Zwiespalt der Zeit, den er zu vermitteln unternahm, in ihm selber unvermittelt war, daß er sich einen Glauben eingebildet, den er nicht rechtfertigen wollte und konnte, und daher einen Glauben verfocht, den er im Grunde nicht hatte, und sonach eingestehen mußte, „wie Alles bei ihm auf die schwermüthige Trauer über die Natur des Menschen hinauslaufe." — Er war nichts als ein bedeutsames feuriges Fragezeichen der Zeit, an die kommenden Geschlechter gerichtet, ein redlich Irrender, immerdar schwankend, aber schwankend wie die Wünschelruthe nach dem verborgenen Schatze.

Der eigentliche Humanitätsdichter dagegen ist Jean Paul (Friedrich Richter, 1763—1825), dessen Persönlichkeit recht wie dazu geschaffen schien, diese Lehre poetisch zu beleben. Wir haben schon oben gesehen, wie die liebenswürdige Natur dieses Dichters mit einer hervorragenden, sittlichen Kraft ausgerüstet und gegen alles Schlechte gewendet war. Hiernach durfte grade er vor allen Anderen wohl von der Gewalt dieser menschlichen Anlage eine hohe Meinung und jenes starke Gefühl haben, das eben die Seele der Humanitätsreligion ist. Daher stehen auch fast alle seine Romanhelden im Jünglingsalter, wo die Unschuld und Reinheit der Menschenseele noch unbefleckt in ihrer ursprünglichen Schönheit erscheint. So ist sein Emmanuel im „Hesperus" ein moderner Einsiedler, der sich als ein „Gottmensch" hoch über die anderen Thier- und Pflanzenmenschen erhebt; und den

excentrischen Victor, den die menschliche Unterjochung unter das Glück anekelt, nimmt der Tod jeden Tag einmal auf den erhabenen Arm, und läßt ihn von da herunter bemerken, wie winzig alle Berge und Hügel, auch Gräber sind. Im „Titan" ist Albano, der sich selbst den Arm blutig ritzt, um leichter und weicher zu athmen, einer von jenen Paradiesvögeln, die fliegend schlafen, und auf den ausgebreiteten Flügeln die unteren Erdstöße und Brandungen des Lebens verschlummern im langen schönen Traume von ihrem idealischen Mutterland. Ja selbst durch seine idyllischen Stillleben, wie in „Schulmeisterlein Wutz", im „Quintus Fixlein", „Siebenkäs" und „Fibel", zieht sich jenes träumerische Verhimmeln aller Wirklichkeit. Diese Kleinbürger der Erde finden gegen alle Quälereien der Armuth und Beschränktheit des Trostes übergenug in ihrer genügsamen Gemüthlichkeit, ohne eines positiv religiösen Glaubens zu bedürfen. Es ist hiernach sehr begreiflich, daß diese ideale Schönmalerei vorzüglich in der stets wesentlich schwärmerischen Stimmung der deutschen Jugend so großen Anklang fand, und zum Theil noch findet; wogegen seine eigentlichen Satiren („Grönländische Prozesse", „Auswahl aus des Teufels Papieren" ꝛc.), da die Satire durchaus einen realen Boden verlangt, mißglückt und fast spurlos vorübergegangen sind. Sehr bezeichnend sagten die beiden Weimar'schen Dichterheroen von ihm, er sei ihnen erschienen: „Wie aus dem Mond gefallen, voll herzlich guten Willens, die Dinge zu sehen, nur nicht mit dem Organe, mit dem man sieht."

Jean Paul's großer Irrthum war, daß er jenen jugendlichen Enthusiasmus für zureichend, das sittliche Gefühl allein schon für Religion hielt. Der Mensch, meint er, wäre auf Erden eitel Spielwerk und Dunst, wenn er nicht fühlte,

daß er es nicht wäre. Dieses Gefühl sei unsere Unsterblichkeit; Tugend aber Gehorsam gegen das erhabene Gesetz, das von einer Zone zur andern in jedem Busen mit gestirnten Zügen brenne. Es gebe keine andere Offenbarung, als diese noch fortdauernde, und unsere ganze Orthodoxie sei, wie der Katholicismus, erst in die Evangelien hineingetragen worden und habe das Bestimmte und Lebendige in Unbestimmtes und doch Einengendes jüdisch-christlicher Doctrin verwandelt. Denn wir haben Alle dasselbe Herz und denselben Gott, und die edle Seele steige über religiöse Ceremonien so gut auf, als über bürgerliche, um in den reinen großen Himmel der Tugend zu dringen. — Allein diese Himmelfahrt ist doch nur eine gutmüthige Täuschung. Wir haben keineswegs Alle dasselbe Herz; und hätten wir es wirklich, wo gäbe es wohl etwas Unbestimmteres, als diese Doctrin des alleinseligmachenden menschlichen Herzens? Das fühlte auch der redliche Mann gar wohl, so sehr er sich dagegen sträubte. Daher in allen seinen Schriften die trostlose Wehmuth über die Unerreichbarkeit seiner subjectiven Ideale; daher die verzweifelten Luftsprünge seines Humors, womit er über die selbstgefertigten Schlagbäume des Rationalismus hinwegzusetzen versucht. Und zuletzt muß er's selber schmerzlich eingestehen, indem er an Jacobi schreibt: „Mein Innerstes und Bestes hat jetzt nur Hoffnung und Sehnsucht des Lichts, aber keines."

Die Doctrin der Humanität aber culminirt endlich in unseren beiden größten Dichtern, in Schiller und Goethe, und wurde von ihnen, wenngleich auf verschiedenen Wegen, zum förmlichen Nationalcultus erhoben. Beide, ihrer Zeit weit überlegen, suchten die verworrene geistige Verlassenschaft

in poetiſcher Vertiefung zuſammen zu faſſen, um daraus eine Weltanſchauung ſich herauszubilden, die für Zeit und Ewigkeit Weg und Richtung gäbe; beide aber verfehlten dennoch ihr letztes Ziel.

Schiller erſtrebte mit allem Ernſt eines guten Gewiſſens die Veredelung des Menſchengeſchlechts durch deſſen äſthetiſche Ausbildung, durch eine Religion der Kunſt. „Verjage, ſagt er, die Willkür, die Frivolität aus den Vergnügungen der Zeitgenoſſen, ſo wirſt du ſie unvermerkt aus ihren Handlungen, endlich aus ihren Geſinnungen verbannen. Wo du ſie findeſt, umgieb ſie mit edlen, mit großen, mit geiſtreichen Formen; ſchließe ſie ringsum mit den Symbolen des Vortrefflichen ein, bis der Schein die Wirklichkeit und die Kunſt die Natur überwindet.“ Denn „die Schönheit iſt es, durch welche man zu der Freiheit wandert.“ Die Empfindungsfähigkeit für das Schöne aber übt ſich am vollkommenſten an der Kunſt, und „innerhalb der äſthetiſchen Geiſtesſtimmung regt ſich kein Bedürfniß nach jenen Troſtgründen, die aus Speculation geſchöpft werden müſſen; ſie hat Selbſtändigkeit, Unendlichkeit in ſich. Die geſunde und ſchöne Natur braucht keine Moral, kein Naturrecht — ja ſie braucht keine Gottheit, keine Unſterblichkeit, um ſich zu ſtützen und zu halten.“

Alſo auch hier wieder lauter Bäume, die von ſelbſt in den Himmel wachſen ſollen; auch bei dem tugendhaften Schiller abermals, nur unter der neuen Maske der Kunſt, die alte Erbſünde der Reformation: die Heiligſprechung der ſubjectiven Eigenmacht, die moraliſch zur hochmüthigen Selbſttäuſchung, in der Poeſie und namentlich im Drama zum falſchen Ideale führt. Die antike Tragödie hat allerdings ebenfalls idealiſirt, aber ſtreng innerhalb der alten religiöſen Grundanſchauung. Das Menſchliche wurde, wie äußerlich

durch die Larve und den Cothurn, so auch geistig erhöht und verstärkt, aber der Held blieb reinmenschlich und der höheren Macht über ihm unterworfen, was eben den furchtbaren tragischen Conflict erzeugte. Und in diesem Sinne ist auch Shakespeare vollkommen antik. Die moderne Tragödie dagegen will ihren Helden zum Selbstgott machen und, als solchen, von aller göttlichen Führung emancipiren. Das ist aber eine an sich unwahre Stellung, und weil sie eben unwahr ist, muß hier das Reinmenschliche — nicht etwa, wie bei den Alten, blos potenzirt, sondern beständig erst künstlich construirt werden. Schiller ist der eigentliche Vater dieses modernen Ideals, und sein Wahlspruch: „In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne" das bezeichnendste Motto für alle seine Schauspiele. Oder vielmehr: in Schiller's eigner Brust sind die Sterne des Schicksals seiner Helden, und in den letzteren nur die verschiedenen philosophischen Ansichten und Theorien, die den Meister abwechselnd bewegten, poetisch abgespiegelt. In seinen Räubern steht der Dichter noch ganz in den philosophischen Flegeljahren der Klinger'schen Gentemänner und Starkgeister, die ohne weiteres sich selbst ihr Schicksal machen. In Cabale und Liebe ist es die Alles gleichwaschende Sentimentalität Rousseau's, im Marquis Posa der religiöse und politische Liberalismus, der damals die Weltbeglückung übernommen; während im Wallenstein, in Maria Stuart und in der Jungfrau von Orleans bereits eine gewisse abstracte Romantik mit hereinspielt. Ueberall aber die Revolution und Glorificirung der subjectiven Allmacht; und alle Helden sind Philosophen, und alle philosophiren über sich und ihre Philosophie.

Schiller machte, nach idealer Willkür, die Poesie, wie die Geschichte. In Bezug auf die letztere gesteht er selbst mit der

liebenswürdigen Offenheit eines ehrlich strebenden Mannes: „Ich werde immer eine schlechte Quelle für einen künftigen Geschichtsforscher sein, der das Unglück hat, sich an mich zu wenden. Aber ich werde vielleicht auf Kosten der historischen Wahrheit Leser und Hörer finden, und hier und da mit jener ersten philosophischen zusammentreffen. Die Geschichte ist überhaupt nur ein Magazin für meine Phantasie; und die Gegenstände müssen sich gefallen lassen, was sie unter meinen Händen werden." Allein dasselbe begegnete ihm, wenn auch weniger bewußt, vielleicht in noch vollerem Maße mit seinen Dichtungen. Wir meinen hier nicht die häufige Verletzung der geschichtlichen Wahrheit, wie z. B. im Don Carlos, in der Jungfrau von Orleans, sondern die der Naturwahrheit, die sich eben so seinen vorgefaßten Theorien beugen und anbequemen mußte. Daher so oft diese abstracten, ganz unsinnlichen Begriffsgestalten; anstatt des unmittelbaren Naturlauts jene prächtige Rhetorik, jenes über sich selbst philosophirende Sententiöse sogar unter den Bauern im Tell; überall eine sich selbst beschauende Poesie. Und wie übelberathen auch hier diejenigen waren, die das Unglück hatten, sich an ihn zu wenden, zeigt die bis auf den heutigen Tag noch nicht abgebrochene Heeressäule von Nachahmern, die wie auf Tugendstelzen über die Weltgeschichte dahinschreiten, und unsere Bühne neuerdings mit einer rein conventionellen Poesie überflutet haben. Wenn aber Schiller demungeachtet, aber Goethe, der Liebling der Nation geworden (was freilich seiner Zeit auch bei Kotzebue der Fall war), so liegt der Grund darin, daß er, wie kein Dichter vor ihm, den Ton seiner Zeit anschlug, indem er den trockenen Rationalismus poetisch verherrlichte; so wie in der Macht, die jederzeit ein ernstes, ehrliches Streben und der blendende Schmuck einer schwung-

haften Sprache über die Gemüther übt. Denn es ist in gewissen Zuständen der Cultur nichts unverständlicher, als das Einfache.

Bei weitem umfangreicher, als Schiller, hat Goethe die Idee der Humanität aufgefaßt: nicht blos als Erziehung des Schönheitsgefühls durch die Kunst, sondern als die harmonische Ausbildung aller menschlichen Kräfte und Anlagen, durch das Leben selbst. Er will durchaus „nach keinem Ideale springen", sondern kämpfend und spielend seine Gefühle sich zu Fähigkeiten entwickeln lassen. Er vertraue sich daher ganz der Natur, „sie mag mit ihm schalten; sie wird ihr Werk nicht hassen; er spricht nie von ihr, sondern was er Wahres und Falsches sagte, Alles hat sie gesprochen, Alles ist ihre Schuld, Alles ihr Verdienst; habe er einen Fehler begangen, so könnte es keiner sein; und alle Ideale Lavater's sollen ihn nicht irre führen, wahr zu sein und gut und böse wie die Natur."

Daß bei solcher absoluten Naturwüchsigkeit alle positive Religion unmöglich, oder doch wenigstens sehr überflüssig wird, leuchtet von selbst ein. Da indeß über das Goethe'sche Christenthum so viel hin- und hergestritten worden, so wollen wir hier versuchen, den Inbegriff seiner religiösen Ansicht, nach seinen eigenen überall zerstreuten Bekenntnissen, in wenigen Worten zusammenzufassen. „Lebe, und du wirst leben", ist das Hauptdogma dieser Religion; denn der Durst nach Leben, die Erkenntniß der unsterblichen Naturordnung, die Ermunterung zu rühmlichen Gedanken und Thaten: nur dies allein ist Unsterblichkeit. Daher hält er das Evangelium mit seinen Wundern und Geheimnissen für Lästerungen gegen den großen Gott und seine Offenbarung in der Natur. Er findet vielmehr tausend geschriebener

Blätter alter und neuer von Gott begnadigter Menschen eben so schön und der Menschheit nützlich und unentbehrlich als die Evangelien, und bemitleidet die Christomanie Lavater's, der seine ganze Kraft anwende, um ein Märchen wahr zu machen, eine hohle Kindergehirnerfindung zu vergöttern. Er gönne ihm gern dieses Glück, da er ohne dasselbe elend werden müßte, denn bei seiner Begierde, in einem Individuum Alles zu genießen, sei es herrlich, daß aus alten Zeiten uns ein Bild übrig geblieben, an dem er sich bespiegeln und anbeten könne. „Nur das ist," fährt er fort, „ungerecht und Raub, daß du alle köstlichen Federn der tausendfältigen Geflügel unter dem Himmel aufraufst, um deinen Paradiesvogel damit zu schmücken; dies verdrießt uns, die wir als Söhne Gottes ihn in uns selbst und in allen seinen Kindern anbeten." Ja, weil das positive Christenthum das Selbstanbeten dieser Gottessöhne allerdings sehr empfindlich stört und demüthiget, indem es all' ihre Bildung und Fortentwicklung nicht als etwas schon Vollendetes, sondern nur als bloße Vorbereitung und Uebergang zu einem höheren Dasein gelten läßt; so zählt Goethe dieses überlästige Christenthum zu den ihm widerwärtigsten Dingen, gleich Tabak, Knoblauch und Hundegebell, und liebt es, sich für einen ausgemachten Heiden auszugeben. An irgend etwas müsse freilich der Mensch glauben, um nicht an sich selber zu verzweifeln; aber ob er an Christ glaube oder Götz oder Hamlet, das sei eins. Denn mit dem Glauben verhalte es sich gerade umgekehrt als mit dem Wissen: es komme gar nicht darauf an, daß man wisse, sondern was man wisse, während es beim Glauben nur darauf ankomme, daß man glaube. Das Wort der Menschen ist ihm daher Wort Gottes, und mit inniger Seele falle er dem Bruder um

den Hals: Moſes, Prophet, Evangeliſt, Apoſtel, Spinoza oder Machiavelli.

So hatte Goethe ſich ein Chriſtenthum zu ſeinem Privatgebrauch gebildet, das aber denn doch dieſen Namen nur wie lucus a non lucendo beanſpruchen kann. Wir geben gern zu, daß bei zunehmendem Alter ſein Widerwille gegen das Chriſtenthum an ätzender Schärfe verloren; allein dieſe abgeſchwächte, blos herablaſſende und jedenfalls ſehr zweideutige Milde konnte jenen erſten friſchen Eindruck nicht mehr verwiſchen. Auch fühlen wir uns keineswegs zu der Anmaßung berufen, hier etwa über das Innere des Dichters für Zeit und Ewigkeit richten zu wollen; wir wollten vielmehr nur pflichtgetreu darauf aufmerkſam machen, welches Evangelium er in der Blüte ſeiner Wirkſamkeit, da er noch wirklich Goethe war, unter ſeinen Zeitgenoſſen und bis in unſere Tage herein verbreitet hat.

Und dieſem Evangelium gemäß hat er denn auch ſeine Poeſie ſich eingerichtet. Sein „Werther" läßt ſpielend und kämpfend ſeine natürlichen Gefühle in der ungebundenſten Freiheit ſich entwickeln, und „Wilhelm Meiſter" geht bei der Welt in die Lehre, die ihm alle ſeine Anlagen zu Fähigkeiten ausbilden ſoll; während die humaniſtiſche Selbſterziehung in den „Wanderjahren" zu einer förmlichen Univerſität des Menſchengeſchlechts erhoben iſt, zu einer allgemeinen Weltbürgerei mit dem Wahlſpruch: „Wo ich nütze, iſt mein Vaterland." Hier wird anſtatt der Hausfrömmigkeit eine Weltfrömmigkeit, und demnach zu beliebiger Wahl gleichzeitig eine ethniſche und eine philoſophiſche Religion gelehrt, die chriſtliche Religion dagegen, „jene Verehrung des Widerwärtigen, Verhaßten, Fliehenswerthen", dem Abiturienten zuletzt nur ausſtattungsweiſe noch mitgegeben, damit er wiſſe,

„wo er dergleichen zu finden habe, wenn ein solches Bedürfniß sich in ihm regen sollte." — Allein die Zöglinge machen dieser Allerweltsschule keine sonderliche Ehre; sie führt den Werther zum Selbstmord, den Wilhelm Meister zur ökonomischen Philisterei, und die Helden der „Wahlverwandtschaften" zum geistigen Ehebruch.

So ist Goethe der eigentliche Führer der modernen Cultur. Dafür hat er aber auch alle Höhen und alle Schauer und Abgründe dieser Bildung tief erkannt, und in seinem „Faust" unsterblich gemacht. Faust ist ohne Zweifel nicht nur das größte Gedicht unserer Literatur, sondern zugleich die wahrhafte Tragödie der neuen Zeit: wie da der Titane das ewig Unergründliche erforschen will und in hochmüthiger Ungeduld an der verschlossenen Pforte des geheimnißvollen Jenseits rüttelt, der Teufel aber dabei mit seinen entsetzlichen klugen Geisteraugen ihm beständig hohnlächelnd über die Achsel sieht und ihm von Gottgleichheit und überschwänglicher Weltlust zuflüstert, und doch nichts zu geben vermag als immer neuen Hunger und Ueberdruß und Verzweiflung. Und doch, aus solchen schauerlichen Höhen, im zweiten Theil wieder der nüchterne Rückfall in die alte Humanitätskrankheit. Faust, den doch offenbar schon längst der Teufel geholt, erscheint hier auf einmal als völlig courfähiger Cavalier am himmlischen Hofe. Gott, dem himmlischen Hofstaate und dem vor lauter Respect ganz dummgewordenen Teufel mit seiner eminenten Weltbildung imponirend — eine opernartige Heiligsprechung dieser Bildung, die auf den Unbefangenen fast den Eindruck macht, wie eine vornehme Umschreibung des trivialen Volkstextes: Lustig gelebt und selig gestorben.

Wir haben im Vorstehenden unumwunden den Grund-

irrthum der Goethe'schen Poëſie nachzuweiſen verſucht. Demungeachtet aber behaupten wir, daß er in der Richtung, welche die allgemeine Bildung der Zeit ſeit der Reformation genommen, unſer größter Dichter iſt. Goethe hat ohne Zweifel am beſten erreicht, was dieſe vom poſitiven Chriſtenthum abgewandte Poeſie aus ſich ſelbſt erreichen konnte: die vollendete Selbſtvergötterung des emancipirten Subjects und der verhüllten irdiſchen Schönheit. Es iſt durchaus ungerecht, die Virtuoſität und durchſichtige Klarheit, ſo wie die proteusartige Mannigfaltigkeit ſeiner Darſtellung als bloßen Luxus, nur als zufälligen Schmuck betrachten zu wollen. Denn wo nun einmal durch die Ungunſt der Zeiten der rechte Inhalt abhanden gekommen, tritt nothwendig die Form als Hauptſache ein. Und das iſt eben Goethe's unübertroffene Meiſterſchaft, daß er uns in ſeinen Dichtungen ein edles, köſtliches Gefäß hinterlaſſen hat, für immer würdig des größten Inhalts, den ihm künftige Geſchlechter wieder geben möchten. Ohne tüchtige Geſinnung giebt es freilich keinen tüchtigen Dichter; aber auch die Geſinnung iſt nichts ohne die tüchtige Darſtellung, welche eben das Organ aller Kunſt iſt, und ohne deren lebendige Vermittelung alle idealiſirte Tugendhaftigkeit nur ein todter Begriff bleibt. Wie jämmerlich erſcheinen z. B. Klinger, Iffland, Lafontaine und Andere, die im Grunde daſſelbe Thema wie Goethe behandeln und es gewiß herzlich gut meinen, und doch nur eine fratzenhafte Karikatur des Lebens zu Stande bringen. Wen überraſcht dagegen nicht immer wieder neu in Goethe's Liedern und Romanzen die wunderbare Tiefe ſeines Naturgefühls? Sein Götz von Berlichingen iſt, trotz vielfacher Anachronismen, wahrer und hiſtoriſcher, als alle unſere andern hiſtoriſchen Trauerſpiele zuſammen, ſelbſt die Schiller's nicht ausgenommen.

Ja seine unmittelbar aus der Gegenwart gegriffenen Romane: Werther, Wilhelm Meister und die Wahlverwandtschaften, sind ein fortlaufendes Epos der Bildung des Jahrhunderts, ihrer Leiden und Freuden, ihrer Irrthümer und Laster. Was seinen Helden fehlt, fehlt seiner Zeit, und kann nicht dem Dichter, sondern uns zum Vorwurf gereichen; und jedenfalls wird man aus jenem historischen Romancyklus für alle Zukunft diese Zeit besser, als aus den Geschichtsbüchern, studiren und verstehen können.

Es ist schon oben angedeutet worden, wie Goethe mitten unter den Geniemännern seinen Anfang genommen und, gleich ihnen seine Sache auf die Natur gestellt hatte. Aber während Jene nur die Titanen spielten, und sich zuletzt wohlfeil genug mit der flachen Wirklichkeit abfinden ließen, hielt er ernst, stark und treu zu der Mutter, die dafür ihr Wunderkind in alle ihre Geheimnisse einweihte. Seine Poesie war und blieb eine Naturpoesie im höheren Sinne. Da ist nichts Gemachtes; in gesundern, frischen Trieb greift sie fröhlich und ahnungsreich in die schöne weite Welt hinaus, sich von allem Nektar der Erde nährend und stärkend. Sie giebt Alles, was die Natur Köstliches geben kann: plastische Vollendung und sinnliche Genüge, aber sie giebt auch nicht mehr. Ihre Harmonie ist ihre Schönheit, die Schönheit ihre Religion; so wächst sie unbekümmert in steigender Metamorphose bis zur natürlichen Symbolik des Höchsten, vor dem sie scheu verstummt.

In grade entgegengesetzter Richtung, sahen wir, überschaute Schiller aus dem Empyreum der modernen Cultur und des Ideals die irdischen Dinge. Wie bei Goethe sich gleichsam Alles von selbst versteht, jede seiner poetischen Gestalten, weil sie eben nicht anders kann, ihre angeborene

geiſtige Signatur und verhüllte Idee faſt wider Willen verräth, wie der Duft die Blumen, oder das Auge die Seele; ſo ſucht Schiller dagegen überall für das fertige Ideal erſt den paſſenden Stoff, der es verkörpere.

Schiller ſuchte das Chriſtenthum ohne Chriſtus, den Frieden zwiſchen dem Sinnlichen und Unſichtbaren ohne eine höhere Vermittelung, einzig und allein durch die ſelbſtändige ſittliche Freiheit, zu welcher die Kunſt den Menſchen erziehen ſollte, die aber auf dieſem einſeitigen Wege nothwendig von dem ewig unbefriedigenden Conflict zwiſchen Ideal und Wirklichkeit befangen bleiben mußte. — Für Goethe dagegen war dieſer Conflict nicht vorhanden. Die Natur mit ihren mannigfachen Gebilden war ihm die ganze Offenbarung und der Dichter nur der Spiegel dieſer Weltſeele. Allein die Natur iſt in ihrem Weſen auch myſtiſch, als ein verhülltes Ringen nach dem Unſichtbaren über ihr. Das fühlte er, wie er ſich auch ſträubte, und ſo beſchloß er, wie die Natur ihr Tagewerk mit Symbolik, ſo das ſeinige im zweiten Theil des Fauſt mit einer unzulänglichen Allegorie der Kirche.

Beide Dichter hatten, jeder von ſeiner Seite, die große Aufgabe faſt bis zur Löſung geführt; es fehlte nur noch die Stimme, die es wagte, das Zauberwort auszuſprechen, um die höhere Vermittlung beider Anſichten zur Erſcheinung zu bringen.

Ende des erſten Bandes.

Druck von C. C. Gibert in Leipzig.

Geschichte

der

poetischen Literatur Deutschlands

von

Joseph Freiherrn von Eichendorff.

Zweiter Theil.

Paderborn,
Verlag von Ferdinand Schöningh.
1857.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Inhalt zum zweiten Theil.

VII. Die neuere Romantik — Seite

Novalis . . . 1
Wackenroder . . . 5
August Wilhelm Schlegel und Friedrich Schlegel . . . 28
Adam Müller. Steffens. Görres . . . 33
Arnim . . . 46
Tieck . . . 51
Werner . . . 64
Brentano . . . 73
Schenkendorf . . . 110
Fouque . . . 124
Uhland. Kerner . . . 135
Kleist . . . 140
Platen . . . 153
Hoffmann . . . 166
Immermann. Rückert. Chamisso . . . 182
Schluß . . . 191
. . . 198

VII.

Die neuere Romantik.

In der vorstehenden Betrachtung sind die hervorragendsten Vorgänger der Romantiker an unsern Blicken vorübergegangen; bis zu ihren höchsten Blüten, bis zur rhetorischen Idealität Schiller's und zur symbolischen Naturpoesie Goethe's erschloß sich uns diese vom Rationalismus beherrschte Zeit. Aber der deutsche Geist fand hierin kein Genüge und keine Ruhe; die Saatkörner, welche Lessing, Hamann und Herder ausgestreut, gingen in dem sich unbefriedigt fühlenden deutschen Norden auf. Die Vermittelung zwischen der sichtbaren Natur, wie sie bei Goethe unter der schönsten Form in ihrer symbolischen Bedeutung erschienen war, und der Welt des Unsichtbaren, unternahm ein neues Geschlecht. Allegorie und Symbolik genügten ihm nicht mehr; es verlangte nach einem wesentlicheren Inhalte, nach einer nahrhafteren Speise für den hungernden, an sich selbst nagenden Geist. So wurde es auf das Positive wieder hingeführt. Goethe's Wirklichkeit und Schiller's Ideal hatten für dasselbe nur Bedeutung in Bezug auf ein Drittes über ihnen, wo beide bereits versöhnt und Eins sind: auf die Menschwerdung Christi, des göttlichen Vermittlers von Natur und Freiheit. Diese Idee erfassend,

erklärten sie sich mit jugendlich feuriger Begeisterung zu Rittern des Christenthums wider den herrschenden Rationalismus, und nahmen zugleich auch Alles zu Hülfe, was das Christenthum in den Jahrhunderten der Vergangenheit, da es geherrscht, in der Literatur der Völker hervorgebracht hatte. — Freilich aber äußerte sich dieses Bestreben zunächst, da die Jünger ihre Milch an einer ganz andern Brust getrunken, und in einer andern Luft aufgewachsen waren, als ein unsicheres Suchen und Herumtappen einer sich selbst kaum verständlichen Sehnsucht. Die Poesie hatte sie vor die Thüren der katholischen Kirche, vor das im Walddickicht versteckte, und längst vergessene Heiligthum hingeführt; kein Wunder daher, wenn sie ihre Aufgabe, die zur guten Hälfte eine ethische war, vorzüglich als eine ästhetische nahmen, und statt der sichtbaren lebendigen Kirche sich nicht selten in einem träumerischen Halbdunkel mit einer bloßen poetischen Symbolik dieser Kirche, einer neuen christlichen Mythologie abzufinden suchten. War jene Zeit ja doch selbst eine Feenzeit, da das wunderbare Lied, das in allen Dingen gebunden schläft, zu singen anhob, da die Waldeinsamkeit das uralte Märchen der Natur wiedererzählte, von verfallenen Burgen und Kirchen die Glocken wie von selber anschlugen und die Wipfel sich rauschend neigten, als ginge der Herr durch die weite Stille, daß der Mensch in dem Glanze betend niedersank. Es war, als erinnerte das altgewordene Geschlecht sich plötzlich wieder seiner schönern Jugendzeit, und eine tiefe Erschütterung ging durch alle Gemüther, da Schelling, Steffens, Görres, Novalis, die Schlegel und Tieck ihr Tagewerk begannen.

Es bedarf wohl nur dieser Namen, um den Umfang dieser geistigen Erschütterung anzudeuten, die alle Richtungen der neuern Bildung, Politik, Philologie und Medicin nicht

ausgeschlossen, erfrischend und belebend durchdrang. Von Grund aus verjüngt aber wurde insbesondere die Poesie, und gewann einen überraschenden Reichthum an Inhalt und Formen, von dem die jetzigen Poeten, wider Wissen und Willen, noch bis auf den heutigen Tag verdrossen zehren. Auch hier begannen die Romantiker erst kritisch. Aber ihre Kritik war keine negative Demonstration; nach dem Grundsatze vielmehr: daß Poesie nur durch Poesie recensirt werden könne, ward sie in lebendigem dichterischem Kampfe selber zum Kunstwerk, wie Tieck's Zerbino, A. W. Schlegel's meisterhafte Besprechung der damaligen literarischen Zustände, und dessen berühmte Triumphpforte, unter welcher der Theaterpräsident Kotzebue feierlich begraben wurde. Eben so traten sie der prosaischen Misère nicht mit theoretischer Langweiligkeit, sondern factisch mit leuchtenden Vorbildern entgegen, um sie an einer größern Vergangenheit aufzurichten. In diesem Sinne haben ihre noch unübertroffenen Uebersetzungen einen entscheidenden Einfluß auf unsere Literatur ausgeübt. Calderon wurde von ihnen gleichsam erst entdeckt. Auch Shakespeare war bis dahin fast nur eine Geheimwissenschaft der Goethe'schen Jugendgenossen, und Eschenburg's und Wieland's Versuche gaben kaum den gelehrten Apparat zu einer künftigen Uebersetzung; erst durch Schlegel wurde er wirklich deutsch und populär.

Und hier können wir nicht umhin, zugleich einen Vorwurf abzuweisen, den die neueste Zeit aufgebracht und der sich seitdem gedankenlos von Buch zu Buch forterbte, den Vorwurf nämlich, daß die Romantik eben durch jene universale Umschau das neue Geschlecht von deutscher Natur und Kunst entfremdet und einem Quietismus gehuldigt habe, der sie politisch unfähig und für die großen Fragen der Gegenwart gleichgültig gemacht. Denn konnte wohl, fragen wir,

eine welthiſtoriſche Bewegung, wie die im Jahre 1813, die noch zu Kotzebue's Zeiten für Narrheit gegolten hätte, ſo nur von ungefähr aus den Wolken fallen? Waren es denn nicht eben jene quietiſtiſchen Romantiker, welche das alte Sagenbuch der deutſchen Nationalpoeſie wieder aufgeſchlagen, und auf die alten Burggeiſter weiſend, überall im Stillen deutſchen Sinn und deutſches Recht weckten und an Tugenden erinnerten, die der Gegenwart Noth thaten? Oder habt Ihr die männlichen Klagen und gewaltigen Lieder ſchon vergeſſen, womit Friedrich Schlegel unausgeſetzt zur Umkehr aus der moraliſchen Verweſung mahnte und die wie ein unſichtbarer Heerbann durch alle Herzen gingen? Und dies Alles in einer Zeit, wo Napoleon ſein Schwert über Deutſchland gelegt hatte, wo es keine müßigen Spaziergänge europamüder Poeten galt, um für hochtrabende Floskeln den Lobſalm der Journale einzuwechſeln, ſondern, wo es galt, das Leben für den Ernſt des Lebens einzuſetzen. Und als es nun endlich zu handeln galt, traten Görres, Steffens, Schenkendorf, Raumer und Andere der Beſten an die Spitze der Jugend, die in der Romantik aufgewachſen war, und anſtatt altklug zu ſchwatzen, das Vaterland befreite.

Noch iſt kein Menſchenalter vergangen, ſeit dieſe Romantik wie eine prächtige Rakete funkelnd zum Himmel emporſtieg, und nach kurzer wunderbarer Beleuchtung der nächtlichen Gegend, oben in tauſend bunte Sterne ſpurlos zerplatzte. Der Pöbel lacht, und die Gebildeten, kaum noch vom Staunen und Entzücken erholt, reiben ſich die Augen von der Blendung und geben gleichgültig wieder an ihre alten Geſchäfte. Woher der raſche Wechſel? was hat dieſe Poeſie verbrochen, daß ſie überhaupt einmal Mode werden, und eben ſo ſchnell wieder aus der Mode kommen konnte? — Zur Verſtändigung

dieſer befremdenden Erſcheinung und ihrer hiſtoriſchen Nothwendigkeit, wollen wir Reichthum, Schuld und Buße der Romantik in den folgenden Umriſſen noch einmal an uns vorübergehen laſſen.

Allein ſeitdem haben ſich die Stimmungen, Geſchmack und Geſinnung ſo weſentlich verändert, daß dieſe Periode dem Angedenken der Jetztlebenden ſchon faſt entſchwunden iſt, und der Gegenwart vielfach räthſelhafter und unerklärlicher erſcheint, als manche weitabgelegenen Zuſtände. Und doch befindet ſich unſere jetzige Poeſie eigentlich nur in den Nachwehen jener vorzeitigen Fehlgeburt und hat jedenfalls von ihr, ohne ſich deſſen bewußt zu ſein, ihre gegenwärtige äußere Geſtalt empfangen. Es ſei uns daher erlaubt, dieſen Literaturabſchnitt etwas ausführlicher zu behandeln, und zur Rechtfertigung unſerer Anſicht die Dichter, mehr als bisher, für ſich ſelbſt reden zu laſſen, um mitten in der Verwirrung von Sympathien und Abneigungen, Mißverſtändniſſen und Vorurtheilen die Stellung möglichſt klar zu machen, welche die Romantik in dem allgemeinen Bildungsgange der Nation einzunehmen ſcheint.

Fragen wir aber nun nach dem eigentlichen Weſen dieſer geiſtigen Umwandelung, wie ſie damals in der ſogenannten romantiſchen Schule erſchien, ſo müſſen wir vor allen Anderen **Novalis** in's Auge faſſen, weil er allein ſchon die ganze innere Geſchichte der modernen Romantik, ihre Wahrheit und ihren Irrthum, in allen ihren Hauptrichtungen darſtellt, oder doch andeutet.

Novalis (Friedrich von Hardenberg, 1772—1801) erkannte die proſaiſche Verſunkenheit ſeiner Zeit mit einer Tiefe des Gefühls, das man, in einem anderen Sinne als heutzutage, wohl einen Weltſchmerz nennen dürfte. So lange ſchon, ſagt er, waren ſie „raſtlos beſchäftigt, die Natur, den

Erdboden, die menschliche Seele und die Wissenschaften von der Poesie zu säubern, jede Spur des Heiligen zu vertilgen, das Andenken an alle erhebenden Vorfälle und Menschen durch Sarkasmen zu verleiden, und die Welt alles bunten Schmucks zu entkleiden. Das Licht war wegen seines mathematischen Gehorsams und seiner Frechheit ihr Liebling geworden; sie freuten sich, daß es sich eher zerbrechen ließ, als daß es mit Farben gespielt hätte, und so benannten sie nach ihm ihr großes Geschäft Aufklärung. In Deutschland betrieb man dieses Geschäft gründlicher; man reformirte das Erziehungswesen, man suchte der alten Religion einen neueren vernünftigeren, gemeineren Sinn zu geben, indem man alles Wunderbare und Geheimnißvolle sorgfältig von ihr abwusch; alle Gelehrsamkeit ward aufgeboten, um die Zuflucht zur Geschichte abzuschneiden, indem man die Geschichte zu einem häuslichen und bürgerlichen Sitten- und Familiengemälde zu veredeln sich bemühte; Gott wurde zum müßigen Zuschauer des großen rührenden Schauspiels, das die Gelehrten aufführten, gemacht, welcher am Ende die Dichter und Spieler feierlich bewirthen und bewundern sollte. Das gemeine Volk wurde recht mit Vorliebe aufgeklärt, und zu jenem gebildeten Enthusiasmus erzogen, und so entstand eine neue europäische Zunft, die Philanthropen und Aufklärer. Schade, daß die Natur so wunderbar und unbegreiflich, so poetisch und unendlich blieb, allen Bemühungen, sie zu modernisiren, zum Trotz."

Allein Novalis begnügte sich nicht damit, zu klagen oder anzuklagen. Kampffertig vielmehr ruft er in die morgenfrische Zukunft hinaus:

„Helft uns nur den Erdgeist binden;
Lernt den Sinn des Todes fassen,

Und das Wort des Lebens finden.
Einmal kehrt euch um.

Deine Macht muß bald verschwinden,
Dein erborgtes Licht erblassen,
Werden dich in kurzem binden,
Erdgeist, deine Zeit ist um."

Man sieht, das ist kein bloßes ästhetisches Mißbehagen an dem und jenem Gebrechen der Zeit; es war das Grundübel des europäischen Gesammtlebens, was ihm am Herzen lag, und das mithin auch nur durch eine höhere Weltkraft gebrochen werden konnte. Er wurde zuerst sich bewußt, oder hatte doch zuerst den Muth, es den Gebildeten klar und öffentlich zu sagen, daß die ganze neuere Bildung im Christenthume wurzle, und nothwendig auf diese ihre Grundlage wieder zurückgeführt werden müsse, wenn sie fortan Bedeutung und Bestand haben sollte. „Längst, sagt er, hätte sich das überirdische Feuer Luft gemacht und die klugen Aufklärungsplane vereitelt, wenn nicht weltlicher Druck und Einfluß denselben zu Statten gekommen wären. In dem Augenblick aber, wo ein Zwiespalt unter den Gelehrten und Regierungen, unter den Feinden der Religion und ihrer ganzen Genossenschaft entstand, mußte sie wieder als drittes tonangebendes und vermittelndes Glied hervortreten, und diesen Hervortritt muß nun jeder Freund derselben anerkennen und verkündigen."

Jener zersetzenden Gewalt der negativen Wissenschaft erkennt er daher insofern eine welthistorische Gültigkeit zu, als sie durch ihre Extreme in der allgemeinen religiösen Erschlaffung der Völker indirect die Krise und Genesung herbeigeführt. Denn „daß die Zeit der Auferstehung gekommen ist, und grade die Begebenheiten, die gegen ihre Belebung gerichtet zu sein schienen, und ihren Untergang zu vollenden drohten, die

günſtigſten Zeichen ihrer Regeneration geworden ſind: dies kann einem hiſtoriſchen Gemüthe gar nicht zweifelhaft bleiben. Wahrhafte Anarchie iſt das Zeugungselement der Religion. Aus der Vernichtung alles Poſitiven hebt ſie ihr glorreiches Haupt, als neue Weltſtifterin empor. Wie von ſelbſt ſteigt der Menſch gen Himmel auf, wenn ihn nichts mehr bindet; die höheren Organe treten von ſelbſt aus der allgemeinen gleichförmigen Miſchung und vollſtändigen Auflöſung aller menſchlichen Anlagen und Kräfte, als der Urkern der irdiſchen Geſtaltung zuerſt heraus." — „In Frankreich hat man viel für die Religion gethan, indem man ihr das Bürgerrecht genommen, und ihr blos das Recht der Hausgenoſſenſchaft gelaſſen hat. Als eine fremde, unſcheinbare Waiſe muß ſie erſt die Herzen wieder gewinnen, und ſchon überall geliebt ſein, ehe ſie wieder öffentlich angebetet, und in weltliche Dinge zur freundſchaftlichen Berathung und Stimmung der Gemüther gemiſcht wird."

So erſt wieder innerlich geworden, ſoll aber die Religion demnächſt, als jene höhere Weltkraft, alle irdiſchen Verhältniſſe, vor Allem deren Geſammtausdruck: den Staat, beſeelend durchdringen; und wir erkennen ſchon hier die Hauptzüge eines ſolchen chriſtlichen Staats, wenn er ferner ſagt: „Ruhig und unbefangen betrachte der echte Beobachter die neuen ſtaatsumwälzenden Zeiten! Kommt ihm der Staatsumwälzer nicht wie Siſyphus vor? Jetzt hat er die Spitze des Gleichgewichts erreicht, und ſchon rollt die mächtige Laſt auf der andern Seite wieder herunter. Sie wird nie oben bleiben, wenn nicht eine Anziehung gegen den Himmel ſie auf der Höhe ſchwebend erhält. Alle euere Stützen ſind zu ſchwach, wenn euer Staat die Tendenz nach der Erde behält. Aber knüpft ihn durch eine höhere Sehnſucht an die Höhen des

Himmels; gebt ihm eine Beziehung auf's Weltall, dann habt ihr eine nie ermüdende Feder in ihm, und werdet euere Bemühungen reichlich belohnt sehen. — — Haben die Nationen Alles vom Menschen, nur nicht sein Herz, sein heiliges Organ?" —

Als eine entscheidende Annäherung zu diesem gewünschten Zustande betrachtet er daher zunächst das monarchische Princip. Denn „der König ist das gediegene Lebensprincip des Staats; ganz dasselbe, was die Sonne im Planetensysteme ist. Man hat sehr unrecht, den König den ersten Beamten des Staats zu nennen. Der König ist kein Staatsbürger, mithin auch kein Staatsbeamter. Das ist eben das Unterscheidende der Monarchie, daß sie auf dem Glauben an einen höhergebornen Menschen, auf der freiwilligen Annahme eines Idealmenschen, beruht. Unter meines Gleichen kann ich mir keinen Oberen wählen; auf Einen, der mit mir in der gleichen Frage befangen ist, nichts übertragen. Die Monarchie ist deswegen echtes System, weil sie an einen absoluten Mittelpunkt geknüpft ist; an ein Wesen, das zur Menschheit, aber nicht zum Staate gehört. Der König ist ein zum irdischen Fatum erhobener Mensch. Diese Dichtung drängt sich dem Menschen nothwendig auf, sie befriedigt allein eine höhere Sehnsucht seiner Natur." — Er läugnet zwar keineswegs die Vortheile einer repräsentativen Demokratie, wo die vortrefflichsten Menschen der Nation einander ergänzen, und in solchem Vereine sich ein reiner Geist der Gesellschaft entzündet. Allein er fügt hinzu: „Zuerst ziehe ich die vortrefflichsten Menschen der Nation und die Entzündung des reinen Geistes in Zweifel. Auf die sehr widersprechende Erfahrung will ich mich nicht einmal berufen. Es liegt am Tage, daß sich aus todten Stoffen kein lebendiger Körper, aus ungerechten, eigennützigen und ein-

seitigen Menschen kein gerechter, uneigennütziger und liberaler Mensch zusammensetzen läßt. Freilich ist das eben ein Irrthum einer einseitigen Majorität, und es wird noch lange Zeit vergehen, ehe man sich von dieser simplen Wahrheit überzeugen wird. Eine so beschaffene Majorität wird nicht die Vortrefflichsten, vielmehr im Durchschnitt nur die Bornirtesten und Weltklügsten wählen. Unter den Bornirtesten verstehe ich solche, bei denen Mittelmäßigkeit zur fertigen Natur geworden ist, die classischen Muster des großen Haufens; unter den Weltklügsten die geschicktesten Courmacher des großen Haufens. Hier wird sich kein Geist entzünden, am wenigsten ein reiner. Ein großer Mechanismus wird sich bilden, ein Schlendrian, den nur die Intrigue zuweilen durchbricht. Die Zügel der Regierung werden zwischen dem Buchstaben und mannigfaltigen Parteimachern hin und her schwanken." — Er zieht daher selbst die Despotie eines Einzelnen noch jener Despotie vor. Denn „wenn der Repräsentant schon durch die Höhe, auf die er gehoben wird, reifer und geläuterter werden soll, wie vielmehr der einzelne Regent!"

„Sollte — frägt er demnach an einer anderen Stelle — sollte etwa die Hierarchie, diese symmetrische Grundfigur der Staaten, das Princip des Staatenvereins, als intellectuale Anschauung des politischen Ich's, sein? — Alte und neue Welt sind im Kampf begriffen. — Es ist unmöglich, daß weltliche Kräfte sich selbst in's Gleichgewicht setzen; ein drittes Element, das weltlich und überirdisch zugleich ist, kann allein diese Aufgabe lösen. — Auf dem Standpunkte der Cabinette, des gemeinen Bewußtseins, ist keine Vereinigung denkbar. — Beide Theile sind unvertilgbare Mächte der Menschenbrust: hier die Andacht zum Alterthum, die Anhänglichkeit an die geschichtliche Verfassung, die Liebe zu den Denkmalen der Alt-

väter und der alten, glorreichen Staatsfamilie, und Freude des Gehorsams; dort das entzückende Gefühl der Freiheit, die unbedingte Erwartung mächtiger Wirkungskreise, die Lust am Neuen und Jungen. Keine hoffe die andre zu vernichten. — — Der Krieg wird nie aufhören, wenn man nicht den Palmenzweig ergreift, den allein eine geistliche Macht darreichen kann. Es wird so lange Blut über Europa strömen, bis die Nationen ihren fürchterlichen Wahnsinn gewahr werden, der sie im Kreise umhertreibt, und von heiliger Musik getroffen und besänftigt zu ehemaligen Altären in bunter Vermischung treten, Worte des Friedens vernehmen und ein großes Liebesmahl als Friedensfest auf den rauchenden Wahlstätten mit heißen Thränen gefeiert wird. Nur die Religion kann Europa wieder auferwecken und die Völker versöhnen."

In der aufrichtigen Rückkehr der Völker zur Religion also sieht er die alleinige Rettung. Diese Rettung aber ist auf der vom Protestantismus eingeschlagenen Bahn unmöglich; vielmehr erkennt er grade in dem letzteren, den er einen Aufstand gegen den Buchstaben der ehemaligen Verfassung nennt, Grund und Anfang jenes allgemeinen Verfalls, welchen wir ihn oben beklagen hörten. Er sagt: „Mit Recht nannten sich die Insurgenten Protestanten; denn sie protestirten feierlich gegen jede Anmaßung einer Gewalt über das Gewissen. — Sie stellten auch eine Menge richtiger Grundsätze auf, führten eine Menge löblicher Dinge ein, und schafften eine Menge verderblicher Satzungen ab; aber sie vergaßen das nothwendige Resultat ihres Processes; trennten das Untrennbare, theilten die untheilbare Kirche, und rissen sich frevelnd aus dem allgemeinen christlichen Verein, durch welchen und in welchem allein die echte, dauernde Wiedergeburt möglich war. — So verlor die Religion ihren großen politischen,

friedeſtiftenden Einfluß; — durch die Fortſetzung des ſogenannten Proteſtantismus ward etwas durchaus Widerſprechendes, eine Revolutions-Regierung permanent erklärt."

Er ſucht nun die zerſtörende Einwirkung der Reformation, und zwar zunächſt auf die Wiſſenſchaft, näher nachzuweiſen. „Der gelehrte und geiſtliche Stand, ſagt er, müſſen Vertilgungskriege führen, wenn ſie getrennt ſind, denn ſie ſtreiten um Eine Stelle. Dieſe Trennung that ſich nach der Reformation beſonders in ſpäteren Zeiten mehr hervor, und die Gelehrten gewannen deſto mehr Feld, je mehr ſich die Geſchichte der europäiſchen Menſchheit dem Zeitraume der triumphirenden Gelehrſamkeit näherte, und Wiſſen und Glauben in eine entſchiedene Oppoſition traten. Im Glauben ſuchte man den Grund der allgemeinen Stockung, und durch das durchdringende Wiſſen hoffte man ſie zu heben. — Das Reſultat der modernen Denkungsart nannte man Philoſophie, und rechnete Alles dazu, was dem Alten entgegen war, vorzüglich alſo jeden Einfall gegen die Religion. Der anfängliche Perſonalhaß gegen den katholiſchen Glauben ging allmählich in Haß gegen die Bibel, gegen den chriſtlichen Glauben, und endlich gar gegen die Religion über. Noch mehr, der Religionshaß dehnte ſich ſehr natürlich und folgerecht auf alle Gegenſtände des Enthuſiasmus aus, verketzerte Fantaſie und Gefühl, Sittlichkeit und Kunſtliebe, Zukunft und Vorzeit, ſetzte den Menſchen in der Reihe der Naturweſen mit Roth oben an, und machte die unendliche ſchöpferiſche Muſik des Weltalls zum einförmigen Klappern einer ungeheueren Mühle, die vom Strom des Zufalls getrieben, und auf ihm ſchwimmend, eine Mühle an ſich, ohne Baumeiſter und Müller, und eigentlich ein echtes Perpetuum mobile, eine ſich ſelbſt mahlende Mühle ſei. Ein Enthuſiasmus ward großmüthig dem-

armen Menſchengeſchlechte übrig gelaſſen, und als Prüfſtein der höchſten Bildung jedem Actionair derſelben unentbehrlich gemacht, der Enthuſiasmus für dieſe herrliche, großartige Philoſophie, und insbeſondere für ihre Prieſter und Myſtagogen. Frankreich war ſo glücklich, der Schooß und Sitz dieſes neuen Glaubens zu werden, der aus lauter Wiſſen zuſammengeklebt war."

Doch nicht nur um ihrer weitgreifenden Folgen willen weiſt er die Reformation zurück, die in dem ſehr empfänglichen Frankreich, vielleicht eben weil ſie ſich dort nicht praktiſch und äußerlich geſtalten durfte, um ſo mehr in jene falſche Philoſophie umgeſchlagen. Auch in ihrem Princip, indem ſie den hiſtoriſchen Boden lebendiger Tradition verläßt, findet er ſchon die Wurzel der unheilvollen Trennung von Glauben und Wiſſen. „Luther, ſagt er, behandelte das Chriſtenthum überhaupt willkürlich, verkannte ſeinen Geiſt, und führte einen anderen Buchſtaben und eine andere Religion ein, nämlich die heilige Allgemeingültigkeit der Bibel, und dadurch wurde leider eine andere, höchſt fremde irdiſche Wiſſenſchaft in die Religionsangelegenheit gemiſcht, die Philologie, deren auszehrender Einfluß von da an unverkennbar wird. — Der heilige Geiſt iſt mehr als die Bibel; er ſoll unſer Lehrer des Chriſtenthums ſein, nicht todter, irdiſcher, zweideutiger Buchſtabe. — Dem religiöſen Sinn war dieſe Wahl höchſt verderblich, da nichts ſeine Irritabilität ſo vernichtet, wie der Buchſtabe; — jetzt wurde die abſolute Popularität der Bibel behauptet, und nun drückte der dürftige Inhalt, der rohe abſtracte Entwurf der Religion in dieſen Büchern deſto merklicher, und erſchwerte dem heiligen Geiſt die freie Belebung, Eindringung und Offenbarung unendlich. Daher zeigt uns auch die Geſchichte des Proteſtantismus keine herrlichen, großen

Erscheinungen des Ueberirdischen mehr. — Mit der Reformation war es um die Christenheit gethan. — Katholiken und Protestanten oder Reformirte standen in sektirischer Abgeschnittenheit weiter voneinander als von Mohamedanern und Heiden."

Dagegen schildert er, namentlich in seinem Aufsatze: „die Christenheit oder Europa", mit Begeisterung das katholische Mittelalter, als die Kirche Lehrerin und Beschützerin der Völker gewesen: „Es waren schöne, glänzende Zeiten, wo Europa ein christliches Land war, wo Eine Christenheit diesen Welttheil bewohnte; Ein großes gemeinschaftliches Interesse verband die Provinzen dieses geistlichen Reiches. — Ohne große weltliche Besitzthümer lenkte und vereinigte Ein Oberhaupt die großen politischen Kräfte. Eine zahlreiche Zunft, zu der jedermann den Zutritt hatte, stand unmittelbar unter demselben, und strebte mit Eifer seine wohlthätige Macht zu befestigen. — Wie heiter konnte jeder sein irdisches Tagewerk vollbringen, da ihm durch diese heiligen Menschen eine sichere Zukunft bereitet wurde. — Sie predigten nichts als Liebe zu der heiligen, wunderschönen Frau der Christenheit, die mit göttlichen Kräften versehen, jeden Gläubigen aus den schrecklichsten Gefahren zu retten bereit war. Sie erzählten von längst verstorbenen himmlischen Menschen, die durch Anhänglichkeit und Treue an jene selige Mutter und ihr himmlisches, freundliches Kind die Versuchung der irdischen Welt bestanden, zu göttlichen Ehren gelangt, und nun Vertreter menschlicher Gebrechen und wirksame Freunde der Menschheit am himmlischen Throne geworden waren. Mit welcher Heiterkeit verließ man die schönen Versammlungen in den geheimnißvollen Kirchen, die mit ermunternden Bildern geschmückt, mit süßen Düften erfüllt und von heiliger Musik belebt waren. — Em-

sig suchte diese mächtige, friedenstiftende Gesellschaft alle Menschen dieses schönen Glaubens theilhaftig zu machen, und sandte ihre Genossen in alle Welttheile, um überall das Evangelium des Lebens zu verkündigen, und das Himmelreich zum einzigen Reich auf dieser Welt zu machen. Mit Recht widersetzte sich das weise Oberhaupt der Kirche frechen Ausbildungen menschlicher Anlagen auf Kosten des heiligen Sinns und unzeitigen gefährlichen Entdeckungen im Gebiete des Wissens; denn er wußte wohl, daß die Menschen sich gewöhnen würden, alles Große und Wunderwürdige zu verachten, und das eingeschränkte Wissen dem unendlichen Glauben vorzuziehen. — Das waren die schönen wesentlichen Züge der echt katholischen oder echt christlichen Zeiten."

Nur der Katholicismus also bedeutete ihm das volle, ungetrübte Christenthum. Denn „angewandtes, lebendiggewordenes Christenthum war der alte katholische Glaube. Seine Allgegenwart im Leben, seine Liebe zur Kunst, seine tiefe Humanität, die Unverbrüchlichkeit seiner Ehen, seine menschenfreundliche Mittheilsamkeit, seine Freude an Armuth, Gehorsam und Treue, machen ihn als echte Religion unverkennbar, und enthalten die Grundzüge seiner Verfassung."

Fassen wir nun alle die vorstehenden Aeußerungen noch einmal zusammen, so erhalten wir in Kürze folgenden wesentlichen Inhalt: Novalis beklagt, mit allen edlen Gemüthern seiner Zeit, die materialistische, tödliche Erschlaffung des geistigen Lebens in Europa. Als Grund dieses Verfalls erkennt er den nüchternen Abfall der Völker von der Religion, die einseitige Trennung und feindliche Gegenüberstellung von Glauben und Wissen. Diesen Abfall aber findet er in der Reformation angebahnt, im Protestantismus constituirt und festgehalten. Nur die Rückkehr zur wahren Religion daher,

d. h. zur katholischen Kirche, kann die ersehnte Rettung und Wiedergeburt bringen. „Die Christenheit, sagt er demnach, muß wieder lebendig und wirksam werden, und sich wieder eine sichtbare Kirche ohne Rücksicht auf Landesgrenzen bilden, die alle nach dem Ueberirdischen durstige Seelen in ihren Schooß aufnimmt. — Die anderen Welttheile warten auf Europa's Versöhnung und Auferstehung, um sich anzuschließen, und Mitbürger des Himmelreichs zu werden."

Die Erfüllung dieser Hoffnungen war indeß unmöglich, so lange jene ästhenische, radicalprosaische Gesinnung das Leben niederhielt. Das Uebel aber konnte wiederum nur durch sein Gegentheil gehoben, die als nothwendig erkannte Rückkehr zur Kirche mithin am sichersten nur durch die Poesie vermittelt werden. Und dies war Novalis Aufgabe. — Natürlich daß er hiernach die Poesie nicht etwa im untergeordneten, blos ästhetischen Sinne, sondern in ihrer großartigsten, allgemeinsten Bedeutung auffaßte, ja gewissermaßen mit der Religion identificirte. „Religionslehre, sagt er, ist wissenschaftliche Poesie. Poesie ist unter den Empfindungen, was Philosophie in Beziehung auf Gedanken ist." — Ihr Organ: „das echte Gemüth ist wie das Licht, eben so ruhig und empfindlich, eben so elastisch und durchdringlich, eben so mächtig und eben so unmerklich wirksam, wie dieses köstliche Element, das auf alle Gegenstände sich mit Abgemessenheit vertheilt, und sie alle in reizender Mannigfaltigkeit erscheinen läßt. — Es ist recht übel, daß die Poesie einen besonderen Namen hat, und die Dichter eine besondere Zunft ausmachen. Es ist gar nichts Besonderes. Es ist die eigenthümliche Handlungsweise des menschlichen Geistes — die Liebe selbst ist nichts, als die höchste Naturpoesie." — „Poesie ist Darstellung des Gemüths, der innern Welt in ihrer Gesammtheit. — Der Sinn für Poesie

hat viel mit dem Sinn für Mysticismus gemein; er ist der Sinn für das Unbekannte, Geheimnißvolle, zu Offenbarende. Er stellt das Undarstellbare dar, er sieht das Unsichtbare, fühlt das Unfühlbare — er hat nahe Verwandtschaft mit dem Sinn der Weissagung und dem religiösen Sinn, dem Wahnsinn überhaupt." — Indem er nun aber diese allgemeine, belebende Weltkraft unter das Banner der Religion stellte, wurde sie, als christliche Poesie, eine geistige Macht, die alle menschlichen Verhältnisse, das ganze diesseitige Leben adeln sollte, um es zur Versöhnung mit der Religion wieder fähig zu machen; sie war ihm ein Gottesdienst, der Dichter ein Priester, die Inspiration des gläubig Schauenden und echte dichterische Begeisterung ein und dasselbe.

In diesem Sinne wollte er Predigten über die wichtigsten Momente und Ansichten des Christenthums, so wie ein christliches Gesangbuch schreiben, zu dem seine geistlichen Lieder der Anfang waren. Ja, er hatte den Plan, mehrere Romane zu dichten, in denen er seine Ansichten der Physik, des bürgerlichen Lebens, der Handlung, der Geschichte, der Politik und der Liebe niederzulegen beabsichtigte. Er wollte, sagt Adam Müller in seinen Vorlesungen über die Literatur, mit dem Geiste der Poesie alle Zeitalter, Stände, Wissenschaften und Verhältnisse durchschreitend, die Welt erobern.

Leider hat er nur einen dieser Romane, seinen „Heinrich von Ofterdingen", kaum zur Hälfte vollendet. Hier ist es die Poesie selbst, deren oben angedeutete Weltherrschaft er zunächst begründen will. Halb Märchen, halb Roman, sucht diese Dichtung mit jenem universalen poetischen Lichte, und alles Sinnliche an das Unsichtbare knüpfend, das gesammte Leben mit allen seinen weltlichen Beziehungen (Ehe, Staat, Gewerbe u. s. w.) in seiner ursprünglichen höheren Boden-

tung und verhüllten Schönheit zu erfassen, und zumal in der Natur die gebundenen Stimmen, den Geisterblick des Irdischen, zu lösen, deren poetischer Ausdruck eben das Märchen ist.

„Wenn nicht mehr Zahlen und Figuren
Sind Schlüssel aller Creaturen;
Wenn die, so singen oder küssen,
Mehr als die Tiefgelehrten wissen;
Wenn sich die Welt in's freie Leben,
Und in die Welt wird zurückbegeben;
Wenn dann sich wieder Licht und Schatten
Zu echter Klarheit werden gatten,
Und man in Märchen und Gedichten
Erkennt die ewgen Weltgeschichten:
Dann fliegt vor Einem geheimen Wort
Das ganze verkehrte Wesen fort."

In diesen wenigen Worten giebt Novalis selbst die eigentliche Signatur des merkwürdigen Buches, das — wie Tieck nach den hinterlassenen Andeutungen des Dichters berichtet — mit einer Aussöhnung der christlichen Religion mit der heidnischen schließen sollte.

Durch seine Dichtungen überhaupt aber, auch wo sie das Entlegenste berühren, weht der belebende Hauch einer christlichen Weltanschauung. Gleich wie das Christenthum die Gegenwart nur als eine Himmelsleiter und Pilgerfahrt nach dem Reiche Gottes, das diesseitige Leben nur als eine Aufgabe betrachtet, deren Lösung in eine andere Welt hinüberreicht: so ist auch Novalis' Poesie durchaus eine weissagende, eine Poesie der Zukunft und der Sehnsucht, und seine geistlichen Lieder sind eben durch ihr herzliches Heimweh so unvergänglich schön. Daher bei ihm überall die Bedeutsamkeit des Traumes, wo, wie Jean Paul sagt, die Thore um den ganzen Horizont der Wirklichkeit die ganze Nacht offen stehen,

ohne daß man weiß, welche fremde Gestalten dadurch entstiegen; daher seine scharfsinnige Vorliebe für das Uebersinnliche, Mystische, Symbolische der Erscheinungen; und so endlich wird ihm auch die Liebe eine himmlische zu der heiligen Jungfrau, ja Maria als die göttliche Verklärung der irdischen Schönheit das eigentliche Herz seiner ganzen Poesie, deren innerstes Wesen in dem Liede erklingt:

„Ich sehe Dich in tausend Bildern,
Maria, lieblich ausgedrückt,
Doch kein's von allen kann Dich schildern,
Wie meine Seele Dich erblickt.
Ich weiß nur, daß der Welt Getümmel
Seitdem mir wie ein Traum verweht,
Und ein unnennbar süßer Himmel
Mir ewig im Gemüthe steht.

Wir haben schon oben angedeutet, wie bei Novalis Poesie und Religion sich gewissermaßen identificirten. Nachdem er (im Ofterdingen) in der Tugendlehre die Religion als Wissenschaft, die sogenannte Theologie im eigentlichen Sinne erkannt hat, stellt er gleich darauf die Poesie, nur als einen andern Ausdruck der Tugend, recht in den Mittelpunkt desselben Kreises. „Also, sagt er, ist der Geist der Fabel eine freundliche Verkleidung des Geistes der Tugend, und der eigentliche Geist der untergeordneten Dichtkunst, die Regsamkeit des höchsten, eigenthümlichsten Daseins. Eine überraschende Selbstheit ist zwischen einem wahrhaften Liede und einer edlen Handlung; — so wie diese (die Tugend) die unmittelbar wirkende Gottheit unter den Menschen und das wunderbare Widerlicht der höheren Welt ist, so ist es auch die Fabel. Wie sicher kann nun der Dichter den Eingebungen seiner Begeisterung, oder, wenn auch er einen höheren überirdischen Sinn hat, höheren Wesen folgen und sich seinem Berufe

mit kindlicher Demuth überlassen. Auch in ihm redet die höhere Stimme des Weltalls, und ruft mit bezaubernden Sprüchen in erfreulichere, bekanntere Welten. Wie sich die Religion zur Tugend verhält, so die Begeisterung zur Fabellehre, und wenn in heiligen Schriften die Geschichten der Offenbarung aufbehalten sind, so bildet in der Fabellehre das Leben einer höheren Welt sich in wunderbar entstandene Dichtungen auf mannigfache Weise ab. Fabel und Geschichte begleiten sich in den innigsten Beziehungen auf den verschlungensten Pfaden und in den seltsamsten Verkleidungen, und die Bibel und die Fabellehre sind Sternbilder Eines Umlaufs."

Allein eben in dieser innerlichsten Gleichstellung lag die Gefahr des Irrthums, der dann später von Novalis' Nachfolgern leichtsinnig ausgebeutet wurde, wie es denn immer das Unglück der Nachahmer ist, daß sie nur die schwachen Seiten des Meisters sich abmerken und sie monströs ausbilden. In dem allumfassenden Sinne, wie Novalis die Poesie aufnahm, mußte sie allerdings vor Allem auch die Religion in ihren Kreis ziehen, und war vollkommen in ihrem Recht, in so weit sie die Liebe und das begeisterte Verständniß der Religion nach Kräften zu wecken und wiederzubeleben strebte. Indem sie aber, darüber hinaus, die Religion selbst durchdringen und beseelend gestalten wollte, deckte sich plötzlich ihre gänzliche Unzulänglichkeit auf; denn, wie poetisch auch immerhin das Christenthum sei, sie mußte hier zuletzt auf einen übermenschlichen, positiven Inhalt stoßen, der nicht in ihr aufgehen konnte, weil er weder dem Verstande, noch der Phantasie, sondern nur dem Glauben zugänglich ist. Gleich wie daher im Ofterdingen Liebe, Geschichte, Natur u. s. f. sich in tiefsinnige Märchen verwandeln, so verwandelt sich

dem Dichter unvermerkt und wider seinen Willen, häufig auch das Christenthum selbst in bloße Poesie. — Wir wollen versuchen, dies, wieder möglichst überall aus seinen eigenen Worten, deutlicher zu machen.

Wir sahen, er erstrebte eine allgemeine Rückkehr zum positiven Christenthum, und hatte seine Sache unumwunden auf die katholische Wahrheit gestellt. Wo er dem Zuge seines reichen Gemüthes sich unbefangen überläßt, führt ihn dieses auch immer unmittelbar dem Ziel entgegen. So feiert er fast in allen seinen geistlichen Liedern den wahrhaften, historischen Christus mit einer, seit dem nicht wieder erreichten Innigkeit und Tiefe; ja in seinen Marienliedern, in seiner Ansicht der Heiligen, der Märtyrer, geht er ganz in die Anschauungsweise der Kirche ein. — Aber eben so wenig dürfen wir es uns verhehlen, daß er demungeachtet auf diesem heiligen Boden noch nicht feststand, daß jene innere Rückkehr in ihm selbst noch nicht vollbracht, und also auch in seinen Dichtungen noch nicht zum vollen Durchbruch gekommen war. Es liegen vielmehr die Bausteine zum künftigen Münster noch unverbunden umher, Ahnung neben Zweifeln, kirchlicher Glaube neben einem kaum verhüllten Pantheismus; überall ein geheimes Hämmern, Schürfen und Ringen, wie eine himmlisch durchblitzte Nacht. So sucht er, weil in sich selbst noch nicht fertig, unermüdlich die Wahrheit am Zweifel, den Zweifel an der Wahrheit zu prüfen, dann wieder beide mit einander in Concordanz zu bringen, zwischen unversöhnlichen Widersprüchen mit dem Scharfsinn der Verzweiflung zuweilen die Kirche selbst willkürlich zu deuten, ja eine neue Kirche in Aussicht zu stellen; und es ist gradezu ein peinlicher Anblick, wie er — oft dem Verständniß so nahe, daß es nur noch des passenden Ausdrucks dafür zu bedürfen scheint — sich plötzlich

wieder abwendet, um das offen zu Tage Liegende auf den ausschweifendsten Umwegen durch alle tiefverschlungenen Schachte einer naturphilosophischen Mystik, immer und immer wieder von neuem aufzusuchen. Oder wer möchte die Lehre der Kirche noch wiedererkennen, wenn er z. B. sagt: „Das Christenthum ist dreifacher Gestalt. Eine ist das Zeugungselement der Religion, als Freude an aller Religion. Eine das Mittlerthum überhaupt, als Glaube an die Allfähigkeit alles Irdischen, Wein und Brod des ewigen Lebens zu sein. Eine der Glaube an Christus, seine Mutter und die Heiligen. Wählt, welche ihr wollt, wählt alle drei, es ist gleichviel; ihr werdet damit Christen und Mitglieder einer einzigen, ewigen Gemeinde."

Zwar sucht er sich gegen den Vorwurf des Pantheismus dadurch zu verwahren, daß er diesen nicht im gewöhnlichen Sinne nehme, sondern darunter die Idee verstehe, daß Alles Organ der Gottheit, Mittler sein könne, indem er es dazu erhebe. Allein, abgesehen von der Zweideutigkeit dieser Entschuldigung selbst, können doch Aeußerungen, wie die nachstehenden, nur pantheistisch gedeutet werden. „Indem das Herz, abgezogen von allen einzelnen wirklichen Gegenständen sich selbst empfindet, sich selbst zu einem idealischen Gegenstande macht, entsteht Religion. Alle einzelnen Neigungen vereinigen sich in Eine, deren wunderbares Object ein höheres Wesen, eine Gottheit ist. — Dieser Naturgott ißt uns, gebiert uns, spricht mit uns, erzieht uns, läßt sich von uns essen, von uns zeugen und gebären, und ist der unendliche Stoff unserer Thätigkeit und unseres Leidens. Machen wir die Geliebte zu einem solchen Gott, so ist dies angewandte Religion." — „Der Staat und Gott, so wie jedes geistige Wesen, erscheint nicht einzeln, sondern in tausend mannigfaltigen Be-

stalten; nur pantheistisch erscheint Gott ganz, und nur im Pantheismus ist Gott ganz, überall in jedem Einzelnen." — „Wem regt sich nicht das Herz in hüpfender Lust, wenn ihm das innerste Leben der Natur in seiner ganzen Fülle in das Gemüth kommt; wenn dann jenes mächtige Gefühl sich in ihm ausdehnt wie ein alles auflösender Dunst und er bebend in süßer Angst in den dunkeln, lockenden Schooß der Natur versinkt, die arme Persönlichkeit in den überschlagenen Wogen der Lust sich verzehrt und nichts — als ein verschluckender Wirbel im großen Ocean übrig bleibt?" — Hier sehen wir ihn also schon aus eigner poetischer Machtvollkommenheit das Christenthum übergreifend umdeuten. Ja, in der unbefriedigten Unruhe solchen Umfangens erwartet er, jenseits der Kirche, die er feiert, „eine neue Geschichte, eine neue Menschheit; die süßeste Umarmung einer jungen überraschten Kirche und eines liebenden Gottes, und das innige Empfängniß eines neuen Messias, in ihren tausend Gliedern zugleich. — Das Neugeborene wird das Abbild seines Vaters, eine große Versöhnungszeit sein, ein Heiland, der wie ein echter Genius unter den Menschen nur geglaubt, nicht gesehen werden, und unter zahllosen Gestalten den Gläubigen sichtbar, als Brod und Wein verzehrt, als Geliebte umarmt, als Luft geathmet, als Wort und Gesang vernommen, und mit himmlischer Wollust als Tod, unter den höchsten Schmerzen der Liebe in das Innere des verbrausenden Leibes aufgenommen wird." — In diesem Sinne sucht er aus und über dem Christenthum eine höhere Kirche aufzubauen, die alle Religionen aller Zeiten umfassen soll. Er schreibt nämlich an einen Freund, nachdem er von dessen festem Bibelglauben gesprochen: „Wenn ich weniger auf urkundliche Gewißheit, weniger auf den Buchstaben, weniger auf die Wahrheit und Unumständlichkeit der

Geſchichte fuße; wenn ich geneigt bin, in mir ſelbſt höheren Einflüſſen nachzuſpüren, und mir einen eigenen Weg in die Urwelt zu bahnen; wenn ich in der Geſchichte und den Lehren der chriſtlichen Religion die ſymboliſche Vorzeichnung einer allgemeinen, jeder Geſtalt fähigen Weltreligion — das reinſte Muſter der Religion als hiſtoriſchen Erſcheinung überhaupt — und alſo wahrhaftig auch die vollkommenſte Offenbarung zu ſehen glaube; wenn mir aber eben auf dieſem Standpunkt alle Theologien auf mehr oder minder glücklich begriffenen Offenbarungen zu ruhen, alle zuſammen aber auf dem ſonderbarſten Parallelismus mit der Bildungsgeſchichte der Menſchheit zu ſtehen und in einer aufſteigenden Reihe ſich friedlich zu ordnen dünken: ſo werden Sie das vorzüglichſte Element meiner Exiſtenz, die Phantaſie, in der Bildung dieſer Religionsanſicht nicht verkennen."

Wunderbar, ſo lange er den kühnen Münſterbau noch vorbereitet und die wohlbegründeten Fundamente auf dem heimiſchen Boden legt, fügt ſich ihm Alles klar, einig und ſcharf ineinandergreifend; als der Bau nun aber ſich immer höher und höher bis nah zum Kreuze aufgerankt, wo die menſchliche Luftſchicht aufhört und das geheimnißvolle Schweigen beginnt, redet er plötzlich, wie vom Schwindel erfaßt, irre in zweierlei Sprachen, von denen die eine verneint, was die andere bejaht. Da meint er: „Wenn Gott Menſch werden konnte, kann er auch Stein, Pflanze, Thier und Element werden, und vielleicht giebt es auf dieſe Art eine fortwährende Erlöſung in der Natur." Und doch ſagt er wieder: „Gott und Natur muß man trennen. Gott hat gar nichts mit der Natur zu ſchaffen; er iſt das Ziel der Natur, dasjenige, mit dem ſie einſt harmoniren ſoll. Die Natur ſoll moraliſch werden." — In ſeinen geiſtlichen Liedern betet er inbrünſtig

zu dem persönlichen Christus, dem Gottmenschen; und findet doch, daß die Wahl eines Mittlers nur relativ sei, „daß das Wesen der Religion wohl nicht von der Beschaffenheit des Mittlers abhange, sondern lediglich in der Ansicht desselben, in den Verhältnissen zu ihm, bestehe. Es ist ein Götzendienst im weiteren Sinne, sagt er, wenn ich diesen Mittler in der That für Gott selbst ansehe." — An der einen Stelle preist er ferner die Erlösung von der Sünde durch das Christenthum:

„Ein alter, schwerer Bahn von Sünde
War fest an unser Herz gebannt;
Wir irrten in der Nacht wie Blinde,
Von Reu und Lust zugleich entbrannt. —
Da kam ein Heiland, ein Befreier,
Ein Menschensohn, voll Lieb und Macht —
Seit dem verschwand bei uns die Sünde
Und fröhlich wurde jeder Schritt;
Man gab zum schönsten Angebinde
Den Kindern diesen Glauben mit.
Durch ihn geheiligt zog das Leben
Vorüber wie ein selger Traum,
Und, ewger Lieb' und Lust ergeben,
Bemerkte man den Abschied kaum."

Und dennoch behauptet er: „Die christliche Religion ist die eigentliche Religion der Wollust. Die Sünde ist der größte Reiz für die Liebe der Gottheit; je sündiger sich der Mensch fühlt, desto christlicher ist er. Unbedingte Vereinigung mit der Gottheit ist der Zweck der Sünde und Liebe." Eine Behauptung, die frevelhaft wäre, wenn hier nicht offenbar der Accent auf dem Sichschuldigfühlen, also auf der demüthigen Zerknirschung und Hülfebedürftigkeit des Menschen läge; und wenn er nicht, dies bestätigend, anderswo wieder Sittlichkeit und Religion als die verbundenen Grundvesten unseres Daseins erklärte, indem er sagt: „Die Moral

iſt, wohlverſtanden, das eigentliche Lebenselement des Menſchen. Sie iſt innig eins mit der Gottesfurcht. Unſer eigener ſittlicher Wille iſt Gottes Wille. Indem wir ſeinen Willen erfüllen, erheitern und erweitern wir unſer eigenes Daſein, und es iſt als hätten wir um unſrer ſelbſt willen, aus innerer Natur ſo gehandelt. Die Sünde iſt allerdings das eigentliche Uebel in der Welt. Alles Ungemach kommt von ihr her. Wer die Sünde verſteht, verſteht die Tugend und das Chriſtenthum, ſich ſelbſt und die Welt." — „Man ſollte ſich ſchämen, wenn man es nicht mit den Gedanken dahin bringen könnte, zu denken was man wollte. Bitte Gott um ſeinen Beiſtand, daß er die ängſtlichen Gedanken verjagen helfe. — Sobald du ängſtlich wirſt, und traurige, bängliche Vorſtellungen ſich dir aufdringen, ſo fange an, recht herzlich zu beten. Gelingt es die erſten Male nicht, ſo gelingt es gewiß mit der Zeit." — „Auf den Körper läßt ſich nicht immer wirken; aber in der Seele ſollte man ſich die Herrſchaft mit Gottes Hülfe zu erwerben ſuchen, um recht ruhig zu ſein. — Gebet iſt eine univerſelle Arzenei. Des Herren Wille geſchehe, nicht der meinige. — Selbſt meine philoſophiſchen Studien ſollen mich nicht mehr ſtören. In tiefer, heiterer Ruh will ich den Augenblick erwarten, der mich ruft." — Und in dieſem Sinne durfte grade er, der Reine, wohl zu ſagen wagen, daß die Sünde der größte Reiz für die Liebe der Gottheit ſei.

Wir ſind daher weit davon entfernt, ihm dieſes Schwanken, dieſe, oft auch nur ſcheinbaren, Widerſprüche, die in der immer gleichen Liebe ihre höhere Verſöhnung finden, zum Vorwurfe zu machen; wir betrachten ſie vielmehr als die Zeichen eines raſtloſen, treuen Ringens nach der Wahrheit, wie das Zittern der Magnetnadel, die ihren Pol ſucht. Die Erfahrung der neuſten Zeit lehrt uns ja, wie leicht es ſei, wenn man

Ernst und Gewissen bei Seite werfen will, sich confortant und bequem in einem vornehmen Systeme zu verstecken. Allerdings ist in seiner bedeutungsvollen Erscheinung nicht nur der Typus, sondern, wie wir weiterhin sehen werden, auch schon die ganze innere Geschichte und Zukunft der Romantik mit allem ihren Tiefsinn, ihren verworrenen Labyrinthen und Abgründen, wie in geistreichen Umrissen enthalten. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß er jung starb, und daß es eben nur Umrisse sind, die er uns hinterlassen, und die uns keineswegs berechtigen, über den weiteren Ausbau, wenn er ihm hienieden vergönnt gewesen wäre, abzusprechen. Und so schließen wir denn diese Betrachtung in dankbarer Erinnerung dessen was er wollte, gern mit den Worten, die einst Schleiermacher in den Reden über Religion seinem Freunde nachgerufen: „Nur schweigend will ich euch hinweisen auf den zu früh entschlafenen göttlichen Jüngling, dem Alles Kunst ward, was sein Geist berührte, seine ganze Weltbetrachtung unmittelbar zu einem großen Gedicht; den ihr den reichsten Dichtern beigesellen müßt, jenen seltenen, die eben so tiefsinnig sind als klar und lebendig. An ihm schaut die Kraft der Begeisterung und der Besonnenheit eines frommen Gemüths, und bekennt, wenn die Philosophen werden religiös sein und Gott suchen wie Spinoza, und die Künstler fromm sein und Christum lieben wie Novalis: dann wird die große Auferstehung für beide Welten (Philosophie und Kunst) gefeiert werden."

Wackenroder.

Jenen unnennbaren Himmel, das Unaussprechliche des religiösen Gefühls, das Novalis in obigem Marienliede angedeutet, hat dessen Zeit- und Geistes-Genosse Wackenroder in seinen „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders", so wie im ersten Theile des „Sternbald", der Kunst als ihr angestammtes Gebiet vindicirt. „Durch Worte, sagt er, herrschen wir über den ganzen Erdkreis, durch Worte erhandeln wir uns mit leichter Mühe alle Schätze der Erde. Nur das Unsichtbare, das über uns schwebt, ziehen Worte nicht in unser Gemüth hinab. — Ich kenne aber zwei wunderbare Sprachen, durch welche der Schöpfer den Menschen vergönnt hat, die himmlischen Dinge in ganzer Macht, so viel es nämlich (um nicht vermegen zu sprechen) sterblichen Geschöpfen möglich ist, zu fassen und zu begreifen. Sie kommen durch ganz andere Wege zu unserem Innern, als durch die Hülfe der Worte; sie bewegen auf einmal, auf eine wunderbare Weise, unser ganzes Wesen und drängen sich in jede Nerve, in jeden Blutetropfen, der uns angehört. Die eine dieser wundervollen Sprachen redet nur Gott; die andere reden nur wenige Auserwählte unter den Menschen, die er zu seinen Lieblingen gesalbt hat. Ich meine: die Natur und die Kunst." — Die Kunst sollte also ein verhüllter Engel sein, der zu uns herniederstieg, um nach der himmlischen Heimath hinzuweisen, jedes echte Kunstwerk eine göttliche Eingebung, nur von Andacht erzeugt und verstanden. Die katholische Religion aber, welche von jeher ihre Geheimnisse in Bildern, Musik und Bauwerk kundthun

abgespiegelt, war daher auch ihm der eigentliche Boden und Mittelpunkt aller Kunst.

Nun ist ohne Zweifel diese religiöse Vertiefung der Kunst, wie sie ja schon Novalis geltend gemacht, an sich höchst ehrenwerth und für die letztere von sehr wohlthätigen Folgen gewesen. Eben so gewiß mußte aber auch die Einseitigkeit, womit Wackenroder Natur und Kunst, oder mit anderen Worten: das Gefühl, als den sichersten, unmittelbarsten, ja einzigen Weg zur Erfassung der göttlichen Dinge überhaupt aufgestellt, und so Kunst und Religion gewissermaßen identificirt hat, zu einem bodenlosen Verschwimmen des Positiven führen und manche schwachen Gemüther verwirren. In der Kunst selbst ist dieses Nebeln und Schweben, das bloße Gefühle mit Lust in Luft malt, ohne es zum lebendigen Bilde zu bringen, als „Sternbaldisiren" berüchtigt geworden. Reicht aber das bloße, wandelbare Gefühl, das ja überall erst durch seinen Inhalt und die Ueberzeugungen Werth und Halt empfängt, nicht einmal zu einer lebendigen Erfassung der Kunst hin, wie sollte es der Religion gegenüber genügen? Jenes Mißverständniß hat daher, wie einerseits einen künstlerischen Dilettantismus, so auch ein dilettantisches Katholisiren in Mode gesetzt, das die Kirche fast nur als eine grandiose Kunstausstellung betrachtete und sich für berechtigt hielt, ihre Geheimnisse nach seiner Weise und Stimmung zu deuten.

Wackenroder selbst führt seine Gedanken in mehreren Kunstnovellen durch poetische Beispiele weiter aus. Welcher Confession jedoch wäre wohl jemals mit Convertiten „durch Nerv und Blutstropfen" gedient, wie er einen solchen in nachstehenden Worten beschreibt:

„Ich ging neulich in die Rotonda (in Rom), weil ein großes Fest war, und eine prächtige lateinische Musik sollte

aufgeführt werden, oder eigentlich anfangs nur um meine Geliebte unter der betenden Menge dort wieder zu sehen, und mich an ihrer himmlischen Andacht zu beßern. Der herrliche Tempel, die wimmelnde Menge Volks, die nach und nach hereindrang, und mich immer enger umgab, die glänzenden Vorbereitungen, das Alles stimmte mein Gemüth zu einer wunderbaren Aufmerksamkeit. Mir war sehr feierlich zu Muthe, und wenn ich auch, wie es einem bei solchem Getümmel zu gehen pflegt, nichts deutlich und hell dachte, so wühlte es doch auf eine so seltsame Art in meinem Innern, als wenn auch in mir selber etwas Besonderes vorgehen sollte. Auf einmal ward Alles stiller, und über uns hub die allmächtige Muſik, in langsamen, vollen, gedehnten Zügen an, als wenn ein unsichtbarer Wind über unseren Häuptern wehte: sie wälzte sich in immer größeren Bogen fort, wie ein Meer, und die Töne zogen meine Seele ganz aus ihrem Körper heraus. Mein Herz klopfte, und ich fühlte eine mächtige Sehnsucht nach etwas Großem und Erhabenem, was ich umfangen könnte. Der volle lateinische Gesang, der sich steigend und fallend durch die schwellenden Töne der Muſik durchdrängte, gleich wie Schiffe, die durch Wellen des Meeres segeln, hob mein Gemüth immer höher empor. Und indem die Muſik auf diese Weise mein ganzes Wesen durchdrungen hatte, und alle meine Adern durchlief — da hob ich meinen in mich gekehrten Blick, und sah um mich her — und der ganze Tempel ward lebendig vor meinen Augen, so trunken hatte mich die Muſik gemacht. In dem Moment hörte sie auf, ein Vater trat vor den Hochaltar, erhob mit einer begeisterten Geberde die Hostie, und zeigte sie allem Volke — und alles Volk sank in die Kniee, und Posaunen, und ich weiß selbst nicht was für allmächtige Töne, schmetterten und dröhnten eine erhabene Andacht durch

alles Gebein. Alles, dicht um mich herum, ſank nieder, und eine geheime, wunderbare Macht zog auch mich unwiderſtehlich zu Boden, und ich hätte mich mit aller Gewalt nicht aufrecht erhalten können. Und wie ich nun mit gebeugtem Haupte kniete, und mein Herz in der Bruſt flog, da hob eine unbekannte Macht meinen Blick wieder; ich ſah um mich her, und es kam mir ganz deutlich vor, als wenn alle die Katholiken, Männer und Weiber, die auf den Knieen lagen, und, den Blick bald in ſich gekehrt, bald auf den Himmel gerichtet, ſich inbrünſtig kreuzten, und ſich vor die Bruſt ſchlugen und die betenden Lippen rührten, als wenn alle um meiner Seelen Seligkeit zu dem Vater im Himmel beteten, als wenn alle die Hunderte um mich herum um den einen Verlorenen in ihrer Mitte flehten, und mich in ihrer ſtillen Andacht mit unwiderſtehlicher Gewalt zu ihrem Glauben hinüberzögen. Da ſah ich ſeitwärts nach Marien hin, ihr Blick begegnete dem meinigen, und ich ſah eine groſſe, heilige Thräne aus ihrem blauen Auge dringen. Ich wußte nicht wie mir war, ich konnte ihren Blick nicht aushalten, ich wandte den Kopf ſeitwärts, mein Auge traf auf einen Altar, und ein Gemälde Chriſti am Kreuze ſah mich mit unausſprechlicher Wehmuth an — und die mächtigen Säulen des Tempels erhoben ſich anbetungswürdig, wie Apoſtel und Heilige, vor meinen Augen, und ſchauten mit ihren Kapitälern voll Hoheit auf mich herab — und das unendliche Kuppelgewölbe beugte ſich wie der allumfaſſende Himmel über mir her, und ſegnete meine frommen Entſchließungen ein. — Ich konnte nach der geendigten Feierlichkeit den Tempel nicht verlaſſen; ich warf mich in einer Ecke nieder und weinte, und ging dann mit zerknirſchtem Herzen vor allen Heiligen, vor allen Gemälden vorüber, und es war mir, als dürfte ich ſie nun erſt recht betrachten und

verehren. — Ich konnte der Gewalt in mir nicht widerstehen: — ich bin nun, theurer Sebastian, zu jenem Glauben hinübergetreten, und ich fühle mein Herz froh und leicht. Die Kunst hat mich allmächtig hinübergezogen, und ich darf wohl sagen, daß ich nun erst die Kunst so recht verstehe und innerlich fasse. Kannst Du es nennen, was mich so verwandelt, was wie mit Engelstimmen in meine Seele hineingeredet hat, so gieb ihm einen Namen, und belehre mich über mich selbst; ich folgte blos meinem innerlichen Geiste, meinem Blute, von dem mir jetzt jeder Tropfen geläuterter vorkömmt."

Man fühlt, eine so zufällige, musikalisch-luftige Bekehrung wird kaum länger dauern, als die Musik, die sie hervorgerufen. Dennoch läugnen wir nicht, und haben es schon oben angedeutet, daß die Glut und Innigkeit, womit Wackenroder die Sache auffaßte, in der Kunst eine Erschütterung und Anregung erweckte, welcher die erschlaffte Zeit bedurfte; und in der That ist aus dieser religiösen Kunstbegeisterung bekanntlich im Anfange dieses Jahrhunderts die deutsch-romantische Malerschule hervorgegangen. — Seitdem freilich hat die eilfertige Zeit ihren Geschmack wieder gewandelt und, anstatt der Madonnen und Heiligenbilder, das sogenannte Genre beliebt. Wir wollen den Maler keineswegs mit einseitiger Aengstlichkeit auf blos kirchliche Motive beschränken; denn nicht durch die Wahl profaner Gegenstände an sich wird die Kunst schon profanirt, da sich ja alle Erscheinungen des Lebens, wenn man nur will, religiös erfassen und darstellen lassen. Aber es bleibt wohl zu erwägen, ob die Malerei den tiefen Ernst, der aller Kunst Noth thut, ja ob sie überhaupt auch nur eine tüchtige Schule sich wird bewahren können, wenn sie dem würdigsten, in dem Volksgefühl aller Zeiten begründeten Inhalte entsagt, wenn sie aus den Kirchen in die Plauderſäle und Boudoirs,

von der ſtillen Erbauung des Volkes an die modiſchwechſelnden Gelüſte der Weltleute und Dilettanten gewieſen wird. Was dem Zeitgeiſte dient, ohne ihn über ſich ſelbſt zu heben, wird nothwendig von ihm übergerannt und beſeitigt.

Auguſt Wilhelm Schlegel und Friedrich Schlegel.

Auguſt Wilhelm Schlegel ſagt von ſich ſelbſt:

„Der Völkerſitten, mancher fremden Städte
Und ihrer Sprache frühe ſchon erfahren,
Was alte Zeit, was neue Zeit gebaren
Vereinigend in Eines Wiſſens Kette,

Im Stehn, im Gehn, im Wachen und im Bette,
Auf Reiſen ſelbſt, wie unter'm Schutz der Laren
Stets dichtend, Aller, die es ſind und waren,
Beſieger, Muſter, Meiſter im Sonette;

Der Erſte, der's gewagt, auf deutſcher Erde
Mit Shakeſpeare's Geiſt zu ringen und mit Dante,
Zugleich der Schöpfer und das Bild der Regel;

Wie ihn der Mund der Zukunft nennen werde
Iſt unbekannt; doch dies Geſchlecht erkannte
Ihn bei dem Namen Auguſt Wilhelm Schlegel."

Dieſes, eben nicht blöde, Selbſtlob iſt dennoch wahr, und enthält ungefähr Alles, was wir in Proſa von ihm ſagen könnten: nämlich daß er durch eminente Kritik, vielſeitige Gelehrſamkeit, Meiſterſchaft in den poetiſchen Formen und durch ſeine vortrefflichen Ueberſetzungen ein Hauptförderer der Romantik geweſen. Eben dieſe Eigenſchaften jedoch, bei geringerer poetiſcher Productionskraft, eigneten ihn zum eigent-

lichen Aeſthetiker der Romantik, als welcher er um ſo weniger in den Kreis unſerer Betrachtung gehört, da er anderweit auch durch ſeine Geſinnung ſich ſelbſt vom romantiſchen Boden exilirt. Es ſei uns erlaubt, einige darauf ſich beziehende, vertrauliche Bekenntniſſe deſſelben beizufügen, weil ſie einen tiefen Blick in die geheime Werkſtatt der Begründer der Romantik eröffnen; Aeußerungen, mit denen er, wie es ſcheint im Gefühl, daß ſie die Lebensfrage aller Romantik betreffen, vor dem Publicum weislich zurückgehalten, und die wir hier ſtellenweis unüberſetzt, wie wir ſie gefunden, wiedergeben, da ſie ſich ohne Zweifel im Franzöſiſchen am unnachahmlichſten ausnehmen. Er ſchreibt nämlich im Jahre 1838 an eine Dame: „Ich habe gegen die Proſa und Engherzigkeit der Flachköpfe eine Reaction verſucht und die ſenſualiſtiſche Philoſophie mitſammt ihrer platten Moral gehaßt; mit meinen Freunden begann ich die Erinnerungen des Mittelalters zu beleben, und chriſtliche Stoffe in die Poeſie zurückzuführen, und weil der Proteſtantismus mir da nichts bot, mußte ich wohl aus den Ueberlieferungen der Römiſchen Kirche ſchöpfen. Ich ſchrieb die geiſtlichen Sonette: c'était une prédilection d'artiste; ich wurde von der Pracht des katholiſchen Cultus eine Zeit lang gefeſſelt, und habe nachher auch die Theoſophie ſtudirt. Novalis (penseur audacieux, rêveur divinatoire, à la fin visionaire) hat es mit ſeiner Art von Chriſtenthum ehrlich gemeint: comme un oiseau de passage, fatigué par son vol audessous d'un immense océan, s'abat sur une petite île verdoyante, et y oublie son ancienne patrie et la vaste contrée, qu'il avait voulu atteindre. Les retours à la vieille église devenaient de plus en plus fréquents. — Pour moi, je n'ai jamais eu sérieusement le projet, de contracter un

engagement solennel, quoique les sollicitations ne m'aient pas manqué. Au contraire, à mesure que mon frère Frédéric faisait des pas en avant, je rebroussais chemin. Je n'ai qu'à me reprocher ma trop longue indulgence: mais je l'ai expiée par un des plus amers chagrins de ma vie. Ce fut le divorce des ames. Revolté du rôle, qu'il joua depuis 1819 comme écrivain et comme allié des Jesuites, j'ai fini par lui declarer mon inimitié à la manière des anciens Romains. Die Erſcheinungen des Tages ſeit dem Frieden konnten mich nicht veranlaſſen, eine neue Union mit den beiden chriſtlichen Gemeinſchaften einzugehn, und ſo beſchloß ich, nachdem ich an viele Pforten geklopft, da doch une foi factice et arbitraire ne sert à rien, zuletzt wahr zu ſein gegen mich ſelber und dem Zweifel und Gedanken Raum zu laſſen. Je m'en tiens, ſo ſchließen dieſe Bekenntniſſe, à la religion primitive, innée et universelle. Voilà les termes de mes erreurs d'Ulysse, voilà mon Ithaque!"

Mit gerechtem Unwillen entdecken wir alſo hier, anſtatt des ehrlichen Kampfes, den wir vorausſetzen und fordern durften, nur ein diplomatiſches Scheingefecht, ein verlorenes Leben, das zuletzt genau bei derſelben Indifferenz wieder angelangt, gegen die es ein halbes Jahrhundert lang zu kämpfen ſchien, und dem hiernach nothwendig der Schmerz zu Theil werden mußte, ſein Tagewerk, die Romantik, zu überleben.

Jede bedeutende geiſtige Richtung aber hat ihre hervorragenden, führenden Charaktere; ein ſolcher war Friedrich Schlegel für die Romantik. Wie einſt Leſſing, ſtellte er ſich kühn auf jene Höhe der modernen Bildung, die über Ver-

gangenes und Zukünftiges freie Umschau eröffnet, mit staunenswerther Vielseitigkeit Philosophie und Poesie, Geschichte und Kunst, das classische Alterthum, wie das Mittelalter und den Orient durchforschend. Auch darin ist er Lessing vergleichbar, daß er, wie jener die skeptische Richtung seiner Zeit, so den geistigen Proceß der Romantik in ungestümer Consequenz zu dem Zielpunkte mit sich fortriß, wo die Sache spruchreif und eine Entscheidung unumgänglich wird; und zwar wiederum wie Lessing, nicht als literarisches Kunststück zur eignen Verherrlichung, sondern aus tiefer Sehnsucht nach der höheren Wahrheit, d. i. nach Versöhnung von Glauben und Wissen in der Religion, oder wie er selbst es schärfer faßt: nach der Einheit der Wissenschaft und der Liebe. Es ist daher eben so stumpfsinnig, als ungerecht, ihn, wie von seinen Gegnern noch häufig geschieht, nach den einzelnen, momentanen Phasen seines Bildungsganges zu beurtheilen und gleichsam die Blüte für die trübe Hülse verantwortlich machen zu wollen, die sie doch selbst durchbrochen und weggeworfen. Grade der männliche Fortschritt, der durch alle diese Verwandlungen sichtbar wird und jede, oft liebevoll selbst erbaute Schranke, wenn er sie als solche erkannt, rücksichtslos vor sich niederwirft, ist das Großartige seiner Erscheinung.

So sehen wir ihn, zunächst von Fichte's starrem Idealismus ausgehend, da dieser sein Verlangen nach innerer, religiöser Vollendung keineswegs befriedigen konnte, sich in die Naturphilosophie versenken und gleichzeitig die ihr verwandte Romantik als christliche Schönheit der Poesie fast leidenschaftlich ergreifen. Aber von seinem dunklen Feuer durchglüht, fingen nun erst die noch chaotisch verschlungenen Elemente der Romantik, die echten und die falschen, wunderbar zu gähren an; denn er adoptirte sie nicht blos, er ge-

ſtaltete ſie. Alles Zweideutige, Schwankende bei Novalis: den verhüllten Pantheismus, den Naturgott und das entfeſſelte, geniale Ich trieb er, namentlich in ſeiner „Lucinde", folgerichtig eins aus dem andern zu ſeiner nothwendigen Formation empor. „Alle Selbſtſtändigkeit, ſagt er in jener Periode, iſt Originalität, und alle Originalität iſt moraliſch. —. Man hat nur ſo viel Moral, als man Sinn für Poeſie und Philoſophie hat. — Jeder vollſtändige Menſch hat einen Genius; die wahre Tugend iſt Genialität. — Wenn jedes unendliche Individuum Gott iſt, ſo giebt's ſo viele Götter als Ideale. Auch iſt das Verhältniß des wahren Künſtlers und Menſchen zu ſeinen Idealen durchaus Religion. — Nur das kann ich für Religion gelten laſſen, wenn man voll von Gott iſt, wenn man nichts mehr um der Pflicht willen, ſondern Alles aus Liebe thut, blos weil man es will, und wenn man es nur darum will, weil es Gott ſagt, nämlich Gott in uns." — — Allein auch dieſe poetiſche Täuſchung konnte ihm nicht lange genügen; wie einem Bergmanne vielmehr, der aus dem verfallenen Schacht der Natur ſich wacker emporarbeitet, blitzte ihm ſchon damals das Tageslicht in einzelnen Ahnungen entgegen. Der Tod wird ihm eine „Selbſtbeſiegung, die wie alle Selbſtüberwindung eine neue, leichtere Exiſtenz verſchafft." Ja ſchon im Jahre 1800 ſagt er: „Nichts iſt mehr Bedürfniß der Zeit, als ein geiſtiges Gegengewicht gegen die Revolution und den Despotismus, den ſie durch die Zuſammendrängung des höchſten menſchlichen Intereſſe über die Geiſter ausübt. — Laſſt die Religion frei, und es wird eine neue Menſchheit beginnen."

Das Weſen des Proteſtantismus hatte er ſchon ſehr frühe ſcharf umzeichnet. Im J. 1801, noch ſelbſt dieſer Confeſſion zugethan, ſchreibt er bei Herausgabe von Leſſing's

Gedanken und Meinungen: „Was ist das Wesen des Protestantismus? Und was war es, was ihn zuerst auszeichnete und eigentlich constituirte? Nicht diese oder jene Meinung, denn darüber fand die größte Verschiedenheit, ja Verworrenheit unter den großen Reformatoren selbst Statt; sondern das, was alle gleich sehr beseelte, worin sie ohne Verabredung Eins waren, und was ihr gemeinsames Band blieb. Die Freiheit war es, mit der sie lehrten; der Muth, selbst zu denken und dem eignen Denken gemäß zu glauben; die Kühnheit, das Joch auch der verjährtesten, ja kurz vorher noch von ihnen selbst unverletzbar heilig gehaltenen Irrthümer abzuwerfen. — Polemik ist daher allen Protestanten, oder allen Bekämpfern des Irrthums wesentlich, ja es ist ihr ganzer Charakter in diesem Begriffe beschlossen. Polemik ist das Princip alles ihres Strebens und die Form alles ihres Wirkens. Will man dies in einen bestimmten Begriff fassen, so sage man, Katholicismus ist positive, Protestantismus aber negative Religion. — Der wahre Protestant muß auch gegen den Protestantismus selbst protestiren, wenn er sich nicht in neues Papstthum und Buchstabenwesen verkehren will. Die Freiheit des Denkens weiß von keinem Stillstande, und die Polemik von keinen Schranken; der Protestantismus aber ist eine Religion des Krieges, bis zur innern Feindschaft und zum Bürgerkriege." — Er selbst huldigt noch unbedingt diesem Princip wissenschaftlich polemischer Freiheit, „da es doch keine Liebe giebt ohne Wahrheit und keine Wahrheit ohne den Muth dazu", und sucht es daher — freilich nicht ohne einige sophistische Künstlichkeit — mit dem Christenthume zu vermitteln, indem ja eine gewisse Freigeisterei und Irreligiosität dem Christenthum wesentlich, ihm keineswegs entgegengesetzt, sondern ein nothwendiges Phänomen seiner auch alle ur-

sprüngliche Abwege universell umfassenden Entwickelung sei. Aber alle diese Vorliebe täuschte ihn schon damals durchaus nicht über die nothwendigen Endresultate dieser Freiheit. Wenige Zeilen weiter vielmehr sagt er prophetisch, als hätte er im Buche der Zeiten vorausgeblättert: „Das unaufhaltsam um sich Greifende des Protestantismus zeigt sich auch äußerlich in der Geschichte desselben; aber freilich hier in der gemeinen Masse nicht so edel, als in dem Geiste eines Lessing. Während die positive Religion sich immer mehr fixirt, und gleichsam versteinert hat, ist im Protestantismus fast nichts unverändert geblieben, als die Veränderlichkeit selbst; und während auf der einen Seite die protestantische Denkart aus der Sphäre der Religion in die bürgerliche Welt hinausgetreten ist, und auch da eine Reformation der gesammten politischen Verfassung hat versuchen wollen, hat man auf der anderen Seite die Religion so lange geläutert und geklärt, bis sie endlich ganz verflüchtigt worden und vor lauter Klarheit verschwunden ist. Beide Ausartungen sind natürlich genug; denn es ist im Wesen der freien Thätigkeit selbst gegründet, daß sie, je nachdem sie mehr extensiv oder mehr intensiv zu sein strebt, bald ihre eigene Sphäre überspringt, und sich in eine fremde hinauswirft, bald aber auf sich selbst zurückgewandt, sich selber bis zur Selbstvernichtung untergräbt." — Man sieht, hier hat ihn die unerschütterliche Treue der Forschung unwillkürlich auf den Punkt geführt, wo er nicht umhin konnte sich zu entschließen, entweder es auf jene Selbstvernichtung hin zu wagen, oder zum Primitiven, Positiven, zur Kirche sich zurückzuwenden; und es ist ein fast komischer Anblick, wie die neueste Literatur sich vergebens abquält, diese seine Rückkehr durch künstliche Hypothesen und Annahmen von, man weiß nicht recht welchen inneren

Katastrophen zu erklären. So soll er, nach Einigen, erst in Paris durch das Studium des Sanskrit auf die indischen Büßer, von den indischen Büßern auf die christliche Ascetik und von der Ascetik auf den Papst gekommen sein; als läge die Kirche in ihren Hauptlineamenten nicht schon in Novalis' Ideengange, dessen Gedankenerbe und Fortsetzer Friedrich Schlegel war.

So hatte Schlegel sich, man könnte sagen, durch die Romantik hindurchgekämpft, und als er, bei ihren extremen Consequenzen angelangt, ihres ungeheueren Irrthums sich bewußt wurde, war er es auch, der, noch einmal alles Große und Wahre in ihr streng zusammenfassend, sie zu ihrem Ursprung wieder zurückführte; und er hatte die Gewalt und das Recht dazu, denn er hatte sie innerlich erlebt, wie kein Anderer. Die Romantik wollte das ganze Leben religiös heiligen; das wollte Schlegel auch; in dem Grundgedanken also sind und waren beide einig. Aber die Romantik, nur noch ahnend und ungewiß umhertastend, wollte es bis dahin mehr oder minder durch eine unklare symbolische Umdeutung des Katholicismus. Schlegel dagegen erkannte, daß das Werk der Heiligung alles Lebens schon seit länger als einem Jahrtausend, gründlicher und auch schöner, in der alten Kirche still fortwirke, und daß die Romantik nur dann wahr sei und ihre Mission erfüllen könne, wenn sie von der Kirche ihre Weihe und Berechtigung empfange. Durch Fr. Schlegel daher, den eigentlichen Begründer der Romantik, ist diese in der That eine religiöse Macht geworden, gleichsam das Gefühl und poetische Gewissen des Katholicismus. Jene göttliche Gewalt der Kirche aber in allen Wissenschaften und Lebensbeziehungen zu enthüllen und zum Bewußtsein einer nach allen Richtungen hin zerfahrenen Zeit zu bringen, wurde von

jetzt ab die Aufgabe seines Lebens. „Thöricht, schreibt er, ist die Meinung derer, die da sagen: die Lehre, die allein Heil bringt, sei zwar durch Christum in die Welt gekommen; aber jetzt könne man auch ohne die Gemeinschaft und die Gebräuche der Kirche und ohne Verehrung seiner Person das Wesentliche seiner Lehre halten, seiner Bestimmung genug thun. Die Kirche ist allein das Gefäß jener Lehre, und diese Gemeinschaft zu zerreißen ist die schlimmste aller Thaten." — Und jetzt ertönen jene glühenden Lieder zur Wiedererweckung deutschen Nationalgefühls durch innere Umkehr zu dem einzigen göttlichen Retter:

„Sohn der Liebe, woll'st vereinen
Doch die Deinen,
Daß der Zwietracht dunkle Binde
Vor dem Blick verschwinde!"

Die Poesie versenkt er in die religiöse Tiefe des Gemüths:

„Fern von Eitelkeit und innerm Trug
Nahe dich mit Andacht jedem Buch,
Wo des Herzens stille Wahrheitskraft
Neu die Welt der Liebe sich erschafft.
Betend, wie am Altar Gottes Licht,
So vernimm das heilige Gedicht,
Wo des Lebens schmerzlich schönes Spiel
Dich zurücksenkt in das ewige Gefühl
Nur der Sehnsucht fließt der Schönheit Quell,
Nur der Demuth scheint die Wahrheit hell."

Gegen die todte Regel mechanischen Gleichgewichts im Vertretungsstaate, erbaut er auf historischen und religiösen Grundlagen den, auf Glaube und Liebe beruhenden, christlichen Staat. In der Geschichte weist er die innere Zerrüttung des Menschengeschlechts und dessen Wiederherstellung im Christenthume als Grundthema nach, findet daher nur in der Ver-

bindung der waltenden welthiſtoriſchen Mächte mit der Kirche das wahre Heil, und erſtrebt endlich in der Wiſſenſchaft ſelbſt eine chriſtliche Philoſophie, als die höhere, geiſtige Poeſie der Wahrheit.

„Nun iſt, ſagt er, die Ueberzeugung unter den Gutgeſinnten aller Parteien wohl ſchon ziemlich allgemein, und den Meiſten klar und gewiß geworden, daß der feſte Anhaltspunkt in dem Streit der Meinungen und Intereſſen nur in dem Poſitiven gefunden werden, und nur dieſes den chaotiſchen Zuſtand enden, und ein organiſch geordnetes Daſein von neuem wieder begründen kann. Vergebens aber würde man für das Leben und den Staat, wie in der Wiſſenſchaft hoffen, dieſen ſicheren Grund und Stützpunkt in einem blos irdiſch Poſitiven zu finden, es ſei welcher Art es wolle, ſo lange nicht das göttlich Poſitive hinzukommt, als Träger und zuſammenhaltende Lebenskraft des Ganzen. Wo ſollen wir aber dieſes göttlich Poſitive anders ſuchen als da, wo es uns ſchon lange gegeben iſt, ſobald wir es nur finden wollen: in der Religion, in der göttlichen Offenbarung und in der chriſtlichen Philoſophie, als einem treuen Abdruck derſelben in wiſſenſchaftlicher Form zu allgemeiner praktiſcher Anwendung?“ — Die Frage von jenem göttlich Poſitiven führt ihn demnächſt auf den alten Zwieſpalt des deutſchen Glaubens zurück, als den Punkt, von dem das Uebel ſeinen Urſprung genommen, und daher auch die Heilung ausgehen müſſe. „Jene ſo lange gewünſchte und ſo oft vergeblich geſuchte Wiedervereinigung des Glaubens kann aber freilich auf dem gemeinen Wege menſchlicher Ausmittelung nicht gefunden werden; nicht durch ein bloßes gegenſeitiges, wenn auch noch ſo gut gemeintes Nachgeben, und nicht durch eine diplomatiſche Verhandlung; überhaupt iſt es kein Menſchenwerk, ſondern es muß von Gott kommen, der ſeine Werkzeuge

dazu ſchon finden, und diejenigen, welche von ihm auserſehen ſind, mit der Kraft des heiligen Geiſtes erfüllen wird. Menſchlicherweiſe läßt ſich nur das dazu beitragen, und nur dadurch der hohen Abſicht entgegenkommen, daß wir jene unentſchloſſene Halbheit der Geſinnung von uns abthun, welche uns ſo oft zurückhält, den letzten Schritt in der Anerkennung der Wahrheit getroſt daran zu ſetzen."

Unter den vorerwähnten welthiſtoriſchen Mächten aber verſteht er vorzüglich vier Gewalten, welche die menſchliche Geſellſchaft zuſammenhalten und bewegen, und auch eine vierfach verſchiedene Art und Form jeglichen menſchlichen Vereins begründen; nämlich die Macht des Geldes und des Handels, die er in einem weiteren Sinne die Gilde nennt; die, auch im Kriege nur auf die Erhaltung des äußeren und des bürgerlichen Friedens gerichtete Gewalt des Schwertes (der Gerechtigkeit), oder der Staat. Sodann die „Gnadenkraft der göttlichen Weihe, auf welcher alle Art von Prieſterthum und jeder kirchliche Religionsverein beruht, der allein den innern Frieden herbeiführt und auch dem äußeren die höhere Sanction giebt. Was würde uns auch das ganze materielle Leben frommen, dem der Staat ſeinen rechtlichen Beſtand ſichert, und welches jene äußere Cultur, die aus dem Kunſtfleiß und dem Gewerbe hervorgeht, und die in ihrem letzten Grunde auf dem Handel beruht, ſo reichlich ausſchmückt, wenn es nicht der Träger eines anderen und höheren intellectuellen Lebens wäre? Dieſes höhere intellectuelle Leben aber wird zunächſt in der Religion, und als ein gemeinſames der ganzen Menſchheit zuſtändiges Eigenthum, in der Kirche genährt und entfaltet, deren geheiligtes, weltumfaſſendes Band die im Staatsverhältniß getrennten Nationen wieder verbindet, und in der Zeit die ſpäteren Generationen an die früheren anknüpft. Zugleich

aber wird es auch durch die Schule erregt und entwickelt und von einem Zeitalter auf das andere fortgepflanzt; welcher intellectuelle Verein als die vierte Art und Form von jenen vier bezeichneten Hauptvereinen der menschlichen Gesellschaft mit dem Staat und der Kirche im mannigfaltigsten und innigsten Verhältniß steht.* Und diese, von der Schule zu lösende Aufgabe theilt er vor allen anderen Nationen den Deutschen zu; denn der deutsche Geist „strebt tiefer in die verborgenen Principien des inneren Lebens, wo jene Elementarkräfte nicht mehr getrennt erscheinen, sondern aus der gemeinsamen Wurzel die vollständige Kraft des lebendigen Bewußtseins im Denken und Bilden hervorgeht. — Die intellectuelle Aufgabe des Zeitalters aber, als die Idee, welche in der jetzigen Epoche nach der Bestimmung des deutschen Geistes herausgearbeitet werden soll, läßt sich wohl nicht anders bezeichnen, als daß es sei die vollständige Anerkenntniß und durch alle Weltalter durchgeführte Auffassung und eben dadurch zu Stande gebrachte Erneuerung und lebendige Wiedergeburt des in der zeitlichen Wissenschaft und Kunst sich abspiegelnden und ausstrahlenden ewigen Wortes; welche Idee ganz nahe zusammenhängt mit der vorhin erwähnten Wiedervereinigung des Glaubens selbst, so wie auch des Glaubens und des Wissens. Dieses wieder Eine gewordene Wissen aber, welches wir noch nicht anders zu benennen vermögen, als mit dem Namen der christlichen Philosophie, läßt sich nicht machen wie ein System, oder stiften wie eine Secte, sondern wie ein lebendiger Baum muß es hervorwachsen aus der als göttlich erkannten Offenbarung. Die Welthistorie und Mythologie, das Reich der Sprachen und die Naturwissenschaft, Poesie und Kunst bilden nur die einzelnen Strahlen für dieses Eine Licht der höchsten Erkenntniß. Und so wie dieses voller heran-

bricht, so wird auch der in der welthistorischen Forschung, oder in der Naturphilosophie hie und da noch herumdämmernde Pantheismus vollends verschwinden, und in Schatten zurückweichen vor der wiedererkannten Wahrheit und Kraft des göttlich Positiven, wie sich dasselbe in wachsender Vollkommenheit immer herrlicher entfaltet. Es werden dann auch die Denkenden aller Art den Fortgang der wahren Zeit, der von dem, was die Welt den Zeitgeist nennt, so ganz verschieden ist, richtiger erkennen, und es werden nicht mehr so viele ausgezeichnete Geister wie aus dem Traume fortreden, wo sie vor zwanzig Jahren stehen geblieben waren, als ob sie eine oder zwei Generationen der Welt versäumt und übersehen hätten. Auch über das Gebiet der Kunst mag sich dann wieder ein neuer Lebensodem verbreiten und statt der falschen Phantasmagorie unserer verzerrten tragischen Gebilde mag dann eine höhere geistige Poesie der Wahrheit hervortreten, welche nicht bloß die Sage irgend eines Zeitalters oder einzelnen Völkerstammes, in beschränktem Phantasiespiele nachbildet, sondern in der irdischen Hülle zugleich auch die Sage von Ewigkeit, das Wort der Seele, im sinnbildlichen Gewande der Geisterwelt abspiegelt. Ueberhaupt aber ist jenes Eine Licht nicht auf die Grenzen eines einzelnen Geistes, oder nur auf eine Form und besondere Region der gesammten Geistesbildung eng beschränkt; sondern die mannigfaltigsten Gaben und Talente müssen zur Förderung jener Wiedergeburt, und zur vollständigen Entfaltung jenes Baumes der guten und heilsamen Erkenntniß des Lebens beitragen."

So hat denn Friedrich Schlegel, was Novalis ursprünglich ahnte und ersehnte: eine christlich religiose Durchdringung und Wiederbelebung von Kunst, Wissenschaft und Leben, so viel in eines Mannes Kräften steht, wirklich vollbracht, und

es kann auf seinen eigenen Lebenslauf angewendet werden, wenn er sagt: „Die Wahrheit ist eine lebendige, sie kann nur aus dem Leben geschöpft, durch's Leben errungen werden. Die Sehnsucht oder die Liebe ist der Anfang und die Wurzel alles höheren Wissens und aller göttlichen Erkenntniß; die Ausdauer im Suchen, im Glauben und im Kampf des Lebens bildet die Mitte des Weges; das Ziel aber bleibt für den Menschen hier immer nur ein Ziel der Hoffnung."

Adam Müller. Steffens. Görres.

Wenn Friedrich Schlegel, wie wir so eben gesehen, die göttliche Offenbarung im Leben in ihrer Gesammtheit zu erfassen strebte, so hatte dagegen **Adam Müller** auf diesem unermeßlichen Gebiete eine eigenthümliche Domaine, ein specielles Tagewerk sich abgegrenzt: gleichsam die Anwendung der Romantik auf die geselligen und politischen Verhältnisse des Lebens. Er sagt daher in seinen Vorlesungen über deutsche Wissenschaft und Literatur: „Die kritische Revolution in Deutschland, in der absolut wissenschaftlichen Einseitigkeit, in der sie sich bisher fast ausschließend gezeigt hat, konnte überhaupt deshalb keine große unmittelbare Wirkung auf die deutsche Nationalität hervorbringen, weil sie in das Wesen der gleichzeitigen Bewegungen der Gesellschaft sowohl in ihren öffentlichen als in ihren Privatbeziehungen thätig und fortgesetzt einzugehen, aus einem gewissen ganz unziemlichen Stolze verschmähte. Den Staat und seine gegenwärtige, keineswegs mit Verachtung zu übersehende Gestalt setzte sie

mit idealistischer Selbstgenügsamkeit über die Seite. Natürlich mußte sie, anstatt ihre eigne Bedeutung zu erhöhen, durch den unmittelbaren Drang der gesellschaftlichen Noth unserer Zeit überwältigt und dem absoluten Bewußtsein ihres eigenen Daseins überlassen werden." Und wenn er dann weiterhin sagt: „Das ehrwürdige Wort Messe, in seinem deutschen Doppelsinn, deutet auf den uralten Bund des Handels und der Kirche, auf die noch ältere, auf die ewige Einheit des äußeren und inneren Daseins", so hat er dadurch in der That Tiefe und Umfang seines ganzen Unternehmens scharf bezeichnet: eine wissenschaftliche Darstellung des Staats nämlich in seinem ewigen Bunde mit Religion, Poesie und Leben.

Wie er diese Aufgabe im Einzelnen gelöst, können wir, ohne unsere eigene Aufgabe in's Unendliche zu erweitern und zu verwirren, nicht genauer nachweisen; wir wollten hiermit nur seinen Standpunkt und sein Verhältniß zur Romantik im Allgemeinen andeuten. Eben so müssen wir uns begnügen, zwei andere Koryphäen unserer Literatur, da sie nicht eigentlich Dichter sind, hier nur kürzlich zu bezeichnen, wir meinen: Steffens und Görres.

Steffens hängt mit den Romantikern nur in seiner begeisterten Jugend, durch seine naturphilosophischen Forschungen zusammen, deren, nicht so beiläufig abzufertigende Würdigung, wie die der Naturphilosophie überhaupt, einer anderen Ausführung vorbehalten bleiben muß. Er ist zwar später auch als Dichter aufgetreten, allein seine Dichtungen gehören nicht mehr der Romantik, ja kaum der Poesie an, sie sind im Grunde nur in poetische Form gekleidete Philosopheme und aphoristische Lebensansichten, wie Tiecks neueste Novellen. In seinen maßlos projectirten Erzählungen (die Familie Walseth

und Leith, die vier Norweger u. s. w., die Alles zugleich umfassen wollen, hat er niemals das philosophische Element zu lebendigpoetischer Erscheinung, zu einem künstlerischen Ganzen zu bewältigen vermocht. Seine Aufgabe hier ist allerdings gleichfalls die Versöhnung von Religion und Leben; aber nicht mehr auf der katholisch romantischen Grundlage. Denn wenn auch das positive Christenthum überall die Basis bildet, so ist die Auffassung und Behandlung doch rein in's Subjective hinübergesiedelt, in einen Pietismus, der theils speculativ, theils als bloßes Gefühl sich kundgiebt.

Bei weitem belebender und großartiger, als Steffens, hat Görres eingewirkt, und zwar durch eine in allen seinen Schriften ausgeprägte übermächtige Persönlichkeit, die das Grundprincip der Romantik, die Vermittelung aller höheren Geisteskräfte mit der Kirche, in sich selbst darstellt. Eine oft divinatorische Phantasie neben wissenschaftlicher Tiefe, gründliches Wissen neben schneidendem Witz, eine unerschöpfliche Fülle von Poesie endlich, womit ein Dutzend Dichter von Profession sich überreich schätzen dürften — und das Alles, wie es auch durcheinanderringt und sich zu kreuzen scheint, durch einen unwandelbaren Verstand, gleich den Gestirnen eines Planetensystems, um die ewige Centralsonne wunderbar gruppirt und geordnet. Es ist die, durch alle Geschichte der neueren Zeit gehende, rechte, wahre Romantik selbst, die hier, anstatt in bloßem Bild und Klang zu luxuriren, sich unmittelbar an den Thatsachen reflectirt. Ueberall daher, wo die nationale Entwicklung culminirt, sehen wir Görres auf den Zinnen der Zeit, weckend, warnend, mahnend, züchtigend und weissagend, und — weil das eben nicht erlernt oder gemacht werden kann, sondern erlebt sein muß — auch, wie Friedrich Schlegel, in rastlos wachsendem Fortschritt begriffen.

So begrüßt er in der damaligen allgemeinen Verdumpfung der socialen Verhältnisse, und zwar gleichfalls wie Fr. Schlegel von einem, dem Ausgange scheinbar entgegengesetzten Punkte anfangend, die erste französische Revolution mit allem Zornesmuth eines zwanzigjährigen Jünglings, als das blutige Morgenroth einer größeren Zeit, und schreibt in diesem Sinne sein „rothes Blatt". Kaum aber hat er in Paris (wohin er gegangen, um sich über die Bedrückungen der französischen Beamten zu beschweren) hinter der Fahne der sogenannten neuen Freiheit den Verrath, die Habgier und den schamlosesten Egoismus lauern gesehen, als er mit derselben ethischen Entrüstung den trügerischen Nebel zerreißt und, der erste unter den Deutschen, in einer kleinen Schrift („Resultate meiner Sendung nach Paris") seine Landsleute aus ihren philantropisch-kosmopolitischen Träumen aufrüttelt. Später, da Napoleon sein Schwert über Gutes und Schlechtes gelegt, strebt er, mit andern edlen Geistern, die Nation durch Mahnung an die große Vorzeit wach und kampfbereit zu erhalten, schreibt mit Arnim die „Einsiedlerzeitung", und läßt in seinen „Volksbüchern" die alten frommen Sagen und nationalen Heldengestalten, wie in einem wunderbaren Zauberspiegel, an der trostlosen Gegenwart vorübergehen. In und unmittelbar nach dem Befreiungskriege dagegen sehen wir ihn endlich in seiner vollen, feurigen Rüstung sich plötzlich wieder emporrichten, mit seinem „Rheinischen Merkur" durch eine bisher noch nicht erhörte Gewalt der Gesinnung und Sprache ganz Deutschland erschütternd.

So ist es überall das Ringen einer hohen, allem Gemeinen durchaus unzugänglichen Natur nach Freiheit. Schon hier aber, und fortan immer tiefer begründet sich in ihm die Ueberzeugung, daß die Freiheit nur bei der Wahrheit,

die unerschütterliche, weil von Gott selbst beglaubigte, Wahrheit aber in der Kirche, und mithin geistige wie politische Freiheit mit der Freiheit der Kirche identisch sei. Am vollständigsten hat er diese Gedanken niedergelegt in „Europa und die Revolution", wo die wesentlich kirchliche Bedeutung aller Geschichte, und der gesunde, volksthümliche Staat, in seiner Mission das Irdische und Göttliche zu vermitteln, als eine nothwendig hierarchisch-monarchische Gliederung nachgewiesen wird. — Und von jetzt ab, nachdem er so Grund und Boden gesäubert und abgemarkt, stellt er zu Schutz und Trutz als geharnischter Hüter sich an die Gränzen. Während er in der Schrift: „die heilige Allianz und die Völker auf dem Congreß von Verona" zunächst die von beiden Seiten wider jene feste Burg anprallenden Parteiwogen, die Gegensätze des demokratischen und monarchisch absolutistischen Princips siegreich gegeneinander aufreibt, vertheidigt er andrerseits unmittelbar die Freiheit der Kirche — im „Athanasius" gegen die falschen Prätensionen des Staats, der die primaire Kirche als ein, gleich ihm, aus den socialen Verhältnissen Entstandenes betrachten und folglich als ein Secundaires sich unterordnen möchte — und in der „Wallfahrt nach Trier" gegen die Alles unterwaschenden Gewässer des altklugen Rationalismus.

Kein neuer Schriftsteller hat die bedeutungsvolle Aufgabe unserer Zeit, die trügerische, blumenreiche Moosdecke über den faulen Sümpfen endlich zu durchbrechen und in religiösen Dingen zwischen Ja und Nein sich resolut zu entscheiden, so tief erkannt und gefördert, als Görres, ein nicht hoch genug anzuschlagendes Verdienst, das seinen Namen, mit jener geistigen Krise selbst, welthistorisch machen wird.

Arnim.

Dies waren indeß, in Bezug auf die Poesie als Kunst, eigentlich nur die Theoretiker der Romantik. Novalis und Wackenroder waren überdem sehr früh gestorben, und die beiden Schlegel bei weitem mehr Kritiker, als productive Dichter. Sie hatten den Kampfplatz abgesteckt, Sonne, Wind und Waffen bemessen und die Losung ausgegeben, aber die turnierfähigen Ritter fehlten noch.

Man könnte zwar in gewissem Sinne Jean Paul schon zu den Romantikern zählen; und doch stellt eben das, wodurch er sich von der Romantik wieder unterscheidet, das Wesen der letzteren erst recht klar heraus. Auch Jean Paul's Poesie nämlich ist eine Poesie der Zukunft, der Erwartung, und die Veredlung des Menschengeschlechts durch den wiedererweckten Glauben an eine höhere, unsichtbare Welt, das Grundthema aller seiner Romane, wie es der in seiner unsichtbaren Loge entworfene Erziehungs- und Bildungsplan am deutlichsten ausspricht. Es ist eine Art poetischer Ascetik, das Irdische nichtig: „Was Anderes, als versteinerte Blüten eines Klima, das auf dieser Erde nicht ist, graben wir aus unserer Phantasie aus, so wie man in unserem Norden versteinerte Palmbäume aus der Erde holt." — Der Mensch kann und soll daher die Scholle brechen und, aus sich selber emporpfeilernd, in das überirdische Jenseits hineinragen. — Fragen wir aber nach Grund und Trieb dieses übernatürlichen Wuchses, so werden wir mit dem Emporschwingen an das gewiesen, was eben emporgeschwungen werden soll, Münchhausen vergleichbar, der sich selbst einst am eigenen Zopfe aus dem Sumpfe zog.

„Wer in die Zukunft hinaussieht, der findet, ach! in tausend Zeichen einer Zeit, worin Religion, Staat und Sitten abblühen, keine Hoffnung ihrer Emporhebung mehr, außer blos durch zwei Arme, welche nicht der weltliche und geistliche sind, aber zwei ähnliche: die Wissenschaft und die Dichtkunst. Ist einst keine Religion mehr und jeder Tempel der Gottheit verfallen oder ausgeleert, dann wird noch im Musentempel der Gottesdienst gehalten werden." — „Es giebt keine Offenbarung, als die noch fortdauernde. Unsers ganzen Orthodoxie ist, wie der Katholicismus, erst in die Evangelien hineingetragen worden."

Das Princip also ist es, was Jean Paul durchaus von den Romantikern scheidet; diese meinten das lebendige Christenthum, Jean Paul eine abstracte Religion der Humanität; jene wollten Kunst, Wissenschaft und Leben durch den positiven Inhalt der Religion restauriren, Jean Paul dagegen Alles in ein unbestimmtes Uebermenschliche, das aber doch der Mensch wieder sich selbst machen sollte, verflüchtigen und verhimmeln. Daher bei ihm — weil der feste Goldgrund fehlt, der die irdischen Bilder kräftig abhebt — das Abgerissene, Unzureichende, Verschwommene seiner Wirklichkeit, wie seiner Ideale: weltumarmende, himmelstürmende Jünglinge, verblaßte, ätherisch-durchsichtige, mondscheinwüchsige Jungfrauengestalten und jene weinerliche Sentimentalität, aus der sich der Poet, eben weil er ein echter Dichter ist, von Zeit zu Zeit durch humoristische Luftsprünge oder auf den mächtigen Schwingen seiner Träume zu retten sucht.

Die eigentlichen romantischen Dichter dagegen sind unstreitig Achim v. Arnim und Ludwig Tieck; und wir nennen Arnim, obgleich er der jüngere ist, hier zuerst, weil er die Romantik am reinsten und gesündesten repräsentirt; nicht als

ob er der schulgerechteste unter ihnen gewesen — er stand vielmehr der eigentlichen Schule vielleicht am allerfernsten — sondern durch den Grundton, den er in allen seinen Dichtungen angeschlagen; wir meinen die Unabhängigkeit und Wahrhaftigkeit der Gesinnung, die ihn weit über die Andern erhebt. Männlichschön, von edlem, hohem Wuchse, freimüthig, feurig und mild, wacker, zuverlässig und ehrenhaft in allem Wesen, treu zu den Freunden haltend, wo diese von Allen verlassen — war Arnim in der That, was Andere durch mittelalterlichen Aufputz gern scheinen wollten: eine ritterliche Erscheinung im besten Sinne, die aber deshalb auch der Gegenwart immer etwas seltsam und fremd geblieben. So trat er in eine Zeit, die den Katzenjammer der Kotzebueaden noch immer nicht verwinden konnte, und eröffnete sofort, im Verein mit Görres und Brentano, in der „Einsiedlerzeitung" (1808) einen höchst ergötzlichen Krieg gegen den deutschen Michel. Er wollte die Poesie von dem Schulbanne einiger veralteten Männer, die ihre Jugend vergessen hatten, befreien; mit Ausschluß aller Tagesneuigkeit, wollte er das Künftige der Geschichte in den Strebungen der verschiedensten Art kennen lernen und vorlegen und die Zeit endlich wieder hinführen „zu einer gemeinschaftlichen Jugend und Wahrheit, die wir Andacht und Religion nennen." Die Art und Weise, wie dieser Kampf dort geführt wird, ist für die Romantik; wie für Arnim bezeichnend: überall der Ernst heiter, und der Scherz tief und bedeutend. Die Zeitung erschien auf Befehl der großen Langeweile vieler sonst unnütz beschäftigter Leute, dieser neuen Einsiedler in den Lesekabinetten, welche die strenge Buße des Müssiggangs treiben; jedem, der sie nicht in frankirten Briefen abbestellt, sollte sie in's Haus geschickt werden. Das Titelblatt ist mit dem Bildniß des deutschen Michels selbst verziert.

„Treffend, ſagt Arnim im Vorwort, iſt die Aehnlichkeit deines Bildes, geehrtes Publicum: dieſes liſtige Lauern; dieſer ſchiefe Mund, der auf eine Autorität oder Kritik wartet, um ſein Urtheil darnach zu beſtimmen; die ſteifen Locken, die ſich aus der Nachtmütze drängen, wie alte, verroſtete Gedanken, die du immer wieder hören möchteſt; nach einer Seite iſt ſie aufgeſchoben, denn auch du haſt einmal gedacht und dir die Stirn gerieben, und weißt es noch recht gut, und meinſt, daß die Verfaſſer von dir erſt denken und fühlen lernen ſollten.“ — Viele Richtungen, die dort angeregt, manche Namen, die hier zum erſtenmal auftauchen, wie Uhland und Kerner, ſind ſeitdem ausgeführt, ſind ſeitdem berühmt geworden, und der deutſche Michel lebt noch immer fort, aber die Zeitung iſt längſt aus ſeinem Angedenken verſchwunden.

Es war aber nicht blos eine lächerliche, literariſch zerfahrene, ſondern auch eine, in ihren ethiſchen Elementen entwürdigte Zeit, welche hündiſch die Hand leckte, die ſie ſchlug, und mit dieſer Niedertracht noch prahlte. Das deutſche Reich war zuſammengeſtürzt, und die Pflugſchar des Krieges ging darüber, und die Deutſchen ſpannten ſich ſelber vor, um Alles der Erde gleich zu machen. „O mein Gott, ruft daher Arnim aus, wo ſind die alten Bäume, unter denen wir noch geſtern richteten, die uralten Zeichen feſter Gränzen, was iſt damit geſchehen, was geſchieht? faſt vergeſſen ſind ſie ſchon unter dem Volke, ſchmerzlich ſtoßen wir uns an ihren Wurzeln. Iſt der Scheitel hoher Berge nur einmal ganz abgeholzt, es wächſt da kein Holz wieder; daß Deutſchland nicht ſo verwirthſchaftet werde, ſei unſer Bemühen!“ — „Was erſcheint, was wird, was geſchieht? — Nichts. Immer nur die Sucht des Böſen, die Welt ſich, und Alles der Nichtswürdigkeit in der Welt gleichzumachen, Alles aufzulöſen, was enger als ein

umzäuntes Feld an den Boden des Vaterlandes bindet: der Gedanke, es ist derselbe Boden, auf dem wir in Lust gesprungen. Wer so denkt, wird herrlich sich und seinen Nachkommen bauen, wem aber die Baukunst fehlt, dem fehlt ein Vaterland."

Und aus dieser männlichen Trauer erwuchs alles Edle seines reichen Gemüths, aus der herzlichen Liebe zum Vaterland der fröhliche Glaube an dessen Rettung, und eine unverwüstliche Hoffnung, die, wie er selbst sagt, sein größtes Talent gewesen. Aber nicht das Schwert allein konnte hier entscheiden, sondern die echte Herzhaftigkeit, die es führte. Wer das Schlechte besiegen will, das wußte er wohl, mußte erst die eigne Schlechtigkeit überwinden. Die gesinnungskranke Zeit, mit den widersprechendsten Medicamenten künstlich überfüttert, konnte nur im stärkenden Luftbad auf den heimathlichen Höhen genesen; von Innen heraus allmählich und allmächtig wachsend, mußte erst die Sitte sich wiederherstellen, auf der allein die Rettung stand. Und in diesem Sinne, um dieses Heimweh und jenen Gedanken rechter Baukunst im Volke wieder zu wecken, unternahm er „des Knaben Wunderhorn", den fast verschollenen Klang der Herderschen Volksstimmen vertiefend, indem er ihn auf Deutschland concentrirte. In gleichem Sinne auch verflocht er große Erinnerungen der Vorzeit, alte Sagen und Geschichten keck mit der Gegenwart, damit diese sich daran besinne, denn „nur Völker, sagt er, die sich selbst nicht achten, können verächtlich mit den Gebeinen ihrer Vorältern verfahren." So namentlich im „Wintergarten" und in den „Appelmännern", wo das Grauen, die Ehre, Lust und Noth, die den Befreiungskrieg geheimnißvoll vorbereiteten, und die verschiedenartigen Zustände und Stimmungen der Jugend, die ihn ausfocht, in einem alten Puppen-

spiele sich wunderbar abschildern: der wildschöne Vivigenus, „der gleich einem Riesen von einem Dach zum andern über die Gassen schreitet, und wo er tritt, da steigt ein heftig Feuer auf"; und der dichterische Theobald, der von jenem mit in den Krieg hineingestürzt, von seinem Liebchen Abschied nimmt:

„Aller Liebe, allem Schaffen,
Allen innern Friedenswelten
Muß ich heute mich entraffen,
Denn das Alles soll nicht gelten,
Süße Reime, Liederklänge,
Fromme Bilder, laßt mich ziehen,
Wie ein Leichenzugsgepränge
Muß ich eure Freuden fliehen.

Sag' mir keine Abschiedsworte,
Trost ist nur in blut'ger Lehre,
Schließe deine Friedenspforte
Und bewahre deine Ehre;
Komm' ich einst mit blut'gen Händen,
Mußt du dich nicht von mir wenden,
Wenn ich niemals wiederkehre,
Küss mich heut zur letzten Ehre."

„Doch sind mir das die tüchtigsten Soldaten, die wissen und auch fühlen, was sie mit dem Frieden aufgegeben haben, die haben rechten innern Grund zum Kriege."

Alle Ritterlichkeit dieses Wesens und Strebens Arnim's aber tönt in den Worten:

„Lerne in den Schmerzenstagen
Dieses höchste Erdenrecht,
Wie sich unsre Herzen schlagen
Hin zu göttlichem Geschlecht.
Das von droben regt in Schrecken
Tiefen Ernst der Erdenwelt,
Die, erhöht durch das Erwecken,
Wir in Gleichheit ihm gesellt."

Die Kraft seiner Dichtung überhaupt ist ihr ethisches Element. Sie giebt sich zunächst kund als keusche Scheu vor aller Affectation, die selbst jeden conventionellen Schmuck der Poesie spröde verschmäht. „Diese Kunst ist schrecklich, sagt er, die betrügt; die rechte Kunst ist wahr, sie heuchelt nie den Frieden, wo sie ihn doch nicht geben kann.“ Sie zeigt sich aber, gradezu im Gegensatz mit dem Geschmack von heute, besonders übermächtig als eine unwandelbare Gerechtigkeit der Weltanschauung, die ohne die geringste Ehrfurcht vor eignen oder fremden Götzen, mitten durch das Getrappel, Geschrei und Gewirre der sogenannten Zeitgeister fest und unverzagt auf den Grund und die natürliche Figuration der Dinge sieht. Es ist darum, wie wir soeben mit einiger Verlegenheit empfinden, bei ihm schwieriger als bei andern Dichtern, ja überhaupt kaum gerathen, zum Zeugniß seines inneren Wesens einzelne Stellen auszuheben, weil dieses Wesen hier nirgend in wohlgerundeten Sentenzen, wie Fettaugen, umherschwimmt, sondern vielmehr durch das Ganze seiner dichterischen Gestaltungen vertreten wird; man möchte seine Poesie eine historische nennen, wo, fast ohne Raisonnement, nur die poetischen Thatsachen reden. So geht ein tiefer, sittlicher Ernst tragisch durch seinen Roman von der „Gräfin Dolores“, blos durch die unwiderstehliche Gewalt der innern Wahrheit die ganze moralische Seele unserer socialen Verhältnisse in den stillen, einfachen Kreis der Armuth, des Reichthums, der Schuld und Buße der schönen Dolores bannend. Aller Friede und Segen der natürlichsten Herzenseinfalt blickt uns mit holländischer Reinlichkeit aus seinen „drei liebreichen Schwestern“ an, welche durch die schöne Sage von der Mutter Gottes eingeleitet werden, wie sie dem armen, Nachts im Walde verirrten Kinde Harzgulden aus den Sternen regnen läßt.

In derſelben Novelle aber hat er auch den häuslich-kräftigen König Friedrich Wilhelm mit ſeinem Normalkopf und Tabakscollegium, ſo wie in „Halle und Jeruſalem“ das ehemalige Studentenleben, die Judenwirthſchaft und die lüderliche Geiſtreichigkeit jener Zeit, die das Hohe und Gemeine durch Genialität vermitteln wollte, in feſten, ſichern Zügen umſchrieben; ja die Darſtellung der verhängnißvollen Wetterſcheide zwiſchen dem Mittelalter und der neuen Zeit in ſeinen „Kronenwächtern“, obgleich meiſt mit erdichteten Perſonen und Begebenheiten, iſt hiſtoriſcher, als viele geiſtreichverzwickte Geſchichtswerke. Und das Alles eben nur, weil er unbefangen und unverfälſcht gewähren läßt.

„Was uranfänglich, doch der Welt verbunden,
Was keinem eigen, was ſich ſelbſt erfunden,
Was unerkannt, doch nimmer geht verloren,
Was oft erſtirbt und ſchöner wird geboren.“

Eben dieſes Hiſtoriſche aber, dieſe großartige Gerechtigkeit ſeiner Poeſie, verbunden mit der ihm angeborenen Milde, bedingt zugleich ſein Verhältniß zur Kirche, und erklärt die merkwürdige Erſcheinung, daß ſeine Dichtungen, obgleich er Proteſtant war und blieb, dennoch weſentlich katholiſcher ſind, als die der meiſten ſeiner katholiciſirenden Zeit- und Kunſtgenoſſen. Denn weil er ſo ohne Falſch, und alle Lüge ihm ein Gräuel war, ſo hat auch das Leben und deſſen religiöſe Grundlage in der Kirche ſich ihm vertraulich und ohne Falſch gezeigt in ſeiner urſprünglichen Schönheit und Wahrheit; und es iſt im Grunde die Kirche ſelbſt, wenn er von ihren Bauwerken ſagt: „Welche Einheit und Ausgleichung aller Verhältniſſe, wie feſt begründet Alles in der Erde und doch Alles dem Himmel eigen, zum Himmel führend, an ſeiner Gränze am herrlichſten und prachtvollſten geſchloſſen. Zum Himmel

richtet die Kirche, wie betende Hände unzählige Blütenknospen und Reihen erhabener Bilder empor, alle zu dem Kreuze hinauf, das die Spitze des Baues, als Schluß des göttlichen Lebens auf Erden bezeichnet, das als die höchste Pracht der Erde, die sich dadurch zu unendlichen Thaten begeistert fühlt, einzig mit dem Golde glänzt, womit kein anderes Bild oder Zeichen neben ihm in der ganzen heiligen Geschichte, die der Bau darstellt, sich zu schmücken wagt." — Katholischer aber, als die der Andern, nannten wir seine Poesie, weil sie mit der Kirche durchaus auf demselben christlichen Boden steht, weil sie von unedlem Leichtsinn, so wie von dem modern-philosophischen Vornehmthun gegen Gott nichts weiß, und daher den Katholicismus weder willkürlich umdeutet, noch phantastisch überschmückt.

Zahlreiche, in seinen Schriften zerstreute Aeußerungen bezeichnen unwillkürlich diese Auffassung, den Ernst und die Unbefangenheit seiner religiösen Gesinnung. So kommt in „Halle und Jerusalem", unter vielen andern erbaulichen Dingen, ein Reisender vor, „der zieht in alle Welt und spricht vom Christenthum in tausend Worten, aber seine Worte haben keine Kraft des ewigen Lebens, weil seine Liebe ohne That ist; von ihm kommen alle neuen poetischen Christen, ich rede von denen, die es nur in ihren Liedern sind." — Doch nicht blos diese Phrasen-Koketterie, auch das altkluge Kokettiren mit Gedanken ist ihm zuwider. „Wir werden es häufig bemerken in unserer Zeit, daß Menschen der gebildeten Stände, die sich lange sehr religiös glauben, doch eigentlich die Religion nur als ein Gedachtes, als ein Nachdenken über die Welt bewahren, nicht als ein Nothwendiges, Eingeborenes, Anerzogenes, nicht als einen Glauben; es gab für die Meisten eine Zeit, wo sie viel dachten und der Religion vergaßen;

ihr Speculiren über die Religion hält selten gegen die Noth und gegen das Glück aus; beide geben ihnen meist erst ihre feste Richtung, ihren eigentlichen Glauben." — „Wer seines Volkes Glauben im Glück leichtsinnig vergißt, in der Noth verläßt, den wird Gott in seiner letzten Noth vergessen, und im Glück verloren gehen lassen." — „Die Tage vergehen schneller als die Nächte, endlich kommt eine Nacht, die keinen andern Tag kennt als die Erinnerungen; vergeßt auch nicht über das abenteuerliche Spielzeug dieses Lebens das ernste Werk des Zukünftigen." — „O sagt, was ist bei uns des Glaubens wegen noch geschehen? Ein jeder braucht ihn nur für sich in müßigen Augenblicken, die Welt hat keine Freude mehr an ihm. — Wir schämen uns des Wunderbaren in dem Leben, und achten's nur in der Vergangenheit." —

„Leget ab des Hochmuths Sinn,
Wendet euch zum Armen hin:
Was ihr lernet, half euch nicht
Zu dem ewig wahren Licht;
Doch wo viele sind beisammen,
Zeigen sich der Andacht Flammen.
Wie der Blitz, wo Volk an Volke,
Zündet Andacht sich im Volke."

Seinen tiefsten Unwillen aber gegen die hochmüthige Emancipation des Subjects, wo es die Vergangenheit ausstreichen und in rationalistischer Anmaßung die Weltordnung richten will, legt er seiner furchtbaren „Hausprophetin Melnik" in den Mund: „Reich der Vernunft? Wie soll die Vernunft in einem Augenblicke in die Welt kommen; nachdem sie in den tugendreichsten, thätigsten Jahrhunderten sich nur immer als eine seltene Fremde gezeigt hat, die sich kaum der drückendsten Noth verständlich machen konnte, und sich eben in der Begründung dieser Abstufungen weltlicher und geistlicher Gewalt

zuerst äußerte? Denkt daran, daß diese Unterschiede unter Menschen nothwendig waren, gegen die wir als Zwerge anzusehen im Schaffen und Entsagen. Was soll die Vernunft zu einer Thätigkeit erheben, wenn die vernünftigsten Menschen, die ihr auf Erden achtet, nichts thun und vollbringen, als speculiren und in diesen Speculationen einander widersprechen? Ich sage euch, die Vernünftigen werden das Wort leihen müssen, um alle Unvernunft nicht blos zur Sprache, sondern auch zur That zu bringen, und in dem Namen jener wird geschehen, was diese verdirbt; eure hohe Bildung giebt grade dem höchsten Verderben, wo sie durchbrechen wird, den größten Spielraum." — Wer erschrickt nicht vor der schneidenden Wahrheit dieser Prophezeihung, die noch heute gilt! Wo ist hier eine Spur des schlaffen Quietismus, den eben jene nichtsthuenden und nichts vollbringenden, speculirenden Vernünftigen jetzt der Romantik aufbürden möchten? „Reines Bild des jugendlichen Lebens, redet Arnim sodann seine Isabella von Aegypten an, wir blicken zu dir und flehen, reinige uns von eingebildeten Leiden der Liebe und von angebildeten Sünden der Zeit; das Todtengericht der Menschen soll uns nicht schrecken, aber wer scheut nicht die Todtenrichter in sich selbst, die unerbittliche Strenge der Gedanken, die sich nicht täuschen lassen, wo wir anderen genügen, aber nicht der eignen Kraft; heilige Isabella, wehe Himmelsluft auf meine heiße Stirn, wenn ich Gericht halte über mich selbst!"

Mögen diese wenigen Züge genügen, an einen unserer edelsten Dichter zu erinnern, und die Unabhängigkeit und Wahrhaftigkeit der Gesinnung zu bezeugen, die wir oben als seine hervorragende Tugend angedeutet haben. Dieselbe Unabhängigkeit aber bewahrte er sich auch als Künstler, er konnte mit Recht sagen:

„Ihr Freunde wißt, daß ich von keiner Schule,
Daß ich um keines Menschen Beifall buhle;
Ihr wißt, daß wir uns oft um Wahrheit stritten,
Und keinen Irrthum an einander litten.
So nehmt dies Buch, es ist das schönste nicht,
Doch ist's empfangen und gereift am Licht,
Es ist sich selber keiner Schuld bewußt,
Und was ihm fehlt, das fehlt der Menschenbrust."

Daher hat er sich jederzeit fern gehalten von dem exotischen Formenspiel, welches damals das einfache Lied und „die blaue Blume" der Romantik üppig zu überwuchern drohte; er wollte seinen Pegasus reiten, aber nicht zureiten, und bezeichnet diesen selbst sehr treffend in dessen Zuruf an die Leser:

„Im flachen Land, durchfurcht zu gleichen Hügeln,
Bezwingt des Reiters Kunst des Rosses Tücke,
Am Alpenrande, in der Wolke Flügeln,
Vergeht dem Reiter alle sichern Blicke:
Er leitet nicht, er hält sich an den Zügeln,
Und reißt das sichre Roß in Mißgeschicke.
Es trägt nur freie Kraft durch's hohe Leben,
Vertrauend soll sich jeder ihr ergeben.

Ihr Freunde, traut mir heute ohne Klügeln,
Ich bin den Wunderweg nun oft gegangen,
Laßt mir die Zügel, haltet euch in Bügeln;
Denn wißt, wo euch der Athem schon vergangen,
Da fühlte ich das Herz sich froh beflügeln,
Da hat es recht zu leben angefangen.
Ein Wunder ist der Anfang der Geschichte,
Ein Wunder bleibt sie bis zum Weltgerichte."

Seine Poesie ist wie ein schlanker Baum auf der Höh über einem blühenden Abgrund, fliegende Morgennebel flattern wie Schleier vom Wipfel, Waldvögel mit fremden Ton singen darin und die Bienen summen sommerschwül durch die duftigen Zweige, während manche verirrte Taube oben silbern

vorüberſäuſelt und Schmetterlinge wie abgewehte Blüten über der ſchimmernden Tiefe ſchweben; unten aber ſind die rauſchenden Länder aufgerollt, blaue Gebirge, Ströme, Städte, Wälder und die vorüberziehenden Geſchlechter der Menſchen, bis weithin, wo das Meer aufblitzt und die weißen Segel verſchwinden. Wer nicht ſchwindlich, mag ſich getroſt in den wiegenden Wipfel zum Dichter ſetzen, er weiſt ihm ohne viel Worte all' die Herrlichkeit der Welt und nennt ein jedes bei ſeinem rechten Namen; und wo ſie unten, um ihre goldnen Kälber tanzend, zu viel Staub gemacht, hebt er leiſe die falſchen Nebel, daß durch den Riß der Wolken der Finger Gottes wieder ſichtbar wird. Bei ſolcher curſoriſchen Weltſchau erblicken wir freilich zumeiſt nur die leuchtenden Gipfel der Erde und athmen nur den Duft der Frühlingsgärten, wie ihn eben der Wind heraufwebt; aber was wäre denn die Poeſie, wenn nicht eben erfriſchende Anregung und Erweckung? Kein Dichter giebt einen fertigen Himmel; er ſtellt nur die Himmelsleiter auf von der ſchönen Erde. Wer, zu träge und unluſtig, nicht den Muth verſpürt, die loſen, goldenen Sproſſen zu beſteigen, dem bleibt der geheimnißvolle Buchſtabe doch ewig todt, und ein Leſer, der nicht ſelber mit und über dem Buche nachzudichten vermag, thäte beſſer, an ein löbliches Handwerk zu gehn, als ſo mit müßigem Leſen ſeine Zeit zu verderben. Wenn daher Arnim ſo wenig genannt und erkannt worden, ſo liegt wahrlich die Schuld weniger in ſeiner Art, als in der Unart und Schwerfälligkeit des Publicums, das in Ernſt und Scherz ſich in ſeinen gewohnheitsſeligen Alltagswerken und Vorurtheilen nur ungern geſtört fühlt.

Tieck.

Bei weitem bekannter und berühmter als Arnim ist Ludwig Tieck (geb. 1773). Was der gedankenvolle Novalis nur hieroglyphisch angedeutet, hat Tieck mit bewundernswerther Gewandtheit und aller Pracht eines glänzenden Talents in die Poesie wirklich eingeführt. Die Revolution gegen die aufgeblasene Weltprosa, die dort noch als wissenschaftliche Polemik erscheint, ist, wie mit einem Zauberschlage, in Tiecks verkehrter Welt, im gestiefelten Kater, im Zerbino, zum selbständigen Kunstwerk geworden. Eben so künstlerisch hat er die, bei Novalis fast nur allegorische, Mystik des Naturlebens in das gewöhnliche Menschentreiben zu verflechten gewußt, und gleichsam den Text zu dem wunderbaren Liede jener dunklen Mächte aufgefunden; so im Runenberg, in den Elfen, im Rothkäppchen, und vor allen in dem unvergleichlichen Mährchen vom blonden Eckbert, wo die Natur wie im Traume redet von ihren tiefsten und lieblichsten Geheimnissen.

Auch jener Tiefsinn, womit Friedrich Schlegel die Einheit der Liebe und der Wissenschaft darzustellen suchte, macht bei Tieck in anderer Weise als Einheit der Liebe und der Kunst sich geltend:

„Süße Liebe denkt in Tönen,
Denn Gedanken stehn zu fern;
Nur in Tönen mag sie gern
Alles, was sie will, verschönen.

Er tönt als Sehnsucht durch alle seine Dichtungen, wo die Liebe, wie eine Nachtigall mitten in dem blühenden, funkelnden Frühling, um die Vergänglichkeit der Schönheit

rührend klagt, und nur die Schönheit dieser Liebe selbst unvergänglich ist. „Nicht die Schönheit meiner Geliebten ist es ja allein, sagt er, die mich beglückt, nicht ihre Holdseligkeit allein, sondern vorzüglich ihre Liebe; und diese meine Liebe, die ihr entgegengeht, ist mein heiligster, unsterblichster Wille, ja meine Seele selbst, die sich in diesem Gefühle losringt von der verdunkelnden Materie; in dieser Liebe seh' und fühl' ich Glauben und Unsterblichkeit, ja den Unnennbaren selbst inmitten meines Wesens und alle Wunder seiner Offenbarung. Die Schönheit kann schwinden, sie geht uns nur voran, wo wir sie wieder treffen, der Glaube bleibt uns. O mein Bruder, gestorben, wie man sagt, sind längst Isalde und Sygüne, ja, du lächelst über mich, denn sie haben wohl nie gelebt, aber das Menschengeschlecht lebt fort, und jeder Frühling und jede Liebe zündet von neuem das himmlische Feuer, und darum werden die heiligsten Thränen in allen Zeiten dem Schönsten nachgesandt, das sich nur scheinbar uns entzogen hat, und aus Kinderaugen, von Jungfrauenlippen, aus Blumen und Quellen uns immer wieder mit geheimnißvollem Erinnern anblitzt und anlächelt, und darum sind auch jene Dichtergebilde belebt und unsterblich. — So halte ich die Kunst für ein Unterpfand unserer Unsterblichkeit, für ein geheimes Zeichen, an dem die ewigen Geister sich wunderbarlich erkennen; der Engel in uns strebt sich zu offenbaren, und trifft nur Menschenkräfte an, er kann von seinem Dasein nicht überzeugen, und wirkt und regiert nun auf die lieblichste Weise, um uns, wie in einem schönen Traum, den süßen Glauben beizubringen. — Was der Weise durch Weisheit erhärtet, was der Held durch Aufopferung bewährt, ja ich bin kühn genug es auszusprechen, was der Märtyrer durch seinen Tod besiegelt, das kann

der große Maler durch seinen Pinsel anzuwirken und bekräftigen."

Eine durchaus katholische Weltanschauung endlich waltet in seinem unstreitig vollendetsten Werke, in der Genoveva, bis in den kleinsten Beischmuck hinab. Das Ganze wird vom Prolog und Epilog des heiligen Bonifacius, wie ein Altarbild von altkirchlichen Goldrahmen eingefaßt; die Verherrlichung der Kirche ist der geheimnißvolle Mittelpunkt, um den Alles gläubig oder widerstrebend sich bewegt. Genoveva selbst erscheint von vornherein nicht etwa als bloße moralische Ehefrau, sondern als die Kirchen-Heilige, die Gott geweihte Märtyrin, welche Christus, im Traume ihr die weiße Rechte reichend, sich zur Braut erkoren und ihr das bevorstehende Leiden verkündet hat.

„Sie aber ging auf lichterfüllten Wegen
Der schönen Dornekrone dort entgegen,
Das Land verehrt sie im gemalten Bilde.

Die Heiligen sind es, die den Himmel stürmen,
Das Paradies sich neu zu eigen machen,
Das uns verloren hat Adam und Eva.

Nun beten Fromme, wann sich Wetter thürmen,
Im harten Kampfe mit dem alten Drachen:
Ora pro nobis sancta Genoveva!" —

Allein mitten unter diesen glühenden Paradiesesblumen lauert auch schon die Sünde und der Tod der Romantik.

Um dies klar zu machen, müssen wir, zu Tieck's Anfängen zurückkehrend, ihn auf seinem weiteren Entwickelungsgange verfolgen, wozu uns seine eignen, überall zerstreuten Bekenntnisse hinreichend Weg und Richtung weisen. — „Schon früh, sagt er, in jener Zeit, wenn die meisten Menschen fast unbewußt ihrer Jugend froh genießen, führte mich mein

Gemüth zu den ernſteſten und finſterſten Betrachtungen. Unbefriedigt von dem Unterrichte, den ich von Lehrern und Büchern erhielt, verſenkte ſich mein Geiſt in Abgründe, die zu durchirren und kennen zu lernen wohl nicht die Aufgabe unſeres Lebens iſt. Ein vorwitziger, kecker Zweifel, ein unermüdliches, finſteres Grübeln hatten für mich den Baum des Lebens entblättert. Als ein Genoſſe meiner Zeit hatte ich mich jenen freien Geiſtern zugewendet, die der Religion nicht bedürfen." — Und dieſe ſkeptiſche Natur erſcheint auch wirklich mit aller jugendlichen Herbigkeit in ſeinem William Lovell und im Abdallah, wo Weltverachtung, Haß und Egoismus ſich als Genialität brüſten, ſo wie denn überhaupt ſeine früheſten Schriften noch keineswegs über das Gewöhnliche hinausgehen.

„Indem ich aber, fährt er fort, von ſelbſt getrieben, nach Vollſtändigkeit oder Umſicht ſtrebte, entwirrte ſich aus der Liebe zur Poeſie eine Sehnſucht zum Religiöſen. — Nur in der Poeſie erkannte ich die Myſtik und das Heilige, hier durften mir jene nüchternen Frevler keine Laube und keinen Baum zerſtören. — Freilich hört man nun auch von denen, die übertreiben (und in aufgeregten Zeiten ſind es nicht grade die ſchwächſten Geiſter), es dürfe keiner Calderon oder Raphael's Madonnen bewundern, wenn er nicht Ernſt mache und ſelbſt auch glaube, wie die katholiſche Form der chriſtlichen Kirche es will und gutheißt; andere wenden ſich neuerdings von den poetiſchen Geſtaltungen, die ſie wieder, wie zu den Zeiten der Wiedertäufer, Götzendienſt nennen, mit Unwillen hinweg. — Der Dichter aber iſt zum Glück frei, und braucht ſich als ſolcher um dieſen theologiſchen Streit und Widerſtreit nicht zu kümmern. Sonderbar iſt es, wenn man ihm anmuthen will, daß ſeine Phantaſie, wie Laune und Eingebung ihn

regiert, nicht den Göttern des Olymp huldigen soll; wenn manche die Begeisterung, die uns die herrlichen römischen Elegien erzeugte, oder die Götter Griechenlands, zur Sünde rechnen, die, wenn ältere Zeiten wiederkehren dürften, wohl gar Kirchenbuße nach sich ziehen möchte. Dieselbe Beschränktheit ist es, den großen Gestalten und glänzenden Erscheinungen, die die katholische Form des Christenthums in Cultus, Legende, Wundersage, Poesie, Malerei und Architektur entfaltet und erschaffen hat, das Auge verschließen, oder gar dem Dichter verbieten zu wollen, sich dieses Reiches zu bemächtigen."

Unangenehm überrascht erkennt man also in dieser Umkehr und in der Begeisterung, wie sie z. B. in der Genoveva aufleuchtet, nicht sowohl die Gewalt religiöser Gefühle und Ueberzeugungen, als vielmehr das poetische Formen-Bedürfniß eines wähligen Talents; und man erstaunt über die kühle, schlanke Fügsamkeit dieses Talents. Er selbst sagt in der letzteren Beziehung von sich: „Oft wird mir angst, wenn ich meine schnelle Fühlbarkeit sehe, mich in alle fremden Gedanken und Zustände nur zu leicht hineinzudenken, so daß mir oft, auf Augenblicke und Stunden, wie mein Selbst verdämmert; oder erinnere ich mich, durch welche Flut wechselnder Gedanken und Ueberzeugungen ich gegangen bin, so erschrecke ich, und mir fällt Hume's Behauptung ein, daß die Seele nur ein Etwas sei, an dem sich im Fluß der Zeit verschiedenartige Erscheinungen sichtbar machten. — Bei meiner Lust am Neuen, Seltsamen, Tiefsinnigen, Mystischen lag auch stets in meiner Seele eine Lust am Zweifel und der kühlen Gewöhnlichkeit und ein Ekel meines Herzens, mich freiwillig berauschen zu lassen."

Es kann hiernach kaum mehr befremden, wenn er „mit frevlem Leichtsinn", wie er sagt, sich nun auch zu den

Mystikern, vorzüglich zu Jacob Böhme wandte, und nur von hier aus das Christenthum verstehen wollte. Aber diese Studien bedeckten ihm die heitere Welt und sein Gemüth mit Finsterniß. „So, sagt er weiterhin, waren einige Jahre geschwunden, als Homer — und vorzüglich wohl mein sich regendes Talent mir im Verzweifeln neuen Leichtsinn gab, und fast eben so leichtsinnig, wie ich in dies Gebiet hineingerathen war, versetzte ich mich durch einen einzigen Act der Willkür wieder hinaus, und stand nun wieder auf dem Gebiet der Poesie und der Heiterkeit."

Als er nun aber so leicht und willkürlich in die Intentionen der Romantik eingegangen, mußte jene Doppelnatur, jene kühle Lust am Tiefsinnigen und am Gewöhnlichen, an der Mystik und am Zweifel nothwendig mit der, von Novalis und Friedrich Schlegel gar ernst gemeinten Romantik selbst in immer bedenklicheren Zwiespalt gerathen und, weil sie eben nur Lust war, endlich in jene feine Ironie umschlagen, die uns überall absichtlich herausfühlen läßt, daß der Autor an Alles das, womit er so geistrich spielt, eigentlich doch selber nicht glaube.

Diese doppelgängerische Ironie geht im „Leberecht" noch mit gemüthlich breiter Behaglichkeit um, etwa in der Weise, wie einst Veit Weber seine Volksmärchen dem gebildeten und aufgeklärten Leser mundrecht zu machen glaubte. Im „Phantasus" weht sie uns schon feiner als Theeduft einer ästhetischen Abendgesellschaft über die Waldeinsamkeit der eingestreuten wundervollen Märchen an. Lauter vornehme, gelehrte, witzige Leute paralysiren mit ihrer geistreichen Conversation die wilden Naturlaute, die da von Zeit zu Zeit aus jener Einsamkeit träumerisch herüberschallen; es ist oft, als sähen wir Hamlet's Geist, bevor er hervortritt, zwischen den Coulissen plaudern

und sich von genialen Damen den Mantel malerisch drapiren lassen. Sie äußert sich ferner als poetische Indifferenz in Bezug auf das eigentlich religiöse Element der Romantik; und es ist wohl nicht ohne innere Bedeutung, daß z. B. im „Octavian" der Glaube als bloße Allegorie erscheint, und in der „Genoveva" die Andacht sich hinter berauschende Blumensträuße der künstlichsten ausländischen Versmaße flüchtet, welche dem durchaus volksthümlichen, einfachrührenden Inhalte völlig fremd sind und nur dazu dienen, den Mangel an Unmittelbarkeit des Gefühls zu verhüllen. Er spricht es selbst, im Phantasus, noch deutlicher aus: „Wir können den heiligen Wahnsinn der großen Religionshelden bewundernd beweinen, und doch kann ein geheimes Lächeln über der Verehrung schweben, denn diese seltsame Regung erhebt sich zugleich mit allen Kräften aus den Tiefen der Seele; wir fühlen, wie so vielen Gemüthern das, was wir anbeten, nur belachenswerth sein dürfte, und weil diese vor den Augen des äußeren Verstandes nicht Unrecht haben, und sich für diesen Zweifel auch eine geheime Sympathie in unserem innersten Wesen regt, so eilen wir so dringender mit unserer Verehrung und unserem Mitleid hülfreich und rettend hinzu, um in angstvoller Liebe an dem Gegenstande unserer Bewunderung ein höheres Recht auszuüben. Der alte Ausdruck von den Helden der Religion: „„sie haben sich zu Thoren gemacht vor der Welt,"" ist vortrefflich." — Wer könnte bei diesen bedenklichen Worten sich des Gefühls erwehren, als wandle den Dichter eine geheime Angst und Scheu an, durch allzugewagte Religionsmanifestation sich selbst zum Thoren vor der Welt zu machen? Ja im Verlauf der Jahre, als die jugendliche Lust des Dichters am Wunderbaren mehr und mehr erkaltet, tritt jene ironische Doppelsinnigkeit immer unverhüllter hervor. Während er

z. B. in seiner Novelle: „Eigensinn und Laune“ mit dem frischen Winde des Witzes die Freibeuter der neuesten Literatur, welche die Emancipation der Frauen einschmuggeln wollen, niederzusegeln unternimmt, hat er in seiner „Vittoria Accorombona“ selber die Flagge dieser Freibeuter aufgezogen und das emancipirte Weib verherrlicht. Diese Vittoria, die doch mit unverkennbarer Liebe groß und gewissermaßen als Vorbild gezeichnet ist, sagt u. a. von der „hergebrachten Ehe“: „Wie soll ich glauben, daß eine priesterliche Weihe, eine Ceremonie, dieses elende Verhältniß heiligen könne? Nur für das blöde Auge der Menge, für zünftige Priester, für jammervolle alte Gevatterinnen kann zwischen der privilegirten und scheinbar verbotenen Verbindung ein Unterschied stattfinden. — Und ist dies Gefühl (die Liebe), diese Verbindung, die aus ihr entspringt, nicht, die allernatürlichste der Welt? — Als wenn das nicht höhere Würde, Tugend und Unschuld wäre, so frei zu denken, zu fühlen und zu sprechen, wie es freilich denen nicht erlaubt ist, die die Gemeinheit in ihrem Inneren empfinden.“ — Also eigentlich doch wieder eine exceptionelle Winkel-Religion für die hohe Aristokratie des Geistes!

Aber eben hier, in dem Lebensnerv der Romantik, erweist sich das heimlich Nivellirende jenes Verfahrens am gefährlichsten. Tieck eifert zwar gegen die Meinung, als solle das poetische Werk durch diese Ironie sich selbst wieder aufheben. „Wie (anders, als Ironie), fragt er, wollen denn Kritiker oder Philosophen jene letzte Vollendung eines poetischen Kunstwerks, die Gewähr und den höchsten Beweis der echten Begeisterung, jenen Aethergeist, der, so sehr er das Werk bis in seine Tiefen hinab mit Liebe durchdrang, doch befriedigt und unbefangen über dem Ganzen schwebt und es von dieser Höhe nur (so wie der Genießende), erschaffen und

fassen kann, nennen?" — Diese Auffassung ist allerdings, wie auch Solger im Erwin nachgewiesen hat, vollkommen richtig in Bezug auf das Verhältniß des Dichters zu der formellen Behandlung seines Kunstwerks; nicht aber, wo der Inhalt oder Geist der Dichtung ein christlicher sein soll, in seinem Verhältnisse zum Christenthum, das eben kein bloßes Kunstwerk ist; hier ist der Dichter kein Erschaffender, kein Genießender, sondern ein Empfangender, ein Glaubender. Die Religion, wie sie Novalis und Friedrich Schlegel auch wirklich auffaßten, ist vielmehr selbst jener Aethergeist, jene höhere, wehmüthige Ironie alles Irdischen und aller Kunst, und solche Ironie, ironisch gehandhabt, hebt in der That sich selbst wieder auf.

Nirgends daher entdecken wir bei Tieck eine confessionelle Entschiedenheit; seine eigentliche Herzensmeinung entschlüpft uns jederzeit in einem dramatischen Kampfe der entgegengesetztesten Ansichten; und scheinbar mit derselben Begeisterung, womit er in seinen mittelalterlichen Dichtungen der katholischen Weltansicht huldigt, vertritt er auch die protestantische im „Aufstand in den Cevennen", die, obgleich später erschienen, doch nach seiner eigenen Angabe mit jenen gleichzeitig entworfen und zum Theil auch ausgeführt ist. Eine Neutralität, welche die Romantik, diese Todfeindin aller Neutralität, nothwendig an der Wurzel angreifen mußte. — Darum aber ist Tieck auch so unübertroffen in seinen schon oben erwähnten Spottkomödien, weil eben hier die Ironie selbst die poetische Seele des Ganzen wird, wo alles Ordinaire der Welt unbewußt sich selbst vernichtet, ohne gemeine Satire oder Reflexion, sondern einzig durch die unauslöschliche Lächerlichkeit seines eigenen Pathos. — Späterhin hat sich diese Ironie endlich ganz freigemacht in seinen neuesten Novellen,

wo sie fast dialektisch die Gedankenwelt der Gegenwart überschwebt, die aber auch keineswegs mehr romantisch sind.

Werner.

Werner ist ein durchaus subjectiver Dichter; seine Verirrungen, seine Reue, sein Schmerz und sein Sehnen sind seine Poesie. Läßt er selbst doch eine seiner Canzonen sagen:

„Ich bin, man weiß es, spricht sie, vielem Sprechen
Nicht eben feind; doch, soll ich was erzählen,
'nen Lebenslauf, Tragödie und so ferner;
So mag ich mich auch noch so ängstlich quälen,
Ich kann mich immer meiner nicht entbrechen,
Ich bin und bleib' in Allem immer — Werner!"

Bei dieser innigen Durchdringung von Dichten und Leben, die fortwährend einander wechselseitig bedingen und erklären, ist es daher nöthig, wenigstens die Hauptzüge des letzteren hier kurz zu erwähnen, ohne welche manches seiner Gedichte kaum verständlich wäre.

Friedrich Ludwig Zacharias Werner, im J. 1768 zu Königsberg in Preußen geboren, hatte sehr früh seinen Vater verloren. Um so bedeutender mußte hiernach der Einfluß der Mutter auf ihn sich geltend machen, nicht sowohl durch eine sorgsam geregelte Erziehung, als durch ihr ungewöhnliches, eigenthümliches Wesen. Hippel und Hoffmann rühmen sie als eine, mit Geist und Phantasie hochbegabte Frau, die jeden Gegenstand mit Adlerblicken durchschaute, und Werner selbst nennt sie eine reine, heilige Kunstseele und Märtyrerin von dem heißesten, nur durch eine zu glühende

Phantasie unterjochten Verstande. Eine langjährige Gemüthskrankheit, in der sie sich für die Jungfrau Maria und ihren Sohn für den Weltheiland hielt, endigte 1804 ihr Leben. Ihr Tod hatte Wernern auf das heftigste erschüttert; er schrieb damals an einen Freund: „Die Gottheit schlägt mit einem eisernen Hammer an unser Herz, und wir sind mehr als Stein, wenn wir das nicht fühlen, toller als toll, wenn wir uns nicht schämen, uns vor dem Allgewaltigen in den Staub werfen, unsre ganze, so höchst miserable Persönlichkeit zu vernichten, in dem Gefühle seiner unendlichen Größe und Langmuth." — Auch bewahrte er ihr Andenken mit rührender Treue bis zu seinem Tode, und ihr Bildniß mußte mit ihm in den Sarg gelegt werden.

Unter ihren Augen hatte Werner in seiner Vaterstadt die Rechte studirt, und begleitete dann mehrere Jahre hindurch das Amt eines Kammersecretairs bei der k. pr. Domainen-Kammer zu Warschau, wo er sich mit Mnioch und Hitzig befreundete, und mit seinem Landsmann und ehemahligen Schulkameraden, dem bekannten Dichter Hoffmann, wieder zusammentraf. Seine im J. 1805 erfolgte Versetzung als Geheimer Secretair nach Berlin aber führte ihn endlich in die größere literarische Welt ein; durch den Ruf, den ihm seine „Söhne des Thales" erworben, kam er dort mit Fichte, Johannes v. Müller, A. W. Schlegel, Alexander v. Humboldt und andern Koryphäen der neuen Bildung, in persönliche Berührung, während Iffland die eben vollendete „Weihe der Kraft", selbst die Rolle des Luthers übernehmend, mit lebhaftem Interesse auf die königliche Bühne brachte.

Im Verlauf dieser wenigen Jahre hatte inzwischen Werner bereits drei Ehen eben so frevelhaft-leichtsinnig ge-

schlossen als gelöst. Die letzte wurde bald nach seiner Ankunft in Berlin mit beiderseitiger Zustimmung getrennt, weil — wie er an Hitzig schrieb — von dem jungen Weibe, das er übrigens bis zu seinem Lebensende innig liebte und verehrte, nicht mehr mit Recht zu fordern sei, daß sie mit ihm glücklich leben solle. „Ich bin wohl, sagt er, kein böser Mensch, aber ein Schwächling in vieler Rücksicht (denn Gott stärkt mich auch in mancher), ängstlich, launenhaft, geizig, unreinlich; Du weißt's ja! Immer in meinen Phantasieen, in Geschäften; hier nun vollends, in Komödieen, in Gesellschaften, hatte sie mit mir keine Freuden. Sie ist unschuldig. Auch ich bin es vielleicht; denn kann ich dafür, daß ich so bin?"

Bald darauf aber stürzte die preußische Monarchie äußerlich zusammen, um sich innerlich zu besinnen und kräftiger wieder aufzubauen. Die übermüthige französische Wirthschaft verleidete ihm den fernern Aufenthalt in Berlin. Seine drei Ehen waren kinderlos geblieben, ein kleines, von der Mutter ererbtes Capital sicherte ihm nothdürftig eine unabhängige Stellung; und so entsagte er im J. 1807 seinem Amte und folgte der angeborenen Wanderlust, die Schweiz, Frankreich und Deutschland nach allen Richtungen durchstreifend. Auf diesen Fahrten sind es vorzüglich drei Begegnisse, die ihn leuchtend und erwärmend berührten: die persönliche Bekanntschaft Goethe's, „dieses universellsten und klarsten Mannes seiner Zeit", den er bis zum Tode als seinen großen Meister anerkannte. Sodann ein mehrmonatlicher Aufenthalt bei der Frau von Staël auf ihrem Landsitze Coppet am Genfersee in dem Kreise geistreicher Freunde, unter denen er besonders A. W. Schlegel ehrend nennt. Und endlich die väterliche Freundschaft des Fürsten Primas von Dalberg, der ihm

ein Jahrgehalt von 1000 Gulden zuwandte, welches ihm nach Dalbergs Tode vom Großherzog von Weimar fortgewährt wurde.

Den eigentlichen Wendepunkt seines Lebens aber bildet Rom, wo er im J. 1811 zum katholischen Glauben zurückkehrte. Nach einem fast vierjährigen Aufenthalte daselbst, den er zum Studium der Theologie benutzte, verließ er Italien für immer, trat in das Klerikal-Seminar zu Aschaffenburg, und empfing dort am 16. Juli 1814 die priesterlichen Weihen. Seitdem lebte er, ohne bestimmte Anstellung, mit geringen Unterbrechungen in Wien treu und ausschließlich seinem geistlichen Berufe bis zu seinem im J. 1823 erfolgten Tode.

Es ist vielleicht kein Romantiker im Leben und noch im Grabe so unverständig oder boshaft verunglimpft worden, als Werner. Der Grund liegt wohl darin, daß man ihn meist einseitig blos vom ästhetischen Standpunkte aus beurtheilt, während bei Werner's Individualität, seine poetische Bedeutung durchaus nur in beständiger Beziehung auf seine religiösen Intentionen gewürdigt werden kann, diese aber Vielen völlig fremd oder verhaßt sind, und deshalb leichthin als confuser Mysticismus abgefertigt werden. Es lohnt daher wohl der Mühe, die Acten, auf welche seine gewöhnliche Verdammung sich begründen will, noch einmal treu und gewissenhaft zu prüfen.

In Werner's innerem Leben, das aus seinen eignen, unumwundenen Geständnissen in Briefen und Gedichten offen vor uns liegt, begegnen uns allerdings fast schreckhaft zwei scheinbar unversöhnliche Erscheinungen: eine glühende, oft an's Gemeine, ja Verruchte streifende Sinnlichkeit neben einem tiefen religiösen Gefühl; und dieser Gegensatz und seine versuchte Lösung ist der eigentliche Kern und Inhalt seiner

Poeſie, die daher durchweg etwas Tragiſches hat; ein unausgeſetztes Ringen mit wilder irdiſcher Leidenſchaft und Weltluſt, der er frühzeitig verfallen, gleichſam ein ſchwarzes und ein weißes Roß dicht nebeneinander geſpannt, die ihn immer weiter nach dem Abgrunde fortriſſen, vor dem ihm graut. Dieſer zerriſſene Zuſtand ſpiegelt ſich, unter vielen andern Gedichten, in ſeinem „Rheinfall bei Schaffhauſen“:

„Raſſelnd Gewäſſer, was raſeſt du? — „Fort!“ —
Wohin? — „Nach dort, ſonder Raſt, mit Qual,
In's brennende Thal! Es raſſelt uns nach:
Uns jagt zum Brautgelag brauſende, jauchende
Grauenluſt, zu ſchwelgen an Bräutigams Bruſt.“ —
Es iſt euch bewußt, ihr koſenden, wogenden
Silberne Bogen umwälzende Jungfrau'n,
Mein ſeliges Grauen! Ach könnt' ich mich ſammeln
Und ſtammeln, und lallen, durch's mächtige Schallen
Der Waſſer, von allen Gefühlen das Eine:
Warum ich, im Scheine der wallenden, fließenden,
Froh ſich ergießenden, feurigen Fluten,
Die Gluten der freudigen Thränen jetzt weine? —
„In dir ſind wir dein, wir ſchliefen
In Tiefen von dir ſonder Reuen, die Treuen!
Doch erſchreckt, und geweckt durch die Pein deiner Sünden,
Entzünden wir uns in dem Abgrund; und ringen
Und dringen, mit Klingen, durch weinende Schuld,
Zum Heiland, der wieder uns finden, umwinden,
Entſünden uns wird; drum wir jauchzen und ſchreien,
Den Bräutigam zu weihn; drum wir rauſchen und ringen,
Zu ſchlingen von außen und innen ihn ein!“ —
Raſſelnde, träumende Töchter vom ewigen Schaum,
Nehmt mich mit aus dem Raum, aus der Arbeit der Zeit,
In die Ewigkeit! — „Was heiſchest du?“ — Ruh!
Und ſie lachen dazu.“ —

Auf dieſen ſeinen Gemüthszuſtand werden wir jedoch weiter unten noch einmal zurückkommen, und wollen hier vorläufig

nur bemerken, daß seine Schriften sich von aller Mitschuld rein gehalten; da ist keine Spur von Lüsternheit, von Beschönigung oder ästhetischem Hätscheln der Sünde; der Teufel wird überall bei seinem rechten Namen genannt, ganz im Gegensatze von Wieland, der sittlich lebte und lüderlich schrieb. Sehr natürlich. Denn neben diesen Ausschweifungen, sagten wir, geht durch Werner's Leben und Dichten vom Anbeginn bis zum Ende der feurige Faden eines, durch alle Verwandlungen immer mächtiger wachsenden religiösen Gefühls, und zwar nicht etwa als poetisches Motiv und Beiwerk, sondern als der Ernst und die Seele des Ganzen. In seinen Jünglingsgedichten zwar bis zum J. 1790 stimmt auch er in den rationalistischen Jargon seiner Zeit noch mit ein, und singt von Aberglauben, Frömmelei, heiliger Dummheit und Jesuiterei; doch auch damals widerstrebend, ringend:

„Wie auf Wogen Wogen sich erheben,
Thürmen Zweifel jetzt auf Zweifel sich,
Hoffnung winket — Zweifel widerstreben,
Ich vergebe — Vater — rette mich!"

Unterdeß aber hatten Novalis, Schlegel und Tieck schon ihr Tagewerk rüstig begonnen und, wie in der bessern Jugend überhaupt, auch in Werner aus der Ferne die schlummernden Kräfte zum Bewußtsein gebracht, der nun plötzlich auf dem angeborenen Boden steht, um ihn nie wieder zu verlassen. Er erkannte nämlich sogleich das religiöse Element der Romantik als ihre eigentliche Bedeutung, und die Förderung dieses Elements als *seine* Lebensaufgabe dabei. Die Poesie hatte ihm von jetzt ab nur Gültigkeit, insofern sie, mit Religion und echter Liebe eine „Dreieinigkeit" bildend, für die letzten Zwecke der Menschheit wirkt, die höher sind, als alle Poesie, wo durch das, allen Egoismus vernichtende *Gefühl* die

Moral Nothwendigkeit und der Verstand Anschauung wird. „Kunst und Religion — schreibt er 1802 an seine Freunde — sollen, meiner Meinung nach, das Herz, wie ein Gefäß, durch Anschauen des Schönen und des Universums, nur reinigen, so weit, daß es für die höheren Wahrheiten der Moral empfänglich ist; nicht dem Herzen diese Wahrheiten selbst eintrichtern. — Nun sind aber die Herzen der Alltagsmenschen kalt; sie müssen also durch Bilder des Uebersinnlichen erst entflammt werden, wenn ich so sagen soll, wie ein irdenes Gefäß ausgeglüht, ehe die reine Milch der Moral in sie gegossen werden kann.“ Das ist mein kurzes Glaubensbekenntniß über Kunst, die mir selbst nicht flüchtiges Amüsement, sondern Leiterin durch das Leben geworden ist. — Wer ist Künstler? — der, welcher durch ein Chaos von Regeln, Studien, Rücksichten und was weiß ich Alles, eingezwängt, die er doch, er sei noch so genialisch, nicht überspringen kann, in Worten, Tönen, Farben das Geringste nachzuklimpern sucht, was der gewöhnliche Religiöse in Minuten der Weihe empfindet; oder derjenige, der sich und sein Inneres, wie eine Aeolsharfe, dem schönen Sausen der harmonischen Schöpfung darbietet, und sich von ihm durchströmen läßt? O nur diese Luftströme sind die verdünnte Lebensluft, die dem Kranken von seinem höchsten Arzte gereicht wird zum Labsal. — Der sogenannte Dichter ist nichts, ist weniger als der Schreiber oder der Canzellist, wenn er sich damit begnügt, in schön gestochenen Sylben seinen Nebenmenschen zu amüsiren. Der Geist des Ganzen macht es aus, der hohe, göttliche Geist, den der Dichter, als Priester der Gottheit verbreiten soll in der Welt. — Ich kann Dir, so wahr Gott lebt, schwören, daß ich die Kunst blos aus dem höheren Gesichtepunkte, insofern sie uns Ahnungen der Gottheit giebt, betrachte, und daß es mir nicht

darum zu thun ist, Bücher zu schreiben und einen flüchtigen Beifall zu gewinnen; sondern darum, wenn auch nur wenige Gemüther für das Heilige zu gewinnen, was die Welt nicht kennt. Das ist, so wahr Gott lebt, nicht Affectation, sondern wirklicher Ernst."

Bei solchem Ernste aber ist, wie er selbst hinzufügt, Proselytenmacherei sehr natürlich; wie der einzelne Dichter ein Missionair in diesem Sinne, so sollten alle ausgezeichneten Geister eine Propaganda zur religiösen Erhebung der Menschheit bilden. „Ich versichere und betheuere Dir, schreibt er 1803 an Hitzig, daß ich alle poetische Lorbeerkronen für die Freude hingäbe, nicht etwa Stifter, blos Mitglied, einer echt religiösen Sekte zu sein, denn ich bin überzeugt, daß das die Hauptsache ist, warum es der Welt Noth thut, und daß alle Kunst nur Propyläen zu diesem Endzweck. — Was könnten zehn gefühlvolle, reine, begeisterte Jünglinge, zu einem Zwecke verbündet, mit der Welt in religiöser Hinsicht machen, wenn sie weniger schreiben und mehr thun wollten, und wenn es möglich wäre, noch junge Leute zu finden. — Daher thut es mir in der Seele weh, wenn ich die herrlichen Kräfte der neuen Menschen, des Schlegel, des Tieck, des Schleiermacher u. s. w. verschwendet, den einen eine Komödie, den andern ein Journal, den dritten romantische Dichtungen, Sonetts und Gott weiß was liefern sehe, sie von großen Zwecken, wie die Franzosen von der Landung in England prahlen höre, und doch keine ernste Tendenz, keine verbundene Harmonie zu dem großen Ziele, keine Realisirung der göttlichen Idee einer geselligen Verbindung edler Freunde zum höchsten Zwecke erblicke, wie Schlegel sie im ersten Heft seiner Europa so schön andeutet. Alles poetische Andeuten von hohen Verbindungen, anbrechender Morgenröthe u. s. w.

kann nichts helfen; geben muß man der Welt, der jämmerlichen, von Gott entfremdeten Welt das Beispiel einer solchen Verbindung, in Prosa, in Natura; sie mag Sekte, Orden, wie sie will, getauft werden, und kann ich zu einem solchen Zwecke mitwirken, so will ich gern meine poetische Feder, die mir nur dazu Vehikel ist, niederlegen auf ewig, dann erst werde ich sagen können ich lebe!" — Und praktisch auf dieses einzige Ziel gewandt, bittet er daher Hitzig, darüber mit seinen Freunden in Berlin zu sprechen, insbesondere jene neuen Menschen aufzusuchen. „Associire Dich ihnen bonis modis. Ist dieser oder jener ein Narr, thut nichts, wenn er nur echten Sinn hat für das, was dem Menschen Noth thut, und das ist: Verbindung einiger in solchem Sinne begabten Menschen zur Erwärmung der Menschheit. Vor allem sondire diese Menschen, ob die in Schlegels Europa und sonst angedeutete Verbrüderung der Besseren zur Vergöttlichung der Menschheit eine poetische Floskel, mithin eine leere Gasconade, oder etwas mehr ist, und sie wirklich glauben, daß auf die Menschheit durch mehreres literarisches Zeug, von dem man nicht weiß, von wannen es kommt und wohin es fährt, und was in Lesegesellschaften begraben wird, könne gewirkt werden? — Nein, mein Freund! Kunstwerke sind Vorarbeiten zu der neuen Religion, die der Menschheit gegeben werden muß; Bücher wirken in dieser Rücksicht wenig oder nichts. Wir brauchen Apostel (NB. in modernem Geschmack), die auf einen Zweck hinwirken, und Proselyten!"

Wer möchte hiernach zu behaupten wagen, daß es Wernern mit seinem Streben nach religiöser Wirksamkeit nicht Ernst gewesen? ein Ernst, der immer und überall ehrenwerth ist und die Bürgschaft endlichen Gelingens schon in sich trägt. Allein die Bahn, die er damals anstrebte, war —

wie ſpäterhin von ihm ſelbſt am kräftigſten anerkannt worden — eine grundfalſche, in ihrem Weſen von den gewöhnlichen religiöſen Theorieen ſeiner Zeit nur wenig verſchieden; indem er, Poeſie und Religion einander gleichſtellend, Beide nur als Mittel zur Erwärmung und Vorbereitung der Menſchheit für ein vermeintlich höheres, über alle poſitive Religion hinausliegendes Ziel betrachtete. So rühmt er allerdings ſchon damals den Katholicismus nicht nur als das größte Meiſterſtück menſchlicher Erfindungskraft, ſondern auch, wenn er geläutert wird, als das beſte unter den Erzeugniſſen der Chriſtusreligion, das allen übrigen chriſtlichen und unchriſtlichen Religionsformen, für ein Zeitalter, welches den Sinn der ſchönen Griechheit auf immer verloren, vorzuziehen ſei. — Alles dies jedoch nur von jenem poetiſch-reformatoriſchen Geſichtspunkte aus. „In dieſer poetiſchen Hinſicht nämlich, ſagt er, nehme ich nicht nur die Maçonnerie, ſondern ſelbſt manches von ihrer Geheimnißkrämerei, ja ſogar den jetzt aufs neue Mode werdenden Katholicismus, nicht als Glaubensſyſtem, ſondern als eine wieder aufgegrabene mythologiſche Fundgrube, theoretiſch und praktiſch in Schutz."

Alle dieſe Gedanken, Träume und Intentionen, hat er vorzüglich in ſeinen „Söhnen des Thales" und deren zweitem Theil: „den Kreuzesbrüdern" niedergelegt, an denen wir daher ſein damaliges Glaubensſyſtem, wenn es ſo genannt werden darf, näher nachzuweiſen verſuchen wollen.

Der Ideengang in dieſem Doppel-Drama iſt weſentlich folgender: Es giebt eine höhere Erkenntniß, als die poſitive chriſtliche. Jene höhere Religion aber kann dem Volk, oder der Menſchheit überhaupt nicht frommen, die das volle Licht noch nicht verträgt; ſie muß vielmehr, bis die Menſchheit reif geworden,

immer nur die Geheimwissenschaft eines auserwählten Kreises von Begabteren bleiben. Ein solcher Kreis nun ist in dem Drama der Thalbund, und sein Repräsentant der Erzbischof Wilhelm von Paris, und von diesem Bunde waren die Templer zu Verkündigern der heiligsten Wahrheiten für den christlichen Erdstrich ernannt worden. Allein der Tempelorden hatte seine Vollmacht überschritten, und übereilt die ganze Wahrheit zu verbreiten gesucht; nicht dadurch überschritten, daß er nicht an den Versöhner glaubte, sondern daß er diesen Unglauben nicht heuchlerisch verbarg. „Und darin liegt es!“ ruft daher der Erzbischof entrüstet aus.

„Sie sagen ihren Bübchen ohne Bart,
Daß der nicht Gott ist, der's für uns sein soll. —
Das ist doch dumm — nicht wahr?
— — Sonst nichts als dumm — —
Wo ist ein bessrer Glaube für die Menschheit?
Vernichtet ist der Mensch, wenn nicht zum Leben
Mit Adlerflug das Ideal ihn reißt.
— — Wer hieß den Thoren Wahrheit
Auf Dächern pred'gen! — —
Sind jene Templer, was sie pred'gen,
Sind sie vermögend, ohne Ideal
Das Angesicht der Gottheit anzuschaun;
Warum entzogen sie die Decke Mosis
Den ungeübten Augen ihrer Jünger?“

Um dieser unklugen Profanirung willen allein also wird vom Thalbunde, der wie ein unbeugsames Fatum über dem Ganzen waltet, der Tempelorden gestürzt, und mit der erledigten Vollmacht der Rest desselben (die Kreuzesbrüder) belohnt, um, mittelst der Maurerei, aus den Trümmern des Protestantismus einen idealisirten, oder wie er es nennt, geläuterten Katholicismus aufzubauen. „Nur unter dem Glockenklang der Religion, sagt er, und dem Harfenspiel der

Kunſt, kann der Bund gedeihen, der auf den Tempelbund gepfropft iſt, und deſſen Charakteriſticon es iſt, daß ſeinen wahren Bekenner ewiges Leben umduftet. Die Tendenz meines Stückes iſt, dadurch, daß ich ihm die, in ſeinem Weſen begründete Verſchmelzung mit Religion und Kunſt anſchaulich mache, ihn von einer gewiſſen humanen Kälte abzuleiten, die an ſich löblich, aber nur für wenige höhere Geiſter gemacht, und ſchlechterdings unvereinbar iſt mit einer auf Enthuſiasmus gegründeten Verbindung Vieler." — Iſt aber ſolche Cautel ſchon bei einem Bunde Auserwählter nöthig, um wie viel weniger wird dann jene, an ſich löbliche, humane Kälte für die Geſammtheit taugen! Denn — ſagt einer der Aelteſten des Thalbundes:

„Was dir der Glaube an dein Ideal,
Das iſt dem Volk ſein Heiland und ſein Fetiſch.
Man kann ihm Alles nehmen, nur nicht das,
Am wenigſten, wenn man's ihm nicht vergütet. — —
Und alles dieſes führt dich auf den Grund,
Warum wir jedes Volkes Glauben ehren;
Warum wir Kloſterbrüder hier, am Ganges
Braminen ſind; warum wir dieſen Tropfen,
Der, ſelbſtgetrübt, den Urquell wiederſpiegelt,
Nur zu verklären ſuchen, nicht verwiſchen;
Und — da der Menſch es einmal nicht vermag,
Die Gottheit ohne Mittler anzuſchauen —
Warum wir, durch Meſſias oder Prometheus,
Durch Horus, Wiſchnu, Eros, Thor und Chriſtus,
Dem ſtaubbedeckten Geiſte Flügel leihn,
Um ſich zu ſeinem Urquell aufzuſchwingen."

Wem fiele hier nicht Voß' Sprüchlein wieder ein:

„Der Celt', der Griech', der Hottentott,
Verehren kindlich Einen Gott!"

Nur mit dem moraliſchen Unterſchiede, daß Voß, gleich den Templern, mit ſeiner Weisheit ehrlich herausplatzt, während

hier der excluſive Thalbund, wiſſentlich und wider ſeine Ueberzeugung die liebe Dummheit mit Täuſchungen hinhalten will. — Man ſieht, die ganze Sache würde auch hier ſo ziemlich auf den gewöhnlichſten Rationalismus hinauslaufen, wenn ſie nicht, durch ihre abnormen Sympathieen für die Romantik, eine gewiſſe myſtiſche Färbung erhielte. Denn fragen wir nun endlich genauer nach dieſem ſogenannten geläuterten Katholicismus, oder vielmehr nach jenem höheren Ziele einer, vom Katholicismus nur zu vermittelnden, neuen Religion, ſo ſehen wir die pantheiſtiſchen Phantaſieen, welche bei Novalis gleichſam ein kräftig in ſich ſelber arbeitender Wein nur als ephemere Luftblaſen emportrieb, bei Werner ſchon als beſondere, entſchiedene Richtung ſich ſelbſtſtändig ausbilden. Auch Werner findet zwar, wie wir oben bemerkt, Troſt und Rettung einzig in Kunſt und Religion, erkennt aber in der letztern nur das lebendige Gefühl der großen Naturnähe und das unbefangene Ergießen einer reinen Seele in dieſes reine, unendliche Meer, in dem er, ohne nach perſönlicher Unſterblichkeit mehr viel zu fragen, ſich baden, auflöſen und verfließen möchte. Und dieſes Aufgehen des Einzelnen in der allgemeinen Weltſeele iſt denn auch das Hauptthema ſeines Dramas und das Ziel des dort dargeſtellten Thalbundes. So ſagt der Alte des Bundes von dem gereinigten Sünder:

„Da fiel es ihm wie Schuppen von den Augen;
Es ſchwand der Wahn, zu werden Ein und Etwas;
Sein Weſen war in's große All zerronnen,
Und wie ein Säuſeln kühlt' es ihn von oben,
Daß ihm das Herz vor Luſt zerſpringen wollte."

Und die Bildſäule der Sphinx ſingt:

„Phosphoros und Wort und Heiland,
Mehr noch, Alles biſt du ſelber,
Wenn du Alles biſt, nicht Etwas!" —

Durch dieſes Allwerden aber wird der Menſch, und ſo auch hier der Thalbund, „allmächtig, wie der Ausfluß Gottes, wenn er ſich ſelbſt verſteht, es immer iſt.“ Denn:

„Iſt wohl das große Schickſal
Der Völker etwas mehr, als das Erzeugniß
Des bloßen Menſchenwillens? — Kann der Menſch,
Der einzelne, die ungeheure Maſſe
Der ſittlichen Natur nicht lenken? —

Und ſo wird denn auch der Schotte Robert erſt dann in den Bund aufgenommen, als er die perſönliche Unſterblichkeit mit den Worten wegwirft:

„Die krüpplichte Unſterblichkeit — nicht wahr? —
Die unſer eignes, jämmerliches Ich,
So dumm und kläglich, ſo mit allem Unrath
Nur fortſpinnt in's Unendliche — nicht wahr? —
Auch ſie muß ſterben? — unſer ſchales Selbſt —
Wir ſind in Ewigkeit nicht dran genagelt?
Wir können es, wir müſſen es verlieren,
Um einſt in aller Kraft zu ſchwelgen!“

Die alte Kirche iſt nur der Urſprung, die Mutter des Thales, welcher die mündiggewordenen Söhne nunmehr über den Kopf gewachſen. Denn der ganze Weltball wird jetzt eine große Kirche.

„Die Erde wird ein Sacrament des Fleiſches,
Das Meer ein Sacrament des heilgen Blutes. —
So findet Ihr, was Euch mit Gott vereine,
In der Natur gebildet überall,
Und keinen Punkt, wo er nicht widerſcheine —
Zum Mittler könnt Ihr auch den Staub erheben.“

Demungeachtet giebt es dabei doch noch gar wunderliche Ceremonien mit Mänteln, Kreuzen und Dolchen; wir wiſſen nicht, ob dieſelben etwa der Maurerei entnommen ſind; uns

Uneingeweihte aber gemahnt diese Liturgie des Thalbundes häufig an den albernen Theaterspuk in der Zauberflöte.

Derselbe Gedankenzug geht durch das fast durchaus symbolische Drama: „Die Weihe der Kraft", welche oft auch Licht genannt wird, das aber wiederum nur das Licht der eigenen Menschenkraft ist. Auch hier finden wir die Vereinigung von Reinheit (Elisabeth), Kunst (Theobald) und Glauben (Therese) zu einem „Mysterium dreieiniger Liebe." Allein diese Liebe (Katharina von Bora) ist, trotz allem christlichen Gerede, doch eine bloß ästhetische. Katharina will sich selbst ihren eigenen Heiland schaffen.

„Der mir gehört, und doch im Geisterreich
Versöhnend herrsche, Aller und doch mein auch,
Den möcht ich fassen, mir ihn selbst gestalten."

Die heilige Jungfrau zeigt ihn ihr einmal im Traume:

„Jesus war's nicht ganz,
Und Luther auch nicht — und ein Heiland doch —
Ein Heiland — nicht am Kreuz, auch nicht ein Knabe;
Ein göttlich schöner Jüngling —
So (wie Apollo) ungefähr — so sah der Heiland aus."

Drauf erblickt sie plötzlich Luthern, dem sie eben geflucht hat, ruft: „Mein Urbild!" und — „betet fortan zu ihm." —

In solch ein wesenloses Labyrinth hatte der Dichter sich und seine Poesie verstrickt, als er im Jahre 1809 die Reise nach Italien antrat, die den Wendepunkt seines Lebens bildet. Sein Ruhm war durch jene Dramen begründet, und er durfte — das wußte er recht wohl — nur so fortfahren, um sich den Beifall der damals in der Literatur herrschenden Partei zu sichern, ja diese selbst zu beherrschen. Daß ihn aber demungeachtet mitten in diesem glänzenden Treiben all'

mählich ein moraliſcher Ekel davor überkam, daß er jene Dichtungen als bloße Studien hinter ſich warf, bezeugt die Wahrhaftigkeit ſeines religiöſen Gefühls, dem es um die Sache, und nicht um ſchöne Formen, zu thun war. Die Sage erzählt von dem getreuen Eckart, wie er, aus dem zauberiſchen Venusberg zum Tageslicht zurückgekommen, noch geblendet und von den nachtönenden Wunderklängen verlockt, gen Rom pilgert, um den Frevel zu ſühnen; und wie er dann in glänzender Rüſtung ſich vor den Zauberberg geſtellt, jedem Schuldloſen, den das ſüße Weh bezwungen, warnend den Eingang zu wehren. Einen ſolchen, faſt märchenhaften Eindruck macht von jetzt ab Werners Erſcheinung, und es iſt belehrend, ihm auf ſeiner Pilgerfahrt in die gleichſam neuentdeckte Welt zu folgen, die nun mit jedem Schritte, Strahl auf Strahl, verwandelnd auf ihn eindringt.

Bei der Ausfahrt, über Berg und Thal, verfolgen ihn noch immer raſtlos die Erinnerungen an die verlorene Jugend, die Erinnyen der Sünde:

„Von des balt'ſchen Meeres dürrem Strande
Wallt zur Stadt des Herrn ein Pilgersmann;
Ihn verwies aus ſeinem Vaterlande
Ein verdienter, aber ſchwerer Bann!
Und von Land zu Land
Jagt ihn deſſen Hand,
Dem er zu entfliehn vergebens rann!" —

„— Und weiter, und freudger erſchleußt ſich das Thal,
Still folget dem Pilger die treue Qual! —
Und höher und höher ſteigt er heran,
Und die Qual, die getreue, die lächelt ihn an.
Im Thale ziehn Gatten mit ihren Kleinen,
Und die Qual, die ſtarre, hebt an zu weinen!
Da beut dem Pilger das ſchirmende Dach
Die Bergburg — ein zieht er, die Qual ihm nach!"

Noch verzagt er schüchtern an der inneren Umkehr. So sagt er beim Eintritt in Italien:

„Ihr kommt zu spät, ihr ewig jungen Lauben;
Ach hätt' ich früher euer Grün geschauet,
Als noch des Lebens Morgen mir gegrauet!
Ich kann nicht leben mehr! — ich kann nur glauben. —
Und doch — o daß ich, ewig junge Lauben,
Nicht früher euer duftend Grün geschauet!
Es ist zu spät! — der düstre Abend grauet!
Ich kann nicht leben mehr — werd' ich noch glauben?"

Aber schon kommt, je weiter er schreitet, der Trost der Wehmuth über ihn, und der starre Schmerz wird milder:

„Wir kennen längst uns, Thränen, denn wo ich hin mag ziehn,
Wie ich in frohem Muth euch immer möcht' entfliehn;
Doch seid ihr als Gesellen, als Engel gute, hier,
Stets, Thränen, treu mir blieben auf meiner Pilgerfahrt.

Nicht wie ihr unten träufelt, ein schamerfüllter Raub,
Nein, wie ihr perlend blicket auf Blüten und auf Laub,
Entquillt ihr meinen Augen, nicht wie ich sonst geweint,
Nicht Schaum, der stäubt, verstäubet — zu Perlen schon gereint."

Da, plötzlich Rom von fern erblickend, sinkt er betend nieder

„Leih' mir, Morgenröthe, deine Schöne,
Deinen ersten Strahl, erstandne Sonne,
Brautnacht, deine Schau'r, Gebet, dein Schauen,
Ihr Symbole höchster Liebeswonne,
Leiht euch mir anstatt der armen Töne,
Auszusprüh'n mein freudiges Vertrauen:
Daß auf diesen Auen,
Wo der Thron der Herrlichkeit gegründet,
Ich, der auch zur Herrlichkeit erkoren,
Sie durch Schuld und Schwäche hat verloren,
Wieder neu der reinen Kraft verbündet,
Rettung find' aus dem Gewühl der Zeit,
Die auch mir vererbte Göttlichkeit. —

— Muth fühl' ich, die ganze Welt zu lieben,
Glut, mich selbst als Kunstwerk zu beginnen,
Gier zum Kampf, wie Helden Gottes rangen!
Fleuch'-ruf ich zum bangen
Schmerz. — Entschüttelnd mich dem Nebeltraume,
Will in schöner Erd' ich Wurzel schlagen,
Mich der Ceder anzuranken wagen,
Die den Wipfel schirmt vom Lorbeerbaum! —
Rom, da thront es! — Ueber Petrus Grab
Strahlt vom Petersdom des Glaubens Stab!"

Und er hielt endlich Wort. Nicht, daß er, innerlich ausgewechselt, seinem eigensten Wesen untreu geworden wäre: seine ursprüngliche Lebensaufgabe vielmehr blieb dieselbe, aber diese Aufgabe formulirte sich fortan bestimmter und strenger. Das feige Aufgeben der Persönlichkeit, die gleichsam vor sich selber in ein unbekanntes All flüchten wollte, wurde zur besonnenen, heiligenden Entsagung der Sünde, das nebelhafte All zum persönlichen Gott, der erdichtete Thalbund zur wahrhaftigen Kirche; und derselbe Trieb religiöser Wirksamkeit, der ahnend jenen Bund geträumt, machte den Dichter endlich zum Priester, um die Wahrheiten der wiedergefundenen Kirche zu verkünden. Ja, noch im Jahre 1810 war es sein sehnlichster Wunsch, einen religiösen Verein zu gründen, wobei ihm jedoch jetzt eine Klosterstiftung vorzuschweben schien.

Doch wenn wir im Obigen Werners Verirrungen zu beleuchten versucht, so ist es gerecht und zur Herstellung des ganzen Bildes unerläßlich, eben so getreu und unbefangen nun auch Ziel und Streben aus seinen letzteren Lebensjahren näher nachzuweisen. Auch hier sind es, wie gesagt, wiederum seine religiösen Ueberzeugungen, die Alles beseelen und erklären; und so scheint es angemessen, vorweg sein neues Glaubensbekenntniß, wie es sich namentlich aus vielfachen Stellen seiner Predigten ergiebt, in wenige Worte zusammenzufassen.

Der Glaube iſt ihm nämlich eine übernatürliche Gabe Gottes, oder vielmehr eine von Gott eingegoſſene Tugend, wodurch man Alles feſt und ungezweifelt für wahr hält, was Gott geoffenbaret hat, und was die katholiſche Kirche, durch welche Er ſich offenbart, zu glauben vorſtellt, es ſei geſchrieben oder nicht. Dieſer Glaube iſt allen Menſchen gegeben; eine Tugend aber iſt er, weil er frei iſt, d. h. weil der Menſch ihm widerſtreben kann und die freie Wahl zwiſchen Seligkeit und Verdammniß hat. Er muß ferner kindlich und vernünftig ſein, indem wir die uns anerſchaffenen intellectuellen Grenzen und mithin die Nothwendigkeit anerkennen, unſere Vernunft zu beugen und Gott unterzuordnen; wenn aber eine ſolche Selbſtbeſcheidung vernünftig iſt, ſo wird auch dieſes Opfer, welches wir Gott darbringen, vernünftig ſein. — Der Glaube muß endlich mit Liebe zu dem perſönlichen Gott und dem Erlöſer vereinigt ſein; denn der Teufel glaubt auch an Gott, vielleicht viel feſter und ſtärker als die Chriſten, aber mit Wuth ohne Liebe. — Hoffart und Sinnlichkeit ſind die Haupthinderniſſe des Glaubens. Ohne Glauben aber iſt nichts. Furcht Gottes ohne Glauben iſt Lüge, denn man muß erſt an Gott glauben, ehe man ihn fürchten kann. Hoffnung ohne Glauben iſt Thorheit, man muß ja wiſſen, was man zu hoffen hat. Liebe ohne Glauben kann gar nicht ſein; was ſoll' ich denn lieben, als Gott, und den muß ich eben erſt kennen lernen durch den Glauben. Eben ſo aber iſt ein bloßer müßiger Glaube nichts, ohne innere Heiligung:

„Zagen ſollt ihr, nicht verzagen,
Sollt bereun und beſſerthun,
Aber thun, das heißt entſagen,
Beſſres wird die Gnade thun;
Glauben, Kindlein, und nicht fragen
Sollt ihr, ruhen nicht, und thun!"

Mit Feuereifer bekämpft er daher den Glauben der Vielfältigen, die gar Vieles, aber nicht Alles in Einem sehen. „Sie lesen, sagt er, im Katechismus von den Geboten Gottes und denen der Kirche. Eins gefällt ihnen, dieses mißfällt ihnen; diejenigen, die ihnen gefallen, befolgen sie manchmal; diejenigen, die ihnen mißfallen, unterlassen und verwerfen sie, und glauben so dem lieben Gott eine wächserne Nase zu machen, die sie drehen können, wie sie wollen. Ja! sie wissen manche Gebote recht gut auszulegen, wissen, daß Jesus die Ehebrecherin nicht verdammt, sondern begnadiget hat. Sie glauben, daß Gott gnädig ist, sie machen ihn nur noch gnädiger als er ist, so daß sie ihm seine Gerechtigkeit gänzlich rauben. Sie glauben, daß er barmherzig ist, denn sie glauben, er vergiebt Alles, sie glauben an keine Strafe. Sie glauben, daß Gott höchst selig ist. Sie glauben an die ewige Seligkeit; darnach streben sie ja, sie wollen die ewige Seligkeit. Gott suchen sie nicht, Gott verlangen sie nicht, aber die ewige Seligkeit. Sie wollen hier schwelgen und darauf los sündigen, dann wollen sie sich bequemen im Augenblick zu sterben, und dann in die ewige Herrlichkeit eingehen, in ihre Herrlichkeit, wollen dann auch in der Wollust forttaumeln. Diese Vielfältigen wollen die Seligkeit, aber suchen nicht den, durch den sie sie allein erwerben können. Sie wollen ihren Stolz nicht unterdrücken, ihr Fleisch nicht bändigen, ihre Sinnlichkeit nicht ersticken.“ — Von der erstarrten Selbstgenüge und Verstockung gegen den Glauben aber sagt er:

„Es giebt keinen Gott!
Es giebt keinen Teufel!
So rast der Verruchte
Mit frevelndem Muth.
Mein Sein ist mein Blut,
Ich hab', was ich suchte;

Drum kommen mir Zweifel,
So glaub ich dem Spott!

Mein Gott ist die Pflicht!
Die bändigt die Triebe.
So frevelt der Unsinn,
Sich selber gerecht.
Was macht mich zum Knecht?
Nur das, was ich nicht bin,
Dahin führt mich Liebe,
Drum ist sie ja schlecht.

So glaub ich an mich! —
Doch Glauben ziemt Narren.
Mir ist ja das Wissen
Von Manchem geglückt. —
Doch macht's mich verrückt,
Das Höchste zu missen! —
Nun mag ich erstarren,
Mein Gott das bin ich!" —

In seinen „Geistlichen Uebungen für drei Tage" endlich faßt er gleichsam noch einmal seinen ganzen inneren Lebensgang: von der Sünde und Hoffart zum Glauben, vom Glauben zum Schauen, in mehreren Liedergebeten zusammen, und schließt seine Gedichtsammlung mit einem Meßhymnus „Eucharistie", in Bezug auf Raphaels Disputa.

Dies Alles, so wie das oben aus seinen Predigten Angeführte ist allerdings nichts Anderes, als was die Kirche lehrt; es schien uns aber nicht überflüssig, eben auf diese Uebereinstimmung seiner letzten Ueberzeugungen mit der Kirche ausdrücklich hinzudeuten, da sich in neuerer Zeit oft die Meinung geltend machen wollte, als habe er auch noch als Priester einen Katholicismus auf *seine* Weise angestrebt.

Wie ernst und tief er vielmehr namentlich die Bedeutung des Priesterthums ganz im Sinne der Kirche auffaßte, bezeugt

u. a. sein Gedicht auf den Tod seines väterlichen Freundes Hofbauer. Dort heißt es:

Freilich ist die Schlacht, die blut'ge,
Wegen unser Wagstück Spiel nur;
Freilich, wir' es Helden kundig,
Was wir wagen, sie erblichen;
Freilich ist des Herren Urtheil,
Ach, ein Abgrund undurchdringlich,
Ueber welchen wir Berufne
Ziehn, auf schlaffem Haariel, schwindlich."

Denn was den Andern zum Segen, wird dem Priester zur Verdammniß, wenn er das heilige Mysterium mit unlautrem Herzen verwaltet. Wie thöricht daher, wenn der religiöse Pöbel, dem zu Liebe der Priester täglich seine Seele wagt, diesem noch Spott für Dank bietet,

„Ganz vergessend, daß das Blut nur
Jesu, welches dir auch fließet,
Pobel, unser Thun entschuldigt,
Daß wir dir, dem niedern, dienen" —

Doch dieser Spott kann das Wesen des Priesterthums nicht verschren; und so mag er denn immerhin die Priester verfolgen, nur das gesunde, glaubenskräftige Volk soll er ungeirrt lassen.

„Und wir wollen ferner ruhig
Deine Wuth und unire Pflichten,
Diese thun und jene dulden,
Beides heiter, beides willig. —
Was die schlechten und die guten
Priester anbetrifft, wir bieten
Beide Preis sie deinem Unfug!
Sind wir schlecht, nun so verdienen
Wir ja dein Besudeln, Schmuz'ger,
Trifft's doch nicht, so schlau du zielest,

Was, auch wenn wir schlecht, durch uns thut;
Sind wir gut, so ist es billig,
Daß dein Tadel, der uns ruhmwerth,
Weil er kommt von dir, Geringer,
Leuchte an unserm Priesterschmucke.
Mit uns also kann dein Wille,
Wenn du welchen hast, sich tummeln'
Nur das Volk, das große, biedre,
Laß dir, Pöbel, nicht gemuthen,
Daß du etwa wollest wieder
Hin es gaukeln in den dunkeln
Morast, wo du flackerst, Irrwisch! —
Du, den Pöbel ich nur ungern
Nannte, du, auch mein geliebter,
Wenngleich noch verirrter Bruder!
Lieb uns doch, wie wir dich lieben,
Ach, wär' dir die Liebe kund nur,
Alles ließest du und liebtest!
Komm ans Herz mir, nicht um Unsert-
Deinetwegen lerne lieben!"

Der hochgesinnten Jugend aber, die, wenngleich den Priesterstand noch verkennend, doch voll edlen Unmuthe das Richtige und Niedrige haßt,

„Euch, noch nicht geweihten, bieten
Wir Geweihten drum den Gruß an,
Handschlag und was sonst in Sitte
Sich zu bieten Lieb' und Gutes
Unter ehrenhaften Rittern,
Die, wenn auch verschiedner Zunge
Zum gelobten Lande ziehen. —
Drum, du Trupp, der auf uns anrennt,
Weil wir, sagst du, viel erfunden,
Du erfindest, wir nur fanden,
Dir: Gefundenes suche, rieth ich! —"

Denn eine Angst und Unruh geht durch alle Kreatur, die auch im Gebiete der Wissenschaft stets nur nach Erlösung

durſtig, und dieſen unauslöſchlichen Durſt löſcht nur die Theologie, die Liebeskunde:

„Die des Wiſſens reiner Urſprung,
Weil aus Liebe quillt das Wiſſen,
Die der weiſen Antwort Kunſt iſt,
Wenn Philoſophie, das Kindlein
Der Vernunft oft ungeduldig
Zerrt an ſeinen Fragewindeln. —
Die Geſchichte, die bewußt ſich
Ihres Urſprungs, ihres Zieles;
Der bewußt iſt, was bedurfte
Aller Völker troſtlos Ringen,
Ringend, ob bewußt, bewußtlos,
Schuldig, ſchuldlos, wahrhaft, irrend,
Immer nur nach Jeſu Blute!
Sie, der Wiſſenſchaften tiefſte,
Die, wenn alle ſtolpern, mutbig
Nimmet, feſten, ſichern Schrittes,
Die, wenn alle wanken, wurzelt
In der Herzen tiefſtem Innern,
Die, wenn all' erliegen, und nun
Auch die Herzen ausgewimmert
Bald ſchon haben, noch im Sturme
Sie erſteigt dann, das Panier noch
Auf ſie pflanzend des Triumphes;
Die Geſchichte, hieroglyphiſch
Eingeätzt dem Weſenrunde,
Die Geſchichte der Geſchichten."

Aber iſt es gleich Ein Weg, den Alle ziehen müſſen, ſo hat doch Jeder ſeinen eigenen Fußſteig, der ihn, und nur ihn hinführt, und den allerdings Jeder auf ſeine Weiſe ſuchen kann und ſoll. Eben ſo entſchieden weiſt daher der Dichter die träge oder feige Scheu der Dunkelmänner und Ueberkirchlichen vor der Wiſſenſchaft zurück:

„Wähnſt du, daß nur beten Prieſter?
Nein, das Gold muß aus den Gruben!

Alſo: betend arbeit', bitt' ich. — —
Item giebt vom Adler Kundſchaft
Uns der heil'ge Auguſtinus,
Daß der alte Aar ſein Junges
Packt im Neſte mit der ſpitz'gen
Klaue, und alsdann es ſchnurgrad
In die Sonne hält am Mittag;
Wann das Adlerchen dann zucket
Auch nur etwas mit den Wimpern,
Wirft's der Alte fort — 's iſt unecht!
Aber wer in's Ohr mir wispern
Wollte, daß ein frommer, junger,
Künft'ger Höllenüberwinder
Immer nur die Augen furchtſam,
(Als ſei Furcht was Prieſterliches)
Schließen müßte, wer das Dunkle
Preiſen wollte mir als Lichtweg: —
Solch ein Wispern kommt mir unrecht!"

Nur im Mißbrauch alſo, in der Ueberhebung, die im Ungrund den Urgrund, durch Schein das Urſein finden will, liegt das Unrecht; und darum betet er:

„Gieb uns Verſtand, den göttlichen von oben,
Der, wenn von wilder Wogen Wuth umwoben
Der Kahn, ihn, wie wenn ſanft die Welle gleitet,
Zum Hafen leitet.

Gieb Wiſſenſchaft zu wiſſen, daß das Wiſſen
Von dem Gewiſſen nicht kann abgeriſſen,
Daß es im Liebesbrennpunkt ſchon auf Erden
Vereint muß werden.

Und daß den Anfang wir an's Ende bringen,
So gieb uns, heilger Geiſt, vor allen Dingen
Der Weisheit Anfang: Furcht des Herrn! Das Ende
Dann du vollende' —"

Es konnte nicht fehlen, dieſer innerliche Umſchwung mußte auch ſeine Auffaſſung von Kunſt und Poeſie modificiren. Die

ursprüngliche Grundansicht zwar bleibt, wie die Kraft des religiösen Gefühls, auf der sie ruhte, dieselbe. Auch jetzt nämlich gilt ihm die Kunst nur als Mittel zu einem höheren Zwecke; sie soll die Menschheit durch Reflexe des verschleierten ewigen Lichts, welches das profane Auge noch nicht unmittelbar ertragen würde, mit der Gnadensonne versöhnen; der Künstler soll, als ein Friedensstifter, Gott in der Natur umfassen, um den alten Zwist von Sein und Schein zu einen. — Aber das Endziel dieser Vermittlung ist hiernach nun ein anderes geworden: nicht mehr die Selbstverherrlichung des eignen Lichts, um selbst Gott zu werden, sondern eine positive, christliche Erlösung, nach welcher alle Creaturenunruh dürstet:

„Altmeister, sprecht! Wie viel ist Euer eigen? —
Sie sehn empor, verneigen sich und schweigen. —"

Und anderswo:

„Poesis fliegt keck zum Urlicht,
Doch von Wachs sind ihre Schwingen;
Sie muß, wo das Alleluja
Tönet, stürzen oder hinknie'n!"

Denn in aller Kunst erkennt er jetzt nur eine prophetische Gottesgabe, die von allem Anfang her ahnend auf Christus hin und zurück gedeutet. In dieser höheren Beziehung erscheinen ihm daher auch Poesie, Religion und Philosophie innerlich versöhnt, und selbst die alten Dichter und Denker in den heiligen Kreis mit aufgenommen. So, sagt er, ließ Raphael in seinen Stanzen:

„Zu jenen, die der Reue heilge Klagen
Im Anschaun hauchen aus und stillen Beten,
Zu den Vereinten treten
Das reine Leben, das nicht darf bereuen,

Pindar, Anakreon, Petrark, die linde
Laura und Dante, Gott im Blick, der blinde
Homer und Moſes, weß ſie ſich erfreuen;
Es ſind die Grazien, die bekränzt den Reinen,
Verſchleiert uns Gefallenen erſcheinen."

Und aus der Vorwelt Schachten ließ Raphael die Geſtalten ſteigen

„Der Weiſen, welche zieh'nd die Himmelsleiter
Des Denkens, Vorbereiter
Vom Glauben waren und vom ſel'gen Schaun,
Pythagoras verſenkt in Götterſprüche,
Der Liebesheld Socrat, der königliche
Zoroaſter, Archimed, die Welt zu bauen
Gebückt, und, zeigend auf der Weisheit Quelle,
Der hohe Platon an des Tempels Schwelle." —

Wir hörten einſt einen hocherleuchteten, gottesfürchtigen Mann den Wein als Heiltrank treuer, ſtrebſamer Seelen preiſen, weil er, alle niederen Sorgen brechend, ſolche Seelen aus der weltlichen Rumpelkammer von Rückſichten und läſſiger Gleichgültigkeit freudig zu Gott emporhebt. So ungefähr erſchien auch Wernern jetzt die Poeſie, und er nahm ſie daher kräftig in Schutz gegen das Achſelzucken einer übelverſtandenen Frömmigkeit. Der bevorzugte Sieger freilich, der, keiner Schwinge mehr bedürfend, [illegible] Niederungen ſchon überflogen, mag immerhin des Muſenſpieles lächeln:

„Und mit Recht! Wem Sphärenmuſik
Tönt, dem niedre Tonkunſt widert!
Doch nicht wag' es niedre Dumpfheit
Zu verlaſtern Sang und Dichtung;
Nur der Adler, nicht der Guckuk
Darf der Nachtigall gebieten,
Daß ihr Hochgeſang verſtumme,
Um zum Höchſten ſich zu ſchwingen."

Eben so entschieden aber wandte er sich daher jetzt auch gegen jene halbmüthigen, modern-christlichen Dichterlinge, denen es nur um eine katholisirende Romantik zu thun war:

„Als tücht'ge Christen sollt ihr euch betragen,
Doch nicht im süßen Liebestrieb euch strecken,
Denn Christi Sänger waren nimmer Gecken;
Am Glauben muß Vernunft empor auch ragen! —

O Gott, Du weißt, und ich weiß mein Gebrechen!
Ich habe selber viel und schwer gesündigt,
Ich kann den Stab nicht über Andre brechen;

Doch sagen darf ich's frei und unverholen,
Daß, eh' Dein Wort in Deutschland wird verkündigt,
Alfanzerei der Teufel erst muß holen!"

Und als solche, wenngleich stets gutgemeinte, Alfanzerei wirft er nun auch seine eigne frühere Poesie mit hinterdrein:

„Lüge war's, was ich zu singen
Wagte, daß es Liebe sei,
Macht von meiner Hölle Schlingen,
Euch von mir Verführte frei!"

Symbolisch legt er daher seine, von Dalberg ihm verehrte, goldene Schreibfeder, als ein Hauptwerkzeug seiner Verirrungen, seiner Sünden und seiner Reue in die Schatzkammer der heiligen Mutter Gottes zu Maria-Zell nieder, und bittet Gott, ihn Seelen gewinnen, und das „greuelvolle, durch seine Schreibereien veranlaßte Skandal" doch nur etwas wieder gut machen zu lassen:

„Laß dem Tode nicht zum Raube
Mich in die Verwesung gehn,
Bis das Bild, an das ich glaube,
Ich im Volk mach' auferstehn! —
Laß' mich Dich dem Volk verkünden,
Das der Sünden Nacht umflicht,

Mich, den Sünder, laß entzünden
Dein die Sünde sühnend Licht!"

Und er ging rüstig an das neue Tagewerk, für sich und Andre. Immer ernster, tiefer, dringender werden seine Warnungen und seine Mahnung, daß Jugend, Muth und Verlangen dem Menschen zum ewigen Leben gegeben sind, aber auch zum Keime des Todes, wenn er sie nicht benutzt, um Zeit und Ewigkeit, die erst durch den Sündenfall zerklüftet worden, wieder zu vereinen. Darum ruft er:

„Du liebe Zeit! so laßt uns lieber sagen,
Denn wüßten wir, was an der Zeit gelegen,
Wir sprächen nie von ungelegner Zeit.
Die Pforte Zeit, noch ist sie aufgeschlagen,
Sie bricht! es braust dem Säumigen entgegen
Das Meer der ungelegnen Ewigkeit!"

Aber die eigne Menschenkraft, ohne die Gnade, vermag es nimmermehr:

„Sein Wille hat befohlen? —
Er lügt! — So sind die Glieder, die befehlen!
Sein Kopf, sein Herz, Gott weiß was sonst noch, reißen
Ihn hierher, dorthin! Das soll Wille heißen!? —
Gerechter Gott, wie wir Dir Worte stehlen!
Wärst Du nicht unser Vormund, Stab und Leiter,
Wir kämen ja mit keinem Schritte weiter.

Prahlhansen, Kleine, wenn ihr's wagt zu wollen,
Lernt erst, womit die großen Hansen prahlen,
Daß sie: Gott sei uns Sündern gnädig! beten.
Wie leicht ist es, mit Worten zu bezahlen!"
Doch wenn herein der Prüfung Stunden rollen,
Wo, was wir mühsam uns zusammenkneten,
Das Wort in's Fleisch soll treten,
Der Wille aus sich nur als That soll sprechen,
Was wir mit Recht als Menschenerbtheil preisen;

Die Allmacht sich als solche soll bewähren:
Dann kann dem Besten auch der Muth gebrechen:
Der Gott in uns, dann fühlt er seine Schranken,
Und hat er keinen Stab, so muß er wanken!"

Nur Eins daher thut Noth:

„Ein fünffach thun: die Schuld bereuen,
Die Sünde fliehn und beten,
Büßen und leiden mit Geduld. —
Dazu hat Jesus uns vereint,
Das hält uns auch zusammen,
Ob's blitzet, ob die Sonne scheint,
Beides sind Gottes Flammen. —

Ob eng auch sein siderisch Haus
Wohl jeden ein mag klammern,
Und keiner aus sich kann heraus,
Mag noch so viel er hämmern,
Zerbald nur, der die Sterne dreht,
Mir, wann ich will, im Herzen steht,
Was soll ich da noch jammern!" —

Man würde indeß sehr irren, wenn man durch diese beschauliche Richtung den Dichter isolirt und der Welt entfremdet wähnte. Es ist eben das Eigenthümliche solcher, den ganzen Menschen erneuenden Ueberzeugung, daß sie, wie das Sonnenlicht, Alles was in ihren Kreis kommt, mit dem neuen Glanze berührt, und erwärmend zu durchdringen sucht. Und so sehen wir auch Wernern in seinen Liedern und Tagebüchern aus jener Zeit von den Begebenheiten des Befreiungskriegs mächtig erschüttert*), in seiner Treue gegen die alten

*) Wir bemerken hier beiläufig, daß unter Werners 1840 gesammelten Gedichten ein Kriegslied abgedruckt ist, das schon 1815 in Schenkendorfs Gedichten vorkommt; wahrscheinlich also eine, unter Werners Papieren vorgefundene Abschrift des Schenkendorfschen Liedes.

Freunde, in der Liebe zur Kunſt, in ſeiner Verehrung für Goethe unverändert, und insbeſondere ſeinem fernen Vaterlande immerdar liebend zugewandt; ja, dieſe Liebe war es, die ihm in Italien keine Ruhe ließ und ihn endlich wieder ſeinem Deutſchland und der Kanzel zuführte. So ruft er in Rom aus:

„Sieh' mal den Rhein, was das ein rüſt'ger Junge!
Zieht er von Cöln, ſo rührſam, tüchtig; munter
Winkt ihm der greiſe Dom ein: Gott geſegne!
Drum, Tiber, jag' mich nicht in's Grab hinunter,
Daß meinem Rhein ich noch einmal begegne,
Und meinem Volke ſing' mit Flammenzunge!"

Und in der Zueignung ſeines Schauſpiels von der heiligen Kaiſerin Cunegunde ſteht er zu der Heiligen:

„Dein Beten half mir ſingen,
Hilf auch dem Volk mir bringen
Trotz Teufel deutſche Treu'!
Des Sängers Freud' und Wehmuth
Leite das Volk zur Demuth,
Daß alte Zeit ſei neu!" —

Das Alles ſpricht für ſich. Schwerlich wird daher jemand, ohne ſelbſt zu heucheln, den Dichter der Heuchelei beſchuldigen wollen. Demungeachtet hat die frivole Luſt am Gemeinen häufig die Verdächtigung verſucht, als ſei Werner aus weltlichen Rückſichten zur Kirche zurückgekehrt und Prieſter geworden; eine Verdächtigung, die zu der Heuchelei noch niederen Eigennutz hinzufügt. Es wiederholt ſich hier im Kleinen nur das alte Kunſtſtück einer gewiſſen Partei, die Thatſachen zu ignoriren oder zu beugen, um aus aller Geſchichte ein Pamphlet nach ihrem Sinne zu machen. Wir meinen wenigſtens durch obige Darſtellung jedem Unbefangenen ſo viel klar gemacht zu haben, daß bei Werner der Glaube

wirklich eine Tugend war, an der er redlich und unabläſſig fortbildete, und die ihn daher endlich, ohne alle äußere Veranlaſſung, zu dem Ziele führen mußte, an dem wir ihn zuletzt erblicken. Ueberdies iſt aber auch eine ſolche äußere Veranlaſſung zu jener gehäſſigen Annahme nirgend aufzufinden. Noth oder Gewinnſucht konnte es nicht ſein. Denn die von ſeiner Mutter ererbte Summe hatte Werner, wie aus ſeinem Teſtament erſichtlich, ſich bis zu ſeinem Lebensende faſt ungeſchmälert bewahrt. Auch die Penſion, die er von Dalberg bezog, wurde ihm, bevor er noch an die Rückkehr zur Kirche dachte, zugewendet, und ſpäter von dem akatholiſchen Großherzog von Weimar fortgezahlt. Eine kirchliche Anſtellung alſo bedurfte er nicht und hat ſie auch nie geſucht, weder in Rom noch in Wien, was er vernünftigerweiſe nicht unterlaſſen hätte, wenn ihn etwa nach höheren hierarchiſchen Würden gelüſtete. Hatte er aber den Ehrgeiz, ein Heiliger zu werden, ſo wollen wir dergleichen Ehrgeiz allen Weltkindern aus vollem Herzen wünſchen und empfohlen haben!

Er ſelbſt äußert ſich über dieſen Gegenſtand auf eine Weiſe, die niemand verkennen wird, der mit der rückſichtsloſen Aufrichtigkeit ſeiner ſonſtigen Selbſtbekenntniſſe nur einigermaßen vertraut iſt. „Eben weil ich — ſagt er im Jahre 1819 — die Qual langen, lebenslänglichen, ehrlichen, jedoch vergebenen Suchens aus eigener ſchmerzhafter Erfahrung kenne, ſo bin ich von allem Parteihaſſe gegen edle Sucher, welch Glaubens und Volks ſie auch ſein mögen, auf's Weiteſte entfernt. Ich nehme vielmehr, ſelbſt mit Rückſicht auf meine prieſterliche Würde, gar keinen Anſtand laut zu bekennen, daß mir edle, raſtloſe Sucher des Wahren, die noch nicht dorthin gelangt ſind, wo das Gefundene (nicht Erfundene, noch zu Erfindende) alles fernere Suchen zur Thorheit, alles Finden

zum Lohne der Entsagung macht, zwar, insofern sie das ewig nur zu findende noch erst erfinden wollen, je edler sie sind, um so bedauernswürdiger, aber auch insofern sie aus ganzer Seele und mit reinem Herzen suchen, nicht nur unendlich schätzbarer, sondern sogar dem Ziele näher erscheinen, als die Vielen der gegenwärtigen Zeit, die das unverdiente und nie zu verdienende unschätzbare Glück, im Kreise des ewig und einzig Wahren, im katholischen Glauben nämlich, geboren zu sein, gedankenlos verkennend, dieses göttliche Kleinod bald gemüthlos verbilden, bald gefühllos vergeuden! — Meine mir ewig theueren Freunde werden mir mithin wohl glauben, daß ich immer noch derselbe harmlose Mensch bin, als welchen mich jeder kennt, der mich kennt, und daß ich niemals aufhören werde, nach dem Willen und der Thatkraft (welche zum Guten vereint, man, mit Rücksicht auf ihren Ursprung, im christlichen Sinne Gnade nennt) Vernunft und Verstand als die höchsten Gaben des Menschen zu schätzen. — Ich darf mit Recht hoffen, kein Unparteiischer, Unterrichteter und Vernünftiger werde es mir bei so bewandten Umständen in Abrede stellen, daß ich durch mein dermaliges sehr ernstes, dem Zwecke nach erhabenes, und im tieferen Sinne, aber auch nur in ihm, allerdings nicht lohnloses, freiwilliges Wirken, blos die Ernte des Ewigen, nicht die von zeitlichen Rosen oder Lorbeern beabsichtigen könne. Ich hoffe daher, und weil ein ehrlicher Mann dem andern auf's Wort glaubt, auch bei meines Gleichen Glauben zu finden, wenn ich mein mir theuerwerthes Wort hierdurch für folgende ungeschminkte Thatsachen verbürge. Es ist kein irdisches Interesse, noch eine mir vielfältig angelogene Nebenabsicht (deren rede ich tief verachte) im Spiel bei meinem dermaligen ernstesten, höchsten und reinsten Streben; ich opfere demselben freiwillig (das

darf ich mit menſchlichem Schmerze zwar, aber auch mit mir aus höherer Quelle zugefloſſener Ergebung ſagen) nicht nur Geſundheit, Heimath und zeitlichen Ruhm und — als wehrloſe Zielſcheibe jedes Lügners — ſelbſt die mir ſtets theuere Achtung meiner Freunde vielleicht; ja ich bringe ihm ſogar das ſchmerzhafteſte Opfer „„die lebenslängliche freundliche Gewohnheit meines Daſeins und Wirkens““, mein dichteriſches Saitenſpiel dar, zu welchem ich gegenwärtig in Jahren kaum einige Stunden mir abſtehlen kann, und das, in ſo ſeltſamen Fugen es auch erklungen ſein mag, doch wo es den Grund des Heiligen und Deutſchlands Ehre galt, nie einen Mißlaut ertönt hat.“

Mit dieſen ernſten Worten, welche recht eigentlich Werners ganzes Weſen und Streben umfaſſen und abſchließen, könnten auch wir hier ſchließen, und hätten, ſtreng genommen, kein Recht, über ſeine Schriften hinaus ſeine Perſönlichkeit, die nur Gott richtet, zum Gegenſtande öffentlicher Beſprechung zu machen. Allein er ſelbſt in ſeinen Schriften hat ſich auf dieſen Boden geſtellt. Wo immer wir ſeine Gedichte aufſchlagen, faſt überall finden wir harte Selbſtanklagen, die von ſeinen Gegnern, oder vielmehr von den Gegnern ſeiner Rückkehr zur Kirche, emſig ausgebeutet worden, um die vermeintliche Ohnmacht dieſer Kirche nachzuweiſen, indem ſie ihn ſelbſt als einen verlorenen Mann der Nachwelt überliefern. — Es iſt wahr, er ſelbſt ſagt:

„Ich weiß es, Herr (o werd' ich's einſt vergeſſen?),
Daß werth ich bin, im Abgrund zu verſinken,
Den ich mir grub; die Wellen, die dort blinken,
Sind Mutterzähren, die ich aus that preſſen;

Dieweil den Taumelbecher ich vermeſſen
Geziert, zur letzten Neige auszutrinken,

Sind die Sirenen, die noch Manchem winken,
Mir jetzt Harpyen, die am Mark mir fressen!"

Ja, er bekennt ferner:

„Selbst in der sieben Hügel Schoos
War das Gelüst mein Taggenoß,
Mein Nachtgesell das Grauen!

Gehetzt, der alten Sünde treu,
Von Reu zur Gier, von Gier zur Reu',
Selbst auf den heilgen Bergen
Hab' ich gesündigt freventlich;
Entwürdigt hab ich Rom und mich,
Das will ich nicht verbergen."

Aber wir fragen: Wird denn seine Sündhaftigkeit darum schwärzer, weil er sie nirgend weiß zu brennen sucht, sondern herzhaft eingesteht und verachtet? Oder gilt hier etwa, wie vor den weltlichen Behörden, das freche Läugnen als ein juristisches Kunststück, um den Richter zu täuschen? Wo, fragen wir, hat es ein Dichter jemals mit seinen Jugendsünden so schmerzlich ernst genommen, als Werner? Die heutigen Poeten machen sich's freilich leichter und lachen über solchen Aberglauben — wir aber vermögen es nicht. Uns vielmehr will jenes Grauen vor der Sünde, jene Reue selbst schon als eine moralische Kraft, und die Umkehr des Dichters, je tiefer er versunken war, nur um so bedeutungsvoller und wunderbarer erscheinen. Daß aber diese Umkehr, und zwar in und durch Rom, eine totale und entschiedene war, wird keinem Unbefangenen zweifelhaft bleiben. Schlag't seine Tagebücher auf, die nie für den Druck bestimmt waren; da plaudert er anfangs, in der Schweiz und auf der Reise, noch von seinen heimlichen Sünden, wie von Güen, Trinken, Theater und anderen Dingen eben, gleichgültig, ja mit frivoler Lust.

Bei seinem Eintritt in Rom aber ist es zunächst, als stutzte er innerlichst vor den Schauern der Vergänglichkeit und Ewigkeit, die dort über dem Grabe einer untergegangenen Welt sich mahnend begegnen; die Stimmung wird allmählich ernster, tiefer, siegesfreudiger, die Sündenbekenntnisse werden immer seltener und verstummen endlich ganz, die Sünde wird zum Ringen mit der Versuchung, das unruhige Suchen zum Finden, die Tage beginnen und enden mit Gebet. Das Ganze macht unverkennbar den Eindruck eines unverhofft Genesenden, und haben wir ihm früher das Schlechte auf's Wort geglaubt, warum sollten wir ihm nicht eben so glauben, wenn er jetzt von Rom sagt:

„Und als ich schier erlag trostlosen Schmerzen,
(Den Schmerzen, die verdammen, statt zu segnen!)
Als mir verbargen sich die Himmelskerzen,
Die Thränen selbst mir nicht mehr wollten regnen,
Und als allein ich stand mit meinem Herzen,
Allein! — (es möge Keinem das begegnen!) —
Da kam, als ich mich kaum noch konnte regen,
Die Hehre mir mit Huld und Trost entgegen!" —

„Und preisen werd' ich mein Geschick
Und segnen jeden Augenblick,
Wo ich an Petrus Grabe,
Der wie die Bibel thut Bericht,
Gesunken, doch versunken nicht,
Zuerst gebetet habe!

Da ließ der Herr den Blitz erglühn:
„Nur der Entsagung wird verziehn!""
Sprach Gott im Blitzesflimmer!
— — — — —
Und ich entsagt' für immer!

Was dorten mir ward kund gethan,
Kund' ich, will's Gott, wohl einmal an

Durch Wort und Blick den Brüdern;
Denn was der Herr uns kundig macht,
Das wandelt in des Busens Nacht,
Und singt sich nicht in Liedern."

Sein, im J. 1823 erfolgter Tod endlich war ein friedliches Einschlummern, und die Trauer und Theilnahme, die er erregte, eine allgemeine und herzliche; Beides nicht wohl denkbar, wenn er dem Wiener Volke das ärgerliche Schauspiel eines sittenlosen, oder auch nur zweideutigen Priesters gegeben hätte. Eine unmittelbar nach seinem Hinscheiden in Wien erschienene kleine Schrift sagt hierüber: „Seine liebste Beschäftigung (während seiner letzten Krankheit) war das Gebet, und wenn er eben, was oft Stunden lang geschah, sich vorbeten ließ, vermochte weder ein Besuch, noch irgend ein anderer Gegenstand ihn hierin zu stören. So heiter war und blieb dabei sein Geist, daß er, obgleich von Todesschwäche niedergedrückt, und unfähig irgend einer Labung oder Erquickung, dennoch Witz und Laune genug übrig behielt, um mit manchem Scherze die Herrschaft seines Geistes über alles leibliche Elend, und, was unendlich mehr ist, die Gnade zu beurkunden, womit der Herr und Vater der Erbarmungen seine Seele bekräftigte, daß sie mit Zuversicht der starken, christlichen Hoffnung, festiglich vertrauend auf die Huld und Macht des göttlichen Erlösers, für dessen Namen und Glorie er seinen letzten Lebenshauch angewendet, in demüthiger und stiller Sanftmuth dem Augenblick des Scheidens entgegensah. — Vornehme und Niedere, Feingebildete und Menschen aus gemeineren Classen, drängten sich hinzu, um dankbar die erkalteten Hände zu küssen, ja nicht durch dieses Benehmen blos, sondern mit lauten Worten auch vor allen Anwesenden freimüthig zu bekennen, daß sie durch ihn wieder

auf den Weg des Heils und zur Erkenntniß der Wahrheit geleitet worden seien."

Das ist eine flammende Grabschrift, die alles eitle Gerede von Phantasterei, Jesuiterei u. s. w. verzehrt, und um die mancher Dichter in der letzten Stunde ihn beneiden möchte. — Werners Leben war sonach, wie wir klar gemacht zu haben glauben, bis an sein Ende ein unausgesetzter Fortschritt in sittlicher und religiöser Beziehung. Er ist hierin mit Friedrich Schlegel zu vergleichen, indem Beide die Romantik ernst und consequent in sich durchgelebt; aber darin sind Beide wieder ganz verschieden, daß Werner, bei allem seinem Streben nach praktischer Wirksamkeit, dennoch die Romantik fast ausschließlich nur auf sich selbst bezog, während Schlegel, mit bei weitem höherer Kraft begabt, sie auch objectiv in Kunst, Religion und Wissenschaft verklärend einführte, also ihre eigentliche Bestimmung unvergleichlich vollständiger erfüllte.

Brentano.

Das ähnliche Schauspiel eines lebenslangen inneren Kampfes, das wir bei Werner gesehen, bietet auch Clemens Brentano dar, und doch wieder so grundverschieden, wie die beiden Dichter es waren, die ihn geführt. Denn schon der Feind, mit dem sie rangen, war bei Beiden nicht ganz derselbe; während Werner gegen eine zaumlose Leidenschaft kämpfte, hatte der Andere einen bei weitem geistigeren Gegner in sich zu bestehen.

Brentano ist bekanntlich nun schon seit mehreren Jahren todt; die Leute haben im Leben wenig von ihm gewußt, und nach dem Tode ihn kaum vermißt. Das wird niemanden sonderlich befremden, der das Verhältniß der Dichter zu den Leuten kennt. Goethe war lange Zeit unbekannt, ja verhöhnt, während Kotzebue und Lafontaine florirten; Arnim stand verlegen auf dem Bücherbrett (und steht unseres Wissens noch ruhig dort), während sie sich in den Leihbibliotheken um Fouqué rissen. Man kann von den Leuten billigerweise eben so wenig prätendiren, daß sie poetisch sein, als daß sie gesund sein sollen; sie haben Anderes zu thun und mit ihrer eignen Geistreichigkeit zu viel zu schaffen, und der durch die beständige Cultur ausgeweitete Lesemagen verlangt derberes Futter. Schon Görres bemerkte irgendwo, das große Publicum geberde sich wie das Mammuth in den Urwäldern der Poesie: es bricht und spaltet sich unersättlich Rinde und ganze Stämme zum täglichen Fraß, und schnuppert im Vorüberstapfen kaum an dem Blumenstrauß, den ihm die Muse schüchtern und von fern zu reichen versucht. — Mit Brentano hatte es indeß noch ein anderes Bewandniß. Jeder Dichter nämlich hat zwar, oder soll doch sein bescheiden Theil Genie haben; aber Brentano hatte dessen unbescheiden viel; darüber erschraken die Einen, den Andern dagegen war das grade recht, und sie wollten eben anfangen, jubelnd in die Hände zu klatschen; da fiel es ihm bei, despectirlich von der Genialität überhaupt zu reden und ihnen den ganzen verhofften Spaß wieder zu vereiteln. So verdarb er's mit Beiden.

Das ist ungefähr Brentano's Dichterlaufbahn; wir wollen versuchen, sie mit wenigen Worten deutlicher zu bezeichnen.

Seine Schwester Bettina schreibt ihm einmal: „Meine Seele ist eine leidenschaftliche Tänzerin, sie springt herum nach

einer inneren Tanzmuſik, die nur ich höre und die andern nicht. Alle ſchreien, ich ſoll ruhig werden, und Du auch, aber vor Tanzluſt hört meine Seele nicht auf Euch, und wenn der Tanz aus wäre, dann wär's aus mit mir. Und was hab ich denn von allen, die ſich witzig genug meinen, mich zu lenken und zu zügeln? Sie reden von Dingen, die meine Seele nicht achtet, ſie reden in den Wind. Das gelob ich vor Dir, daß ich nicht mich will zügeln laſſen, ich will auf das Etwas vertrauen, das ſo jubelt in mir, denn am End iſt's nichts Anderes, als das Gefühl der Eigenmacht, man nennt das eine ſchlechte Seite, die Eigenmacht. Es iſt ja aber auch Eigenmacht, daß man lebt." — Wir jedoch in unſerer Sprache möchten dieſe verlockende Naturmuſik, dieſen Veitstanz des freiheitstrunkenen Subjects, kurzweg das Dämoniſche nennen, womit eine unerhört verſchwenderiſche Fee beide Geſchwiſter, Bettina wie Clemens, an der Wiege faſt völlig gleich bedacht hatte.

Bettina jubelt noch bis heute eigenſinnig fort in ihrer Eigenmacht, während Clemens, jene Eigenmacht vielmehr als eine falſche Fremdherrſchaft erkennend, mit dem Phantom gerungen bis an ſein Ende. Und eben darin liegt die eigenthümliche Bedeutung Brentano's, daß er das Dämoniſche in ihm nicht etwa, wie ſo viele Andere, beſchönigend als geniale Tugend nahm oder künſtleriſch zu vergeiſtigen ſuchte, ſondern beſtändig wie ein heidniſches Fatum gehaßt hat, das ihn wahrhaft unglücklich machte; daß er ferner dieſen Kampf nicht ſyſtematiſch und planmäßig — wie z. B. Werner gethan, der in ſeinen höheren Richtungen reflectirend, in der Religion theologiſch war — ſondern als ein geborener Dichter ſprunghaft, nach Gelegenheit und augenblicklicher Eingebung und mit wechſelndem Glück, wie einen unordentlichen, phan-

taſtiſchen Partiſankrieg geführt hat mit allen ſpiegelblanken Zauberwaffen der Poeſie, mit Klang und Witz und einer zweiſchneidigen Ironie, die ſich ſelbſt am wenigſten verſchonte. Daher auch bei ihm, je nachdem die eine oder die andere der im Kampf begriffenen Gewalten die Oberhand gewann, das Aphoriſtiſche, Improviſirte in ſeinem Leben, eine in den ſeltſamſten Contraſten wechſelnde, ſcheinbare Doppelgängerei, jenes chamäleontiſche, aber immer prächtige Farbenſpiel, womit uns ſeine Erſcheinung oft in Erſtaunen ſetzt. So behauptet er aus einem natürlichen Hange zur Einſamkeit, Gott habe den Dichter einſiedleriſch geſtellt; und iſt doch jederzeit bereit, ſich in das bunteſte Weltleben zu ſtürzen. So räth er voll Eifer der Schweſter Bettina, recht fleißig in der Küche zu helfen, gute Kuchen zu kneten u. ſ. w., und ſagt doch bald darauf wieder: „Alles Gegenwärtige iſt mir nur der Stiel, an dem ich Vorzeit und Zukunft anfaſſe — ich bin ein geborener Idealiſt — glücklich bin ich nicht, das iſt Menſchenwerk, unglücklich bin ich nicht, das iſt auch Menſchenwerk; ich bin Alles, das iſt Gottes Werk, und mag es niemand beweiſen, das iſt arme Beſcheidenheit, die Kunſt aber iſt die Kanaille, die mich mit dieſem ſorgenvollen Ehrgeize behängt hat, und die Trägheit iſt es, der ich es verdanke, daß ich ſo edel bin.“ — Und während er dennoch der Kunſt, und nur der Kunſt, ſein ganzes Leben weiht, ſpricht er wegwerfend, ja entrüſtet davon: „Es iſt auch wirklich ein verdächtiges Ding um einen Dichter von Profeſſion, der es nicht nur nebenher iſt. Man kann ſehr leicht zu ihm ſagen: Mein Herr, ein jeder Menſch hat, wie Hirn, Herz, Magen, Milz, Leber und dergleichen, auch eine Poeſie im Leibe, wer aber eins dieſer Glieder überfüttert, verfüttert oder mäſtet, und es über alle anderen hinübertreibt, ja es gar zum Erwerbszweige

macht, der muß sich schämen vor seinem ganzen übrigen Menschen. Einer, der von der Poesie lebt, hat das Gleichgewicht verloren; und eine übergroße Gänseleber, sie mag noch so gut schmecken, setzt doch immer eine kranke Gans voraus." — Fast erschrocken sagt daher seine Freundin Günderode von ihm: „Es kömmt mir oft vor, als hätte er viele Seelen; wenn ich nun anfange, einer dieser Seelen gut zu sein, da geht sie fort und eine andere tritt an ihre Stelle, die ich nicht kenne, und die ich überrascht anstarre, und die, statt jener befreundeten, mich nicht zum Besten behandelt."

Es ist begreiflich, ein so außerordentlich componirtes Talent, wo Licht und Schatten, weil sie miteinander rangen, dicht nebeneinander lagen, ja oft stoßend und drängend ineinander überzugehen schienen, wo neben hingebender Andacht und aller wunderbaren Süßigkeit der Romantik ein übermächtiger Witz mit den Dingen koboldartig spielte, Alles verletzend, was er liebte — eine so ungewöhnliche Natur, sagen wir, mußte häufig verkannt und mißverstanden werden, indem die Welt zu bequem ist, um genauer hinzusehen und im Scherz den Ernst, „das tiefe Leid im Liede" zu erkennen. Und so geschah es denn auch in der That, daß Brentano den Meisten als ein schlechthin unerklärlicher Proteus, als ein innerer Widerspruch, ja Manchen als ein scheinheiliger, unredlicher Faselant galt; und während die Einen ihn vornehm in seinen Sünden stecken ließen, fabelten ihn Andere als Mönch zu gerechter Buße in ein polnisches Kloster hinein. Er selbst hat diese bornirte Ungerechtigkeit seiner Zeitgenossen in manchen Stunden schmerzlich gefühlt, und äußert einmal darüber. „Es ist entsetzlicher, von gemeinen Menschen für genialisch, als für einen Narren gehalten zu werden." Nur Goethe's Mutter, die bekannte Frau Rath, die sich selten

irre machen ließ, hatte prophetisch schon zu dem Knaben Clemens gesagt: „Dein Reich ist in den Wolken, und nicht von dieser Erde, und so oft es sich mit derselben berührt; wird's Thränen regnen."

Und der heiteren Sibylle ist's auch diesmal zugetroffen. Kein Unbefangener wird in jenem ergötzlichen Tumulte der verschiedenen Seelen die rechte, wahre Seele, den Krystallquell, der insgeheim alle die wildspielenden Springbrunnen treibt, wir möchten sagen, das eigentlich Wunderbare seiner Wunderlichkeiten verkennen; es ist das unverwüstlich tiefe religiöse Gefühl, das er mit Werner gemein hatte; und eben der, von der Frau Rath prophezeite, schmerzliche Zusammenstoß jener beiden Reiche in ihm bildet das wunderbare Regenbogenspiel seiner Poesie. — Sein Briefwechsel mit seiner Schwester Bettina (von dieser unter dem Titel „Clemens Brentano's Frühlingskranz" herausgegeben) ist ein merkwürdiges Denkmal der in ihm arbeitenden Gegensätze. Er spielt hier den altklugen Hofmeister gegen seine jüngere Schwester; das steht ihm gar seltsam zu Gesicht und wird ihm offenbar herzlich sauer, weshalb er denn auch oft genug aus der Rolle fällt und von Bettina derb ausgelacht wird. Ueberall aber ist die heimliche Angst vor sich selber fühlbar, vor dem eigenen Dämon, den er in der gleichbegabten Schwester wie ein erschreckendes Spiegelbild wiedererkannt und daher aus allen Kräften bekämpft; das Ganze ist wie ein Monolog eines Besessenen, dessen innere Geister hier, nur mit verschiedenen Stimmen, wechselweis miteinander streiten. Oder ist es nicht, als spräche er recht eigentlich von sich selbst, wenn er in Beziehung auf Bettina sagt: „Wehe! Mir ist, als stehe ich auf einem vulkanischen Boden, wo die verwitterte Lava, von der schaffenden Natur üppig begrünt, hervorbricht in Flammen

und verzehrt es wieder. Und hier und da liegen Brandstätten unter dem ewigblauen Himmel. Was nützt mein guter Wille, meine Stimme, mein Wort? Wie könnte das diesen Boden erschüttern, in dem ein innerliches Wirken verborgene Wege schleicht, und dann, jeder Gewalt unerreichbar, plötzlich das begonnene Gepflegte zerstörend auflammt." Oder wenn er an einer andern Stelle von den sogenannten großen Menschen redet, die Gott mit berauschendem Stolze für ihre Mühe mit den Wissenschaften belohnt und sie die schöne Mitte verachten lehrt; und dann der Schwester zuruft: „Ich bitte Dich, bleibe in dieser Mitte und steige nur in die Höhe um zu beten." — In seiner frühesten Dichtung schon: „Godwi, oder das steinerne Bild der Mutter" kündigt sich dieser Kampf, freilich noch roh und düster, an, und er nennt es selber einen verwilderten Roman. Dieser Roman enthielt schon damals (1801 und 1802) ungefähr alle Elemente, womit die jetzige Literatur als mit neuen Erfindungen prahlt: Weltschmerz, Emancipation des Fleisches und des Weibes und revolutionäres Umkehren der Dinge. Und dennoch ist er wieder gänzlich verschieden von jener neuesten Literatur. Denn einmal klingt auch im Godwi in den einzelnen eingestreuten Volksliedern überall schon ein tieferer, ja religiöser Ernst fast sehnsüchtig hindurch; und sodann überkommt den Dichter selbst mitten in dieser Verwirrung die tödlichste Langeweile, Ekel und Abscheu davor, und er vernichtet sofort, was er im ersten Bande geschaffen, im zweiten Bande schonungslos wieder durch die bitterste Ironie. Er selbst sagt: „Ich werde die Kunst an diesem Buche rächen, oder untergehen." — Auch in dem wundervollen Lustspiele „Ponce de Leon", wo ein wahrhaft dämonischer Witz mit der Wirklichkeit, wie eine Fontaine mit goldenen Kugeln spielt, ist doch im Grunde dieser poetisch

zerfahrene, träumerische Ponce eigentlich der Dichter selbst, gegen den er alle Ironie gewendet; und in seiner „Geschichte vom braven Kaspert und der schönen Annerl“ entfaltet er mitten durch den fatalistischen Spuk eines dunkel hereinragenden Verhängnisses das tragische Spiel eines edlen Gemüths mit der falschen Ehre, in einfachen, ergreifenden Zügen das schöne Grundthema variirend: thue deine Pflicht und gieb Gott allein die Ehre. — Und immer lichter und mächtiger ringt sich der unsichtbare Schutzengel, der ihn durch's Leben begleitet, aus den Trümmern einer verworrenen Jugend empor. Es ist, als vernähmen wir seinen leisen Flügelschlag in dem „Tagebuch der Ahnfrau“, wo die schönsten Lieder wie Glockenklänge durch das Waldesrauschen herübertönen. So auch in der „Chronika von dem fahrenden Schüler“, dem sich, obgleich er arm und verlassen, die Natur und das Leben in aller Freudigkeit aufschließen, weil er Alles unschuldig und mit herzlicher Frömmigkeit und Demuth betrachtet; denn „Du sollst nicht traurig sein um des Leides willen, das Dich auf Erden treffen wird, nein, nur um Deiner und Aller Schuld, deren Strafe das Leid ist. Auf Erden sind wir Alle arm, und müssen mannigfach mit unserem Leben herumwandeln, und lernen, und bleiben doch arme Schüler, bis der Herr sich unser erbarmt, und uns einführt durch seinen bitteren Tod in das ewige Leben.“ — Seine Lieder endlich haben Klänge, die von keiner Kunst der Welt erfunden werden, sondern überall nur aus der Tiefe einer reinen Seele kommen; z. B. in dem Liede: „Mutter, halte dein Kindlein warm, die Welt ist kalt und helle“, die geheimnißvolle Gewalt der Mutterliebe:

„Komm her, komm her, trink meine Brust,
Leben von meinem Leben.

O könnt' ich alle fromme Luſt
Aus meiner Bruſt dir geben

Nur Luſt, nur Luſt, und gar kein Weh.
Ach du trinkeſt auch die Schmerzen,
So ſtärke Gott in Himmelshöh
Dich Herz aus meinem Herzen.

O du unſchuldger Himmel du!
Du lachſt aus Kindesblicken,
O Engelleben, o ſelge Ruh,
In dich mich zu entzücken."

Alle Herzinnigkeit keuſcher Liebe tönt bei ihm oft in wahren Nachtigallenklagen, wie in dem Liede der Spinnerinn:

„Es ſang vor langen Jahren
Wohl auch die Nachtigall,
Das war wohl ſüßer Schall,
Da wir zuſammen waren.

Ich ſing' und kann nicht weinen
Und ſpinne ſo allein
Den Faden klar und rein,
Solang der Mond wird ſcheinen.

Da wir zuſammen waren,
Da ſang die Nachtigall,
Nun mahnet mich ihr Schall,
Daß Du von mir gefahren.

So oft der Mond mag ſcheinen,
Gedenk ich Dein allein,
Mein Herz iſt klar und rein,
Gott wolle uns vereinen.

Seit Du von mir gefahren,
Singt ſtets die Nachtigall,
Ich denk' bei ihrem Schall,
Wie wir zuſammen waren.

Gott wolle uns verleihen,
Hier ſpinn' ich ſo allein,
Der Mond ſcheint klar und rein,
Ich ſing' und möchte weinen."

Eben ſo dürften ſich wohl wenige Soldatenlieder, alte oder neue, an herzhafter Frömmigkeit mit dem nachſtehenden vergleichen können:

„Es leben die Soldaten
So recht von Gottes Gnaden,
Der Himmel iſt ihr Zelt,
Ihr Tiſch das grüne Feld.

Die Sterne haben Stunden,
Die Sterne haben Runden
Und werden abgelöſt,
Drum, Schildwach, ſei getröſt.

Zum Haſſen oder Lieben
Iſt alle Welt getrieben,
Es bleibet keine Wahl,
Der Teufel iſt neutral.

Wir richten mit dem Schwerte,
Der Leib gehört der Erde,
Die Seel' dem Himmelszelt,
Der Rock bleibt auf der Welt."

Am ſiegreichſten aber vielleicht zeigt ſich die höhere Verſöhnung jener dichteriſchen Doppelnatur Brentano's in ſeinen hinterlaſſenen Märchen. (Die Märchen des Clemens Brentano, zum Beſten der Armen nach dem letzten Willen des Verfaſſers herausgegeben von Guido Görres. 1846—1847). Hier iſt es nun allerdings zunächſt wieder das urſprünglich Dämoniſche, das uns übermächtig entgegentritt, in dem faſt magiſchen Naturgefühl, in dem beſtändigen Wetterleuchten des Witzes, der wie eine unabwendbare Naturgewalt über Freund und

Feind ergeht, in einer ganz entfeſſelten Phantaſie, die den verborgenen Zuſammenhang des Entlegenſten blitzartig aufdeckt, als ob ſich das Unerhörte eben von ſelbſt verſtünde. Da blicken wir gleich in dem erſten, herrlichen Märchen vom Rhein und dem Müller Radlauf, wie bei Erſchaffung der Welt, in den wunderſamen Haushalt der Elementargeiſter, und was die Natur geheimnißvoll ſchafft, ſproſſet und ahnt, ſehen wir in Sehnſucht, Zorn und Liebe da unten geſchäftig: Wald- und Hauskobolde, Flußgötter, Nymphen, Echo und die Lurelei mit ihren ſieben Jungfrauen; vor Allen aber den Vater Rhein in ſeinem gläſernen Hauſe, und über deſſen Glasgewölbe das Gewäſſer mit Millionen bunter Fiſche, die ſich mit ihren glänzenden Schuppen an das Glas anlegen und mit ihren Goldaugen hereinſehen, ſo daß die ganze Decke wie tauſend Regenbogen durcheinanderflimmert, und wo ſich die Fiſche wegbegeben, ſieht man wieder zwiſchen wunderbaren Felſen die Sterne und den Mond leuchten, während aus der Tiefe der dort verſenkte Nibelungenhort heraufſchimmert, und unten die ertrunkenen Kinder ſchlafen, daß es wie in einem Himmel von tauſend ſchlummernden Kindergeſichtern zu ſchauen iſt. — Aber alle dieſe, an ſich heidniſchen und untereinander feindlichen Kräfte ſind zu heiterer, harmloſer Schönheit bewältigt durch eine gewaltigere Kraft, durch eben jenes religiöſe Grundgefühl, das nirgend ſich wortreich aufdrängend, wie der unſichtbare Hauch eines Sonntagsmorgens das Ganze durchweht und von einem Unterſchiede zwiſchen dem Dieſſeits und Jenſeits nichts mehr weiß; wie z. B. in der meiſterhaften Erzählung von der Gefangenſchaft der Prinzeſſin Urſula und der Nothtaufe ihres Kindes. Er ſelbſt ſpricht es in dem Märchen „Gokel, Hinkel, Gakeleja“ aus:

„Salomo, du weiser König,
Dem die Geister unterthänig,
Sey' uns von dem stolzen Pferde
Ohne Fallen sanft zur Erde,
Führ' uns von dem hohen Stuhle
Bei der Nachtigall zur Schule,
Die mit ihrem süßen Lallen
Gott und Menschen kann gefallen. —
Führ' uns nicht in die Versuchung
Unfruchtbarer Untersuchung:
Nicht der Kelter ewge Schraube,
Nein, die Rebe bringt die Traube.
Mach' einfältig uns gleich Tauben,
Segne uns mit Kinderglauben,
Laß' die Engel bei uns wachen,
Daß wir wie die Kinder lachen,
Daß wir wie die Kinder weinen,
Laß' uns Alles sein, nichts scheinen."

Die Literatur überhaupt hat hauptsächlich dreierlei Märchen aufzuweisen. Das galante Märchen, dessen sich insbesondere die Franzosen bemächtigt haben; eigentlich nur eine Maskerade leichtfertiger Salon-Fräuleins, die sich aus Langerweile als Feen mit Reifrock und Toupé verkleiden, um ihre verliebten Kavaliere zu necken, und bei deren Elfentänzen man beständig das Philinen-Pantöffelchen klappen hört. Dann das philosophische Märchen, wo die Allegorie und eine gewisse phantastische Symmetrik der Gedanken die Poesie vertritt; und endlich das Volksmärchen, das, wie die alten Bilder auf Goldgrund, auf dem religiösen Volksglauben ruht. Zu den letztern gehören Brentano's Märchen. Aber wie die Poesie überhaupt, wenn sie einen gewissen Grad künstlerischer Vollendung errungen, nicht dem Volke allein anheimfallen kann und soll, so hat auch Brentano seine Märchen häufig über den kindlichen Gesichtskreis des Volkes hinaus erweitert und in dem Zauberspiegel

auch die sogenannte gebildete Welt mit aufgefangen, die allerdings auf dem Hintergrunde jenes grundverschiedenen Volksglaubens ganz von selber märchenhaft erscheint. So bildet dieser Gegensatz von Naturpoesie und Kunstpoesie selbst das Hauptthema des Märchens „vom Murmelthier". So auch handelt z. B. das „Märchen vom Fankfelieschen Schönefüßchen" von den modernen Kinderverziehungssystemen, und beinebst unter vielem Andern auch noch vom Schürzen- und Pantoffel-Regiment des Aberglaubens, gegen das sich der arglistige König Jerum auflehnt, der immer von Freiheit spricht, nachdem er den in den Wirthshäusern bisher stets angeketteten Stiefelknecht von der Kette los und zu einem Fußbefreier gemacht hat, aber aus der Apotheke zum großen Orient für Civilisation, Aufklärung, Menschenliebe und Preßfreiheit sich insgeheim das sogenannte Successions- oder Erbschaftspulver holen läßt, womit er den Hirsenbrei der vornehmen Waisenkinder in Fankfelieschens Erziehungsanstalt vergiften will, um deren Güter an sich zu ziehn.

Man spricht von Brettern, die die Welt bedeuten; man könnt' es vielmehr vom Märchen sagen. Da probirt die Sage die Geschichte, die arme, gebundene Natur träumt von Erlösung und spricht im Traume in abgebrochenen, wundersamen Lauten, rührend, kindisch, erschütternd, es ist das alte, wunderbare Lied, das in allen Dingen schläft. Aber nur ein reiner, gottergebener, keuscher Sinn kennt die Zauberformel, die es weckt, und wir erhalten eine große Meinung von Brentano's ethischer Gewalt, wenn wir ihn so durch den Sommernachtstraum der Welt, ihn deutend und lösend, auf dem Märchen-Rhein dahinfahren sehen.

„Himmel oben, Himmel unten,
Stern und Mond in Wellen lacht,

Und in Traum und Luft gewunden
Spiegelt ſich die fromme Nacht."

Nach allem dieſen könnte in der That nur eine ſehr beſchränkte Beurtheilung, die für unſichtbare Geiſteskämpfe überhaupt kein Verſtändniß hat, Brentano zu den Zerriſſenen zählen wollen. Denn was bei ihm wohl zuweilen ſo erſcheint, beruht keineswegs, wie bei den Zerriſſenen, auf Unglauben, auf einer bloßen Negation oder Blaſirtheit, mit Einem Worte: nicht auf einem innern Bankerott, ſondern vielmehr auf einem geiſtigen Ueberſchuſſe, der in den hergebrachten Formeln der Poeſie nicht aufgehen will. Und wenn jene ihre Blöße mit den Lappen der Genialität, die Brentano verſchwenderiſch als Lumpen weggeworfen, mühſelig zu flicken und zu behängen ſuchen und mit ihrer Armuth obendrein noch kokettiren; ſo hat dieſer dagegen den Zwieſpalt in ſich ſtets als eine Krankheit erkannt, die man nicht freventlich hegen, ſondern bezwingen ſoll. Auch er zwar handhabt die Ironie ſcharf und gewandter, als irgend einer ſeiner Kunſtgenoſſen; aber ſeine Ironie iſt keine ſich ſelbſt genügende, äſthetiſch aufgebaute Kunſt, ſondern eine aus innigſter Entrüſtung hervorbrechende moraliſche Kraft, um das Schlechte und Gemeine im Leben zu vernichten. Und ſo hat dieſer reichbegabte Romantiker allerdings in treuem Kampfe jene Krankheit in ſich bezwungen, und alle ſeine Verirrungen, ſeinen Schmerz und ſeine Umkehr faßt er ſelbſt rückblickend noch einmal zuſammen, wenn er kurz vor ſeinem Tode an eine Freundin ſchreibt: „O mein Kind! Wir haben nichts genährt als die Phantaſie, und ſie hatte uns theils wieder aufgefreſſen. Wenn ich nun in Deinem ganzen Weſen und in Deinem Bezug auf mich das ganze Maß der gleichen Liebe und Theilnahme fühle und genieße, und alles das ganz

und vollkommen gesund, schlicht und unverkräuselt und nicht anders gemischt, als nach dem Recept des Katholicismus: Du sollst Gott lieben über Alles und deinen Nächsten wie dich selbst; so fühle ich ein tiefes Leid, daß alles das in mir und jenen nur vermischt und zerrissen vorhanden ist, wenngleich die elenden Trümmer auf dem Bruch hier und da glänzen; ich fühle also bei diesen Eindrücken die unendliche Verletzung, die ich und andere durch den Verlust der Religion und durch die Hingabe an die Welt und ihren Dienst erlitten haben und dieses Gefühl erfüllt mich mit Leid und Reue; denn wäre ich gehorsam und treu gewesen dem Gebote, das ich gelernt wie Du, ich könnte mich eines ähnlichen Glückes preisen — und so sei es denn hingeschrieben als eine neue Aneiferung für Dich, in dem treuen katholischen Wandel muthig ohne Qual, unter Gebet fortzufahren und Deine Kinder und alle Dir nahegestellten Seelen mit unverletzlicher Gewissenhaftigkeit auf den Wegen der Religion fortzuführen, so viel du vermagst, zu stützen und zu schützen."

Schenkendorf.

Max von Schenkendorf (1784—1817) ist einer der liebenswürdigsten und unschuldigsten Romantiker, der nichts fördert oder modificirt, aber alle romantischen Elemente getreu und ohne irgend einen trübenden Hauch von Ironie oder Affectation, in reiner Seele noch einmal wiederspiegelt. Es ist wie der Nachsommer der scheidenden Romantik, schon etwas herbstlich verblaßt, mehr wehmüthig

als verheißend. Er gehört zu den Dichtern, die man beziehungsweise die passiven nennen könnte, weil sie weniger erfinden, als das Erfundene innig nachempfinden. Fern von der ursprünglichen Ueberschwänglichkeit des ausbrechenden poetischen Frühlings, von jenen Wagnissen, Höhen und Abgründen der Seele ist daher der Kreis seiner Anschauungen nur beschränkt, aber um desto intensiver. Es ist die Romantik, auf eine einzige große Thatsache: den Befreiungskrieg, angewendet. Als der eigentliche Sänger dieses Kampfes, tiefer und wahrer als Körner, ließ er alle romantischen Schlaglichter verklärend auf das eine Ereigniß fallen; und als es dann wieder stille ward, wurde auch er bald abgerufen.

Mit hohem sittlichen Ernst faßt er zunächst Grund und Zweck des Krieges in ihrer welthistorischen Bedeutung auf. Es gilt nicht eitlen Ruhm, noch Land und Gut, es gilt nichts Geringeres, als das alte, fromme, tapfre, ehrenhafte Deutschland, wie er es treu im Herzen trägt, als eine feste Burg der Christenheit wieder aufzurichten. Denn dieses Deutschland hatte sich selbst vergessen, seine Tugenden und seine Bestimmung; und — mit Bezug auf seine schönste, längstversunkene Erscheinung, den deutschen Ritterorden in Preußen — klagt daher der Dichter:

„Ach, die Ritter sind gefallen,
Ihre Tempel sind entweiht,
Abgebrochen ihre Hallen —
Auf den Särgen liegt ihr Kleid.

Immer nur das Lose, Neue
Nahm die jüngste Zeit zum Ziel,
Alte Kraft und alte Treue
Lebten kaum im Ritterspiel."

Und in diesem Todesschlafe wurde es überschlichen von der

Nemesis, von der Luſt am Fremden, von der Knechtſchaft und der Schande.

„Wir haben Alle ſchwer geſündigt,
Wir mangeln alleſammt an Ruhm.
Man hat, o Herr! uns oft verkündigt
Der Freiheit Evangelium;
Wir aber hatten uns entmündigt,
Das Salz der Erde wurde dumm;
So Fürſt als Bürger, ſo der Adel,
Hier iſt nicht einer ohne Tadel.

Wir haben an der bunten Wange
Der alten Babel uns berauſcht,
Und ihrem frechen Luſtgeſange
Mit keuſchem deutſchen Ohr gelauſcht,
Die Kraft entſchwand uns vor dem Klange,
Im Taumel haben wir vertauſcht
Mit eitlem Rothwelſch der Maronne
Die Sprache Teuts, der Helden Wonne.

Da kamen über uns gezogen
Die Schlacht, die Greuel ohne Zahl,
Wir bauten mit am Siegesbogen,
Wir ſaßen mit am Götzenmahl;
Die nie das freie Haupt gebogen,
Die Männer ſtolz und rein wie Stahl,
Sie webten mit am Sklavenbande,
Sie prunkten mit dem Schmuck der Schande.

Aber in der höchſten Noth, und als die Schuld durch ſchwere Buße geſühnt war, erkannten ſie ſich ſelber wieder an dem ewigen Zeichen ihres vergeſſenen Ordens.

„Denn ein Herr, dem Alle weichen,
Hat den Jammer fromm bedacht,
Hat uns unſre Ordenszeichen
Aus der Gruft heraufgebracht. -

Wieder schmückt es unsre Fahnen,
Wieder deckt es unsre Brust,
Und im Himmel noch die Ahnen
Schauen es mit Heldenlust.

War das alte Kreuz von Wollen,
Eisern ist das neue Bild,
Anzudeuten, was wir sollen,
Was der Männer Herzen füllt."

Denn in solchem Streit um die höchsten Güter für ganz Europa, war vor allen andern ein tiefsinniges Volk zum Vorkämpfer berufen:

„Das ist das Volk im Herzen
Der heil'gen Christenwelt,
Das fester alle Schmerzen
Und alle Freuden hält.
Das ist ein Volk der Treue,
Der Demuth und der Kraft,
Das ist die Gottesweihe,
Die Deutschlands Würde schafft."

Als ein echter Paladin erwählt er daher nun seine schöne Herrin, zu deren Preis er fechten will, an die er immerdar geglaubt, die ein Leuchten aus großen Tagen wie sagenhafter Zauber umschwebt: „sein heiliges, sein deutsches Reich" — und alle frischen Klänge der Romantik schlägen in dem Liede an:

„Ich zieh' in's Feld für meinen Glauben,
Für aller Welten höchstes Gut,
Am Nile schwur der Feind zu rauben
Uns vom Altar des Heilands Blut.

Ich zieh' in's Feld für ew'ges Leben,
Für Freiheit und uraltes Recht,
In frischer Kraft soll sich erheben
Der Mensch, zu lange schon ein Knecht.

Ich zieh' in's Feld um Himmelsgüter
Und nicht um Fürstenlohn und Ruhm;
Ein Ritter iſt geborner Hüter
Von jedem wahren Heiligthum.

Ich zieh' in's Feld für Deutſchlands Ehre,
Das Luſtſpiel alter Heldenwelt;
Daß Lied und Minne wiederkehre
In unſer grünes Eichenzelt.

Ich zieh' in's Feld mit freien Bauern
Und ehrenwerther Bürgerzunft,
Ein ernſter Schlachtruf iſt ihr Trauern
Um alter Zeiten Wiederkunft.

Ich zieh' in's Feld, daß ferner gelte
Mein Adel, meine Wappenzier,
Daß mich der Ahnen keiner ſchelte
Einſt an des Paradieſes Thür.

Ich zieh' in's Feld für meine Dame,
Die ſchönſte weit im ganzen Land,
Daß ohne Tadel ſei der Name,
Den ſie zu tragen würdig fand.

Ich zieh' in's Feld, wo Tauſend ſinken
Als Bürgen einer beſſern Welt,
Soll mir der Todesengel winken,
Hier bin ich Herr, ich zieh' in's Feld."

Man fühlt es, aus dieſem guten Gewiſſen ſeiner Poeſie entſprang auch der Todesmuth und die herzliche Soldaten-Frömmigkeit, die wie ein Engel-Chor durch ſeine Kriegeslieder weht:

„Du reicher Gott in Gnaden,
Schau her vom blauen Zelt,
Du ſelbſt haſt uns geladen
In dieſes Waffenfeld.
Laß' uns vor Dir beſtehen,
Und gieb uns heut den Sieg;

Die Christenbanner wehen,
Dein ist, o Herr! der Krieg." —

Wir haben uns ergeben,
Herr Gott, in Deine Hand;
Nimm hin den Leib, das Leben
Für unser Vaterland. —
Das ist ein leichtes Sterben,
Das ist ein süßer Tod,
Wenn's gilt aus bittrer Noth
Die ewge Lust zu erben."

Ja, es ist der Erlöser selbst, der unsichtbar mit dem Kreuzesbanner dem Heere voranzieht:

„Er schwor bei seinem Leben,
Er steht an unsrer Seiten,
Wenn wir im besten Streiten
Die Häupter zu ihm heben. —
Der uns vorangeschritten,
Ein Herzog in dem Schmerz,
Der Herr ist in der Mitten
Und spricht an jedes Herz:
Die Welt liegt in den Ketten
Der bösen dunkeln Macht,
Die Hölle zürnt und wacht,
Wer will die Welt erretten?"

Es konnte nicht fehlen, eine solche Innerlichkeit des positiven Christenthums mußte zu ihrer göttlichen Heimath, zur Kirche hinneigen. Und so ruft er denn auch:

„O blickt herab auf unser Heer,
Vom Haus der ewgen Freude,
Ihr Heiligen, ihr Märtyrer
Im blutbesprengten Kleide,
Hier ist das Leben, hier das Blut,
O schenket Glauben, schenket Muth!

Was schauest du so hehr und mild
Uns an von unsern Fahnen,
Du theures Muttergottesbild?
Dein Antlitz muß uns mahnen
An Demuth, Freundlichkeit und Zucht,
Des heilgen Geistes werthe Frucht."

Und in einem anderen Gedichte sagt er, im Rückblick auf die Reformation:

„Als das heilge Reich sich trennte,
Niedersanken alte Besten,
Blinder Irrthum zwang die Besten
Dreißig bange Jahre lang.

Achtend nicht der zarten Kindlein,
Priester halb und halb ein Ritter,
Glaubensfels im Ungewitter,
Stand der fromme Ferdinand."

Ja, in einem Gedichte, das im J. 1810 in einer Wochenschrift zu Königsberg in Preußen, angeblich als Uebersetzung einer alten Kirchenhymne, nebst einem von Franz Karnier dazu verfaßten lateinischen Texte erschienen, betet er für den gefangenen Papst:

„Hör auf deines Volkes Flehen,
Heiland, laß vorübergehen
Deiner Kirche Todeswehen.

Was ihr deine Huld gespendet,
Ach ihr Kleinod ist entwendet,
König, deine Braut geschändet. —

Thränen rufen dich und Lieder,
König, sende Hülfe nieder,
Gieb ihr ihren Hirten wieder.

Wollest den Gefangnen stärken
Bei des heilgen Amtes Werken —
Deine Hülf ihn lassen merken.

Paul und Peter, Kirchensäulen,
Heilge Schirmer, wollet eilen
Unsers Vaters Herz zu heilen.

Die mit zornerfüllten Mienen
Einst dem Attila erschienen
Und ihn zwangen euch zu dienen,

Wollet nun den Frevler lohnen,
Der zertreten eure Kronen,
Wollet länger sein nicht schonen!"

Und wie hier auf dem religiösen Standpunkte, so sucht er überall die Gegensätze des Lebens in dem höhren, milden Lichte seines Gemüths zu vermitteln und zu versöhnen. Selbst mitten im Kriegsgetümmel, weil es ihm eben nur Ideen gilt, bleibt er der Rache und dem Franzosenhasse, wie sie damals oft so widerwärtig auflohderten, durchaus fremd, und singt, den tapfern Gegner ehrend, in seinem Soldaten-Abendlied:

„Auch du im Lager drüben
Magst ruhig schlafen, Feind,
Wir dir mit Schuß und Hieben
Es ehrlich stets gemeint."

Mit demselben versöhnlichen Sinne betrachtet er die verschiedenen Stände nur als Glieder Einer Familie und erwartet, bei aller aristokratischen Ritterlichkeit, die Verjüngung der letzteren von der frischen, frommen Lebenskraft des Landmanns. O Bauernstand, ruft er,

„Du liebster mir von allen,
Zum Kriegsheil ist ein freies Land
Dir herrlich zugefallen.

Die Hoffahrt zehrt, ein böser Wurm,
Am Mark an Ritterschilden;
Zerfallen sind im Zeitensturm
Die reichen Bürgergilden.

Du aber baust ein festes Haus,
Die schöne grüne Erde,
Und streuest goldnen Samen aus
Ohn' Argwohn und Gefährde.

Hast Gottesluft und Gottesstrahl,
Um eilig zu genesen,
Wenn sich in deine Hürd' einmal
Geschlichen fremdes Wesen.

Die Demuth und die Dienstbarkeit
Der Schönheit und der Stärke,
Die Einfalt, die sich kindlich freut
An jedem Gotteswerke. —

Wohl manches Zeichen, manchen Wink
Kann man da draußen sehen,
Wovon wir in dem Mauerring
Die Hälfte nicht verstehen.

Vom Bauernstand, von unten auf
Soll sich das neue Leben
In Adels Schloß und Bürgers Haus
Ein frischer Quell erheben."

Eben so erscheint der alte eingebildete Streit zwischen Freiheit und Gesetz in ihm geschlichtet; nur im Gesetz sieht er das Bild vollkommener Freiheit verklärt, und diese ist ihm der Aufblick nach den ewigen Höhen, wenn der Mensch sich innerlich besinnt.

„Er fühlt sich Meister jedes Dings
Und kennet sein Geschlecht,
Er bildet sich ein heilig Recht
Und blicket rechts und links.
Was ihn als Ahnung fern umschwebt,
Was schaute die Vernunft,
Der Schöpfertrieb, der in ihm lebt,
Stellts dar in Haus und Zunft."

So auch in der Politik ist es abermals eine höhere Vermittelung der deutschnationalen Gegensätze und Antipathieen, die er anstrebt. Er will, so sehr er auch mit Leib und Seele ein Preuße ist, nicht Preußen, Oestreich, Baiern, nicht Nord- und Süddeutsche mehr, sondern ein einig Deutschland, und zu dessen Gewähr wieder einen deutschen Kaiser. Deutschland soll sein:

„Ein Haus der Freiheit und des Ruhms,
Der Weisheit und der Stärke,
Ein' Burg des alten Ritterthums,
Ein Ruhhaus jedem Werke,
Das nach dem rechten Ziele strebt,
Ein Haus, in dem der Glaube lebt,
Die Liebe, Zucht und Ehre.

Der edlen Stämme sollen viel
In diesem Hause wohnen,
Bei Gottesdienst und Saitenspiel
Ein Herrscher in ihm thronen,
Der Herrlichste der ganzen Welt,
Ein Priester und ein Ritterheld,
Man heißt ihn deutscher Kaiser."

Doch dieses Haus kann nicht auf dem Trommelfell mit Bajonetten gebaut werden. Das gute Schwert hat zwar Grund und Boden wieder erobert und gesichert, über dem nun die Burg sich erheben soll,

„Aber einmal müßt ihr ringen
Noch in ernster Geisterschlacht,
Und den letzten Feind bezwingen,
Der im Innern drohend wacht.
Haß und Argwohn müßt ihr dämpfen,
Geiz und Neid und böse Luft,
Dann nach langen schweren Kämpfen
Kannst du ruhen, deutsche Brust.

Jeder iſt dann reich an Ehren,
Reich an Demuth und an Macht;
So nur kann ſich recht verklären
Unſers Kaiſers heilge Pracht."

Und hier gilt es endlich den höchſten Gegenſatz, der das deutſche Leben bis zum Herzblut zerſpaltet, die Verſöhnung von Religion und Wiſſenſchaft; und ſo pflanzt er denn in freudigem Gottvertrauen das junge, ſcharfe Schwert des Wiſſens als Kreuz in den wiedergewonnenen Boden, daß es, ſo zum einigen friſchen Lebensbaum emporwachſend, den neuen Bau beſchirme. Nun gilt es, ſagt er,

„Nun gilt's ein neues Bilden;
So komm in deiner Kraft
Aus himmliſchen Gefilden
Zur Erde, Wiſſenſchaft.
Man ſoll dich treulich pflegen,
Du theures Erb und Gut,
Daß noch im Väter-Segen
Der freie Enkel ruht.

O komm' in unſre Säle,
In unſre Schulen komm,
Mit rechter Treu und Fähle
Und mach' uns wieder fromm.
So haben ja die Alten,
Die weiſen, bärt'gen Herrn
Den Glauben auch gehalten
Für alles Wiſſens Kern." —

So finden wir den Dichter überall auf der Vorhut der Zeit, unverzagt, treu und wachſam dem allgemeinen Feinde gegenüber, wo und wie er ſich auch drohend zeige; und für keinen ſeiner Zeitgenoſſen war wohl der Feldruf: Mit Gott für König und Vaterland! ſo durchaus bezeichnend, als für Schenkendorf. Nicht ohne die herzlichſte Theilnahme können

wir von der reinen, schlichten Seele scheiden, die uns aus allen seinen Liedern so treuherzig anblickt. Um so schmerzlicher aber empfinden wir es, daß eben nicht jeder Alles vermag, und daß es daher auch diesem reichen, aber weichen Gemüth nicht gegeben war, den frommen Ernst und die tüchtige Gesinnung in umfassenderen, eingreifenderen Bildungen zu gestalten und zu verbreiten. Denn selbst seine Kriegspoesie, bei allem darin aufblitzenden Kampfesmuth, mahnt im Ganzen doch unwillkürlich an Theobald in Arnim's Appelmännern, wo dieser sagt: Ihr habt mich mit eurer Heftigkeit so in den Krieg wie in ein Meer hineingestürzt, und nun ich zur Besinnung komme, find' ich nirgend Land, um meinen Fuß zu setzen, und geh in meiner Wehmuth unter.

Fouqué.

Kein neuer Dichter war ein so entschiedener Partisan der Romantik, keiner hielt noch lange nach ihrem Untergange, bis zum letzten Athemzuge Getreuer zu ihrer Fahne, als der bekannte Major und Ritter Friedrich Baron de la Motte Fouqué.

Frühzeitig durch die Schlegels aus einem vagen Dilettantismus geweckt und für den neuen Kriegszug geworben, gehört er ein volles Menschenalter hindurch zu ihren ersten und letzten Verfechtern. In die Verherrlichung des Mittelalters zur Kräftigung der Gegenwart, in die Wiederbelebung alterthümlicher und ausländischer Formen, in die religiöse Weltanschauung, mit Einem Wort: in alle Intentionen der Roman-

nit ging er gläubig ein, und die Poeſie ſelbſt war ihm immerdar eine geheimnißvolle Gabe von Oben, „vermittelſt welcher dem Begabten überſchwänglich mehr zu Theil wird, als er mit eigner Verſtandeskraft hervorzubringen vermöchte.“ Viele ſeiner Lieder werden durch die innige Frömmigkeit, die darin weht, unvergänglich bleiben. Welch ein mildes, gottergebenes Gemüth ſpiegelt ſich z. B. in ſeinem Liede nach der Schlacht von Dresden:

„Herr Gott, Dein Wille ſoll ergehn!
Ich ſünd'ges Menſchenkind,
Ich kann ihn leider nicht verſtehn,
Ich bin zu blöd und blind.
Doch heb ich zu Dir auf in Müh'
Das ſchmerzbeladne Haupt,
Und denke ſpät und denke früh:
Dort ſchaut, wer dieſſeits glaubt.“

Dieſes unbedingte Gottvertrauen, ohne alle Reſervationen und philoſophiſchen Hinterhalt, giebt ihm auch überall Zuverſicht und Freudigkeit:

„Und zur Leier ſing' ich ſchöne Lieder;
Die geleiten mich wie helle Kerzen.
Wieder
Tönen ſie in manchem deutſchen Herzen.
Ach und beten kann ich, beten,
Freudiglich!
Will mich Chriſt bei Gott vertreten,
Wer iſt wider mich?“

Und ſo durfte der getreue Kämpe wohl getroſt von ſich ſelber ſagen:

„Wohin Du mich willſt haben,
Mein Herr, ſieh ich bereit,
Zu frommen Liebesgaben,
Wie auch zu wackerm Streit.

Dein Bot' in Schlacht und Reise,
Dein Bot' im stillen Haus,
Und ich auf alle Weise
Doch einst im Himmel aus."

Und dennoch — obgleich er lange Zeit von einem zahlreichen Publicum und insbesondere von den Frauen mit Begeisterung begrüßt und gepflegt wurde, hat grade Fouqué, freilich ganz wider seinen Willen, am meisten dazu beigetragen, die Romantik in Mißachtung, ja Verachtung zu bringen. — Ueber diesen befremdlichen Ausgang eines bedeutenden Dichtertalents wollen wir uns in nachfolgenden Zeilen näher zu verständigen suchen.

„Diese Dichtungen gehörten einstmal zu meinem allereigenthümlichsten Ich — ja sie waren mein Ich, wie ich gar wohl behaupten mag." So versichert Fouqué im Nachwort zur letzten Ausgabe seiner ausgewählten Werke. Und wir werden dieser Versicherung um so volleren Glauben schenken, wenn er an einer anderen Stelle, wo er von seinem Hauptwerke, dem Zauberringe, redet, uns noch einen schärferen Blick in seine poetische Auffassungsweise thun läßt. „Aslo von Montfaucon, sagt er nämlich dort, lag und liegt mir nun einmal gar eigenthümlich am Herzen, als Ur- und Vorbild der jetzt nur in einzelnen Erscheinungen — namentlich schön in den sieglosen, aber ehrenreichen Vendékriegen — auftauchenden altfranzösischen Ritterlichkeit. In diesem Gefühl konnte es sich der Dichter auch nicht versagen, jenen in die Farben seines eigenen Wappenschildes zu kleiden: Himmelblau und Gold, und ihm dessen Embleme zuzutheilen, ja gewissermaßen ihn auch mit dem eignen Stammesnamen zu bezeichnen; „denn Fouque's hießen wir in älteren Zeiten, und zwar muthmaßlich (unserer normannischen Abkunft zufolge)

von dem Nordlandsnamen Folko oder Fulko hergeleitet, und eine Burg Montfaucon gehörte zu unseren damaligen Besitzthumen." — Ja, nachdem er auf diese Weise den gänzlich aus der Luft gegriffenen Romanhelden Folko gewissermaßen zu seinem eigenen Urahn gemacht, hält er später seine Schilderung des Schwedensieges in demselben Romane, wo Otto von Trautwangen in das feindliche Fußvolk einbricht, alles Ernstes für eine Ahnung, die sich ihm in der Schlacht bei Lützen, da er selber eben so den Freiwilligen auf ein französisches Quarré vorangesprengt, erfüllt habe. Auch seine Soldatenlieder, die „in dem großen Kriegsjahr Dreizehn" von den jungen Jägern häufig auf den Märschen gesungen wurden, waren recht sein eigenstes Erlebniß, im Gegensatz zu vielen Anderen, welche dazumal ihren Patriotismus zu Haus in tapfern Worten verpufften. Er selbst vielmehr stürzte sich rücksichtslos in den Krieg, und hat durch sein wackeres Beispiel viele Herzen entflammt.

„Der hat gesungen dies kecke, freudige Lied,
Sich selbst zu rufen zu kecken Thaten auf,
Daß er vollbringe, was er als Dichter rieth,
Und freudig ende den edeln Lebenslauf."

Diese völlige Identificiren des Dichters mit seinen Dichtungen erklärt nun allerdings die liebenswürdige Aufrichtigkeit seiner Schriften. Aber so ehrenwerth die letztere ist und bleibt, so hatte doch das erstere, bei der eigenthümlichen Persönlichkeit Fouqué's, auch seine sehr bedenkliche Kehrseite. Denn Fouqué war vom Kopf bis zur Zeh ein Berliner Reiteroffizier mit dem sentimental-chevaleresken Anflug der 90er Jahre; und so wurden, bei seiner assimilirenden Dichternatur, seine altfranzösischen, maurischen und Nordlandsrecken mehr oder minder Preußische Gardeofficiere aus jener Zeit, wohl-

gefällig und nicht ohne Koketterie ſich in dem blanken Schilde der Ritterlichkeit beſpiegelnd, der, weil er modern polirt war, die Vorzeit oft verzerrt reflectirte, wie z. B. die zimperlichen, langgeſtreckten Jungfraungeſtalten, die auf den Bildchen im Frauentaſchenbuche recht täuſchend wiedergegeben ſind. So wurden überhaupt faſt alle ſeine Romane zu ritterlichen Komplimentirbüchern, gleich den alten Pergamentdrucken, an den Rändern mit katholiſchen Miniaturarabesken wunderlich verziert. Liebe, Frömmigkeit, Patriotismus, Alles iſt bei Fouqué halb wahr, halb gemacht; die Tapferkeit muß einen eleganten Henri quatre tragen, die Unſchuld à l'enfant friſirt ſein; überall eine große Gutmüthigkeit bei einem kleinen Verſtande, der von ſeiner eigenen Affectation nicht einmal eine Ahnung hatte. Um endlich Alles zuſammenzufaſſen: bei Fouqué überwältigte die reiche, auf einen Punkt geſpannte Phantaſie, verbunden mit einer ehrlich ritterlichen Intention, alle anderen Geiſteskräfte, und machte ihn ſo zum Don Quixote der Romantik. Denn wie Don Quixote hielt auch er ſeine mittelalterlichen Illuſionen für baare Wirklichkeit, macht vor jedem Geſange ſeiner „Corona" in eigner Perſon als Folko und Major und Sänger auf ſeinem klugen Roſſe mit feierlicher Courtoiſie die Honneurs, und ſchreibt die Niederlagen, die er zuletzt im Beifall des Publicums erlitten, ſehr gelaſſen den unbekannten ultra-liberalen Zauberern zu.

Kein Wunder daher, wenn die Welt über ſein abſonderliches chriſtliches Heldenthum allmählich ein Lächeln überkam und endlich ein rohes Lachen über alle Romantik ausbrach, für deren Hauptrepräſentanten er bei der Menge gegolten. Für uns aber hat es etwas peinlich Rührendes, den greiſen Dichter, wie einen abgedankten Tragöden nach längſt vollendetem Schauſpiel noch immer zwiſchen den umgeworfenen

Couliſſen und verlöſchenden Lampen in ſeiner alten Rüſtung rumoren zu ſehen, als wäre eben noch Alles ringsumher, wie in ſeiner fröhlichen Jugend. — Friede und Achtung ſeinem Andenken, wie Allen, die es redlich gemeint!

Uhland. Kerner.

In Uhland culminirt die romantiſche Lyrik. Nicht nur daß er die zerſtreuten Klänge, die Tieck einſt zum Theil noch wirr und formlos angeſchlagen, erſt zum wirklichen Liede gemacht; ſondern ſeine Lyrik ſteht auch ſchon ſcharf auf der Wetterſcheide zwiſchen der romantiſchen und der neueſten Zeit, gleich wie ja Uhland ſelbſt ſeinem Alter nach (geb. 1787) beiden Geſchlechtern angehört.

Allerdings wurzeln ſeine ſchönen Lieder, durch die er berühmt geworden, noch in dem alten Boden. Es iſt noch Luft, Licht und das ganze poetiſche Glaubensbekenntniß der Romantik, wenn er in ſeinem „Märchen" von dem wunderbaren Fräulein erzählt, die, von der ſchnurrenden Spindel der Stubenpoeſie verwundet, mitten unter ihren Paladinen in Zauberſchlummer verſunken:

„So ſchlief ſie in der Halle,
Die Fürſtin, reich geſchmückt.
Bald hatte die Andern alle
Der gleiche Schlaf berückt.
Die Sänger ſchon in Träumen,
Rührten die Saiten bang,
Bis in des Schloſſes Räumen
Der letzte Laut verklang."

Da hat nach vierhundert Jahren des Königs Sohn, mit seinen Jägern in's Waldgebirg reitend, die seltsamen grauen Thürme und Zinnen des Schlosses wieder entdeckt. Vergebens warnt ihn ein alter Spindelmann:

„Romantische Menschenfresser
Hausen auf jenem Schloß;
Die mit barbarischem Messer
Abschlachten Klein und Groß."

Er haut mit dem Degen sich Bahn zum Schlosse, der Hof war wieder Wald geworden, die Vögel sangen in den Bäumen; so schreitet er über die kreuzweis vorgehaltenen Hellebarden zweier schlafenden Riesen zum großen Saal:

„Da lehnten in hohen Nischen
Geschmückter Frauen viel,
Gewappnete Ritter dazwischen
Mit goldnem Saitenspiel.
Hochmächtige Gestalten,
Geschloss'nen Auges, stumm;
Grabbildern gleich zu halten
Aus grauem Alterthum."

Und inmitten des stillen Kreises ruht die schöne Jungfrau, Goldstoffe über sie gebreitet und Rosen ohne Zahl. Er weckt sie mit einem Kusse, die ihn, noch halb im Schlummer mit dem Arm umwunden.

„Sie streifte die goldenen Locken
Aus ihrem Angesicht,
Sie hob so süß erschrocken,
Ihr blaues Augenlicht.
Und in den Nischen allen
Erwachen Ritter und Frau,
Die alten Lieder hallen
Im weiten Fürstenbau.

Ein Morgen, roth und golden,
Hat uns den Mai gebracht;
Da trat mit seiner Holden
Der Prinz aus Waldesnacht.
Es schreiten die alten Meister
In hehrem, stolzen Gang
Wie riesenhafte Geister
Mit fremdem Wundersang.

Die Thäler, schlummertrunken,
Weckt der Gesänge Lust;
Wer einen Jugendfunken
Noch hegt in seiner Brust,
Der jubelt, tief gerühret:
Dank dieser goldnen Früh,
Die uns zurückgeführet
Dich, deutsche Poesie!"

Und ein solcher Jubel ist Uhland's eigne Poesie, die fast alle Elemente der Romantik wie zum Abschiedsgruße noch einmal austönt; ja, was die Andern nur mystisch anzudeuten gewußt: das Geheimnißvolle der Natur, diese wunderbaren Stimmen einer unsichtbaren Welt, sind bei ihm oft überraschend zu lebendigem Wort und Bild geworden. So die tiefe Sabbatstille der Felder in „Schäfers Sonntagslied":

„Das ist der Tag des Herrn!
Ich bin allein auf weiter Flur,
Noch Eine Morgenglocke nur!
Nun Stille nah und fern!

Anbetend knie' ich hier.
O süßes Grau'n! geheimes Weh'n!
Als knieten Viele ungesehn
Und beteten mit mir.

Der Himmel, nah und fern,
Er ist so klar und feierlich,
So ganz als wollt' er öffnen sich.
Das ist der Tag des Herrn!"

Oder der heimliche Geisterblick der Heimathsgegend in den Worten:

„Wie willst du dich mir offenbaren,
Wie ungewohnt, geliebtes Thal?
Nur in den frühsten Jugendjahren
Erschienst du so mir manchesmal.
Die Sonne schon hinabgegangen,
Doch aus den Bächen klarer Schein!
Kein Lüftchen spielt mir um die Wangen,
Doch sanftes Rauschen in dem Hain!" —

Auch das Heimweh der Romantik geht noch durch diese Lieder; bald als sehnsüchtiger Muth:

„Wohl blühet jedem Jahre
Sein Frühling mild und licht,
Auch jener große, klare —
Getrost er fehlt dir nicht;
Er ist dir noch beschieden
Am Ziele deiner Bahn,
Du ahnest ihn hienieden
Und droben bricht er an!"

bald als Todesengel durch die blühende Landschaft vorüberschwebend:

„Droben stehet die Kapelle,
Schauet still in's Thal hinab,
Drunten singt bei Wies' und Quelle
Froh und hell der Hirtenknab'.

Traurig tönt das Glöcklein nieder,
Schauerlich der Leichenchor;
Stille sind die frohen Lieder,
Und der Knabe lauscht empor.

Droben bringt man sie zum Grabe,
Die sich freuten in dem Thal;
Hirtenknabe! Hirtenknabe!
Dir auch singt man dort einmal." —

Alles Menſchlichſchöne endlich: Liebe, Freundſchaft, Tapferkeit, Treue, begrüßt uns hier in dem milden Lichte einer höheren Auffaſſung, die auch das Alltägliche wunderbar macht, und die wir nur als eine religiöſe bezeichnen können, indem ſie alle irdiſche Erſcheinung ihrem göttlichen Urſprung zuwendet. Es iſt mit Einem Wort eine durchaus deutſche, d. h. gläubige Poeſie, die es noch ehrlich ernſt mit ſich und ihrem Gegenſtande meint, und daher unmittelbar trifft wie das Volkslied; in dieſer Wahrhaftigkeit des Gefühls nur mit Arnim's Dichtungen vergleichbar, vollendeter in der Liedesform als dieſe, aber beſchränkter in dem Umfange ihrer Productionskraft.

Es iſt natürlich, eine ſo tiefe Innerlichkeit konnte ſich in den wichtigſten Lebensfragen nicht leichtfertig oder hoffärtig mit einem oberflächlichen Rationalismus begnügen. Ueberall vielmehr ſehen wir Uhland von einer freudigen Zuverſicht perſönlicher Fortdauer nach dem Tode, über Luſt und Leid emporgehoben, wie im „Gruß der Seelen", „Auf einem Grabſteine" und anderen Liedern; und es iſt kein naturphiloſophiſches Experiment, noch etwa ein bloßer guter Mann und Weltweiſer, ſondern der hiſtoriſche Gottmenſch Chriſtus, den er anredet:

„Du, den wir ſuchen auf ſo finſtern Wegen,
Mit forſchenden Gedanken nicht erfaſſen,
Du haſt dein heilig Dunkel einſt verlaſſen
Und trateſt ſichtbar deinem Volk entgegen.

Welch ſüßes Heil, dein Bild ſich einzuprägen,
Die Worte deines Mundes aufzufaſſen!
O ſelig, die an deinem Mahle ſaßen!
O ſelig, der an deiner Bruſt gelegen!"

Allein das, was wir als das Unterſcheidende der Romantik anerkennen mußten, ihre katholiſche Heimat, hat Uhland

gleichwohl bereits verlassen. Nicht etwa — wie sich bei ihm von selbst versteht — daß wir hier den kleinen Krieg schon fänden, unedeln Spott oder Haß gegen die Kirche, denn er steht ja noch auf gemeinschaftlichem christlichen Boden mit ihr; und eben so wenig jene widerliche ästhetische Vornehmheit, die um des romantischen Schlendrians willen sich großmüthig lächelnd herabläßt, den Katholicismus hie und da noch als willkommenen künstlerischen Apparat zu benutzen. Freundnachbarlich vielmehr begrüßen wir in Uhland einen durchaus wohlgesinnten Protestantismus, der die Ueberzeugungen der Kirche ehrt, wo er sie auch nicht theilt — aber es ist eben darum auch nicht mehr der alte, feurig-romantische Glaube, der vor kurzem noch rationalistische Berge versetzt, es ist nur noch ein poetisches Verständniß der katholischen Schönheit.

Indem also Uhland, als reicher Erbe auf den Gipfeln der Romantik angelangt, diese in der Hauptsache hinter sich abschließt, greift er von der andern Seite zugleich schon in die neue Zeit hinaus mit seinen politischen Liedern.

Auch auf diesem neuen Pegasus finden wir ihn vollkommen sattelfest, und es ist dieselbe tüchtige Gesinnung, die uns den Dichter ehrenwerth und seine Poesie zum Volksgut gemacht hat, wenn er sagt:

„An unsrer Väter Thaten
Mit Liebe sich erbaun,
Fortpflanzen ihre Saaten,
Dem alten Grund vertraun;
Um unsre Schmach sich kränken,
Sich unsrer Ehre freun;
In solchem Angedenken
Des Landes Heil erneun;
Sein eignes Ich vergessen
In Aller Lust und Schmerz:

Das nennt man, wetteifern,
Nur unser Volk ein Herz."

Solchen Ton hatten indeß schon vor Uhland andere Romantiker, vielleicht noch voller, angeschlagen. Um daher das Neue zu erkennen, das Uhland, wie wir vorhin sagten, mit seinen vaterländischen Gedichten angebahnt, müssen wir uns zuvörderst über Sinn und Bedeutung dieser Dichtungsart näher zu verständigen suchen. — Was ist denn eigentlich politische Poesie? Gewiß nicht verfünfzirte Kammerverhandlungen über Presse, Verfassungsfragen oder ordinaire Franzosenfresserei. Wer freilich möchte läugnen, daß auch solchen Bestrebungen poetische Sympathieen zum Grunde liegen; aber eben so gewiß gehören alle jene Dinge in ihrer abstracten Erscheinung einer geistigen Combination an, für welche die Poesie, als Kunst, weder den Beruf, noch die Mittel, und mithin auch keinen natürlichen Ausdruck hat. Die äußeren Staatsformen, sie mögen als Recht oder Mißbrauch, als Verfassung oder als öffentliche Meinung sich kundgeben, sind immer nur die Resultate der inneren Geschichte, des normalen oder verkehrten Bildungsprocesses eines Volks. Historisch gegebene Größen, aus denen der ordnende Weltverstand, den wir Regierungskunst nennen, seine Gleichungen zu machen hat, um die unbekannte Größe des Ewigen zu finden. Die Aufgabe der Poesie dagegen ist nicht, das was der Wogenschlag der Zeit als Begriffe abgelagert, prüfend zurechtzulegen, nicht das Erkämpfte, sondern den Kampf, das Werdende, mit einem Wort: das Dramatische jenes Bildungsprocesses selbst lebendig darzustellen. Eine vorwitzige Mengerei dieser wesentlich verschiedenen Aufgaben und Elemente, vor der schon Lessing so ernst gewarnt, kann daher im vorliegenden Falle nur die Politik phantastisch machen, oder die Poesie zu einer didakti-

schen Rhetorik aufblasen. Von beiderlei Mißgeburten hat unsere neueste Literatur zahlreiche Exemplare aufzuweisen; ja, viele der jetzigen Dramen sind, fast wie unsere gesellschaftlichen Räthselspiele, schlechthin bloße Allegorieen radicaler Stichworte; im Grunde also nur eine andere Art von Jffländerei, die uns, statt der damaligen platten Wirklichkeit der häuslichen Familiendebatte, jetzt die nicht minder redselige Wirklichkeit der Kammerdebatte aufdringen will.

Die Staatskunst ist wie die Astronomie; wie diese den Wandel der Gestirne, so sucht jene das ewige Gesetz der Bewegungen und Wechselbeziehungen der ethischen Kräfte der Menschheit zu entdecken, um das natürliche Planetensystem der Gesellschaft herzustellen. Aber die unsichtbare, bewegende Urkraft, von der dieses Gesetz eben nur der Ausdruck ist, zu ergründen und zum waltenden Bewußtsein zu bringen, werden beide jederzeit der Philosophie und Poesie überlassen müssen. Will daher die Poesie auf dem Boden des Volkslebens bildend wirken — und welche echte Poesie hätte das nicht gewollt? — so muß sie nicht über das fait accompli der Bildung, über die auf der Oberfläche treibenden Thatsachen ganz unberufen mitschwatzen wollen, sondern in die geheimnißvolle Werkstätte selbst, wo die Thatsachen geboren und die draußen auszuprägenden Metalle erzeugt werden, sich versenken, die Erinnerungen, Kräfte und Tugenden weckend, aus denen heraus der gesunde Staat sich aufbaut oder verjüngt. Das kann sie aber nur, indem sie das religiöse Volksgefühl belebt, in welchem alle jene Tugenden wurzeln.

So hat es Friedrich Schlegel, im Jahre 1809 und früher, mit seinen patriotischen Liedern gehalten, und in diesem Sinne sind auch Uhland's harmlos unpolitische Lieder allerdings politischer, als seine sogenannten vaterländischen.

Das Neue und Abweichende der letzteren aber von Schlegel und den andern Romantikern liegt eben darin, daß Uhland grade hier jenes Element religiöser Erhebung fallen läßt und aus der Werkstatt der Zeiten mitten in ihre wilde Bewegung hinaustritt. Er sagt es selbst:

„Ich bitt' euch, theure Sänger,
Die ihr so geistlich singt,
Führt diesen Ton nicht länger,
So fromm er euch gelingt!
Will einer merken lassen,
Daß er mit Gott es hält,
So muß er keck erfassen
Die arge böse Welt."

Ganz ritterlich. Aber wie soll nun der Dichter, als solcher, den Kampf mit der argen Welt bestehen, wenn er seine stärkste Waffe, die geistliche, vorweg von sich wirft? Indem er auf diese Weise seinem bisherigen unsichtbaren Banner entsagt, wird er sich nothwendig unter eine fremde, weltliche Fahne stellen müssen. Und das thut denn auch Uhland in der That, wenn es weiterhin heißt:

„Andre Zeiten, andre Musen!
Und in dieser ernsten Zeit
Schüttert nichts mir so den Busen,
Weckt mich so zum Liederstreit:
Als wenn du, mit Schwert und Wage,
Themis, thronst in deiner Kraft,
Und die Völker rufst zur Klage,
Mönige zur Rechenschaft!"

Die Poesie wird also vom ethischen Boden auf den Rechtsboden gestellt. Es ist das Recht, das alte gute Recht und immer wieder nur das Recht, das nicht erst innerlich errungen, sondern als ein angefallenes Erbstück, gerichtlich in

Anſpruch genommen werden ſoll; ein Handel, der natürlich, wie jeder Rechtsſtreit, zuletzt auf einen geſchriebenen und beſiegelten Contract hinausläuft:

„Das Recht iſt ein gemeines Gut,
Es liegt in jedem Erdenſohne,
Es quillt in uns wie Herzensblut;
Und wenn ſich Männer frei erheben
Und traulich ſchlagen Hand in Hand,
Dann tritt das innre Recht in's Leben
Und der Vertrag giebt ihm Beſtand.

Vertrag! es ging auch hier zu Lande
Von ihm der Rechte Saatung aus,
Es knüpfen ſeine heilgen Bande
Den Volksſtamm an das Fürſtenhaus,
Ob Einer im Palaſt geboren,
In Fürſtenwiege ſei gewiegt,
Als Herrſcher wird ihm erſt geſchworen,
Wenn der Vertrag beſiegelt liegt."

Uns will es freilich ſcheinen, als ginge nicht das Recht von dem Vertrage, ſondern der Vertrag von dem Rechte aus, als gebe dieſes jenem, und nicht der papierne Vertrag dem Rechte Beſtand, und als käme endlich, bei wechſelſeitiger rechter Treue, überhaupt nicht viel auf ſolche Beſiegelung an. Allein auch dieſes Recht ſelbſt bleibt poetiſcherweiſe hier ein ſehr unbeſtimmtes, der Vertrag ein erſt zu redigirender, wenn wir nicht etwa mit einem würtembergiſchen Provinzialrecht vorliebnehmen wollen. Die Epigonen aber haben ſich's bald anders gedeutet, in das ungewiſſe Recht einen willkürlichen Inhalt hineingefaſelt und zu dem Vertrage ihre Punctation nach eignem Gelüſten aufgeſetzt. Und ſo iſt Uhland wider Willen und Wiſſen — wie in der proteſtantiſchen Abzweigung von der Romantik, ſo in dem trotzigen Rechtsgefühl — Führer

geworden einer Dichterschaar, die man ungenau als die schwäbische bezeichnet; denn sie geht in immer wachsendem Ungestüm rasch über Schwaben fort mit Anastasius Grün und Lenau durch Oesterreich nach Ungarn hinein, bis sie endlich allerwärts in einem Bachantenzuge von Freischärlern austobt, die mit Uhland und der Romantik gar nichts mehr gemein haben.

Eben deshalb gehören sie aber auch nicht mehr in den Kreis unserer Betrachtung, und eben so wenig die in dieser Reihe Uhland Zunächststehenden, da wir keine Literaturgeschichte der Romantik schreiben, sondern nur ihre Hauptrichtungen nachweisen wollen, über die Hervorragendsten aus jener Reihe aber, wie z. B. über Gustav Schwab's herzliche, lebenswarme Poesie und Gesinnungstüchtigkeit, nur ungefähr das von Uhland Gesagte hier wiederholen könnten. Ueber Justinus Kerner dagegen sei es uns erlaubt, noch wenige Worte hinzuzufügen, weil er einige Klänge der Romantik für sich allein, oder doch vorzugsweise und eigenthümlich ausgebildet hat.

Gleich wie nämlich von Uhland die Geschlechtsfolge der politischen Dichter ausgeht, so kann Kerner als der Ahnherr des späteren Weltschmerzes und jener Zerrissenheit betrachtet werden, die zuletzt die Romantik selbst zerrissen hat. Die Romantik, von Natur und selbst in ihren ascetischen Richtungen durch ihr Gottvertrauen heiter und lebensfrisch, läßt die Wehmuth, die Sehnsucht und den Schmerz nur wie Wolkenschatten über die sonnige Landschaft fliegen. Eben diese Schatten aber hat Kerner aufgegriffen und gleich Trauerflören an allen blühenden Wipfeln ausgehängt. Es ist die Nachtseite der Romantik, wo seine Dichtung weilt, jener melancholische Tiefsinn, der ihn auch anderwärts zum Somnambulismus und

zur Geisterschau geführt. So sehen wir ihn überall aus dem Weltleben in die Stille der Natur sich flüchten:

„O könnt' ich einmal los
Von all dem Menschentreiben,
Natur in deinem Schooß
Ein herzlich Kind verbleiben!

O nimm dein reuig Kind
In deine Mutterarme,
Daß dir's am Busen lind
Zu neuer Lieb erwarme!

Bis ich wie Blum' und Quell
Dir darf im Herzen bleiben,
Mutter! o führ mich schnell
Hin, wo kein Menschentreiben!"

Ja, in diesem schmerzlichen Zwiespalt zwischen dem Jenseits und dem Irdischen ist ihm das Leben wie eine Krankheit, von der er nur im Tode genesen kann:

„O armer Sohn der Arzenei!
Bist selbst erkrankt im Herzen,
Kennst der Heilkräuter mancherlei,
Such' eins für eigne Schmerzen!
Welt, daß ich's finde, laß mich los!
Mich heilt nur meines Grabes Moos."

Allein es ist eben nur erst der Grundton, den Kerner angeschlagen; er selbst steht den nachstürzenden Weltschmerzlern und Zerrissenen noch völlig fremd und fern, weil bei ihm das, was jenen gänzlich fehlt, das religiöse Gefühl der Romantik noch pulsirt. Und zwar kein unbestimmtes, ästhetisch-katholisirendes Gefühl, sondern ein positiv-christlicher Sinn, wie er in: „Die Kranke und die Stimme", im „Saul" und vielen andern seiner Lieder sich kundgiebt, und dem es redlich

Ernſt iſt mit der ſittlichen, inneren Bewältigung und Nachfolge Chriſti, wenn er ſagt:

„Auf' auf, ruf' auf den Geiſt, der tief
Als wie in eines Kerkers Nacht,
Schon längſt in deinem Innern ſchlief,
Auf daß er dir zum Heil erwacht!

Aus hartem Kieſelſteine iſt
Zu locken ird'ſchen Feuers Glut,
O Menſch! wenn noch ſo hart du biſt,
In dir ein Funke Gottes ruht.

Doch wie aus hartem Steine nur
Durch harten Schlag der Funke bricht,
Erfordert's Kampf mit der Natur,
Bis aus ihr bricht das Gotteslicht.

Schlag' an, ſchlag' an, wenn's weh auch thut
Dem Fleiſche, drin der Funke iſt,
Noch weher thut der Hölle Glut,
Menſch! wenn du nicht zu wecken biſt."

Nun iſt es aber eben ſo natürlich, als durch Shakeſpeare's melancholiſche Perſonen jedermann hinreichend bekannt, daß in ſolchen Gemüthern die Betrachtung der Welt, weil dieſe ihnen aus ihrer einſamen Höhe nur in der Vogelperſpective erſcheint, gar leicht in ein keckes Lachen über die Nichtigkeit alles Irdiſchen umſchlägt. Und in ein ſolches herzliches Lachen bricht denn auch Kerner in ſeinen „Reiſeſchatten" aus, wo die Wichtigthuerei des kleinen Menſchentreibens an dem Ernſt der Natur und einer höheren Weltanſchauung ſich ergötzlich abarbeitet. Eben dieſes religiöſe Gefühl des Contraſtes aber zwiſchen dem Dieſſeits und Jenſeits iſt die Wurzel alles geſunden Humors, und die Kluft, die Kerner von den Zerriſſenen ſcheidet. Denn da den letzteren das Jenſeits abhanden gekommen, und nun das irdiſche

Leben für sich allein gelten soll und doch nicht kann, so ist es ihnen ergangen wie dem Don Quixote, als er ein Marionettenspiel, weil er die leitende Hand und die unsichtbaren Stimmen nicht bemerkt, für die volle Wahrheit nahm und die armen Puppen kindisch zerstörte.

Kleist.

So haben wir bereits aus der Mitte der Romantik vorzüglich drei bedenkliche Richtungen sich allmählich entwickeln gesehen: mit Tieck eine heimlich zersetzende Ironie; in Werner's frühesten und berühmtesten Schriften die geistigen Oscillationen Novalis' zu einem wunderlichen System des Pantheismus ausgebildet, und mit Uhland endlich eine offene Rückkehr zum Protestantismus. Der Protestantismus aber, wie irgendwo geistreich bemerkt worden, hat keine gefundene Wahrheit zum Fundament, sondern nur den Willen, sie zu suchen und zu finden, und mithin immer zu verneinen, daß irgendwo jene Wahrheit bereits gefunden sei. Es konnte daher nicht fehlen, die ursprüngliche Freudigkeit der Romantik löste sich fortan immer mehr wieder in die alte, spürende Unruhe auf, aus dieser Unruhe entstand der Zweifel und die Ungenüge, und aus der Ungenüge jene Zerrissenheit, die zuletzt als Karikatur, ganz wider ihre Absicht, komisch wurde. Und so sehen wir sogleich in einem der besten unter ihnen, in Heinrich v. Kleist, ein großes Talent sich zwischen Hochmuth und Verzweiflung an den unglücklichen Geschicken seines Vaterlandes krankhaft zu Tode arbeiten, weil er den Glaubensmuth

nicht mehr hatte, die Welt und ihre Erscheinungen, wie die Romantik allerdings verlangte, nur an dem Höchsten zu messen.

Diese Zerrissenheit blickt düster und dräuend aus seinem Leben sowohl, als aus allen seinen Dichtungen. Sein Lebenslauf bildet eine unausgesetzte Kette von schroffen Widersprüchen und Gegensätzen, eine durchgehende Unruhe heftiger Leidenschaften, immerwährende Sprünge von frevlem Uebermuth zu gänzlicher Verzagtheit, wilde, phantastische Pläne, die, kaum gefaßt, wieder aufgegeben werden. Der innere Zwiespalt aber ist, wie fast immer in solchen Fällen, auch schon äußerlich als Grundthema gegeben: eine unzureichende Vorbildung zu der brennenden Begier nach wissenschaftlicher Durchbildung und Geltung. Schon in seinem fünfzehnten Jahre (er war 1776 geboren) tritt er als Junker in die Garde zu Berlin, und macht als solcher den Feldzug am Rheine mit. Nach dem Frieden als Lieutenant zurückgekehrt, wird ihm die Zopfzeit des einförmigen Garnisondienstes in Potsdam unerträglich, er fordert den Abschied und beginnt, spät und nicht gehörig geschult, seine Universitäts-Studien in Frankfurt an der Oder mit allem Ungestüm eines Autodidakten. Hier will er sich erst zum simplen, nützlichen Staatsbürger ausbilden, heirathen u. s. w.; bald aber scheint es ihm wieder gemein, sich durch ein Amt fesseln und für, vielleicht ihm innerlich ganz fremde Staatszwecke als blindes Werkzeug gebrauchen zu lassen; und so verläßt er schon nach Verlauf eines Jahres wieder die Universität, um einige Zeit zwecklos in Deutschland umherzuschweifen. Von der Kant'schen Philosophie um so aufgeblasener, je ungenügender er sie erfaßt zu haben scheint, beschließt er endlich, die kaum selbst erst neugewonnene Lehre den Franzosen beizubringen, und reist

mit faſt gänzlicher Aufopferung ſeines kleinen Vermögens, nach Paris.

Schon damals zeigt ſich, wohl nicht ohne Schuld jener halbverſtandenen Philoſophie, die innere Zerrüttung. Welch ein troſtloſer Abgrund, wenn er auf dieſer Reiſe z. B. vom Leben ſagt: „Dieſes räthſelhafte Ding, das wir beſitzen, wir wiſſen nicht von wem, das uns fortführt, wir wiſſen nicht wohin, das unſer Eigenthum iſt, wir wiſſen nicht, ob wir darüber ſchalten dürfen, eine Gabe, die nichts werth iſt, wenn ſie uns etwas werth iſt, ein Ding, wie ein Widerſpruch, flach und tief, öde und reich, würdig und verächtlich, vieldeutig und unergründlich, ein Ding, das jeder wegwerfen möchte, wie ein unverſtändiges Buch — ſind wir nicht durch ein Naturgeſetz gezwungen, es zu lieben? Wir müſſen vor der Vernichtung beben, die doch nicht ſo qualvoll ſein kann, als oft das Daſein, und indeß mancher das traurige Geſchenk des Lebens beweint, muß er es durch Eſſen und Trinken ernähren, und die Flamme vor dem Erlöſchen hüten, die ihn weder erleuchtet noch erwärmt. — Geduld! — Kann der Himmel die von ſeinen Menſchen verlangen, da er ihnen ſelbſt ein Herz voll Sehnſucht gab?“ — Und wenige Wochen darauf ſchreibt er, freilich wohl nicht ohne bittere Ironie, grade das Gegentheil: „Ja thun, was der Himmel ſichtbar, unzweifelhaft von uns fordert, das iſt genug — Leben, ſo lange die Bruſt ſich hebt, genießen, was rund um uns blüht, hin und wieder etwas Gutes thun, weil das auch ein Genuß iſt, arbeiten, damit man genießen und wirken könne, anderen das Leben geben, damit ſie es eben ſo machen und die Gattung erhalten werde — und dann ſterben — dem hat der Himmel ein Geheimniß eröffnet, der das thut und weiter nichts. — Ja, unſinnig iſt es, wenn wir nicht grade für

die Quadratruthe leben, auf welchem und für den Augenblick, in welchem wir uns befinden. Genießen! das ist der Preis des Lebens! Ja wahrlich, wenn wir niemals seiner froh werden, können wir nicht mit Recht den Schöpfer fragen: warum gabst du es mir? Lebensgenuß seinen Geschöpfen zu geben, das ist die Verpflichtung des Himmels; die Verpflichtung des Menschen ist, ihn zu verdienen."

Mitten in dieser Verstimmung hatte ihn in Paris plötzlich ein Ekel und eine Verachtung vor aller Gelehrsamkeit und Wissenschaft überkommen; er wollte fortan als Bauer leben und sterben, und flüchtete deshalb nach der Schweiz, wo er am Thuner See sich in die tiefste Einsamkeit vergrub. Und so gewaltsamer Ernst schien es ihm mit dieser Entsagung, daß er damals an einen Freund schreiben konnte: „Ich will mich nicht mehr übereilen. Thu' ich es noch einmal, so ist es das letztemal — denn ich verachte alsdann entweder meine Seele, oder die Erde, und trenne sie." — Demungeachtet finden wir ihn, nach einer dort überstandenen Todeskrankheit, schon im J. 1802 wieder in Weimar, und zwar in Wieland's Hause, dann in Berlin, Dresden, und nach mehreren fruchtlosen Versuchen, sich in Berlin als Beamter eine feste Stellung zu begründen, abermals in Paris, wo er in einem Anfall von Verzweiflung sich mit seinem besten Freunde heftig entzweite und alle seine Papiere verbrannte, darunter auch bereits zum drittenmale das Manuscript seiner Lieblingstragödie: Robert von Guiscard.

Endlich, beim Wiederausbruche des Krieges im Jahre 1809, ballt sich alles Finstere in ihm in ein einziges Gefühl, in einen fanatischen Patriotismus zusammen, noch verschärft und versäuert durch eine mehrmonatliche Gefangenschaft in Frankreich, welche die damalige Fremdherrschaft aus Miß-

verſtändniß oder inſtinctartiger Ahnung ſeiner Geſinnungen über ihn verhängt hatte. Wie tief aber Deutſchlands Schmach in ſeine Seele ſchnitt, bekunden Aeußerungen, wie die folgende: „Wo iſt der Platz, den man jetzt in der Welt einzunehmen ſich beſtreben könnte, im Augenblicke, wo Alles ſeinen Platz in verwirrten Bewegungen verwechſelt? Kann man auch nur den Gedanken wagen, glücklich zu ſein, wenn Alles in Elend darniederliegt? Ich arbeite, wie Sie wohl denken können, doch ohne Luſt und Liebe zur Sache. Wenn ich die Zeitungen geleſen habe, und jetzt mit einem Herzen voll Kummer die Feder ergreife, ſo frage ich mich, wie Hamlet den Schauſpieler, was mir Hekuba ſei?“ — Wie ganz verſchieden iſt dieſer Schmerz von der gläubigen, männlichen Trauer Arnims! Kein Troſt, keine Hoffnung leuchtet hier durch die ſternenloſe Nacht:

„Nicht der Sieg iſt's, den der Deutſche fodert,
Hülflos, wie er ſchon am Abgrund ſteht;
Wenn der Kampf nur fackelgleich entlodert,
Werth der Leiche, die zu Grabe geht.“

Nur die Rache noch blitzt und zuckt blutroth durch dieſes Dunkel:

„Alle Triften, alle Stätten,
Färbt mit ihren Knochen weiß;
Weichen Rab' und Fuchs verſchmähten,
Gebet ihn den Fiſchen Preis;
Dämmt den Rhein mit ihren Leichen,
Laßt, geſtaut von ihrem Bein,
Schäumend um die Pfalz ihn weichen,
Und ihn dann die Gränze ſein!
Eine Luſtjagd, wie wenn Schützen
Auf der Spur dem Wolfe ſitzen!
Schlagt ihn todt! das Weltgericht
Fragt euch nach den Gründen nicht!“

Und so sehen wir allmählich die wachsenden Schatten über dem unglücklichen Dichter zusammenschlagen, und ein edles Gemüth von der gespenstischen Uebermacht seines eigenen Ungestüms unaufhaltsam fortgetrieben bis zum Selbstmord. — Es ist bekannt, wie eine ihm befreundete Frau, die seit langer Zeit an einem unheilbaren Uebel litt, ihm einst das Versprechen abgenommen, ihr einen Dienst zu leisten, wenn sie ihn fordre. Sie forderte den Tod, und er hielt Wort. Im Jahre 1810, an einem einsamen See zwischen Berlin und Potsdam erschoß er erst die Freundin und dann sich selbst. — Der Vorfall wurde damals von Aufgeregten als eine Großthat gefeiert, von Andern, die nichts als ihren gewöhnlichen Novellen-Schlendrian begreifen, mit dem gemüthlichen Thränenschmuck einer unglücklichen Liebe ausgeputzt. Beides der schroffen Natur des Dichters durchaus fremd und zuwider. Kleist selbst war gewiß am weitesten davon entfernt, die That für mehr als Nothwehr gegen das Unerträgliche gelten zu lassen, und ein Liebesverhältniß zwischen ihm und seiner Todesgefährtin hat niemals stattgefunden. Das Gräßliche geschah aus stolzem Ekel an einer Zeit, die ihm des Lebens unwürdig schien, aus Verzweiflung an einer besseren Zukunft Deutschlands, deren Morgenroth doch so bald über seinem Grabe heraufdämmern sollte!

So war sein Leben, und so auch seine Poesie. Ihm ward das verhängnißvolle Talent des Unglücks, die unselige Gabe, alle Dissonanzen des irdischen Daseins tiefer und herber als Andere herauszufühlen, zu dem gänzlichen Unvermögen, sie harmonisch, d. h. als Ringe einer unsichtbaren, ewigen Gliederung zu begreifen; und diese Sphinx, weil er ihr uraltes Räthsel nicht zu lösen vermochte, hat ihn und seine Poesie erwürgt. Denn so vereinzelt und abgerissen

von ihrem religiöſen Urgrund konnten die Erſcheinungen für ihn keine innere Berechtigung haben, er aber war zu ſtolz, um ſich an einem bloßen Gaukelſpiel äſthetiſch zu ergötzen, und ſo hat er in einer in ihrer Wurzel ehrenhaften ethiſchen Entrüſtung, ſo wie im Leben ſich ſelbſt, ſo in ſeinen Dichtungen Liebe, Schönheit, Freundſchaft, Hohes und Niederes dem Tode geweiht.

Gleich ſeine erſte Dichtung: „Die Familie Schroffenſtein“ kündigt dieſen dämoniſchen Krieg an. Ohne alles juvenile Schwanken des Anfängers, mit feſten, ſcharfen Charakterzügen wird uns hier die Selbſtzerſtörung der düſterſten aller menſchlichen Leidenſchaften, des Argwohns, ſchonungslos und ſyſtematiſch vorgeführt. Zwei verwandte Familien entzweien ſich wegen der ſcheinbaren Ermordung eines Knaben, welcher der einen Familie angehört, die, den vermeintlichen Mord der andern zuſchreibend, gleich in der erſten Scene auf das heilige Abendmahl blutige Vergeltung ſchwört. Die Mutter des Knaben ſchaudert vor dem Schwur: „O Gott! wie ſoll ein Weib ſich rächen?“ Ihr Gemahl erwiedert: „In Gedanken. Würge ſie betend.“ — Es iſt der troſtloſe, finſtre Geiſt der Rache, der durch das ganze Schauſpiel ſchreitet und um ein Nichts, um eines ſelbſtgemachten Phantomes willen Schuldige und Unſchuldige in den Boden tritt.

In der „Penthesilea“ dagegen hat der Dichter mit derſelben verzweifelten Ungenüge am Menſchlichen, das Uebermenſchliche, ja das Unmögliche, verſucht, allen Nachtigallenlaut der ſüßeſten Liebe und allen Blutdurſt des Tigers in der Bruſt eines Mannweibs gewaltſam zu vereinen. Was iſt alle Faſelei der Neueren von Emancipation der Frauen gegen dieſe entſetzliche Amazonenkönigin, wie ſie mit ihrem geliebten Feind Achilles bräutlich plaudert, den ſie in der

Feldschlacht, wo er die Betäubte zu seiner Gefangenen gemacht, besiegt zu haben glaubt, und da sie nun die Täuschung gewahrt, dem Geliebten, der selber liebentbrannt zu ihren Füßen sinken will, den Pfeil durch den Hals jagt, die Zähne, mit den Hunden um die Wette, in seine weiße Brust schlägt, und dann, grauenvoll, lautlos die Leiche anstarrend, ihm in den Tod nachfolgt.

Das merkwürdigste Denkmal dieses ungestümen Geistes ist aber ohne Zweifel sein Drama: „Die Hermannsschlacht", weil es nicht nur das bedeutende Talent des Dichters am tüchtigsten bewährt, sondern auch alle Phasen seines innern Lebensganges in das hellste Licht setzt. Bewundern müssen wir dabei zunächst die gewaltige Productionskraft, die hier die ganze, volle Gegenwart in einer mehr als tausendjährigen Vergangenheit lebendig abzuspiegeln vermochte. Denn das Drama handelt ohne allen modernen Beischmack von der Vertreibung der Romer durch den Cheruskerfürsten Hermann, und giebt doch eigentlich den getreuesten Umriß der Zustände, der Ehre und der Schmach, wie sie um das Jahr 1809 in Deutschland gewesen. So unvergänglich ist das wahrhaft Historische, der reinmenschliche Grundton, der durch alle Zeiten geht, daß ja in ähnlicher Weise z. B. auch Shakespeare's Cäsar und Coriolan eben so wahre Römer, als Engländer an Elisabeths Hofe sind. — Die Hermannsschlacht veranschaulicht uns aber außerdem auch noch, wie kein anderes Werk, das eigentliche innere Tagewerk des Dichters: eine heroische Hingebung an den Zweck, den er einmal als den rechten und würdigsten erkannt, alles Edle und Große seiner Seele mit fast fieberhafter Glut auf einen einzigen Punkt, auf die Noth des Vaterlandes, gerichtet; wie mit seinem innersten Herzblut ist das Alles dort verzeichnet: sein Gram, seine Hoffnungen, seine

Liebe und sein Zorn. Aber eben' hier lauert auch schon der Dämon; es ist, als hörte man ihn überall mit kaum verhaltenem Ingrimm in die Kette beißen, und das Ganze ist, bei aller Trefflichkeit, dennoch eigentlich eine großartige Poesie des Hasses, der endlich auf einmal in blutrothen Flammen aufschlägt, wo Thusnelda den ihr in Liebe arglos vertrauenden jungen Römer Ventidius betrüglich in einen grünen Zwinger verlockt, um ihn dort, anstatt der gehofften Umarmung, vor ihren Augen von einer Bärin zerreißen zu lassen.

Hüte jeder das wilde Thier in seiner Brust, daß es nicht plötzlich ausbricht und ihn selbst zerreißt! Denn das war Kleist's Unglück und schwergebüßte Schuld, daß er diese, keinem Dichter fremde, dämonische Gewalt nicht bändigen konnte oder wollte, die bald unverholen, bald heimlichleise, und dann nur um so grauenvoller, fast durch alle seine Dichtungen geht. So steigert sich in seiner besten Erzählung „Michael Kohlhaas" mit melancholischer Virtuosität, ja mit einer eigensinnigen Consequenz, die fast an Shyloks bekannten Proceß erinnert, das gekränkte, tiefe Rechtsgefühl eines einfachen Roßkamms bis zum wahnsinnigen Fanatismus, der rachelustig sich und das Land in Mord und Brand stürzt. Oder wo giebt es in unserer ganzen poetischen Literatur etwas Verzweiflungsvolleres, als die kleine, fast epigrammatisch-grausenhafte Erzählung vom „Bettlerweibe von Locarno?" Auch in der meisterhaften Novelle „Die Verlobung in St. Domingo" — wo die herrliche Toni von ihrem Geliebten, den sie so eben gerettet, aus eifersüchtigem Mißverständniß erschossen wird — spielt, möchten wir sagen, eine grausame Wollust des menschlichen Jammers. Und in seiner einzigen Novelle religiösen Inhalts, „Die heilige Cäcilie", schlägt die

Gewalt des religiösen Gefühls treflich nur in spukhaften Wahnsinn aus. Selbst in dem großartigen Fragment „Robert Guiscard" ist es die Pest, die uns wie ein verhülltes Gespenst anstarrt und insgeheim schon in Guiscard's Gebeinen wühlt:

„Mit weit ausgreifenden Entsetzensschritten
Geht sie durch die erschrocknen Scharen hin,
Und haucht von den geschwollnen Lippen ihnen
Des Busens Giftqualm in das Angesicht!
Zu Asche gleich, wohin ihr Fuß sich wendet,
Zerfallen Roß und Reiter hinter ihr,
Vom Freund den Freund hinweg, die Braut vom Bräut'gam
Vom eignen Kind hinweg die Mutter schreckend!
Auf eines Hügels Rücken hingeworfen,
Aus ferner Oede jammern hört man sie,
Wo schauerliches Raubgeflügel flattert,
Und den Gewölken gleich, den Tag verfinsternd,
Auf die Hülflosen kämpfend niederrauscht!
Auch ihn ereilt, den furchtlos Trotzenden,
Zuletzt das Scheusal noch und er erbebt,
Wenn er nicht weicht, an jener Kaiserstadt
Sich nichts als einen prächt'gen Leichenstein!
Und statt des Segens unsrer Kinder setzt
Einst ihres Fluches Mißgestalt sich drauf,
Und heulend aus eherner Brust Verwünschungen
Auf den Verderber ihrer Väter hin,
Wühlt sie das silberne Gebein ihm frech
Mit hörnern Klauen aus der Erd' hervor!" —

Diese ethische Maßlosigkeit aber mußte hier, wie überall, auch die ästhetische Willkür, der gänzliche Mangel an religiösem Glauben sein karikirtes Widerspiel, einen poetischen Wahnglauben zur unabweislichen Folge haben. Daher bei Kleist das immer wiederkehrende, unruhige Uebergreifen von der, ihm doch sonst durchaus verständlichen Naturwahrheit in's wüste phantastische Leere, die Vorliebe für das blos Seltsame

und Unerhörte, die unbezwingbare Luſt, anſtatt der natürlichen Grundlage religiöſer Motive einen oft trivialen und widerwärtigen Aberglauben zum Angelpunkt ſeiner dramatiſchen und novelliſtiſchen Kataſtrophen zu machen. So wird in der „Familie Schroffenſtein“ der ganze, wahrhaft tragiſche Racheproceß an dem kleinen Finger des ſtrittigen Knaben auf- und abgewickelt, den ein albernes Mädchen ihm abgeſchnitten und gekocht hat, um ihre Mutter vom Krebs zu heilen. Im „Käthchen von Heilbronn“ ruht die Entwickelung und die rührende Zuverſicht dieſer wunderſchönen Liebestreue auf dem Aberglauben vom Bleigießen und einem viſionairen Fiebertraume, und im „Prinzen von Homburg“ iſt wiederum ein wilder Traum des Prinzen die bewegende Seele des Ganzen. Von dem Ausgange des „Kohlhaas“ aber ſagt Tieck, der den Dichter und namentlich dieſe Erzählung, wie billig, ſehr hoch hält, ganz richtig: „Dieſe wunderbare Zigeunerin, die nachher die verſtorbene Gattin des Kohlhaas iſt, dieſer geheimnißvolle Zettel, dieſe geſpenſtiſchen Geſtalten, der kranke, halbwahnſinnige, am Ende in Verkleidung auftretende Kurfürſt, alle dieſe ſchwachen, zum Theil charakterloſen Schilderungen, die dennoch mit der Anmaßung auftreten, daß ſie höher, als die vorher gezeichnete wirkliche Welt wollen gehalten werden, daß ſie uns ihr geheimnißreiches Weſen, das ſich in wenig genug auflöſt, ſo theuer wie möglich verkaufen wollen, dieſe grauenvolle Achtung, die der Verfaſſer plötzlich ſelber vor den Geſchöpfen ſeiner Phantaſie empfindet, alles dieſes erinnert an ſo manches ſchwache Produkt unſerer Tage und an die gewohnten Bedürfniſſe der Leſewelt, daß wir uns nicht ohne eine gewiſſe Wehmuth davon überzeugen, daß ſelbſt ſo hervorragende Autoren, wie Kleiſt (der ſonſt nichts mit dieſen Krankheiten des Tages gemein hat), dennoch

der Zeit, die sie hervorgerufen hat, ihren Tribut abtragen müssen."

Und so sehen wir denn bei Kleist in der That schon alle unheilvollen Elemente der neuesten Literatur fast spukhaft auftauchen, und auf diesem dunklen Grunde die Lineamente zur modernen Poesie der Zerrissenheit, der Phantasterei und des Hasses sich leise formiren. Aber seine Zerrissenheit ist nichts Gemachtes, sondern sein eigenstes Erlebniß und Unglück, und hat daher noch die Frische der primitiven Unmittelbarkeit. Sein Schmerz und sein Groll sind wahr und wohlbegründet, er trauert nicht „um Hekuba", sondern um die höchsten Güter des irdischen Lebens: um Vaterland, Recht und Ehre. Ein strenger Ernst macht seine Dichtungen zu wirklichen Thaten, ein Ernst, von dem wir selbst noch lernen sollten in dieser Zeit, wo zwar keine Schwerter klirren wie dazumal, aber ein innerer Krieg geschäftig, wie ein heimlichfressender Erdbrand, in tausend labyrinthischen Gängen den heiligen Boden Deutschlands unterwühlt. Und wenn jener Ernst bei Kleist häufig so trostlos und grauenhaft in das Entsetzliche umschlägt, ja oft zu einer antiken, heidnischen Tugend erstarrt, so ist es nur, wir sagen es nochmals, weil ihm die höchste Kraft fehlt, das unsichtbare Banner der Poesie kühngläubig über die irdischen Dinge auf jene stille Höhe zu pflanzen, wo Alles versöhnt wird. Wer aber möchte dem edlen unglücklichen Dichter sein tiefstes Mitgefühl versagen, wenn aus den nachstehenden Klängen seines „Letzten Liedes" all' sein Kummer und alle Schauer seines freiwilligen Todes uns anwehen:

„Fernab am Horizont, auf Felsenriffen,
Liegt der gewitterschwarze Krieg gethürmt.
Die Blitze zucken schon, die ungewissen,
Der Wandrer sucht das Laubdach, das ihn schirmt.

Und wie ein Strom, geſchwellt von Regengüſſen,
Aus ſeines Ufers Bette heulend ſtürmt,
Kommt das Verderben, mit entbundnen Wogen,
Auf Alles, was beſteht, herangezogen.

Der alten Staaten graues Prachtgerüſte
Sinkt donnernd ein, von ihm hinweggefegt,
Wie auf der Haide Grund ein Wurmgeniſte,
Von einem Knaben ſcharrend weggewühlt;
Und wo das Leben um der Menſchen Bruſte
In tauſend Lichtern jauchzend hat geſpielt,
Iſt es ſo lautlos jetzt, wie in den Reichen,
Durch die die Wellen des Kozytus ſchleichen.

Und ein Geſchlecht, von düſterm Haar umflogen,
Tritt aus der Nacht, das keinen Namen führt,
Das, wie ein Hirngeſpinſt der Mythologen,
Hervor aus der Erſchlagnen Knochen ſtiert;
Das iſt geboren nicht und nicht erzogen
Vom alten, das im deutſchen Land regiert,
Das läßt in Tonen, wie der Nord an Strömen,
Wenn er im Schilfrohr ſeufzet, ſich vernehmen.

Und du, o Lied voll unnennbarer Wonnen,
Das das Gefühl ſo wunderbar erhebt,
Das, einer Himmelsurne wie entronnen,
Zu den entzückten Ohren niederſchwebt,
Bei deſſen Klang, empor ins Reich der Sonnen,
Von allen Banden frei, die Seele ſtrebt:
Dich trifft der Todespfeil; die Parzen winken,
Und ſtumm in's Grab mußt du darniederſinken.

Ein Götterkind, bekränzt, im Jugendreigen
Wirſt du nicht mehr von Land zu Lande ziehn
Nicht mehr in unſre Tänze niederſteigen,
Nicht hochroth mehr bei unſerm Mahl erglühn.
Und nur wo einſam unter Tannenzweigen,
Zu Leichenſteinen ſtille Pfade fliehn,
Wird Wanderern, die bei den Todten leben,
Ein Schatten deiner Schön' entgegenſchweben.

Und stärker rauscht der Sänger in die Saiten,
Der Töne ganze Macht lockt er hervor,
Er singt die Lust, für's Vaterland zu streiten,
Und machtlos schlägt sein Ruf an jedes Ohr.
Und wie er flatternd das Panier der Zeiten
Sich näher pflanzen sieht, von Thor zu Thor,
Schließt er sein Lied; er wünscht mit ihm zu enden,
Und legt die Leier thränend aus den Händen."

Platen.

Es ist eine gewöhnliche Erscheinung in der Literatur, daß neue Töne, welche krankhafte Verstimmung oder tieferlebte Noth irgendwo stark angeschlagen, von Andern unter ganz verschiedenen Bedingungen, absichtlich oder unbewußt, als eigene Erfahrung aufgegriffen und mit gewissem Behagen ästhetisch ausgebildet werden. Und so finden wir auch die innere Ungenüge, die Kleist's Poesie und Leben zerstörte, bei Platen als den eigentlichen Zweck und Glanzpunkt seiner Dichtungen wieder.

August Graf von Platen (1796—1835) schweifte, wie Kleist, unbefriedigt von Land zu Land. Von Unmuth über persönliche Verhältnisse, wie es scheint, aus der Heimat vertrieben, flüchtete er schon früh nach Italien. Allein in Florenz lernte er, „mehr und mehr Zukunft im Herzen, nur der kalten Mitwelt entsagen." Rom mit seinen stolzen Villen, unverwelklichen Alleen und ewig plätschernden Springbrunnen scheint ihm „wie auf der Seele zu lasten." Vergebens flieht er immer weiter; in Calabrien, in dem heiteren Neapel, in dem prächtigen Palermo wieder, nach kurzer Rast, schon wieder

melancholisch, erinnert er somit an den Mann im Märchen, der, um den Hauskobold loszuwerden, seine Wohnung hinter sich verbrennt, unter dem geretteten Hausgeräth aber den Kobold unversehens mit fortträgt. — Endlich, in immer wachsender Reizbarkeit, fast schon ein Siechender, von der Cholerafurcht von Stadt zu Stadt gejagt, endigt er durch eine eigenmächtige Selbstkur, womit er der Seuche zu begegnen meint, in Syrakus sein unerfreuliches Leben.

So augenfällig aber dieser Lebenslauf dem Kleist'schen gleicht — auch Platen war ursprünglich Offizier und mehr oder minder Autodidakt — so durchaus verschieden ist doch bei Beiden der innere Gehalt dieses Lebens. Während wir bei Kleist den Schatten des finstern Dämons nur unwillkürlich seine poetischen Gestalten verdüstern sehen, stellt Platen seinen Schmerz als ein Kunstwerk öffentlich aus, und was dort nur als verhaltener Schrei erschütternd ausbricht, wird hier mit allerlei Variationen künstlich in Noten gesetzt. Sehr natürlich; denn bei Kleist handelt es sich überall um Dinge, die gar wohl ein Menschenleben aus seinen Angeln heben können um Vaterland, Ehre und eine ungeheuere, in sich selbst zusammenstürzende Zeit — bei Platen aber, wenn wir tiefer auf den Grund sehen, nur um kleinliche Interessen verletzten Autorstolzes.

Seinen Unmuth haucht er in zahllosen, oft rührenden Weisen aus:

„Wem Leben Leiden ist, und Leiden Leben,
Der mag nach mir, was ich empfand, empfinden,
Wer augenblicks sah jedes Glück verschwinden,
Sobald er nur begann darnach zu streben;

Wer je sich in ein Labyrinth begeben,
Aus dem der Ausgang nimmermehr zu finden.

Wen Liebe darum nur gesucht zu binden,
Um der Verzweiflung dann ihn hinzugeben;

Wer jeden Blitz beschwor, ihn zu zerstören,
Und jeden Strom, daß er hinweg ihn spüle
Mit allen Qualen, die sein Herz empören,

Und wer den Todten ihre harten Pfühle
Mißgonnt, wo Liebe nicht mehr kann bethören,
Der kennt mich ganz, und fühlet was ich fühle."

Dieser Unmuth steigert sich häufig bis zur ungeduldigen Todeslust:

„Soll ich ewig plagen mich und placken?
Näht mir endlich meinen Leichenlacken!

Wer nicht kriechen will und hündisch wedeln,
Bette früh sich bei den Todtenschädeln.

A und O von dieses Lebens Psalter,
Trübe Jugend sind's, und trübes Alter.

Solchen Tanz, ich daur' ihn nimmermehr aus,
Liebster Tod, o spiel' uns doch den Kehraus!"

Aber während Kleist, wo er auch immer umherschweifte, mit aller Glut der Seele sich nach Deutschland zurücksehnte und nur dessen Schmach und Unglück sein treues Herz zernagte, freut sich Platen, am fremden Strande fremde Lüfte athmen zu können, fern von der Heimat,

„Wo mir zerrissen sind die letzten Bande,
Wo Haß und Undank edle Liebe lohnen,
Wie bin ich satt von meinem Vaterlande!"

Wir fragen mit Recht endlich ungeduldig nach dem Entsetzlichen, das einen jungen Dichter ereilen konnte, der, unabhängig nach Herzenslust soeben das schöne Italien durchzog? Der Dichter selbst läßt uns nicht lange im Zweifel darüber.

Wir begegnen nämlich zunächst mit fast schreckhaftem Erstaunen einem, bis dahin wohl noch niemals so bloßgestellten, monströsen Selbstgefühl, das uns bei aller Theilnahme, die wir keinem Unglücklichen versagen möchten, oft in seinen schönsten Gedichten unwillkürlich verstimmt. — Aus Vielem hier nur Einiges. So sagt er von seiner „verhängnißvollen Gabel“: „Es freut mich wenigstens, dieses Lustspiel als eine Art von deutschem Muster in dieser Gattung hingestellt zu haben, an welchem die Aesthetiker, was das Wesen des Komischen betrifft, lange Zeit lernen können.“ — Er schreibt ferner sich selbst folgende Grabschrift:

„Ich war ein Dichter, und empfand die Schläge
Der bösen Zeit, in welcher ich entsprossen;
Doch schon als Jüngling hab' ich Ruhm genossen,
Und auf die Sprache drückt' ich mein Gepräge.

Die Kunst zu lernen war ich nie zu träge,
Drum hab' ich neue Bahnen aufgeschlossen,
In Reim und Rhythmus meinen Geist ergossen,
Die dauernd sind, wofern ich recht erwäge.

Gesänge formt' ich aus verschiednen Stoffen,
Lustspiele sind und Märchen mir gelungen
In Einem Styl, den Keiner übertroffen:

Der ich der Ode zweiten Preis errungen,
Und im Sonett des Lebens Schmerz und Hoffen,
Und diesen Vers für meine Gruft gesungen.“

— — — — —

„Es werden Spätre meinen Geist in Oden
Beschwören und entschuldigen und sagen:
Er dachte groß, wie konnt' er kleinlich reden?“

Dieser Mißton wird keineswegs gelöst, wenn er auch später, mit sophistischer Auslegung, sagt:

„Wie? mich selbst je hätt' ich gelobt! Wo? Wann? Co entdeckte
Irgend ein Mensch jemals eitle Gedanken in mir?
Nicht mich selber, ich rühmte den Genius, welcher besucht' mich,
Nicht mein sterbliches, mein flüchtiges, irdisches Nichts!
Weil ich bescheiden und still mich selbst für viel zu gering hielt,
Staunt' ich in meinem Gemüth über den göttlichen Gast."

Es konnte nicht fehlen, dieses maßlose Selbstgefühl, wozu ihn weder Talent noch Gesinnung berechtigten, das demnach in der erträumten Bedeutung nie anerkannt werden konnte und daher sich überall verkannt und verletzt wähnte, wurde der Dämon, der den nervenschwachen Poeten fieberhaft durch's Leben stachelte. Darum entsagt er voll Bitterkeit dem undankbaren Vaterlande:

„Es war ein allzu jugendlich Beginnen,
Daß ich, wie Joseph, meinen Traum verkündet;
Traus hat sich mir der Brüder Neid entsponnen,
Die gern mich würfen in den tiefen Brunnen.

Doch bis hierher, zu weit entferntem Strande,
Kann Lieb und Haß den Dichter nicht beschreien!
Hier mag er weilen, unzerstreut vom Tande,
Vom Wirrwarr deutscher Klatschereien;
Er konnte hier, in einem Zauberlande,
Die bange Brust von jedem Schmerz befreien:
Es steht bei dir, ihm vorzuziehn Lappalien,
Du nordisch Volk, ihn aber schützt Italien!"

Und anderswo

„Wann einst der Unfug dieser Lügengeister
Jedwedes Maß phantastisch überschritten,
Dann werdet ihr, wiewohl zu spät, mich bitten
Und rufen dann die Kunst und ihren Meister:

O würde jener wieder uns gesendet,
Der uns den Pfad des Aethers wollte zeigen,
Doch seine Seele hat sich abgewendet!

Nie wird er mehr die Alpen übersteigen,
Und sein Geschäft ist unter uns vollendet!
Ja, meine ganze Rache sei das Schweigen!"

Allein es blieb nicht bei dieser stolzen Rache. — Arnim vergleicht irgendwo die bösen Launen, die so trübsinnig über den Gemüthern hängen, mit den schweizerischen Schneelavinen; ein vorüberfliegender Vogel, ein zu laut ausgesprochenes Wort, und sie stürzen verschüttend über Freund und Feind hernieder. So brachte auch hier ein kleines, gegen Platen gerichtetes Xenion Immermann's, das Heine in seine Reisebilder aufgenommen:

„Von den Früchten, die sie aus dem Gartenhain von Schiras stehlen,
Essen sie zu viel, die Armen, und vomiren dann Gaselen".

plötzlich jene geistige Krankheit des empfindlichen Dichters zum völligen Ausbruch. Immermann schien die Sache längst wieder vergessen zu haben, denn er ehrte Platen's später erschienene Gedichte und suchte sogar in persönlichen Verkehr mit ihm zu treten. Da schrieb dieser seinen Oedipus, ein Lustspiel, worin Immermann als Nimmermann, einem größtentheils unverdienten, jedenfalls unwürdigen Spotte preisgegeben wird. Allerdings ist der ganz persönliche Streit hier in's Allgemeine gezogen, indem er als Krieg der poetischen Wahrheit gegen das verkehrte Treiben der damaligen Tragödien überhaupt sich geltend macht, und Immermann gleichsam nur beiläufig der Repräsentant aller wirklichen oder eingebildeten Misere sein soll. Aber die gallbittere Gereiztheit hat Alles gelb gefärbt, und läßt nirgend jenen unbefangenen Humor aufkommen, der z. B. in Tieck's Komödien die Schlechtigkeit, weil er uns heiter über sie hebt, vernichtet und die Gegner zu tode lacht. Im Oedip vielmehr wird Alles, was damals

in der Heimat berühmt war, bei Namen genannt: Raupach, „der schmiert ein Trauerspiel im Katzenjammer", Houwald, „ein alter Mensch, doch ähnlich einem jungen, ein Abc-schütz von gereiften Jahren", Heine, „der Menschen Allerunverschämtester, dessen Küsse Knoblauchsgeruch absondern" u. s. w. Ja zuletzt bricht der verletzte Autorstolz in fast wahnsinnige Begeisterung des Hasses aus, indem er den Verstand zu Nimmermann sagen läßt:

„Und kraft der Vollmacht, welche mir die Kunst verlieh,
Und kraft des Scherzes, welchen ich bemeistere,
Der unter meinen Händen fast erhaben klingt,
Als wär's der Andacht hoher Ernst, und kraft der Kraft
Zerstör' ich Dich, und gebe Dich dem Nichts anheim!
Zwar wäre Dich vernichten eine kleine That;
Allein gesalbt zum Stellvertreter hab ich Dich
Der ganzen tollen Dichterlingsgenossenschaft,
Die auf dem Hackbrett Fieberträume phantasirt,
Und unsre deutsche Heldensprache ganz entweiht;
Ja, gleich wie Nero wünscht' ich euch nur ein Gehirn,
Durch einen einz'gen Witzeshieb zu spalten es,
Um aller Welt zu zeigen eine taube Nuß,
Mit ungenießbar'm Kloakelmoder angefüllt.
Verstumme, schneide lieber Dir die Zunge weg,
Die längst zum Aerger dient Vernünftigen!
An der Rechten haue Dir den Daumen ab,
Mitsammt dem Fingerpaare, das die Feder führt:
An Geist ein Krüppel, werde bald es körperlich!"

Worauf Nimmermann vom Publicum mit den Worten abgeführt wird:

„Lieber, komm' Ich führ' jetzt
Um Muße Dir zu schaffen, Dich an jenen Ort,
Den Dritten Bedlam heißen, Deutsche Narrenhaus."

Aber der Haß ist ein trockner, bleicher, häßlicher Gesell, der sich in schönem Festgewande nur um so widerlicher

ausnimmt. Und wie denn die Kunst überhaupt das Besondere hat, daß sie nächst Gott allein in gesundem Herzen wohnen mag, so hat auch hier der ungezügelte Hochmuth sich mit ihr nicht recht vertragen wollen, und unseren Poeten, bei all' seinem bewunderungswürdigen Formensinn, doch eigentlich nur zu einem negativen Dichter gemacht, der die besten Kräfte ruhelos in parodistischer Polemik verbrauchen mußte.

Mit gerechter Entrüstung dagegen ist die Verdächtigung unsittlicher Verirrungen zurückzuweisen, die erst von Ludwig Robert leise angedeutet und dann durch Heine hämisch weiter ausgesponnen wurde, weil Platen in seinen Sonetten, nach dem Vorgange Shakespeare's, die männliche Schönheit gefeiert. Er steht hier, wie überall, rein und fern von aller modernen Lüsternheit — an sich schon die schlagendste, thatsächliche Widerlegung, wenn er auch in seinen „Lebensregeln" nicht selber gesagt hätte: „Fliehe die Wollust, die nicht allein den Körper, sondern auch den Geist schwächt. Beweise, daß du Herr deiner selbst bist. Halte alle sinnliche Liebe, sobald sie von der geistigen gesondert ist, für unerlaubt, des Menschen unwürdig. Suche deine geistige und sinnliche Natur so viel möglich in Harmonie zu bringen. Veredle deine Sinnlichkeit." — Ueberhaupt erscheint Platen, außer dem fatalen Bereiche seines Hausfabelds, durchaus als ein Gemäßigter, der sich zwischen den Dingen fast überall ein gewisses juste milieu einzurichten weiß. Seine Liebe schwingt sich nur selten über das, unter den Poeten einmal, conventionelle Verliebtsein hinaus; ja das formvollige Gekose seiner Gedichte erinnert häufig an die gute alte Zeit der Gleim'schen Tändeleien, die nur, anstatt des damaligen Schlafrocks, hier den persischen Kaftan oder eine Toga mit stolzem Faltenwurfe umgeschlagen haben. Sagt er doch bezeichnend selbst:

„Aus edlen Dichtern einen Verß zu singen,
Gestreckt ins Gras, wo laute Quellen schäumen,
An Rosenhecken, unter Lindenbäumen
Das Leben unbesorgt dahin zu bringen:

Im Mai die Stirn mit jungem Laub zu krönen,
Die kurzen Nächte, bis es wieder tagt,
Durch Weingenuß und Liebe zu verschönen:

Dies ist, und wenn mich auch darob verklaget
Ein Sittenrichter, der es will verpönen,
Das Einzige, was meinem Sinn behaget."

Eine ähnliche Mitte hält auch seine politische Gesinnung. Von den großen Begebenheiten seiner Zeit, von der französischen Julirevolution (Ode an Karl den Zehnten) und dem Unglück Polens (Polenlieder) nicht unberührt, entflammt das letztere seinen Zorn gegen Rußland, der aber, z. B. im „Reich der Geister", häufig schon wieder in krankhaften Haß umschlägt. Vorzüglich als Bollwerk gegen den barbarischen Osten wünscht er, nicht ohne Sympathien für das neue Frankreich, einen deutschen Kaiser, so wie eine freie Entfaltung des geistigen und Volkslebens in Deutschland, und Preußen soll den Banner dieser Freiheit erheben („An einen deutschen Staat"). Aber, noch ganz verschieden von seinen Nachfolgern in der politischen Poesie, will er jene Freiheit keineswegs zerstörungswüthig und gewaltsam über den Trümmern aller Geschichte aufpflanzen, er redet vielmehr den König von Baiern an:

„Allein wo sehr Du Wünsche des Tags verstehst,
Nicht borchst Du blindlings jedem Geräusch. Du nimmst
Das Jetzter, jenem Jetzt ungleich,
Nicht in die weltliche Hand der Neuerung.

Ehrfurcht erweckt, was Väter gethan, in Dir,
Du fühlst verjährter Zeiten Bedeutsamkeit,

In's Wappenſchild uralter Sitte
Fügſt Du die Roſen der jüngſten Freiheit."

Noch weniger mochte er die beliebte Scheere einer, Alles planirenden Gleichheit:

„Konnt' ich doch ſonſt mich auferbaun,
Den luſt'gen Lauf der Welt beſchaun,
Nun hör' ich die politiſchen Schellen
Mir ewig vor den Ohren gellen,
Das Kleinſte ſeh ich zu Höchſt ſich ſchwingen,
Als wolle der Staat die Welt verſchlingen! —

Doch was die Zeit uns auch verſpricht,
Natur! verſiege du nur nicht!
Du Mächtige, Mannigfache, Reiche,
Verſinke nicht in's flache Gleiche!
Doch du haſt niemals mit beſchworen
Den Aberwitz beſchränkter Thoren,

Du ſtrebteſt nie, daß Eins wie's Andre,
Und gönnſt, daß jeder in Frieden wandre;
Den Weiſen hüllſt du in dein Licht,
Und giebſt dem Schaf ein Schafsgeſicht;
Der Mittelmäßigkeit Gewühle
Reibſt du zu Staub auf deiner Mühle,
Und rufeſt, zu ſchalten weit und breit,
Das Große hervor von Zeit zu Zeit."

Dieſelbe, etwas nüchterne Wählichkeit zeigt endlich auch ſein religiöſer Standpunkt. Er hat zwar eine Chriſtnacht, ein Oſterlied u. ſ. w. gedichtet; aber wie vornehm und marmorkalt iſt das Alles gegen Novalis' geiſtliche Lieder! Man ſieht wohl, er ſtrebt auch in dieſem Reiche nach einem leidlich befriedigenden Gleichgewicht, in der Schwebe zwiſchen den extremen Meinungen; nur daß ihm hier, wo es am wenigſten auf ein formales Zurechtlegen ankommt, die Löſung auch am wenigſten gelingen konnte. Es iſt im Grunde doch

nur eine gemachte Vernunftreligion mit halb christlicher, halb pantheistischer Färbung. Doch lassen wir ihn auch hier für sich selbst sprechen: „Deine Religion — sagt er in seinen Lebensregeln — sei die der Vernünftigen. Sie bestehe im Glauben an die große, Alles durchdringende Seele, deren Körper wir die Welt nennen; im Glauben an eine Vorsehung, deren lenkende Gegenwart alle Vorfälle deines Lebens dir unverkennbar beweisen." — „Denke aber deshalb nicht verpflichtet zu sein, dasjenige als wahr anzunehmen, was dir von den Menschen überliefert worden. Sobald du einmal die Vernunft unterdrücken mußt, so hat dein Glaube weder bestimmtes Ziel, noch Gränze." — „Die Vorsehung zu glauben, die du niemals körperlich erkennen kannst, ist der Beschränktheit deiner menschlichen Natur angemessen; aber denke nicht, Gott könne fordern, daß du Dinge anerkennst, die dem gesunden Verstande widersprechen, den er dir gab, durch den du ihm angehörst." — „Droht ein Unfall dich in die tiefe Schwermuth der Verzweiflung hinabzustoßen: ermanne dich an deiner göttlichen Natur. Was könnte den zu Boden schlagen, dessen Wille frei ist, und Keinem unterworfen?" — Seltsam! die Freiheit des menschlichen Willens soll also überall genügend sein, und dennoch eine Vorsehung alle Vorfälle unseres Lebens lenken. Wir sollen nichts anerkennen, was dem gesunden Verstande widerspricht, und doch eine höhere Leitung annehmen, die wir körperlich (das heißt doch wohl mit unserem irdischen Verstande) niemals zu erkennen im Stande sind; wir sollen also gleichsam dem Verstand glauben; wir sollen nur unserer Vernunft folgen, und doch soll, nach einer andern Lebensregel, diese Vernunft, ein Ausfluß des Weltgeistes, zuweilen irren können, weil sie auf eine unbegreifliche Weise mit dem Körper vereinigt und

von ihm beschränkt sei. — In der That, ein solches juste milieu zwischen lauter Widersprüchen wäre das Allerunbegreiflichste, und Plåten hat gar nicht unrecht, wenn er weiterhin sich selbst die Regel stellt: „Sogenannte Religionsstreite führe niemals, und breche das Gespräch ab, sobald man dir Gelegenheit dazu geben möchte."

Bei dieser confusen Nüchternheit ist wenigstens das consequent, daß er auch im Christenthum kein übersinnliches Geheimniß, sondern nur eine ganz löbliche Sittenanstalt, und in Christus nur „den Mann der Weisheit erkennt, den die Welt dankbar den Erlöser nannte." „Ehre im Christenthum, sagt er, die Reinheit seiner Moral und Alles, was gelehrt zu werden verdient. Ehre in seinem Stifter, was dir bei einem Platon oder Marc-Aurel Bewunderung ablockt, und noch mehr als dies. Er fühlte mehr, was das schwache Menschengeschlecht zumeist bedürfe — feste Bestimmung seiner schwankenden Meinungen, untrügliche Aussichten. Er glaubte sich berechtigt und berufen, dasjenige im Namen der Gottheit selbst zu verkündigen als gewiß und unfehlbar, was er in seiner großen Seele für wahr und unumstößlich hielt; nämlich daß alles Gute gute, alles Böse aber endlich böse Früchte erzeugen müsse. Gewiß wurden viele jener Dogmata, die späterhin seine Jünger und deren Nachfolger ausbreiteten, niemals von ihm beabsichtigt."

Dasselbe ungefähr, was er hier mit dürren Worten sagt, hat er gleichzeitig (1817) in dem Schwanke: „Die neuen Propheten" poetisch dargestellt. Zwei Verstorbene: ein Orthodoxer, als „Arme Seele", den Canisius in der Hand, mit schäbigem Rock und sammtener Mütze und einem Skapulier am Hals, und ein „Rationaler", mit englischem Frack und Tituskopf, treffen an der Himmelsthür zusammen, hinter

der sich Sanct Peter versteckt hat, um ihr Gespräch zu belauschen und darnach ihre Würdigkeit zu erkennen. Die sehr dumme „Arme Seele“ möchte nun nur für einen einzigen Tag der Teufel sein, um in dem wärmsten und größten Ofen die Philosophen zu braten. Sie will im Himmel die gute alte Zeit wieder einrichten, und erblickt die Welt nur

„als ein großes Theater,
In der obersten Loge den heiligen Vater,
Wir Priester bewegen an Schnuren und Ketten
Auf der Bühne die Laien als Marionetten;
Das Geheimste sogar, wir entziffern's leicht
Durch's Sacrament der Ohrenbeicht';
Loyola's Schaar treibt wiederum
Die Knaben in ihr Collegium;
Das Land durchzieht mit geistlichem Krame
Die Krüdener als Aposteldame;
Wie Manna regnen Stiftungen, Pfründen,
Man fordert zehn Prozent für die Sünden,
Man eilt, den bettelnden Mönchen die Wägen
Mit Kälbern, Geflügel und Schmalz zu belegen;
Viel Klosterbrüder sieht man wallen
Mit Testamenten in ihren Krallen“ u. s. w.

Der Rationale dagegen, dem

„Der Hader der Partei'n befleckte
Die Seele nie, die den Pöbel verachtet
Und nach erhabner'm Ziele trachtet“,

vergleicht die katholischen Heiligen, sehr zu deren Nachtheil, mit den menschheitbeglückenden Heidengöttern; die Dogmatik ist ihm eine eben so heilige als abgeschmackte Nuß, die niemand knackt, Priesterkniff der Pfeiler der Kirche. Er selbst aber glaubt ein Leben,

„das Alles belebt,
Einen Geist, der durch alle Geister strebt,

Von allem Gein, allem Wahren,
Von allem Großen und Wunderbaren,
Von Allem, was unſern Buſen ſchwellt,
Ein Ideal auf dem Gipfel der Welt.
Und ſeh' ich die Morgenſonn' erwachen,
Wenn der Frühling kommt, wenn die Gärten lachen,
Die Herde weidet, die Schwalben bauen,
Und ich wandle dahin auf den bunten Auen,
Wo das Hageroschen am wilden Stocke,
Wo der Thymian blüht und die Maienglocke,
Da zeigt mir der Teppich des reichen Gefildes
Den Abdruck jenes unendlichen Bildes.
Und iſt das Abendrotb ſpät verſchwunden
Und nahen die ſtillen, die traulichen Stunden,
Und ich ſchaue hinaus, wie der Himmel glüht,
Wenn die Weltenſaat dem Auge blüht,
Und wie ſie im ewig geſchloſſ'nen Kreiſe
Vollenden die weite, gewaltige Reiſe,
Da fühl' ich noch mächtiger deine Spur,
Erhabene Seele der großen Natur!"

Dabei bringt er Bücher mit, um den Himmel aufzuklären:

„Schon ſeh ich im Geiſt, was dieſe Schriften
Für Leute bekehren und Nutzen ſtiften:
Der heilige Auguſtin lieſt hinfür
Nur das Système de la Nature,
Ignatius läßt den frommen Verein,
Studirt ſich in die Pucelle hinein;" u. ſ. w.

So werden beide Himmelscandidaten — und zwar, wie man ſieht, ziemlich frivol — lächerlich gemacht, beide heißt Sanct Peter zuletzt in des Teufels Namen ſich fortpacken, und das Ganze endet alſo, ohne Andeutung einer höheren Vermittelung der Gegenſätze abermals in vornehmer Neutralität. Doch fühlt man überall die heimliche Sympathie des Dichters für den Rationalen heraus, ein Gefühl, das durch an-

dere Aeußerungen hinreichend bestätigt wird. Oder wer erkennt jenen englischen Frack mit dem Tituskopf nicht wieder, wenn Platen in Palermo ausruft:

„Aus jenen schönen Stirnen keimt
Nie ein Gedank' empor:
Auf jede hat ein Brett geleimt
Der schnöde Pfaffenchor.
Es hält ein ganzes Volk im Schach,
Wer's täglich dreist belügt" —

wenn er dann in Rom sagt:

„Gern vermißt sei, neben dem Heidengrabstein,
Was so streng Rom jedem Verirrten weigert:
Jenes Jenseits, das des Apostel goldner
Schlüssel nur aufthut.

Führ't mich dorthin lieber, und sei's die Hölle,
Wo der Vorwelt würdigen Seelen Raum ward,
Wo Homer singt und der lorbeermüde
Sophokles anruft."

oder wenn er, in seltsamer Resignation, dem Poeten ein allzubescheiden Theil vindicirt:

„Mögt an des Heiland's Seite dereinst ihr sitzen in Glorie,
Oder den Gott anschaun, der sich entschleiert vor euch!
Dichtern genügt das geringere Glück, auf Erden zu wandeln:
Möcht' ich im Munde des Volks gehn von Geschlecht zu Geschlecht!"

Wir sind hier absichtlich ausführlicher gewesen, um deutlich zu machen, wie bei Platen schon die Romantik vom Geheimnißvollen zum Gemeinfaßlichen, vom Glauben zur Negation sich wieder zurückwandte. Die natürliche Folge davon war, daß dieselbe, nachdem sie Zweck und angeborene Waffen einmal verwechselt hatte, diese nun auch bald zerstörend gegen

sich selber kehren mußte. So sehen wir damals schon mehrere an sich romantische, und doch die romantische Richtung verspottende Komödien auftauchen, wie des witzigen und trockenen Ludwig Robert's „Cassius und Phantasus" u. a. Und so ist auch in Platen's Oedipus der Krieg gegen die Romantik offen ausgebrochen, wo er, alle bisherigen Sympathieen und Intentionen umkehrend, in der Schlußparabase ausruft:

„Auch faselt mir nicht von der Ritterlichkeit altdeutscher und christlicher Dichtkunst,
Denn es bleibt sich Natur stets gleich und bewirkt durch Christen und Heiden dasselbe. — —
Nicht schreitet zurück deshalb, krankhaft
Dem Gewesenen hold, das lange vermorscht!
Abwendet das Ohr paradoxem Geschwätz,
Seid Männer und steht, mit dem Fuß vorwärts,
Unerschütterlich fest, sucht Wahres und lacht
Des romantischen Quarks,
Und erquickt das Gemüth an der Schönheit!"

Das sind die ersten Trommelwirbel zum Geschwindmarsch des modernen Fortschritts, oder, was ziemlich gleichbedeutend, zum Rückzug der Romantiker; denn die Stich- und Commandowörter hatten sich eins nach dem andern so rasch verwandelt, daß nun wieder Rückschritt hieß, was eben erst unter ihnen Vorwärts geheißen. Die protestantische Gesinnung, von dem jugendlichen Aufschwung einer begeisterten Zeit unversehens überrascht und verblüfft, erblickte, da sie allmählich wieder zur Besinnung kam, sich mit staunendem Entsetzen unter katholischen Fahnen, und dünkte sich nun nicht wenig damit, reformatorisch gegen einen selbstgemachten und erträumten Katholicismus zu rebelliren. Von jetzt ab sehen wir daher dort ein Zelt nach dem andern abbrechen, und heimlich

Uebergangsbrücken schlagen zur neuesten Literatur, und es macht fast den Eindruck, wie die plötzliche Stille eines verlassenen Kriegslagers, wo es noch vor Kurzem so bunt gewimmelt und fröhlich von Welteroberungen geklungen.

Hoffmann.

So sehen wir jetzt die Romantik, nach ihrem geistigen Abfall, ihren Flug von der erstrebten und zum Theil wirklich erschwungenen Höhe unaufhaltsam immer rascher und tiefer bis zum Gemeinen wieder hinabsenken. Immer deutlicher und entschiedner löst sich das religiöse Element von der Phantasie, und weil diese, so isolirt, nothwendig in leere Spielerei oder Verzerrung verfliegt, so zieht das religiöse Gefühl sich immer scheuer in sich selbst zurück, bis beide allmählich einander fremd und daher unbequem und störend, ja zuletzt feindlich gegenüberstehen. Die daraus entspringende innere Ungenüge, um so stechender, je schärfer die Zerklüftung hervortritt, wird nun, wie wir oben nachgewiesen, gar bald zur Zerrissenheit, bis dann auch das Bewußtsein jener Ungenüge schwindet, und diese endlich nur noch als ein bloßes ästhetisches Kunststück wohlgefällig sich selbst bespiegelt.

Das treffendste Bild dieses Ausganges bietet Hoffmann dar. Glimpf und Schimpf, Verstand und Ueberschwänglichkeit, Grauen und schallendes Gelächter, Rührung und ironischer Hohn ringen und fressen hier, wie die bekannten beiden Löwen, einander in der Verzweiflung wechsel-

seitig auf, daß nichts als die Schweife übrig bleiben. Man könnte darauf die, von der Bibliothek der schönen Wissenschaften im Jahre 1758 gegebene Definition der Romanze anwenden: „ein abenteuerliches Wunderbare, mit einer possierlichen Traurigkeit erzählt.“ — Sie hatten die Phantasie von den Banden des Verstandes gelöst; aber die Befreite war ihnen plötzlich davongefahren und über Gipfel und Wipfel in wüstem Flug bis in jenes unwirthbare Leer hinausgestürzt, wo der Himmel dunkel und die Erde nur noch in gespensterhafter Luftspiegelung erscheint. Treffend daher sagte damals Jean Paul, obgleich er selbst früher Hoffmann in die Lesewelt eingeführt hatte, in Bezug auf diese Art von Poesie: „Unstreitig ist jetzt die Belladonna (wie man die Tollkirsche nennt) unserer Muse Primadonna und Madonna und wir leben im poetischen Tollkirschenfest.“

Hoffmann war von seiner frühesten Jugend an eigentlich verwaist. Der Vater, ein Mann von unordentlichen Neigungen und von seiner Frau geschieden, starb bald. Eine alte, hinfällige Großmutter, eine stets kranke, blos vegetirende Mutter, beide nie aus ihrem Zimmer kommend, eine geistreiche Tante, die, als die Vertraute seiner Schwächen, den Knaben verzog; dazu ein wunderlicher Onkel, der Essen, Trinken, Studien und Erholung pedantisch nach der Uhr trieb und von dem zwölfjährigen Knaben nach Herzenslust mystificirt wurde; in demselben Hause endlich das mystische Wesen Werner's mit seiner halbwahnsinnigen Mutter — das waren die Umgebungen, unter denen Hoffmann aufwuchs, abgesondert von seinen Schulkameraden, die ihn, wegen seines beißenden Witzes, nicht liebten. Ueberdem gehörte er zu den frühreifen Talenten und galt daher schon damals als das bewunderte Genie der Familie. Er selbst sagt hierüber: „In meiner ersten Er-

ziehung, zwischen den vier Mauern mir selbst überlassen, liegt der Keim mancher von mir hinterher begangenen Thorheit. Deine gütige Freundschaft nennt die Frucht jener bizarren Einsamkeit — Originalität, — es ist aber, wie ich wohl weiß und empfunden habe, nichts als Starrköpfigkeit, Ungeschick! Das Uebersehen der Verhältnisse, die jedem, der als Knabe nachgeben und sich in die Umstände schicken gelernt hat, in's Auge fallen, hat mir einen guten Theil der Ruhe für lange Zeit gekostet." — Auch seine darauf erfolgte Anstellung bei der damaligen Regierung in Posen, wo er unter der, ihm geistig subordinirten Umgebung, wieder nur seine Uebermacht fühlte, und ein zügellos sinnliches Leben ihn von allen Seiten umwogte, konnte nur dazu dienen, theils den frühgeweckten Uebermuth seines Talents vollends zu entfesseln, theils ihn selber in jene sinnlichen Abgründe zu verlocken.

Ein solches, äußerlich gebundenes, innerlich desolutes Jugendleben aber, voll Anschauungen der seltsamsten Contraste, war wohl in der That geeignet, in einem unruhigen, talentvollen Jünglinge das Dämonische in's Diabolische zu verkehren. Und dies eben war das Charakteristische bei Hoffmann, daß er — ganz im Gegensatz von Brentano — anstatt das Dämonische in sich zu bekämpfen, es vielmehr recht mit Vorliebe und gleichsam aus einem wunderlich mißverstandenen Pflichtgefühl, auf alle Weise groß zog, und hegte und hätschelte.

Dies zeigt sich zunächst in einem innerlichen Sichgehenlassen auf Rechnung des exclusiven Genies, in einer Liebhaberei seiner selbst, einem völligen Dilettantismus in Kunst und Leben. Musik, Malerei, Poesie, ja selbst die Liebe trieb er eigentlich nur als Dilettant; er ist Theatercomponist, Decorateur, Architekt, auch ein geschickter Jurist; aber er

nennt die Justiz den Klotz des Baugefangenen, den er hinter sich schleppe, „denn, sagt er, zu heterogen ist sie der Kunst, der ich geschworen.“ Mit den damaligen berühmten Männern Königsbergs (Kant, Hamann, Hippel, Kraus) kam er in gar keine persönliche Berührung; Kant verstand er geständlich nicht, oder gab sich vielmehr nicht die Mühe, ihn zu verstehen; anstatt der alten classischen Literatur aber griff er nach Rousseau's Confessionen, und beschäftigte sich fortwährend viel mit Wiegleb's Magie.

Es ist dies im Grunde nur Mangel an Tiefe des wahren dichterischen Gefühls, das eben durch Ernst, Treue und Nachhaltigkeit sich unterscheidet. Darum suchte er sich vor jedem Zustande von Begeisterung sorgfältig zu verwahren. Deshalb hatte er auch für die freie Natur durchaus keinen Sinn, und wußte ihre verborgenen Stimmen nur in ihrem Conflicte mit der Unnatur, d. h. mit der gesellschaftlichen Verbildung, also eigentlich nur den Mißklang, aufzufassen. Das ist aber wesentlich ein bloßes Manöver der Reflexion, die in diesem, ihr fremden Gebiete nothwendig sich selbst verwirrt, weshalb denn auch seine sogenannten Kindermärchen (der Nußknacker ꝛc.) keine wahrhaften Märchen, und nichts weniger als kindlich sind. Eben so haßte und vermied er alle Gespräche über Religion, Staatseinrichtungen und Politik, und blieb von den ungeheueren Begebenheiten seiner Zeit innerlich ganz unberührt. Im Jahre 1813, mitten unter dem Kriegsgetümmel, dichtet er in Dresden seinen Magnetiseur „mit großem Glück“, und bei dem Zusammensturz seines Vaterlandes im Jahre 1807 lebt er in Warschau grade recht vergnügt und gemüthlich. „Die schöne Bibliothek des dasigen Musikvereins, sagt Hitzig, stand jeden Augenblick ihm zu Gebote, und sein Forteviano hatte er sich im Quartettzimmer

aufstellen lassen. Mehr bedurfte es nicht, um ihn Franzosen und die Zukunft vergessen zu machen." In seinem Umgange aber war ihm sittliche Würde oder Gesinnung völlig gleichgültig; er wollte von seinen Freunden nur wie ein personificirtes Buch angehört, oder von ihnen durch Witz und glänzende Einfälle ergötzt sein. Muth dagegen und moralische Kraft bei Andern imponirten ihm jederzeit, weil sie ihm selber fehlten. — Im Capuzinerkloster zu Bamberg fühlt er sich durch die religiöse Umgebung „in eine gemüthlich exaltirte Stimmung" versetzt. Er sagt hierüber in seinem Tagebuche: „Herrliche, patriarchalische Köpfe der Capuziner. Wanduhr: mors certa, hora incerta, una ex his. Fantasieen; aber auf der Redoute ganz aus dieser Stimmung herausgekommen." Und so dienen denn alle diese Eindrücke letztlich zu nichts weiter, als zu poetischem Ausschmuck in seinen Elixieren des Teufels, im Kater Murr u. s. w.

Eine so schwachgestimmte Innerlichkeit mußte nothwendig gar oft in ihr Falsett, in vage Schwärmerei, umschlagen. Wenn aber ein, als Komiker beliebter Komödiant sich einmal auch tragisch versuchen will, so reizt uns schon der erste Laut seiner wohlbekannten Stimme unwillkürlich zum Lachen. Einen ähnlichen Eindruck nun macht es, wenn Hoffmann z. B. über seine erste Liebschaft in die Worte ausbricht: „Eine neue Schöpfung hatte sie hervorgebracht — gereinigt von den irdischen Verbindungen schwebte sie mir entgegen in himmlischem Glanze — ich sah sie, ich fühlte sie, ich hörte ihre Stimme, sie bot mir einen Kranz von Myrthen und Rosen. — Freund! ich möchte heut gern aus mir selbst heraus — ein erhebendes Gefühl trägt mich empor auf kühnen Fittigen — Freundschaft und Liebe pressen mein Herz, und ich möchte mich durch die Mückenkolonne, durch die Maschinenmenschen,

die mich umlagern mit Gemeinplätzen, gern durchschlagen, gewaltsam allenfalls!" — Und doch schlägt seine eigentliche, kalte Natur fast gleichzeitig durch, indem er bald darauf wieder sagt: „Daß ich meine Inamorata so ganz mit all' dem Gefühl liebe, dessen mein Herz fähig war, daran zweifle ich sehr; nichts aber wünsche ich weniger, als einen Gegenstand zu finden, der diese schlummernden Gefühle weckt — das würde meine behagliche Ruhe stören, würde mich aus meiner vielleicht imaginairen Glückseligkeit herausreißen, und ich erschrecke schon, wenn ich nur an den Troß denke, der solch einem Gefühle auf der Ferse folgt — da kommen Seufzer, bange Sorgen, Unruhe, melancholische Träume, Verzweiflung u. s. w. — ich meide daher Alles, was so etwas involviren könnte. Zu jeder Empfindung für Cora z. B. habe ich gleich irgend eine komische Posse zur Sourdine, und die Saiten des Gefühles werden so gedämpft, daß man ihren Klang gar nicht hört." — Und dies Alles schon in seinem zwanzigsten Jahre! — Sein ganzes Leben war im Grunde nur ein geistreiches Capriccio ohne eigentlichen Inhalt.

Allerdings hatte auch er zwar ursprünglich das enthusiastische Sehnen nach einem besseren Zustande, welches den Genius vom Gemeinen scheidet. Aber er suchte diesen besseren Zustand einzig und allein im Vollgenuß der Kunst, in einer gänzlichen Hingebung aller Körper- und Seelenkräfte an dieselbe. Und weil er eben nicht umhin konnte, in allen lichteren Momenten jenen Mangel an Innerlichkeit und wahrer, künstlerischer Hingebung als ein Hemmniß selber schmerzlich zu fühlen, so machte er es, wie schon oben erwähnt, zu seiner eigentlichen Lebensaufgabe, das Dämonische in sich trotzig herauszufordern, das Alles überwältigen und rechtfertigen sollte. „Was ist der Mensch, o Gott! pflegte ich — so

schreibt er von sich selbst — oft andächtig zum Himmel blickend zu sagen, wenn mir der Nuits (eine Weinsorte) oder Chambertin Prima so recht mundete! In diesem Ausruf über die Nichtigkeit alles menschlichen Thun und Treibens tröstete mich aber grade die Ueberzeugung vom Gegentheil — denn nie fühlte ich die Lebendigkeit des lebendigen Lebens mehr, als eben da! und jener Ausruf war so gut wie die Ausforderung eines unbekannten Widersachers im höchsten Uebermuthe, so wie im Shakespeare die besoffenen Schlingel die unverwundbare Luft mit ihren Streichen zu verletzen trachten." — Allein der Teufel ist immer und überall mephistophelisch und verwandelt dem Dürstenden, der sich ihm verschreibt, den verheißenen Nectar in gemeines, ekles Gebräu. Auch Hoffmann gesteht: „Ein Kampf von Gefühlen, Vorsätzen u. s. w., die sich gradezu widersprachen, tobte schon seit ein paar Monaten in meinem Innern — ich wollte mich betäuben, und wurde das, was Schulrectoren, Prediger, Onkels und Tanten lüderlich nennen. Du weißt, daß Ausschweifungen allemal ihr höchstes Ziel erreichen, wenn man sie aus Grundsatz begeht, und das war denn bei mir der Fall. — Jede unverdiente, harte Kränkung, die ich erleiden mußte, vermehrte meinen innern Groll, und indem ich, mich immer und immer mehr an Wein als Reizmittel gewöhnend, das Feuer nachschürte, damit es lustiger brenne, achtete ich das nicht, daß auf diese Art nur aus dem Untergange das Heil entsprießen könne." — Und in der That, dieser Untergang, anstatt des geträumten Heiles, ließ nicht lange auf sich warten. Hoffmann schlug in Berlin fortan sein Reich im Weinhause bei Lutter und Wegner auf, wo er allnächtlich seine Feuerwerke von Witz und Phantasie verpuffte, und trieb zuletzt die Kunst, mit Hintansetzung seiner tieferen Intentionen, nur noch

als Erwerb für die Weinkosten; er schrieb um zu trinken, und trank um zu schreiben.

So war er — da er den Zauberkreis, den Religion und Sitte um uns ziehen, freventlich überschritten hatte — den unheimlichen Gewalten jenseits dieses ewigen Kreises verfallen, und Revenants, Kobolde und allerhand ordinairer Spuk, mit dem er zu spielen sich vermaß, übte schadenfroh offene Macht über ihn, weil er, wie Goethe's Zauberlehrling, das heilige Bannwort vergessen. Ja, er glaubte nicht selten, diese phantastischen Zerrbilder leibhäftig vor sich zu sehen, und bei seinen nächtlichen Arbeiten mußte sich öfters seine Frau zu ihm setzen, um ihn zu beschützen. Sein eigentlicher Hauskobold aber war die Ironie. Diese Ironie, die bei Tieck noch wie ein ätherischer Duft anmuthig das Ganze durchweht, duckt bei Hoffmann schon selbständig als materieller Doppelgänger auf, der ihm überall auf die Fersen tritt und, gleichsam ein travestirender Pajazzo, jedem Gedanken, jeder aufdämmernden Empfindung, fratzenhafte Grimassen schneidet. „Du weißt ja schon, schreibt er seinem Freunde Hippel (dem jüngeren), welch ein besonderes Affengesicht als versteckter Poet mich kitzelt!" Und als er zu Bamberg, schon längst glücklich verheirathet, ein ganz junges Mädchen sterblich zu lieben wähnt, ruft er in seinem Tagebuche aus: „Sehr komische Stimmung; Ironie über mich selbst, ungefähr wie im Shakespeare, wo die Menschen um ihr offenes Grab tanzen — göttliche Ironie, herrliches Mittel, Verrücktheit zu bemänteln und zu vertreiben, stehe mir bei!" — Aber Samiel scheint diesmal seine Hülfe versagt zu haben; denn gleich darauf folgt in dem Tagebuch: „Innerer Wurmfraß — exaltirte Stimmung — Ahndungen seltsamer Ereignisse, die dem Leben eine Richtung geben, oder — es enden. Incrustirter

Gedanke — eine Piſtole" — und hierbei eine Piſtole ſauber an den Rand gezeichnet.

Es iſt einleuchtend, ein ſolchergeſtalt potenzirter und ſich ſelbſt beſchauender Kunſtgenuß konnte ihm das Glück nicht geben, das ſeine Jugend davon geträumt. Daher die bittere Unzufriedenheit, das Abgeriſſ'ne, Fragmentariſche in allen ſeinen Schriften; ſeine gedichteten friedlichen Zuſtände ſind fühlbar nur *gemacht*, faſt Alles endigt mit einer ſchrillenden Diſſonanz. Dieſen Mißklang hat er in ſeiner poetiſchen Lieblingsgeſtalt, dem Kapellmeiſter Kreisler, verewigen wollen, aber natürlich auch hier nicht zu einer befriedigenden Löſung zu bringen vermocht; auch der Kreisler blieb Fragment, und mußte und ſollte, nach des Dichters eignem Plane, nothwendig in Wahnſinn enden. Wie ein leidenſchaftlicher Spieler pointirte Hoffmann fortwährend auf die *eine* Karte, immer heftiger und hartnäckiger, je unerſetzlicher er an Leib und Seele verlor. Noch fünf Monate vor ſeinem Tode, als er ſeinen Geburtstag feierte, und einer der Freunde gelegentlich Schiller's Vers: das Leben iſt der Güter höchſtes nicht, anbrachte, fuhr ihm Hoffmann mit einer entſetzlichen Heftigkeit entgegen: „Nein, nein, leben, leben, nur leben — unter welcher Bedingung es auch ſein möge!" Und mitten unter Todesſchauern dictirte er noch ſeine letzte Novelle, „Der Feind." Nur einmal in dieſer langen, ihm barmherzig vergönnten Prüfungszeit will ſeine Frau von ihm die kaum mehr vernehmbaren Worte gehört haben: „Man muß doch auch an Gott denken!"

So war ſein Ende. — Hätte er, im Leben wie im Dichten, ſich ſelbſt überwinden wollen, er hätte vielleicht Größeres geleiſtet; daß er es konnte, hat er in ſeinem „Fräulein Scuderi", im „Majorat", und im „Küfer Martin

und seine Gesellen" überraschend dargethan. Sein Mangel war daher weniger ein literarischer, als ein ethischer, und es ist keineswegs zufällig, daß die ganz unmoralische sogenannte Romantik in Frankreich ihn fast ausschließlich als ihren deutschen Vorfechter anerkennt.

Immermann. Rückert. Chamisso.

Wir sind hier endlich an den äußersten Grenzen der Romantik angelangt, wo sie kaum sich selbst mehr wiedererkennt. — Wenn ein vorzeitiger Herbst plötzlich hereinbricht, da werden die Wandervögel irr und schweifen unruhig hin und wieder, und wissen nicht wohin, denn ihre Zeit ist noch nicht gekommen, die ihnen Weg und Richtung weist. Und so sehen wir auch die Singvögel, welche die wechselnden Jahreszeiten der nationalen Bildung bezeichnen, wir sehen die Dichter dieser Periode in hastiger, unstäter Geschäftigkeit und Ungenüge, dem Alten entfremdet, und des Neuen noch ungewiß; man könnte sie die Heimatlosen nennen. Sie gehören, da sie keine Romantiker mehr sind, gleich Platen eigentlich auch nicht mehr in den Kreis unserer Betrachtung, und wir wollen daher nur drei der bedeutendsten unter ihnen — Immermann, Rückert und Chamisso — hier mit wenigen Worten noch erwähnen.

Immermann ist schon durch seine Individualität von seinen Vorgängern geschieden; eine starke, aber etwas herbe, durchaus oppositionelle Natur, wesentlich ein Verstandesdichter, der nicht ergötzen, sondern belehren will. Er stellt sich schon

frühe — mehr in Folge geiehrter Studien, als innerer Nöthigung — außerhalb der Romantik mit seinen Dramen unmittelbar auf Shakespeare, mit seinen Romanen auf Goethe; und sein berüchtigter Kampf mit Platen ist, wenigstens von Seiten Immermann's, weniger persönlich, als vielmehr eine männliche Entrüstung, ein ethischer Ekel vor der prätentiösen Geziertheit der Romantik, wie sie seit Fouqué sich kundgegeben. Wie lose Immermann überhaupt nur noch mit dem Grundprincip der Romantik zusammenhängt, beweist auch seine völlig gleichgültige Behandlung der katholischen Ansicht, z. B. in seinem „Trauerspiel in Tirol", wo sie augenscheinlich das historische Grundelement bildet, und wo dennoch der, den Hofer tröstende Engel nur noch als bloße theatralische Decoration, mithin ganz ungeschickt und nutzlos, erscheint.

Aber zu scharfsichtig, um in der bloßen Opposition schon das positive Heil zu erblicken, und doch ohne die erforderliche eigne Productionskraft, selbst neue Bahnen zu brechen, überkam ihn nach und nach eine allgemeine, oft ingrimmige Trostlosigkeit, als sei nun seit Goethe Alles vorüber. Und in dieser natürlichen Verstimmung greift er, den Uebergang zu der allerneuesten Literatur unwillkürlich vorbereitend, schon oft factisch in die letztere hinüber, indem er jenen Uebergang selbst, mit klarem, keinerlei Täuschung zugänglichem Bewußtsein, zum Gegenstand seiner eigenen Dichtung macht. So in den „Epigonen", deren Held „Hermann" mit moderner Blasirtheit zwischen der unvereinbaren Vielheit und rathlosen Zerfahrenheit der neuen Zustände und Tendenzen irrwischartig hin und her geworfen wird. „In unseren Geschichten, sagt er am Schlusse dieses Romans, spielt gleichsam der ganze Kampf alter und neuer

Zeit, welcher noch nicht geschlichtet ist." — Daß er aber auch in Immermann nicht geschlichtet war, beweist der, fast verzweifelte, immer neue Anlauf, den er zu immer neuen, ganz verschiedenartigen Productionen genommen, zum freien und bühnengerechten Drama, zur Lyrik, zum Roman und zum Epos, um wenigstens für sich zu einem, vergeblich angestrebten, poetischen Frieden zu gelangen.

Auch Friedrich Rückert gehört, gleich Immermann, zu den Flüchtlingen der Romantik. Noch theilt er, zumal in seiner frühesten Zeit, als er unter dem Namen Freimund Reimar auftrat, fast alle Neigungen und Bahnen der Romantiker. Durchaus edel, sittlich, die Schönheit ehelicher Liebe innig feiernd, sehen wir auch ihn in den verhängnißvollen Jahren Deutschland's den romantischen Banner altritterlicher Tugend und Treue keck aufrichten, und aller männliche Ernst und Liebeszorn Friedrich Schlegel's leuchtet in ihm noch einmal auf, wenn er z. B. in seinen geharnischten Sonetten sein Volk anredet:

„Was schmiedst du, Schmied? „„Wir schmieden Ketten, Ketten.““
Ach, in die Ketten seid ihr selbst geschlagen.
Was pflügst du Baur? „„Das Feld soll Früchte tragen.““
Ja für den Feind die Saat, für dich die Ketten.

Was zielst du, Schütze? „„Tod dem Hirsch, dem fetten.““
Gleich Hirsch und Reh wird man euch selber jagen.
Was strickst du Fischer? „„Netz dem Fisch, dem zagen.““
Aus euerm Todesnetz, wer kann euch retten?

Was wiegest du, schlaflose Mutter? „„Knaben.““
Ja, daß sie wachsen und dem Vaterlande
Im Dienst des Feindes, Wunden schlagen sollen.

Was schreibest, Dichter, du? „„In Glutbuchstaben
Einschreib ich mein und meines Volkes Schande,
Das seine Freiheit nicht darf denken wollen.““

Ja er hat insbesondere eine Richtung der Romantik, die Meisterschaft in der Form, bis zur äußersten Vollendung ausgeführt.

Hierin dürfte zwar mancher Platen über ihn stellen; allein bei Platen ist es vielmehr Sache des Gelehrten, als des Dichters, man fühlt überall unwillkürlich das Studium, die Absicht und Prätension heraus. Bei Rückert dagegen scheint das Schwierigste und Unerhörteste, weil es wirklich poetisch durchgeistet ist, sich von selbst zu verstehen, es ist, als hätte er eben nur eine feinere Hand um jedem verborgenen Triebe der deutschen Sprache seinen ungehinderten, natürlichen Wuchs zu geben, und viele seiner kühnen Reimverschlingungen gleichen musikalischen Fugen, die, eine geheimnißvolle Melodie in ihren seltsamsten Combinationen verarbeitend, zuletzt dennoch zu rechtem Klang und Abschluß kommen.

Dieses bewunderungswürdige Formentalent, dem nichts Fremdes fremd ist, erklärt andrerseits auch seine Neigung und seinen Beruf zu einer gewissen universalen Auffassung der poetischen Literatur. Seine Poesie durchläuft fast die ganze Scala der Dichtkunst, vom deutschen Volksliede und einfachen Märchen, durch alle Irrgewinde romanischer Kunstformen bis in die Rosengärten von Schiras, und seine sogenannten Uebersetzungen bleiben dennoch deutsch, weil er überall eben nur jenen, allen Nationen gemeinsamen Klang zu erkennen und anzuschlagen weiß, von dem er sagt:

„Daß über ihrer Bildung Gang
Die Menschheit sich verständ'ge,
Dazu wirkt jeder Urvolksklang,
Den ich verdeutschend bänd'ge."

Wir haben schon öfters erwähnt, daß die Romantik

dieſelbe univerſelle Tendenz hatte. Allein ſie ſuchte ſie auf andere Weiſe geltend zu machen. Sie ging weniger auf den bloßen Klang, ſondern wollte vielmehr das Ganze auf die, aller modernen Poeſie gemeinſame Grundidee, auf ihr chriſtliches Element, zurückführen; während Rückert die mannigfachen Lebensſtröme der Völker in ihrem blos muſikaliſchen Zuſammenhange gleichmäßig nebeneinander gewähren läßt, ohne tiefer nach ihrer gemeinſchaftlichen Quelle zu fragen.

Er iſt daher in ſeinen Dichtungen ein eben ſo vollkommener Brahmine, als Mahomedaner, oder mittelalterlicher Katholik. So hat er allerdings mehrere recht ſchöne chriſtliche Lieder, und ſagt in einem ſeiner Abendlieder:

„Mich faſſet ein Verlangen,
Daß ich zu dieſer Friſt
Hinauf nicht kann gelangen
Wo meine Heimath iſt."

Aber eben dieſe Heimath wird ihm nicht recht klar. Seine Frömmigkeit bleibt ein äſthetiſches Gefühl, das meiſt in der ſchönen Form aufgeht, und daher, weil ein ſolches Gefühl einem ernſten Gemüth nimmermehr genügen kann, häufig durch einen Anhauch von Ironie ſich ſelber paralyſirt, wie z. B. in der „Bitte um Anſtellung in der anderen Welt". Ja, dieſe Formenſeligkeit hat ihn ſogar verführt, die heiligen Evangelienbücher durch kunſtreiche Verſe aufſchmücken zu wollen. Die religiöſe Unentſchiedenheit des blos äſthetiſchen Gefühles aber, da es Zeit und Ewigkeit, das Dieſſeits und Jenſeits nicht im chriſtlichen Sinne als ein ſich wechſelſeitig bedingendes und ergänzendes Ganze lebendig aufzufaſſen vermag, erzeugt überall jenen inneren Zwieſpalt, der das Leben unnatürlich zerklüftet, indem er Luſt und Leid, die Sinnenwelt und das Gottesreich, als zwei unverſöhnlich feindliche

Gewalten einander entgegenstellt, während doch jene nur die sichtbare Brücke zum Unsichtbaren bildet. Und so klagt auch Rückert, wo er sich vielmehr des eigenen Mangels zeihen sollte, das Christenthum an und ruft mißmuthig aus:

„Ich war schon ziemlich ein Christ,
Und wär' es noch mehr geworden;
Doch mir verleidet ist
Auf einmal der ganze Orden.

Ihr machet es mir zu toll
Mit eurem christlichen Leide;
Mein Herz ist noch freudenvoll,
Darum bin ich ein Heide.

Bricht einst mein Lebensmuth,
Dann konnt ihr vielleicht mich erwerben;
Denn eure Lehre ist gut
Zu nichts auf der Welt als zum Sterben."

Auf diese Weise die christliche Vermittlung der Gegensätze zurückweisend, erstrebt er denn auch in der Religion eine universelle Ansicht, die alle Mannigfaltigkeit der Erscheinungen gleichmäßig umfassen, erklären und rechtfertigen soll.

Bei den Romantikern deutet die Natur nur sehnsüchtig und symbolisch das Ueberirdische an, bei Rückert ist sie selber Gott und Mensch und Alles. Er war daher auch der erste, der den geheimen Pantheismus, welcher in der Romantik nur fragmentarisch oder in mystischen Sprüchen erscheint, in der Poesie praktisch und zur Seele seiner überreichen Lyrik gemacht hat, und es ist in der That keine bloße poetische Redensart, wenn er ausruft:

„O Sonn', ich bin dein Strahl, o Ros', ich bin dein Duft,
Ich bin dein Tropf', o Meer, ich bin dein Hauch, o Luft!"

Chamisso endlich ist ein Heimatloser schon durch seinen Lebenslauf. In Frankreich geboren und in Deutsch-

land gebildet, ist diese seine Beidlebigkeit nicht ohne Einfluß auf seine Dichtung geblieben. Ein deutsches Gemüth, keusch, ehrenhaft, treu in der Freundschaft, sittlich und fleißig; bei einem durchaus französischen Naturell, das mit großem Geschick auf das Aeußerliche, Kunstreiche gerichtet, aber ohne nachhaltige Tiefe, und indifferent in religiösen Dingen. Daher, weil ihm die wesentliche Innerlichkeit und Hauptbedingung der Romantik fehlte, wußte er sich nicht rein zu halten von absichtlicher Effectmacherei. Die stille, unsichtbare Gewalt der Poesie, die er gar wohl ahnte, genügte dem Deutschfranzosen nicht, er wollte sogleich den praktischen Erfolg sehen, sie sollte „packen", wie er sich oft mündlich auszudrücken pflegte; und so zerrte er, in neufranzösischer Manier, die Romantik nicht selten in's Schauerliche und Gräßliche hinüber. — Das erste Auftreten eines Dichters in ursprünglicher, rücksichtsloser Jugendfrische ist in der Regel sein geistiges Signalement für die ganze Lebenszeit. Chamisso's erstes Debut aber war ein Mißgriff. Das sogenannte rothe Taschenbuch, wo er mit seinen ersten Versuchen sich kopfüber in die Romantik stürzte, ist wegen seiner abenteuerlichen Uebertreibungen sprichwörtlich, ja später ihm selber ein Gräuel geworden, und beweist eben nur, wie wenig er eigentlich gleich vom Anbeginn mit der Romantik innerlich sympathisirte. Im Grunde hat er in seinem „Schlemihl" nur sein eigenes Dichtergeschick niedergelegt: den ewigen Conflict von Schein und Sein, die er, wiederum französischerweise, in seinen Gedichten so häufig verwechselt. Dieses wunderliche Märchen, das durch seine pikante Unbestimmtheit sich überall beliebt gemacht, gehört zu jenen glücklichen Aperçüs, deren Werth und Bedeutung die Poetischen in der Philosophie, die Philosophischen in der Poesie suchen.

Schluß.

Wenn wir nun die kurze Laufbahn der Romantik, wie wir sie vorstehend in ihren einzelnen Führern zu bezeichnen versucht, noch einmal im Ganzen überschauen, so sind es vorzüglich zwei charakteristische Momente, die sie von andern Literatur-Epochen unterscheiden; erstens die Allgemeinheit des geistigen Umschwungs, der nicht etwa, wie in früheren Perioden, die Poesie allein oder wohl gar nur einzelne Gattungen derselben, sondern den ganzen Ideenkreis erfaßte; und zweitens das religiöse Grundwesen dieses Umschwungs, welcher eben deshalb ein so totaler sein mußte, weil ja die religiösen Gefühle und Ueberzeugungen überall das geheimnißvolle Senfkorn sind, aus dem die Gesammtbildung einer Nation emportreibt.

Wir haben bereits oben erwähnt, wie die Reformation in ihrem natürlichen Fortgange jene Bildung auf das emancipirte Subject gestellt und dadurch in allen ihren Zweigen gründlich alterirt hatte. Fichte's Anfang in seinem System des absoluten Ichs (1794) bildet nur die Spitze aller wissenschaftlichen Consequenzen der Reformation. Dieses absolute Ich nämlich, unter Negation aller bestehenden Wirklichkeit, producirt, wie anderswo treffend gesagt wird, selbst erst durch einen Act der höchsten Freiheit, durch sein erkennendes Handeln,

d. i. durch sein Bewußtsein, die wahre Wirklichkeit, und ist somit sein eigner Gott und Schöpfer der Welt, die nur in diesem Bewußtsein existirt. — Hier aber war in der That der Protestantismus an dem unvermeidlichen Abgrunde angelangt, gegen den kein weiteres Protestiren mehr galt; er mußte sich entweder kopfüber hinabstürzen, oder, wider seine Natur und erträumte Omnipotenz, zu dem ursprünglich Göttlichen über dem Ich wieder zurückkehren. Das Letztere versuchte Schelling philosophisch zu vermitteln, indem er das Ideale und Reale als Eines begründete im Absoluten, aus dem das Ich und die reale Welt hervorging, und das also die Identität von Natur und Geist, oder Gott selber ist. Dieser Totalanschauung des Lebens gemäß sind Wissenschaft und Religion Emanationen jenes Absoluten, die Weltgeschichte nur die Selbstentwickelung und Offenbarung desselben, der Staat sein organischer Körper, die Schönheit aber die endliche Darstellung des Unendlichen vermittelst der Kunst, welche mithin eine unmittelbare Offenbarung Gottes im menschlichen Geiste ist.

Man sieht aus diesen wenigen Andeutungen, wie nahe verwandt diese Philosophie der Romantik war, indem sie eigentlich eben nur das wissenschaftlich begründete, was gleichzeitig die Romantik an den einzelnen Erscheinungen des Lebens poetisch nachzuweisen strebte. Auch die Romantik nämlich bethätigte, wie wir oben sahen, ihre tiefgehende Opposition gegen die Folgen der Reformation vorzüglich dadurch, daß sie dem allmächtigen Subject ein Absolutes, die positive Religion, entgegenstellte. Auch sie begriff das Leben und seine großen historischen Momente nur als Offenbarungen Gottes, und Kirche, Staat und Volk hiernach als eine, wenngleich selbständig gegliederte Einheit, wie sie allerdings im Mittelalter sich in Europa, und namentlich in Deutschland, zu einer ge-

ſunden Nationalität entfaltet hatte. In der Dichtkunſt insbeſondere aber bekundete ſie dieſe ihre höhere und durchaus religiöſe Weltanſchauung durch die, dem Chriſtenthum eigenthümliche, verſöhnende Liebe, die kein blindzermalmendes Schickſal anerkennt; nichts Großes und Edles dieſſeits vernichtend abbricht, ſondern auch das Tragiſche nur als ein verklärendes Märtyrthum auffaßt. Ja ſelbſt in der Behandlung der Liebe im gewöhnlichen, engeren Sinne zeigt ſich jenes Streben nach einer höheren Vermittelung des Realen und Idealen. Denn wenn die Romantik die Natur und deren geiſtigſten Ausdruck, die menſchliche Schönheit, als ein Symbol des Göttlichen betrachtete, ſo mußte nothwendig auch die Liebe, als das tiefere Gefühl dieſer Schönheit, dem Göttlichen zugewendet und in den geheimnißvollen Kreis des Ewigen mit aufgenommen werden. Daher ſagte Schleiermacher damals in ſeinen vertrauten Briefen: „Nun aber die wahre himmliſche Venus entdeckt iſt, ſollen nicht die neuen Götter die alten verfolgen, ſonſt möchten wir verderben auf eine andere Art. Vielmehr ſollen wir nun erſt recht verſtehen die Heiligkeit der Natur und der Sinnlichkeit, deshalb ſind uns die ſchönen Denkmäler der Alten erhalten worden, weil es ſoll wiederhergeſtellt werden, in einem weit höheren Sinne als ehedem, wie es der neuen ſchönen Zeit würdig iſt: die alte Luſt und Freude und die Vermiſchung der Körper und des Lebens nicht mehr als das abgeſonderte Werk einer eigenen gewaltigen Gottheit, ſondern Eins mit dem tiefſten und heiligſten Gefühl, mit der Verſchmelzung und Vereinigung der Hälfte der Menſchheit zu einem myſtiſchen Ganzen. Wer nicht ſo in das Innere der Gottheit und der Menſchheit hineinſchauen und die Myſterien dieſer Religion nicht faſſen kann, der iſt nicht würdig, ein Bürger der neuen Welt zu ſein.“

Und hier können wir nicht umhin, eines Vorwurfs zu gedenken, den man den Romantikern oft genug gemacht hat, eine laxe Moral nämlich bei Darstellung des Sinnengenusses. Ein solcher Vorwurf hätte nur da Sinn und vollkommene Berechtigung, wo das Gemeinsinnliche im kokett drapirten Gewande einer blos conventionell idealen Tugendlichkeit in die Salons eingeführt werden soll, wie z. B. bei Wieland; oder wenn es, wie in manchen neuesten Dichtungen, gradezu die Larve abwerfend, sich frech und nackt, als Göttin der Vernunft, zu allgemeiner Anbetung auf den Altar stellen will. Von beiden Todsünden aber müssen wir die Romantik, einige verhältnißmäßig seltene Verirrungen aus unbewachter Lust abgerechnet, durchaus freisprechen; und Tieck, den jener Vorwurf vielleicht am häufigsten getroffen, sagt ganz richtig: „Nicht darin besteht das Verderbliche, daß man das Thier im Menschen als Thier darstellt, sondern darin, daß man diese doppelte Natur gänzlich läugnet, und mit moralischer Gleißnerei und sophistischer Kunst das Edelste im Menschen zum Wahn macht, und Thierheit und Menschheit für gleichbedeutend ausgiebt."

Wir sind gewiß weit davon entfernt, irgend einer lüderlichen Literatur das Wort reden zu wollen. Aber eben so entschieden müssen wir, um dem Dichter sein angeborenes Recht zu wahren, gegen das andere Extrem protestiren, das in dieser religiös aufgeregten Zeit der Poesie um so größere Gefahr droht, als es sich in den Mantel christlicher Liebe hüllt und mit geweihten Waffen zu streiten scheint; wir meinen den unzeitigen Rigorismus kirchlicher Beschränktheit von der einen Seite, und anderseits die Prüderie der Pietisten, dieser Pedanten der Sittlichkeit.

Die ersteren möchten am liebsten alles Sinnliche,

namentlich alle Darstellung der Liebe, aus der Poesie verbannen, übersittlich und strenger als Christus, der selbst die Geschlechtsliebe durch die Ehe geheiligt hat. Sie wollen, allerdings ehrlich, nur das Ueberirdische, bemerken aber in ihrem blinden Eifer nicht, daß das Ueberirdische an sich undarstellbar ist, daß wir ja in aller Kunst nur die Sinnenwelt zum Maßstabe des Uebersinnlichen haben, und daß mithin z. B. eine gute Darstellung der heiligen Jungfrau, so wie jedes Heiligenbild, ohne jenes lebendige Gefühl der irdischen Schönheit ganz unmöglich wäre. Es ist überhaupt wider die Weltordnung und hat jederzeit die meiste Verwirrung hervorgebracht, irgend eine nicht zu beseitigende Elementarkraft der Seele, weil sie dem Mißbrauch ausgesetzt, eigensinnig ignoriren zu wollen, anstatt sie vielmehr nach besten Kräften zu veredeln. Ist daher, nach menschlicher Voraussicht, durchaus keine Hoffnung vorhanden, die Liebe jemals gründlich von der Erde vertilgen zu können, so handeln diejenigen ohne Zweifel sehr unverständig, die sie von ihrem natürlichen Boden, von der Poesie, abzutrennen trachten, und, also entadelt, nur den niedern Begierden zum Raube vorwerfen. Eben weil die Liebe nur von Poesie lebt, bildet sie auch das unverwüstliche Grundthema aller Dichtungen, dessen höhere oder gemeinere Auffassung von jeher den wahren Dichter von dem unberufenen unterschieden hat.

Der Pietismus dagegen, zaghafter und ohne die entschlossene Begeisterung einer totalen Umkehr, die von keinen Concessionen weiß, möchte zwischen jener klösterlichen Ascetik und der weltlichen Zügellosigkeit sich in Poesie und Leben ein stillfrommes juste milieu zurechtmachen. Er will den Sinnengenuß und die Liebe sich allenfalls gefallen und wohlbekommen lassen, aber zugleich aus Furcht vor der

Sünde die Luft neutraliſiren. Die Farben ſollen nicht brennen, die Blumen erſt ängſtlich fragen, ob ſie nicht etwa zu kräftig duften und vielleicht ein paar Schwachköpfe berauſchen könnten, das ganze gewaltige Leben ſoll in ein ſanftes Handbuch der Moral umgeſchrieben werden in usum Delphini: jener zerfallenen, wurmſtichigen, bitterſüß ſchreckhaften Unſchuld, die aus jedem Blütenkelche nur ihr eigenes heimliches Teufelchen aufducken und ihr ein Schnippchen ſchlagen ſieht. Aber die ſchwüle Langweiligkeit eines ſolchen engliſchen Sonntags iſt, abgeſehen von der dabei kaum zu beſeitigenden Heuchelei ohne Zweifel unheilbrütender, als die unbefangene kecke Luſt eines geſunden Volkes, das wieder einmal den Arbeitsſchmutz der ganzen Woche von ſich kehrt und ſich innerlich ſtärkt. Denn rechte Freude iſt eine eben ſo ſtarke Schwinge, und lehrt eben ſo herzinnig beten, als die Noth, weil beide, worauf es doch am Ende ankommt, die Rinde der trägen Gleichgültigkeit brechen, die das Herz vom Himmel ſcheidet. In jener temperirten, flauen, abgeblaßten Sitten-Diät und Selbſt-Verhätſchelung aber iſt, wie in aller Halbheit, keine Erhebung.

Beide Gegner daher, die herben Asceliker wie die ſüßlichen Pietiſten, würden, wenn das überhaupt thunlich wäre, in ihren Conſequenzen gar bald mit der Poeſie fertig werden, die ſie ohnedem, weil ſie ſie nicht verſtehen, nur unwillig toleriren. Denn eine kräftige Sinnenwelt iſt das unabweisbare Material aller Kunſt, und es iſt gleichviel, ob die einen dieſes Material ganz vernichten, oder die andern es zu einer impotenten Negation verſtümmeln wollen. Dieſe unerquickliche Leere aber, womit weder Gott noch Menſchen gedient iſt, müßte nothwendig wieder zur Lüge führen, d. i. zur falſchen Sentimentalität, oder zu dem Surrogat einer abſtracten Un-

natur mit körperloser Liebe und rhetorischer Tugend. Grade der frische Blick in die Welt und die tiefere Ahnung ihrer verhüllten geistigen Physiognomie bezeichnet den Dichter, dessen Sache es ist, nicht, wie der Vogel Strauß beim Anblick des Jägers, vor dem bunten Wirrsal feig den Kopf zu verstecken, sondern die sinnliche Erscheinung im Feuer himmlischer Schönheit zu taufen und vom Gemeinen zu erlösen. Nur in der wohlverstandenen, innigen Eintracht von Poesie und Religion also ist für Beide Heil; denn die wahre Poesie ist durchaus religiös, und die Religion poetisch, und eben diese geheimnißvolle Doppelnatur Beider darzustellen, war die große Aufgabe der Romantik.

Allein mit der obenerwähnten Uebereinstimmung und Hingabe der Romantik an die Naturphilosophie, so sehr sie auch den wechselseitigen Aufschwung fördern mochte, war doch unläugbar auch eine gefährliche Versuchung gegeben. Denn indem diese Philosophie Alles unter dem Absoluten als Eins zusammenfaßte, lag der extreme Irrthum nicht gar fern, welcher, wie Gott in der Welt, so die Welt und mithin auch jedes Einzelne in jener allschaffenden, sich stets neugebärenden Weltkraft aufgehen läßt; mit Einem Wort: jene, dem mystisch gesteigerten Naturgefühl überall sehr gewöhnliche pantheistische Ausschweifung, wie wir sie in Werner's frühesten Schriften bemerkt haben. Werner ist, nach mannigfachen Irrwegen, zur Kirche zurückgekehrt. Die Romantik aber entfernte sich auf der von ihm eingeschlagenen Bahn immer weiter von ihr, nicht gewahrend oder nicht beachtend, wie ihre ganze Bedeutung und das, was sie von früheren poetischen Schulen unterschied, eben darin lag, daß sie das Positive des Christenthums, also die Kirche, in Leben, Kunst und Wissenschaft wieder frei und geltend zu machen übernommen.

Nachdem dieser natürliche Boden einmal verschoben war, fing jeder an, anarchisch sich selbst seinen Katholicismus nach eignem poetischen Gelüsten zuzustutzen; und so entstand, gleich wie beim babylonischen Thurmbau, allmählich jenes wunderliche Gemisch von Mysticismus, katholischer Symbolik und protestantischer Pietisterei, jener conventionelle Jargon altdeutscher Redensarten, spanischer Constructionen und welscher Bilder, der fast an des simplicianisch-deutschen Michels verstümmeltes Sprachgepräng erinnert, und insbesondere bei Löben (Isidorus Orientalis) unbewußt sich selber parodirt. Da bezieht sich Alles mit einer Art von priesterlicher Feierlichkeit auf den Beruf des Dichters und die Göttlichkeit der Poesie, aber die Poesie selbst, das ursprüngliche, freie, tüchtige Leben, das uns ergreift, ehe wir darüber reden, kommt nicht zum Vorschein vor lauter Complimenten davor und Anstalten dazu. Oder wer könnte wohl eine gelungenere Parodie von Novalis' Idee der Durchdringung und Erlösung der Welt durch die Poesie ersinnen, als Löben in seinem sehr ernst gemeinten Romane „Guido" wider Wissen und Willen gegeben, wo es, am Schlusse heißt:

„Thränen wohnen in den Düften,
In den Düften wohnt das Leben.
Leichtem Beben, lichtem Schweben
Losgegeben."

„Die schlimme Zeit ist aus, das Suchen hat ein Ende. Die Asche ist weggeblasen, darunter auf dem Altar der Karfunkel gefunden. — Ein ewiger Tanz mit Träumen und Herzen soll unser Leben sein. — Weiter wurde der Kreis, durcheinander flogen die Tanzenden. Oben in der Luft tanzte der Adler und der Phönix, die Narzisse und die Hyazinthe zusammen; sie beschrieben unaufhörliche Kreise um die Sonne

auf des Königs Haupt. — Und die Planeten faßten sich an, und rannten um die neue Sonne, und die Sterne faßten sich an, und brausten um die Unendlichkeit, und Milchstraßen tanzten mit Milchstraßen, und Ewigkeiten faßten Ewigkeiten an und immer schneller, immer schneller und schneller zuckten sie durcheinander, und brannten auf, und schlugen empor, und stäubten verjüngend in die schmelzende Zeit hinein, und das Weltende jauchzte durch die sprühenden Funken hindurch, und die Walzer flogen um Gott." — Andere nahmen die Sache schon leichter und tolerirten den Katholicismus, der ihnen nur noch ästhetische Gültigkeit hatte, als bloße Decoration, wie z. B. Fouqué in seinen Ritterromanen; während andererseits der unpoetische Müllner gar das heidnische Schicksal mit seinem türkischen Fatalismus in katholisch-spanischem Costüm zu seinem Tragödien-Gott einsetzte.

Wo aber der positive Glaube abhanden gekommen, schwankt das immer bewegliche Zünglein des menschlichen Geistes rathlos zwischen den entgegengesetzesten Extremen; und so erweckt auch hier die pantheistische Zerstörung der Individualität gar bald wieder alle alten, zärtlichen Mitgefühle für das schnöd verkannte Subject. Indem jedoch die Romantik auf solche Weise mit dem Unglauben, dem modernen Aberglauben an die Allmacht des Subjects, und allen den weltlichen Mächten, gegen die sie ja eben zu Felde lag, so mattherzig zu capituliren, ja zu kokettiren begann, hatte sie auch schon sich selbst säcularisirt. Es entstand in dem Feldlager Unsicherheit und Verwirrung, und aus dieser Verwirrung, weil sie den Nerv des Ganzen traf, jene innere Zerrissenheit, welche die letzten Stadien der Schule charakterisirt und nichts mehr von der kecken Zuversicht und Morgenfrische weiß, mit der die ersten Romantiker im Vollgefühl des guten Gewissens ausgezogen.

Aber auch noch von einer anderen Seite, auf dem eigenthümlich künstlerischen Gebiete der Romantik selbst, lauerte der Feind. In der zweideutigen Richtung, die Tieck mit seiner Ironie angegeben, lag schon der heimliche Abfall. Denn was die Romantik unternommen, konnte, wie wir gesehen, nur aus dem innersten Marke der Gesinnung, aus der tiefsten Wurzel des religiösen Lebens heraufgebaut werden; wir sagten schon früher, ihre Aufgabe war bald eine ethische, die romantischen Poeten aber nahmen sie blos ästhetisch. Indem sie mit jener ironischen Vornehmheit sich über den Inhalt hinausstellten, ging ihnen dieser allmählich und unvermerkt in der bloßen Form auf. Es konnte daher nicht fehlen, die Form wurde zur Formel, und es entstand eine romantische Manier, wie sie z. B. in Fouqué's Recken uns anwidert. Ja der scharfe Accent, den sie hiernach einseitig auf die bloße Form legten, und die darin erlangte Meisterschaft mußte, weil hier das Talent willkürlich zu schaffen schien, ihrerseits wiederum zu einer aristokratischen Selbstvergötterung, zu dem Genie-Cultus führen, der in manchen romantischen Dichtungen fast ausschließlich gefeiert wird.

So hatten nun allerdings die Romantiker — und hier erscheinen sie durchaus liebenswürdig — den Rationalismus aus allen seinen verjährten Positionen und Verstecken in Religion, Politik, Haus, Erziehung und Sitte unbarmherzig herausgejagt; vielleicht das ergötzlichste Hallali, das jemals durch die Literatur erklungen. Das Feld, das sie damals auch in der öffentlichen Meinung vollständig behaupteten, war mit papiernen Lorbeerkränzen und Perücken bedeckt, und die zu Tod erschreckten Kahlköpfe, nachdem die wilde Jagd längst vorübergestürmt und sie selbst sich wieder stattliche Zöpfe angedreht haben, können die unerhörte Keckheit noch immer

nicht vergeſſen, und rufen ihnen noch bis heute ingrimmig das entſetzliche Wort: Jeſuiten! nach. Mit Recht nannte daher Goethe die Romantiker fürchterliche Gegner „aller Richtigkeit, der Parteiſucht für das Mittelmäßige, der Augendienerei, der Katzenbuckelgeberden, Leerheit und Lahmheit, in welcher ſich damals die wenigen guten Producte verloren.“ — Allein es war bei ihnen mehr oder minder eben auch nur die friſche Jagdluſt, die ſie ſo weit fortgeriſſen. Sie hatten ſich durch das wuchernde Schlingkraut der rationaliſtiſchen Wüſte zwar tapfer durchgehauen, ſtutzten aber, als ſie nun plötzlich vor der vergeſſenen, alten Kirche ſtanden; ſie wollten allerdings das Poſitive, aber nicht aus orthodoxem Eifer, ſondern um des Geheimnißvollen und Wunderbaren, um des ſchönen Heiligenſcheins willen, der das Poſitive umgiebt; ſie gaben ſtatt der heidniſchen Mythologie, eine chriſtliche Mythologie; mit einem Wort: ſie verfochten einen Glauben, den ſie im Grunde ſelber nicht hatten.

Und das konnte auch füglich nicht anders ſein. Wir ſahen, der Inhalt der Romantik war weſentlich katholiſch, das denkwürdige Zeichen eines faſt bewußtlos hervorbrechenden Heimwehs des Proteſtantismus nach der Kirche. Daher auch die, auf den erſten Blick befremdende Erſcheinung, daß dieſe moderne Romantik grade im katholiſchen Süden nur wenig Anklang gefunden, weil eben hier die Poeſie der Religion, die ſie heraufbeſchwören wollten, wenigſtens im Volke noch fortlebte; man erſtaunte oder lächelte über ſolche luxuriöſe Anſtrengungen für Etwas, das ſich ja von ſelbſt verſtand. Im nördlichen Deutſchland dagegen, welchem die Romantiker angehörten, waren dieſe faſt ohne Ausnahme proteſtantiſch geſchult und in der außerkirchlichen Wiſſenſchaft und Lebensgewohnheit aufgewachſen. Sie mußten daher gleichſam ſich

ſelbſt erſt in's katholiſche Idiom überſetzen, das nicht ihre Mutterſprache war, ſie hatten dort frühzeitig ſchon vom Baume der Erkenntniß genaſcht und jene katholiſche Unbefangenheit und Unſchuld verloren, die, weil ſie es ganz iſt, kaum weiß, daß ſie katholiſch ſei, es fehlte ihnen mithin der natürliche Boden einer katholiſchen Geſinnung, die allein vermögend war, ihre Ueberzeugungen zur lebendigen poetiſchen Erſcheinung zu bringen. Daher ihre unſichere Haltung, dieſer gemachte, ſprungbafte, forcirte Katholicismus, der, ſtets unbefriedigt, immer über ſich ſelbſt hinausgeht.

In Hoffmann ſahen wir das letzte aufflackernde Knittern der Flamme, die bereits allen Inhalt verzehrt hatte, und der endliche Sprung aus dieſer Phantaſterei zu dem neueſten Philiſtrismus hat hiernach kaum etwas Befremdendes mehr. Erging es doch längſt ſchon den Romantikern ungefähr wie den römiſchen Auguren, die bei ihren feierlichen Weiſſagungen einander nicht ohne heimliches Lächeln in's Geſicht ſehen konnten. Proceſſionsmüde von ihrer Wallfahrt aus dem heiligen Lande zurückgekehrt, fühlten ſie eine menſchliche Sehnſucht nach den Fleiſchtöpfen der irdiſchen Heimat und ſchämten ſich ihrer armen, ſchäbiggewordenen Pilgertracht vor der daheimgebliebenen Geiſtreichigkeit, die ihrerſeits nicht unterließ, die Zurückgekehrten mit einer Marſeillaiſe großmüthig einzuholen. Heinrich Heine, urſprünglich ſelbſt noch Romantiker, macht hierbei die Honneurs, indem er aller Poeſie das Teufelchen frivoler Ironie anhängt, das jubelnd ausruft: Seht da, wie hübſch, ihr guten Leute! aber glaubt ja nicht etwa, daß ich ſelber an das Zeug glaube! Faſt jedes ſeiner ſchönen Lieder ſchließt mit ſolchem Selbſtmorde. Die Zeit hatte allgemach den Romantikern hinter die Karte geguckt und insgeheim Ekel und Langeweile vor dem hohlen Spiele überkommen.

Das sprach Heine frech und witzig aus, und der alte Zauberbann war gelöst.

So gefährlich ist es, mit dem Heiligen zu spielen. Denn wer hochmüthig oder schlau die ewigen Wahrheiten und Geheimnisse als beliebigen Dichtungsstoff zu überschauen vermeint, wer die Religion, die nicht dem Glauben, dem Verstande oder der Poesie allein, sondern allen dreien, dem ganzen Menschen angehört, blos mit der Phantasie in ihren einzelnen Schönheiten willkürlich zusammenrafft, der wird zuletzt eben so gern an den griechischen Olymp, als an das Christenthum glauben und eins mit dem andern verwechseln und versetzen, bis der ganze Himmel öde und leer wird. Wahrlich, die rechte Poesie liegt eben so sehr in der Gesinnung, als in den lieblichen Talenten, die erst durch die Art ihres Gebrauches groß und bedeutend werden. — Wie wenig aber diese spätere Richtung der Romantik nach dem Sinne ihrer Begründer war, beweist u. a. ein im Morgenblatt veröffentlichter Brief A. W. Schlegel's an Fouqué. Hier sagt nämlich der erstere schon im Jahre 1806: „Wie Goethe, als er zuerst auftrat, und seine Zeitgenossen, Klinger, Lenz u. s. w. (diese mit roheren Mißverständnissen) ihre ganze Zuversicht auf Darstellung der Leidenschaften setzten, und zwar mehr ihres äußeren Ungestüms als ihrer inneren Tiefe, so haben, meine ich, die Dichter der letzten Epoche die Phantasie, und zwar die blos spielende, müßige, träumerische Phantasie, allzusehr zum herrschenden Bestandtheil ihrer Dichtungen gemacht. Anfangs mochte dies sehr heilsam und richtig sein, wegen der vorhergegangenen Nüchternheit und Erstorbenheit dieser Seelenkraft. Am Ende aber fordert das Herz seine Rechte wieder, und in der Kunst wie im Leben ist doch das Einfältigste und Nächste wieder das Höchste. — Die Poesie, sagt man, soll

ein schönes und freies Spiel sein. Ganz recht, insofern sie keinen untergeordneten, beschränkten Zwecken dienen soll. Allein wollen wir sie blos zum Festtagsschmuck des Geistes, zur Gespielin seiner Zerstreuung? oder bedürfen wir ihrer nicht weit mehr als einer erhabenen Trösterin in den innerlichen Drangsalen eines unschlüssigen, zagenden, bekümmerten Gemüths, folglich als der Religion verwandt? Darum ist das Mitleid die höchste und heiligste Muse. Mitleid nenne ich das tiefe Gefühl des menschlichen Schicksals, von jeder selbstischen Regung geläutert und dadurch schon in die religiöse Sphäre erhoben. Darum ist ja auch die Tragödie, und was im Epos ihr verwandt ist, das Höchste der Poesie."

Nicht in ihren Intentionen also lag der Fall der romantischen Poesie, sondern in ihrem eigenen Abfall von jenen Intentionen, und dieser Abfall wieder weit weniger in einer treulosen Aktonie der Dichter, als in der Gleichgültigkeit der Zeitgenossen.

Welche lebendige Romantik entfalteten z. B. der abenteuernde Herzog von Braunschweig, Schill und der Tiroler-Aufstand im Jahre 1809! Dennoch hatte der Sturm damals Alles wieder verweht. Denn das Maß des Unglücks war noch nicht erfüllt und hatte die Eisdecke des Nationalgefühls noch nicht gebrochen. Aber jene leuchtenden Heldengestalten blieben mahnend im Angedenken der Menschen und waren Vorzeichen und Erwecker des Befreiungskrieges.

Eben so verhallten die Klänge der romantischen Poesie in der harten Zeit, nur von Wenigen innerlichst vernommen; denn sie appellirte an ein katholisches Bewußtsein, das noch kaum erwacht und nirgend reif war. Sie mußte abfallen wie vorzeitige Blüten eines künftigen Frühlings.

Aber, wir sagen es wiederholt, nicht ohne eigene Schuld.

wie wir oben gesehen. Der Hochmuth des Subjects, der einst schon die Engel stürzte, hat auch die Romantik gestürzt. Und sofort begann auch die Literatur, als hätte sie nichts vergessen und nichts gelernt, ihr altes, kaum abgebrochenes Geschäft wieder, mit neuen, von der industriellen Zeit gelieferten Kunststücken, aber instinctartig mit demselben fanatischen Haß gegen die Kirche. Rahel, welche in diesem Betracht jene Uebergangsperiode am schärfsten repräsentirt, schreibt im Jahre 1811 an Marwitz: „Es giebt nur Localwahrheiten, und die Zeit ist nichts, als die Bedingung, unter welcher sie sich bewegen, entwickeln, leben, wirken. — Unsere Zeit ist die des sich selbst in's Unendliche, bis zum Schwindel spiegelnden Bewußtseins." Und im Jahre 1829 ruft sie aus: „Es muß eine neue Erfindung gemacht werden; die alten sind verbraucht. — Die jetzige Gestalt der Religion ist ein beinah zufälliger Moment in der Entwicklung des menschlichen Gemüths, und gehört zu seinen Krankheiten. Sie hält zu lange an u. s. w." — Bettina geht schon munter und praktischer an's Werk. Sie schreibt an die Günderode: „Laß uns eine neue Religion stiften für die Menschheit, bei der's ihr wieder wohl wird." Sie nennt diese neue Religion „Schwebereligion." Der Mensch soll sich aus selbstbewußter Eigenmacht und ohne nach Traditionen oder Bildung zu fragen, zu leiblicher und geistiger Gesundheit herausgestalten, was ihn doch allein glücklich mache. „Mir deucht, sagt sie, mit den fünf Sinnen, die uns Gott gegeben hat, könnten wir Alles erreichen, ohne dem Witz durch Bildung zu nahe zu kommen." — Diese Schwebereligion ist also im Grunde wieder nichts Anderes, als die alte, nur etwas anders modulirte Glückseligkeitstheorie der Persönlichkeit. Denn ihr Gott ist nicht etwa die absolute Weisheit, wie die Kirchenväter irr-

thümlich behaupten, sondern „Gott ist die Leidenschaft“ in der Menschenbrust, und „wer nit denkt, lernt nit beten.“ — Wie aber das solchergestalt freigewordene Subject dachte und beten lernte, zeigt Heine, der die neuerfundene Religion, mit ironischer Zerstörung jener weiblich-poetischen Illusionen, aus ihrer Schwebe endlich auf ihre eignen, natürlichen, massiven Beine setzte. Das Christenthum nämlich erklärt er gradezu für eine unausführbare Idee, weil es, als bloßer Spiritualismus, die Sinnlichkeit vernichten wolle; eine Prätension, die ihm und seinen Mitbetern außer allem Spaß liegt. Die Wahl ist daher bald getroffen: man schlägt den Geist todt, damit er die arme Materie nicht länger so impertinent incommodire, und der Humor des Ganzen ist sonach die möglichst gründliche Ausrottung alles störenden Gottesglaubens, dessen alte „Schweizergarde“ das Judenthum sei, oder mit andern Worten: „die Rehabilitation der Materie.“

Diese Abwendung vom Positiven konnte aber natürlicherweise nicht auf das religiöse Gebiet allein beschränkt bleiben, sondern trübte, gleich einer Krankheit, die gesammte Weltanschauung. Nachdem man jetzt aus der oben erwähnten, romantischen Dreieinigkeit von Staat, Kirche und Volk, das eine versöhnende Mittelglied religiöser Liebe wieder herausgenommen, stehen Staat und Volk unvermittelt, schroff- und feindlich, als bloßes Recht und Gegenrecht, einander gegenüber, und anstatt der wechselseitigen freien Unterordnung unter ein Höheres über Beiden, wie die Kirche sie lehrt, bleibt das Mißtrauen, der Haß, der Trotz, mit einem Wort: die endlose Revolution. — Eben so folgerecht richtete sich jene verwandelte Ansicht ferner auch gegen die Nationalität. Denn alle Nationalität ist durchaus positiv, das allgemein Menschliche, durch das angeborene geistige Maß eines besondern

Volkes, durch ſeine Geſchichte, Klima und Alles was der Menſch nicht willkürlich zu machen vermag, bedingt, begränzt, modificirt und zur individuellen Phyſiognomie ausgeprägt. Gegen dieſe göttliche Offenbarung im Leben, wie gegen die geoffenbarte Religion, gegen dieſe höhere Waltung und Erziehung der Völker-Individuen, ſträubt ſich das für mündig erklärte Subject, als gegen eine unleidliche, unwürdige Schranke. Und ſo iſt es unter anderem auch in die Mode gekommen, anſtatt der nationalen, eine Weltliteratur herzuſtellen, die in ihrer nothwendigen Rückwirkung alle echte Vaterlandsliebe zur bloßen altväteriſchen Grille macht. So wird namentlich die Poeſie eine ganz allgemeine Phraſeologie, und die Geſtaltung im Drama, dem nationalſten aller Dichtungsarten, zum conventionellen Begriffsſkelett. Und wie die Romantiker beinah ohne Ausnahme Schellingianer, ſo ſind die jetzigen Poeten faſt alle Hegelianer, nicht zum Vortheil der Kunſt, die bei Hegel, als ein blos interimiſtiſches Zeichen und Surrogat der noch nicht vollſtändig logiſch vermittelten Idee, nur eine ſehr untergeordnete Rolle ſpielt.

Unſere neueſte Poeſie iſt alſo im Grunde nur die Reaction gegen die Romantik, und hat alle, von dieſer quiescirten und vorlängſt abgeſchiedenen Geiſter als ihre Kampfgenoſſen wieder aufgerufen, die aber als bloße Revenants keineswegs ihre urſprüngliche Lebenskraft mehr bewähren. Da laufen alle Elemente und Richtungen gleichzeitig zuſammen, und prallen oft hart aneinander: der Humanitätscultus, die Sentimentalität, Pietismus, Kant'ſche, Schelling'ſche und Hegel'ſche Philoſophie und politiſches Bardengebrüll. Sie haben die Romantik überwunden, aber noch nichts Neues an deren Stelle geſetzt, indem ſie das Alte, weil es ſich modern koſtümirt, für etwas Neues halten. Es iſt eine bloße Uebergangsperiode,

alles noch im Kreißen und Gähren begriffen, und wir müßten eigentlich hier schließen; denn es ist ganz unmöglich, ein Chaos zu umschreiben, die Geschichte einer Literatur auch nur anzudeuten, die sich noch keine bestimmte Physiognomie herausgebildet hat und in jedem Meßkatalog eine andere Miene macht. Doch läßt sich, wenn man genau hinsieht, noch immer der alte protestantische Familienzug deutlich erkennen, und man kann diese Literatur im Ganzen als Negation, mithin als eine restaurirte Poesie des Verstandes bezeichnen.

Die Verstandespoesie wird aber jederzeit vorzüglich durch den Roman repräsentirt. Daher jetzt die noch immer steigende Sündflut von Romanen, und fast keiner darunter, wo nicht ein Stück modernster Philosophie abgehandelt und damit experimentirt würde. Es sind wesentlich Tendenzromane: für Socialismus, für die frivole Salonweisheit, für Republik, Monarchie u. s. w., die sich zum Theil untereinander auf das wüthendste anfeinden, verläumden und bekriegen, aber sofort wie Ein Mann zusammenstehen, wo es irgend etwa gilt, gegen das positive Christenthum oder die Kirche Front zu machen. Hierbei spielt denn begreiflicherweise die alte Humanitätslehre wieder eine bedeutende Rolle: die Menschheit als ein Naturproduct, ihre Veredelung als bloße Selbstdressur der ihr inwohnenden Kräfte. Da aber nun diese Kräfte in ihrem Grundtypus allerdings überall dieselben sind, so führt diese Ansicht nothwendig zu einer wunderlichen Universalität und Weltbürgerei, die alles Eigenthümliche planirt und verwischt. Es giebt fast keinen Winkel der Erde, wo sich unser Roman nicht schon angesiedelt und gemüthlich fraternisirt hätte; Spitzköpfe und Rundköpfe, Rothhäute und andere Bärenhäuter werden frischweg unter ein und denselben Allerweltshut gebracht, als ob die Natur

überall nach einer philosophischen Schablone bilde, und es nicht, wie in jedem Dorfe Hinz und Kunz, so auch in der Geschichte der Menschheit besondere Völkerindividuen gebe.

Diese vorherrschende Verstandesrichtung zeigt sich auch in der psychologisch-pragmatischen Liebhaberei unserer Romane. Welche langweilig breite Expositionen! Der innere Mensch wird, anstatt aller göttlichen Fügung und Leitung, aus lauter Lappalien und zufälligen Umständen, die sich bei seiner Geburt, Erziehung u. s. w. maßgebend ereignet haben sollen, mathematisch construirt und erklärt: aus dem Fall des Kindes eine schiefe Nase, aus der schiefen Nase ein schiefer Charakter. Dieser pragmatische Aberglaube ist ohne Zweifel der nüchternste Fatalismus, und führt von selbst auf das Dogma von der sklavischen Nachahmung der Natur. Solch Daguerreotyp-Portrait giebt freilich jedes Härchen und jede Warze wieder, aber das materielle Licht erkennt eben nur den Leichnam; der geistige Lichtblick des Künstlers kann erst das Wunderbare im Menschen, die Seele, befreien und sichtbar machen. Und eben weil die Phantasie ganz in den Hintergrund gedrängt, und der Sinn von allem Mystischen und Wunderbaren abgewendet ist, so glitt die Poesie in natürlich wachsender Schwerkraft immer mehr vom Sein zum Schein, von der Religion zur Moral, von der Moral zum bloßen Anstand, und von dem stets biegsamen und zweideutigen Anstande zum ästhetisirten Materialismus, der in endlich errungener Freiheit mit den Lüsten spielt wie das Thier.

Die Salonweisheit nebst obligatem Anstande haben besondere die Frauen zu ihrem Thema sich erwählt. Auch der Anstand aber, dieser echte Schein des Sein's, hat seinen Pietismus und seine Freidenkerinnen. Der Pietismus erscheint hier als allerliebste Kirchgängerin mit einfach ge-

scheiteltem Haar und einem zierlichen Herrenhuterhäubchen darüber, die vor lauter Besorgniß sich gottselig zu kostümiren und zu bewegen, über jedes Steinchen stolpert, und spröde die Männer verachtet, weil sie nicht ebenfalls Hauben tragen. Die Freidenkerinnen im Gegentheil lieben die Männer gar sehr, mit denen sie, so übel es ihnen auch bekommen mag, gern eine Cigarre rauchen. Sie halten abergläubig durchaus Alles für erlaubt, ja für tugendhaft im sublimeren Sinne, was in der schlechten Gesellschaft der sogenannten guten Gesellschaft geadelt und salonfähig ist, und schminken das Laster so dick mit modernster Geistreichigkeit, daß sie die darunter hervorgrinsende Todtenmaske selber nicht merken. Beides ist im Grunde, nur nach verschiedenen Seiten hin, dieselbe kokettische Vornehmthuerei. Der Hauptact aber in diesen Frauenromanen ist fast ohne Ausnahme: Entsagung. Wir bezeichneten oben die Entsagung als den specifisch christlichen Heldenmuth. Es kommt jedoch hierbei einzig und allein *darauf* an, *was* aufgegeben, und *wofür* es aufgegeben werden soll. Es ist durchaus ein ganz ander Ding, ob Calderon's standhafter Prinz einem königlichen Heldenleben um Gott und der Ehre willen, oder ob eine alte Jungfer aus sentimentaler Schonung eigensinniger Papa's und schlimmer Tanten oder aus emancipirter Ueberbildung, welcher kein Mann gut genug ist, dem Ehebett entsagt; jener wird durch seine Selbstaufopferung erst recht ein königlicher Held, diese ist und bleibt eine klägliche alte Jungfer.

Als Chorführer aber hat sich in neuester Zeit vorzüglich der *historische Roman* hervorgethan. Der historische und der philosophische Roman umschreiben so ziemlich die ganze Peripherie der Verstandespoesie, indem dieser Ideale macht, jener sich breit auf die Wirklichkeit stellt. Das ist nur eine

Theilung desselben Geschäfts, weshalb sie denn auch häufig ineinanderspielen; und es ist für diese Verstandesrichtung im Grunde gleichgültig, daß im philosophischen Roman aristokratisch ein Individuum, im historischen demokratisch das Volk den Helden vorstellt; denn beiderlei Helden lassen sich eben so gut willkürlich idealisiren, als modernisiren. Und Beides hat unser historischer Roman sattsam besorgt.

Es mag immerhin sein, daß der historische Roman erst durch den Freiheitskrieg, wo die Weltgeschichte wieder einmal erschütternd über den deutschen Boden schritt, bei uns in die Mode gekommen. Allein die romantischen Bivouac's, die schottischen Sansculotten, die Rothmäntler und Baschkiren waren denn doch nicht das Welthistorische dieses Kampfes, sondern die unsichtbare Opferflamme der Begeisterung war es, welche die bewaffnete Völkerwanderung aufgerufen und geführt. Aber diese ist vergessen, und die schmuzigen Baschkiren sind geblieben. So ist ja auch bei Walter Scott, dem eigentlichen Vater unserer historischen Romane, keineswegs die Scenerie und sorgfältige Kostümirung das Bedeutende, diese ist vielmehr oft sehr langweilig; es ist die männliche Trauer, das Tragische des Untergangs einer edlen Nationalität. Was aber haben uns unsere Van der Velde, Trommlitz, Blumenhagen u. m. a. dagegen geboten? Nichts als plauderselige Decoration, Schwertergeklirr, Humpenklang und geharnischte Ritter mit Manschetten unter dem Eisenhandschuh und Gardereiter-Prahlereien im Munde. — Unsere bedeutendsten Romanhistoriker sind unstreitig Tieck in seinem „Aufruhr in den Cevennen" und zum Theil in den späteren Novellen; und Steffens in seinen drei norwegischen Romanen. Und doch sind jene Novellen so wie diese Romane eigentlich nur Tieck und Steffens selbst. Alle Kunst, wenn sie der Philosophie dienstbar ist,

wird nothwendig allegorisch; und so sind auch die Steffenschen Romane bei allem oft glücklichen Streben nach Objectivität, mehr oder minder bloße Allegorien philosophischer Sätze oder doch Dolmetscher der Lebensansichten des geistreichen Verfassers. Und als Tieck in den Novellen von seiner romantischen Weltschau zur Gegenwart hinabstieg, brachte er auch hier seine ironische Skepsis mit, die allen realen Boden wieder wegescamotirt und uns nirgend wahrhaft heimisch werden läßt. Das eigentliche Ziel aber des modernen historischen Romans ist, wie schon oben angedeutet worden, in „Wilhelm Meisters Lehrjahren" am glücklichsten erreicht. Hier hat Goethe den verhüllten Geist einer denkwürdigen Entwicklungsperiode rein und scharf erkannt, und ihn, indem er ihn frei walten läßt, mit allen seinen großen Bestrebungen und kleinlichen Thorheiten durch eine meisterhafte Darstellung für die Nachwelt festzubannen gewußt. Als ein solcher Sittenspiegel würde in manchen Beziehungen auch Nicolai's „Sebaldus Nothanker" gelten können, wenn der ganz prosaische Verfasser nicht beständig den Spiegel nach vorgefaßten Meinungen willkürlich verschöbe und verrückte, um die Dinge, nicht wie sie sind, sondern wie er sie durchaus sehen will, zu schauen; und wenn dieser höchst langweilige Roman vermöge seiner schwerfälligen Trockenheit überhaupt zur Poesie zählte.

Alle diese Romane aber haben das miteinander gemein, daß sie in dem Verlauf der Thatsachen nichts Wunderbares, mithin auch keine göttliche Offenbarung und Leitung anerkennen. Sie dulden keine Götter außer den natürlichen Dingen, die Gottheit waltet allein in dem Naturgeist, oder ist vielmehr der Naturgeist selbst, aus dem die Völkerindividuen wie anderes Kraut hervorwachsen. Der historische Roman hat, wie schon sein Name andeutet, allerdings nahe

Verwandtschaft mit der Geschichte; und die Geschichte ist ohne Zweifel von hoher, ja bei weitem größerer poetischer Schönheit, als sie irgend ein Dichter je erfinden könnte. Allein sie ist es nur in ihren großen Hauptzügen und in dem wunderbaren Zusammenhange des Ganzen. Der historische Roman aber kann aus dem Ganzen immer nur Einzelnes herausheben, er ist der Kleinkrämer der Geschichte. Um nun diesen Miniaturring in die große fortlaufende Kette einzufügen und einigermaßen verständlich zu machen, wird gewöhnlich ein ganzer Apparat secundairer Details und Beirath's verbraucht. Daher bleiben so viele dieser Romane in der bloßen Exposition, in der umständlichen Beschreibung von Trachten, Turnieren und Redensarten jämmerlich stecken. Andere kühnere Autoren dagegen suchen sich in dieser Noth auf dem kürzesten Wege zu helfen, indem sie die Jetztzeit antedatiren und der Vergangenheit frischweg das Kukuksei ihrer modernen Weisheit unterlegen; gleich wie ja in einem ähnlichen Falle z. B. der Maler Lessing in seine neuesten Historienbilder alle gehässige Confessionspolemik der Gegenwart hineingemalt hat. Hierdurch wird aber die Geschichtsverderberei, die schon bei Historikern von Metier nichts weniger als selten ist, als ein förmliches System traditionell gewordner Lügen auch in weiteren unwissenschaftlichen Kreisen populär und stabil gemacht; und wir besitzen einen bedeutenden Vorath von dergleichen Romangeschichten, die rein tendenziös, also weder Gedichte noch Geschichte sind. Und so ist denn die Geschichte dieses Romans eigentlich nur die Geschichte der wechselnden Krankheitssymptome unserer Zeit, und fast alle übersahen vor lauter religiösen, philosophischen und politischen Hintergedanken, daß auch der Roman doch vor allem andern ein Gedicht sein muß.

Aehnliche, nur durch die Verschiedenheit der Gattung modificirte, Erscheinungen charakterisiren auch unser neuestes Theater. Wir haben oben die historische Strömung des deutschen Dramas nachzuweisen versucht: wie dasselbe in der Gestalt der Mysterien in der Kirche seinen Ursprung genommen, dann, bei wachsender Verweltlichung durch Emancipation der Zwischenspiele des Mysteriums unter dem Volke allmählich zum Fastnachtsspiele ausgeartet; nach dem dreißigjährigen Kriege aber, da das Volk verwildert war, in Nachahmung der Franzosen und Italiener als Staatsaction, als Schäferei und Oper an die Fürstenhöfe gekommen; und endlich, seiner wesentlich demokratischen Natur folgend, zu den reichen und gebildeteren Städten überging, unter denen zunächst Hamburg den Vorrang behauptete. Und hier beginnt, mit Lessing, eigentlich erst unser neues selbstständiges Schauspiel.

Allein Lessing war zu kritisch und zu wenig productiver Dichter, um die neue Bühne, die ihn überdies nur transitorisch als Vorschule seines Scharfsinns interessirte, bleibend zu begründen. In seiner genialen Ungeduld hat er mehr nur die Grundzüge des neuen Schauspiels, wie es ihm vorschwebte, angedeutet, er zeigte eigentlich nur, wie man es nicht machen sollte, ohne das Bessere lebendig verkörpern zu können; und so ließ er die Sache, ehe sie fertig war, wieder fallen, um zu Wichtigerem fortzueilen. Es ist ihm hier wie später in den religiösen Dingen ergangen. Indem er kühn die Schranken der alten Schule niederwarf und die Natürlichkeit dagegen setzte, hatte er am Ende wider Willen nur dazu beigetragen, die allgemeine Anarchie noch zu vermehren. Daher sehen wir, nachdem die romantische Episode abgespielt, in unserem jetzigen Drama fast alle Phasen jener alten dramatischen Strömung, als wäre seitdem eben nichts

geſchehen, ſich von neuem wiederholen, und zwar nicht etwa ſucceſſiv, ſondern gleichzeitig und oft bei ein und demſelben Dichter. So gewahren wir häufig wieder mittelalterlich-myſtiſche Elemente und Züge, die aber, da der alte Glaube fehlt, in neuen Aberglauben umgeſchlagen. Das alte Faſtnachtsſpiel, nachdem es ſeinen Hanswurſt begraben, iſt unmittelbar von dem Grabe des Dahingeſchiedenen weinerlich und in eleganter Hoftrauer als feines Luſtſpiel mitten unter die Gebildeten getreten. Aber die alte unflätige Natur iſt ihm geblieben, und die zahme kokettirende Lüderlichkeit mit der Prätenſion des Anſtandes iſt unendlich widerlicher und unſittlicher, als die hanswurſtiſche Flegelei. Dieſes feine Luſtſpiel hat, wie alle Parvenus, eine ſehr vornehme Miene angenommen. Es verachtet die luſtigen Schwänke des Volks, desgleichen die natürliche Intrigue und Sprache der einfachen plebejiſchen Liebe; und handelt am allerwenigſten etwa wie Ariſtophanes oder noch Tieck in ſeinen Spottcomödien, von den großen Weltthorheiten und Irrthümern, ſondern vertieft ſich voll geckenhafter Eitelkeit lediglich in die conventionelle Kleinkrämerei der gebildeten Societät; weshalb es denn, bei ſeiner pedantiſchen Ungeſchicklichkeit, beſtändig aus Frankreich, wo dieſe Salon-Kleinſtädterei zu Hauſe, Witz und vornehmen Jargon ſich borgen muß. — Auch die grauſame Staatsaction endlich iſt von neuem aufgelebt. Die alte Furie raſt nach Blut lechzend wieder durch unſere Trauerſpiele und Melodramen, wo Ehebruch, Blutſchande, Nothzucht, Mord und Todtſchlag, Operngebrüll und Paukenknall und eingeſchobene Ballets gar anmuthig miteinander abwechſeln.

Beſonders aber machen zwei Erbſtücke aus der vorromantiſchen Zeit: das Schickſal und die Sentimentalität, unſeren dramatiſchen Schriftſtellern noch immer viel zu ſchaffen.

In der alten Tragödie stand die Willkür der Menschen der Willkür der Götter, eine Naturkraft der andern schroff gegenüber, beide fast gleich berechtigt. Es konnte mithin hier nicht füglich von Aufopferung oder Ergebung, vielmehr nur von einem Kampfe auf Tod und Leben die Rede sein; und dieser Kampf war das heidnische Schicksal. Durch das Christenthum aber ist an die Stelle dieses unversöhnlichen Widerstreits eine höhere, erbarmend waltende, göttliche Leitung getreten, deren Wege freilich oft unerforschlich, deren Gedanken, weil sie auf das Ganze des Weltalls gerichtet, nicht unsere Erdwinkelgedanken sind. Um nun diese empfindlich demüthigende Weltansicht möglichst zu beseitigen, haben unsere Dramatiker vorzüglich dreierlei Auswege erfunden. Die Einen setzen stolz den subjectiven Eigensinn gegen die objective Wirklichkeit gegebener oder selbstgemachter Lebensverhältnisse, die sie vornehm: Schicksal nennen. Allein dieser Eigensinn glaubt im Grunde weder an sich noch an seine Schicksalsfiction, er hat kein ewiges Recht, sein Schicksal keine göttliche Uebermacht, er rennt sich im fünften Act dummerweise den Kopf ein, und das Schicksal lacht sich schadenfroh in's Fäustchen. Das ist der Liberalismus unserer antikisirenden Trauerspiele. — Andere, zahmer und serviler gesinnt, geben lieber gleich vorweg sich selber auf, indem sie die göttliche Leitung als eine pedantisch unabänderliche Prädestination hinstellen und daher einem völlig undramatischen Fatalismus verfallen. Da hört aber alle sittliche Freiheit, und mithin auch aller tragische Kampf gleich im ersten Acte auf; der Held wird ein bloßer Automat, und das Ganze schnurrt wie ein einmal aufgezogenes Uhrwerk, mechanisch willenlos ab. — Die Dritten endlich erachten die göttliche Vorsehung, da sie sich unsern hochmüthigen Plänen und Gelüsten so gar nicht affabel er-

weisen will, schlechthin für ein Regime von geheimen Naturkräften, neckenden Kobolden, Ahnenfrauen, verhängnißvollen Dolchen ꝛc., die hinter dem Vorhange spuken, um die armen Menschen zu erschrecken und zu ängstigen. Und diese Geisterseher, wie jene Fatalisten, bilden den eigentlichen Stamm unserer Schicksalstragödie, wie sie von Werner aufgebracht, dann von Grillparzer in seinen Anfängen, insbesondere aber von Müllner und dessen Nachahmern des Breiteren ausgesponnen worden. Die Sachen sind aber durch das Christenthum in dem allgemeinen Bewußtsein durchaus anders gestellt, und diese Tragödien mithin nur noch ein leeres Spiel mit hohlen Begriffen. Die neuere christliche Tragödie dagegen hat in der That nur Eine Bahn: den Kampf mit den dämonischen Kräften, nicht draußen, sondern in der Menschenbrust selbst, die beständig gegen die göttliche Führung rebelliren, und die Versöhnung dieses Kampfes durch die Liebe.

Wir haben vorhin unter den aus der Zopfzeit überkommenen Erbstücken auch die Sentimentalität genannt, und dieselbe schon früher als die geschäftige Schönfärberei des an sich Farblosen und Alltäglichen kennen gelernt. Seitdem ist aber diese Erbsünde gleichfalls an ihr natürliches Maß herangewachsen und stärker und impertinenter geworden. Sie begnügt sich nicht mehr mit dem harmlosen Vergnügen, die schmuzige Wäsche des häuslichen Philisteriums rein zu waschen, gefallene Mädchen unter die Haube zu bringen u. s. w.; sie verbreitet nun ihre zärtliche Sorgfalt auf den Schmuz der ganzen Menschheit. Die armen, von Religion und Moral bisher so argbedrängten Sterblichen sollen sich endlich nicht länger genieren und von der trübseligen Delinquentenreligion des bleichen bluttriefenden Juden Christus, der der Welt alle Freuden geraubt, tyranniſiren lassen; zu ihrer größeren Be-

quemlichkeit und Erleichterung soll fortan die Materie Gott, nur der Sinnengenuß heilig, und das ganze Leben ein allgemeiner Carneval auf Erden sein. — Viele der neueren Schauspiele, und bei weitem die meisten unserer socialen Romane, sind offenbare Studien zu diesem Simonismus der Sinnlichkeit. Vorzüglich aber ist dieses menschenfreundliche Evangelium in alle Welt ausgefahren durch unsere modernste Lyrik, die in der That bereits ihre Saturnalien feiert und das goldene Kalb des Materialismus jauchzend umtanzt. Einige Melancholiker unter ihnen spielen zwar nebenbei auch noch die Zerrissenen, und haben Byron's finstere Maske angethan. Allein Byron war wirklich zerrissen, was immerhin einen tragischen Effect macht; diese Poeten dagegen zerreißen kindisch sich selbst, oder lassen sich vielmehr von ihren imaginairen Bestien zerreißen, um wie römische Gladiatoren in der Arena zum Ergötzen des erstaunten Publicums in malerischen Stellungen zu verbluten. Der maitre de plaisir aber auf diesem Karneval ist Heinrich Heine; und es dürfte die Schaar seiner Nachtänzer billig entrüsten, daß er, wie es heißt, in seinem Testament sich herabgelassen hat, wieder Gott einzusetzen und die Unsterblichkeit der Seele zu decretiren.

Ungeachtet dieser ephemeren Erscheinungen indeß, ja zum Theil aus natürlicher Opposition dagegen, haben die Stimmungen der Welt sich mannigfach wieder anders vertheilt und gestaltet. Schon Novalis, wie wir oben gesehen, sagte prophetisch: daß die Zeit der Auferstehung gekommen, und grade die Begebenheiten, die gegen ihre Belebung gerichtet zu sein schienen, die günstigsten Zeichen ihrer Regeneration geworden. Aus der Vernichtung alles Positiven hebe die Religion ihr glorreiches Haupt als neue Weltstifterin empor; in Deutschland könne man schon mit voller Gewißheit die Spuren einer neuen Welt aufzeigen.

Und in der That, wer erkennt in Deutschland die religiösen Zustände, wie sie zur Zeit der Romantik gewesen, heute noch wieder? An dem Cölner Ereigniß sich selbst besinnend, in der herben Schule des Hohns und der Verfolgung seitdem erwachsen und gestählt, erstand überraschend eine unsichtbare Macht, Etwas, das niemand erfunden, geführt oder geordnet, das die Romantiker träumten und selber nicht hatten — eine katholische Gesinnung. Und ihr gegenüber hat sich in dämonischem Instinct aller Ingrimm des alten Rationalismus, der seinerseits consequent nun beim nackten Heidenthum angelangt, trotzig gelagert; Leipziger Plauderconcile gegen eine Million Trierscher Wallfahrer; emancipirtes Fleisch gegen das Brod des Lebens, eine Dichtkunst endlich, die keine Poesie mehr ist: eine in Haß und Hoffart betrunkene Rhetorik, die fanatisch die Freiheit des Blocksbergs proclamirt.

Welchem dieser beiden Heereslager, wenn auch vielleicht nach heißen Kämpfen, zuletzt der Sieg bleiben wird, ist uns, mit Novalis, nicht zweifelhaft. Bei dem unverwüstlichen Ernste der Nation wird in Deutschland über kurz oder lang eine, der Romantik in ihren ursprünglichen Hauptrichtungen mehr oder minder verwandte Reaction sich geltend machen, nachdem jene Revolution, immer breiter die Massen durchdringend, einstweilen die Romantiker übergerannt, und uns zum Ersatz nichts Anderes als die vorlängst abgespielte Aufklärerei, nur mit veränderten Redensarten, wiedergebracht hat. Denn vergeblich will der Rationalismus, wie er sich jetzt als Kirche zu constituiren strebt, nun auch seine aparte Poesie haben; beides unmöglich, weil er, seiner Natur nach, eben so antikirchlich, als unpoetisch ist. Tröstlich aber und als Pfand der Zukunft bedeutungsvoll ist es, zwischen enen ungeheuern Staubwolken, aus denen uns nur stechende

Augen und von Leidenschaften widerlich verzerrte Gesichter entgegenstieren, schon jetzt immer mehreren Dichtern zu begegnen, die das Herz haben, mitten in dieser Verwirrung einen andern Banner zu entfalten. Wir nennen hier nur Emmanuel Geibel's „Gedichte", Adalbert Stifter's „Studien", und Annette von Droste-Hülshoff, die in ihrem „geistlichen Jahr" wahrhaft übermächtig mit den Zweifeln und Versuchungen der modernen Bildung ringt, bis Lust und Schmerz sich in göttlicher Liebe verklären.

Alle guten Geister loben Gott den Herrn. Mit diesem einfachkräftigen Exorcismus haben unsere frommen Vorfahren von jeher allen bösen Spuk gebannt, und sind unangefochten hindurchgegangen. So wollen wir denn, auch in der Poesie, desgleichen thun gegen den lärmenden Hexensabbat unserer neuesten unschönen Literatur, wo die Confusion endlich so groß geworden, daß die Christen heidnisch, und die Juden (wie Berthold Auerbach in seinen Dorfgeschichten) christlich dichten. Hat doch die verblichene Romantik die blanke Waffe meisterhafter Formen uns so gut wie jenen hinterlassen, ja, was die Romantik Großes und Edles angeregt und jene nun als mittelalterliche Tradition zurückweisen, ist ein bedeutendes Vermächtniß, das der neuerstarkten katholischen Gesinnung allein zu Gute kommt, um daraus jener lügenhaften Phantasterei eine wahrhafte Poesie wieder entgegenzusetzen. Nicht durch juvenile Wiedererweckung der Romantik, wie die süßlichen „Amaranthen" und „Sieglinden" vergeblich versucht, noch durch absichtsvolle Controvers- und Tendenznovellen, womit die Gegner ihrerseits alle heitere Poesie hinwegdisputiren, sondern einzig durch die stille, schlichte, allmächtige Gewalt der Wahrheit und unbefleckten Schönheit, durch jene religiös begeisterte Anschauung und Betrachtung der Welt und

der menschlichen Dinge, wo aller Zwiespalt verschwindet, und Moral, Schönheit, Tugend und Poesie Eins werden. Gesundheit und Freudigkeit gegen blasirte Zerrissenheit, fromme Naturwahrheit gegen gespreizte Lüge, eine Poesie der Liebe gegen die Poesie des Hasses. Es sei keine Propaganda des Katholicismus, aber eine, allem Unkirchlichen durchaus fremde Gesinnung, die alles Leben nur an dem mißt, das allein des Lebens werth ist, und die wir heutzutage getrost eine katholische nennen dürfen; das Ganze umgebend, wie die unsichtbare Luft, die jeder athmet, ohne es zu merken. Denn das ist ja eben das poetische Geheimniß des religiösen Gefühls, daß es wie ein Frühlingshauch Feld und Wald und die Menschenbrust erwärmend durchleuchtet, um sie alle von der harten Erde blühend und tönend nach Oben zu wenden. Es sei mit Einem Wort eine der Schule entwachsene Romantik, welche das verbrauchte mittelalterliche Rüstzeug abgelegt, die katholisirende Spielerei und mystische Ueberschwenglichkeit vergessen und aus den Trümmern jener Schule nur die religiöse Weltansicht, die geistige Auffassung der Liebe und das innige Verständniß der Natur sich herübergerettet hat. — „Es ist nicht Noth, sagte schon Brentano einst, in der Kunst das Vortreffliche anzuschaffen, es ist Noth, das Schlechte, Falsche, Verkehrte abzuschaffen, denn alles Vortreffliche erblüht aus dem Rechten und Wahren." Was hat der ewige Himmel mit jenen vorüberziehenden schmuzigen Staubwirbeln zu schaffen? Wandeln doch die alten Sterne noch heut, wie sonst, die alten Bahnen und weisen noch immer unverrückt nach dem Wunderlande, das jeder echte Dichter immer wieder neu entdeckt. Wo daher ein tüchtiger Schiffer, der vertraue ihnen, und fahr' in Gottes Namen!

Bibliothek
Berlin